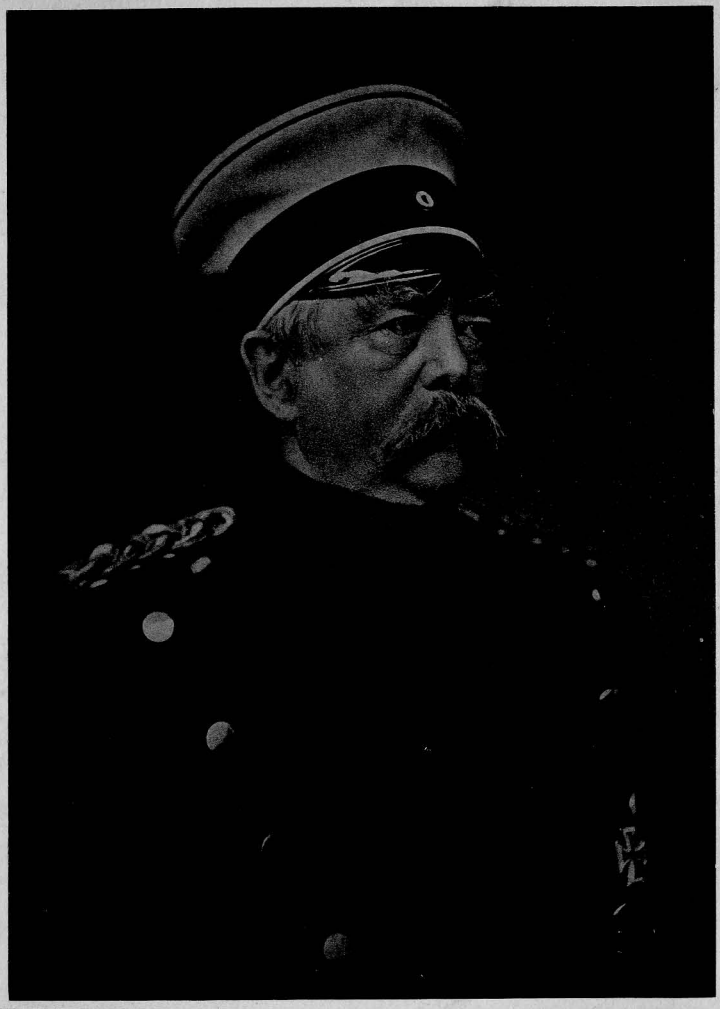


Fürst Bismarck.

Nach einer Originalaufnahme der Hofphotographen Loescher & Petsch in Berlin.

Otto von (1815-1898) P. 25.876
Ugdung

Fürst Bismarck.

Fürst

Sein Leben und Wirken.

Von

Jahnke

Hermann Jahnke.
(Verfasser von „Kaiser Wilhelm I." und „Kaiser Wilhelm II.")

Reich illustriert von ersten deutschen Künstlern.

Dritte Auflage.

Berlin SW. 47.
Verlag von Paul Kittel.
1893.

DUBLET
2454

D-15/88

Uniwersytet Warszawski
BIBLIOTEKA
Wydz. Hum.
Filia w Białymstoku

111/135

Alle Rechte vorbehalten.

Z-376-1317
28.III.49

Inhalt.

		Seite
I.	Unter dem Zeichen des Eisenkreuzes	1
II.	Heimat und Vaterhaus	14
III.	Jung Bismarck	30
IV.	Lehr- und Wanderjahre	51
V.	In des Hauses Frieden	82
VI.	In den Stürmen und Wogen der Zeit	96
VII.	Nach der Sturmflut	128
VIII.	Des Reiches Zepter und Krone	145
IX.	Dornröschen Germania	177
X.	Siegfried in der Zauberschmiede	193
XI.	In Ost und West	240
XII.	Durch!	292
XIII.	Wie Fels im Meer	323
XIV.	Die Befreiung Schleswig-Holsteins	353
XV.	Risse im Bau	381
XVI.	Der Bau der deutschen Einheit	408
XVII.	Zu des Reiches Herrlichkeit	460
XVIII.	Der Hort des Völkerfriedens	546
XIX.	Feierabend!	595

I.

Unter dem Zeichen des Eisenkreuzes.

„Geknebelt und geknechtet lag
In Bonapartes Banden
Die halbe Welt. — Die Kette brach,
Als Deutschland aufgestanden,
Und siegesfroh
Bis Waterloo
Ihn unsre Väter trieben.
Doch ob sie stritten heldengleich,
Ihr Preis, das Reich — — — —
Wo ist das Reich geblieben?"

Wilhelm Jordan.

Groß und bedeutungsschwer war die Zeit, aus welcher der Held dieses Buches, der Mann hervorgegangen ist, mit dessen gefeiertem Namen die Geschicke unseres deutschen Vaterlandes während der letzten vier Jahrzehnte so eng verknüpft sind. Und nicht ohne sinn- und vorbildliche Beziehungen zu den gewaltigen Ereignissen dieser Zeit ist jener denkwürdige Tag, an dem einst Fürst Bismarck, der erste Kanzler des neuen Deutschen Reiches, das Licht der Welt erblickte.

Es war am 1. April des Jahres 1815. Die Frühlingszeit war in den deutschen Landen wiedergekehrt. Gesprengt waren die Fesseln, in welche des Winters Gewaltherrschaft die Erde geschlagen hatte. Allerorten keimte und sproß neues Leben. Die gefiederten Sänger ließen ihre Jubellieder erschallen; im frischen Grün prangten die Saaten

auf den Feldern. Doch es standen noch die Tage des wetterwendischen Aprils und die strenge Zeit der Nachtfröste bevor, welche Keime und Knospen bedrohten.

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis."

Die Vorgänge im Leben der Natur bieten ein treffendes Bild dessen, was sich zu jener Zeit im Leben der Völker zutrug.

Napoleon Bonaparte hatte, einer Gottesgeißel gleich, seinen Eroberungszug über Länder und Meere gehalten. Mit gewaltiger Faust hatte er die Völker unter die Macht seines Zepters gebeugt. Auch unser deutsches Vaterland war von seiner furchtbaren Zuchtrute auf das schmerzlichste getroffen worden. Unter dem Schritt des Weltüberwinders war das freilich schon lange altersmorsche „Römische Reich deutscher Nation" in Trümmer gebrochen. Kaiser Franz aus dem Hause Habsburg hatte die Krone und den Herrscherstab, welche einst ein Otto der Große, ein Friedrich Rotbart getragen, freiwillig niedergelegt, nachdem eine Anzahl deutscher Fürsten es nicht ihrer Ehre und Würde zuwider gehalten, sich unter den Schutz des fremden Gewaltherrschers zu stellen. Preußen, das nach den Worten der Königin Luise auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen war, hatte sich vergeblich dem Anprall des mächtigen Eroberers entgegengestellt; es war zertrümmert und an den Rand des Verderbens gebracht worden. Das Vaterland in seiner Schmach, Ohnmacht und Zerrissenheit hatte den Anspruch verloren, noch mit dem einst so ehrenvollen Namen eines Deutschen Reiches bezeichnet zu werden.

Doch endlich begann für den gewaltigen Länderzerstörer und Völkerverderber Gottes Strafgericht. In Rußland wurde seiner unersättlichen Gier nach Raub ein Ziel gesetzt. Die Stunde der Erlösung war für die geknechteten Völker angebrochen. In der schweren Zeit der Trübsal hatte sich das deutsche Volk wieder auf sich selbst besonnen, war der alte Heldengeist in wunderbarer Weise neuerwacht.

Preußens König, wohlberaten von Männern wie Stein, Hardenberg, Scharnhorst, hatte seinem treuen Volke durch Befreiung des Bauernstandes von der Leibeigenschaft, durch Einführung einer neuen Städteordnung und der allgemeinen Wehrpflicht köstliche Güter an

Rechten und Freiheiten gewährt und ihm, um es ganz zur freien Mitarbeit an den Aufgaben des Gemein- und Staatslebens mündig zu machen, die Entwürfe zu einer Neugestaltung der Provinzialstände und zur Bildung einer öffentlichen Landesvertretung in Aussicht gestellt.

Freiherr Karl vom und zum Stein.

In dem dankbar zu seinem Könige aufblickenden Preußenvolke vollzog sich unter der Wirksamkeit patriotischer Geisteshelden wie Fichte, Arndt, Humboldt, Jahn u. a., eine völlige Wiedergeburt. Es lernte wieder wahrhaft deutsch fühlen und denken, und die Glut der Begeisterung für den Kampf um die Befreiung des Vaterlandes, die, angefacht durch jene herrlichen Männer, allerorten erwachte, griff bald weiter um sich, bis sie auch die Herzen der deutschen Brüder in den andern Landen

erfaßt. Theodor Körner sang, indem er von Wien herzueilte und sich unter Preußens Fahnen stellte:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht!"

Es kam eine Zeit für das deutsche Vaterland, wie sie größer seit den Tagen der Kreuzzüge und der Reformation nicht mehr gesehen worden, jene wahrhaft hehre und heilige Zeit, welche unter dem Zeichen des Eisernen Kreuzes stand.

Fürst Hardenberg.

Demütiger, gottergebener Sinn, durchglüht von der heißesten Liebe zum Vaterlande und flammendem Kampfesmute, hatte aller Herzen erfüllt. In der Einsetzung des Eisernen Kreuzes als des höchsten Ehrenzeichens für die in den Freiheitskampf ziehenden Krieger hatte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen jenem Geiste das schönste Sinnbild verliehen, wie denn das Eisen, das prunklose, wehrhafte und feste Metall zum allgemeinen Symbole der Zeit wurde.

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut!"

Also gab der Freiheitssänger Max von Schenkendorf dem allgemeinen Empfinden des Volkes begeisterten Ausdruck. Bräute und Gattinnen brachten ihre goldenen Fingerringe auf dem Altare des Vaterlandes willig zum Opfer dar, um eiserne dafür einzutauschen, welche die Inschrift trugen: „Gold gab ich für Eisen."

Der Kampf um die Befreiung des Vaterlandes von den Fesseln einer ebenso drückenden als schmachvollen Fremdherrschaft ward zum Gottesdienste; die Flamme der Begeisterung, die alle trieb und bewegte, erweckte die höchsten Tugenden, die je ein Volk geschmückt haben. Die Sänger des Volkes wurden zu Priestern und Propheten der Freiheit, die wie die Seher alter Zeiten in glühenden Reden und zündenden Liedern zum Kampfe anfeuerten. Freiwillig oder auf den Ruf des Königs drängten sich die Scharen, Knaben und Greise selbst, zu den Waffen. Ein Geschlecht von Helden erwuchs wie über Nacht aus dem geheiligten Boden der Volksbewegung. Das weibliche Geschlecht wetteiferte mit dem männlichen um den Preis des kühnsten Opfermutes für die Sache des Vaterlandes. Schienen doch sogar die Geister abgeschiedener Helden und Heldinnen herniedergestiegen und unter das Volk getreten zu sein, um an der allgemeinen Erhebung teilzunehmen. Die edle Preußenkönigin Luise, welcher der Gram um den Untergang des Vaterlandes das Herz gebrochen, wurde dem Volke und dem Heere zu einer Schutzheiligen. Das Beispiel der in den Schlachten gefallenen Helden feuerte zur Nacheiferung an.

„Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahne Flug!"

Und:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Er segnete die Eisenwaffen der deutschen Kämpfer, der Helden von Stahl und Eisen, die in herrlichen Schlachten den bisher für unbesiegbar gehaltenen Unterdrücker schlugen und vor sich her trieben. Mit eisernem Besen kehrte Held Blücher, der greise Marschall Vorwärts, die letzten Welschen von dem vaterländischen Boden hinweg. Und einmütig, wie man es seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen, zogen Alldeutschlands Söhne „zum Rhein, übern Rhein" dem fliehenden Feinde nach, um ihm im eigenen Lande den Garaus zu machen und siegreich in seine stolze Hauptstadt, wie Gleiches bisher noch nie geschehen, einzuziehen!

Die Macht des Feindes war gebrochen; jener unholde Friedens-

störer, der so unermeßlich viel Unheil auf Erden angerichtet, Napoleon Bonaparte, ward der Kaiserwürde, die er sich angemaßt, entkleidet und auf die Insel Elba in die Verbannung geschickt.

Das sieggekrönte Kriegsheer kehrte in die Heimat zurück; das deutsche Volk empfing seine Helden mit höchsten Ehren, Freudenthränen in den Augen, die Herzen von beseligenden Hoffnungen geschwellt, von dem Verlangen erfüllt, daß der glücklich beendete Krieg als Frucht nun dem Vaterlande eine segensreiche, glückliche Zukunft, allen seinen Söhnen Rechte und Freiheit in dem Maße der dargebrachten Opfer bringen, vor allem aber, daß das in Trümmer gesunkene Reich wieder herrlich und mächtig erstehen möge, wie es einst zu Kaiser Rotbarts Zeiten gewesen war. Jubelnd sang der Dichter, aus dem Freiheitskampfe mit heimziehend:

„Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit! —

Vaterland, in tausend Jahren
Kam dir solch ein Frühling kaum.
Was die hohen Väter waren,
Heißet nimmermehr ein Traum!"

Wohlbegründet waren diese Hoffnungen und Wünsche unseres Volkes. Das verlockende Bild eines nach siegreichem Kampfe wiedererrichteten festgeeinten, starken Reiches vor Augen, waren die streitbaren Männer zu den Waffen geeilt; die Auferstehung eines verjüngten, lebenskräftigen, in Einheit gehaltenen Volkes auf dem befreiten heimatlichen Boden war in einem feierlichen Erlasse des preußischen Königs verheißen worden. Und „das ganze Deutschland soll es sein — so weit die deutsche Zunge klingt", hatte der Dichter gemahnt, gefordert. Nun war die Zeit da, welche die Erfüllung dieser Verheißung und Hoffnung bringen sollte.

Doch es kam ein Reif über Nacht, der die Blüten des erträumten Völkerglückes wie mit einem Schlage vernichtete. Hatte schon der Abschluß des Friedens zu Paris, in dem die verbündeten Mächte Frankreich so milde behandelten, daß es weder die früher geraubten deutschen Länder Elsaß-Lothringen, noch die in dem jüngsten Kriege ge-

stohlenen Kunstschätze wieder herauszugeben gezwungen ward, bei den deutschen Vaterlandsfreunden ernste Bedenken erregt; die nun erfolgenden Verhandlungen der Fürsten und Staatsmänner, die in Wien im Jahre 1815 zur Regelung der europäischen Staatenverhältnisse zusammengetreten waren, erschienen bald geradezu als ein Hohn auf den Ernst der Zeit, auf die unerhörten Opfer, welche das Volk im schweren Befreiungskampfe gebracht hatte, und seine berechtigten Wünsche. Und leider war es ein deutscher Staatsmann, dessen volksfeindlicher, schlangenlistiger Politik es gelang, die Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse in jene verderbliche Bahn zu leiten.

Während die leitenden Staatsmänner Preußens von dem aufrichtigen Streben beseelt waren, dem allgemeinen Verlangen des Volkes nach einem einigen Vaterland mit freiheitlicher Verfassung Rechnung zu tragen und schon während des Krieges sich eifrig abgemüht hatten, den Entwurf einer zweckmäßigen Staatsform für das wieder aufzurichtende Kaiserreich festzustellen, waren die maßgebenden Leiter des österreichischen Staates nur darauf bedacht, die Dinge zum möglichst großen Vorteile für die Habsburgische Hausmacht zu wenden; den Wünschen der deutschen Nation standen sie kühl, ja feindlich gegenüber. Schon im Sommer 1813 hatte der Kaiser Franz erklärt: „Einem Deutschen Kaiser werde ich mich nicht unterwerfen, und zum neuen Kaiser bin ich nicht geschaffen.“ Hiermit war seinem leitenden Staatsmanne, dem Fürsten von Metternich, der Fingerzeig für die von Österreich einzuschlagende Politik gegeben. Der Schwerpunkt des aus allen möglichen Völkerschaften zusammengesetzten österreichischen Staates hatte schon lange vor der freiwilligen Niederlegung der deutschen Kaiserwürde außerhalb der Grenzen Deutschlands gelegen. In seinem Interesse lag daher weniger die Wiedererrichtung eines in fester Einheit gehaltenen deutschen Bundesstaates als vielmehr die Herstellung eines lockeren Bundes unabhängiger Staaten, der seinem Einflusse größeren Spielraum versprach. Dieses Ziel verfolgte Metternich in den Verhandlungen des Wiener Kongresses mit allen Mitteln diplomatischer Kunst, welche, zumal in jenen Zeiten, nicht immer die lautersten waren. Hieraus ergab sich wie von selbst die feindliche Haltung gegen Preußen, das

den Gedanken einer innigen Verschmelzung der deutschen Staaten, wie das Volk sie wünschte, vertrat. Preußen hatte zudem in dem Freiheitskampfe so glänzende Waffenthaten vollbracht, daß sein Ruhm den aller Verbündeten überstrahlte. Es war im Laufe der Zeit, seiner kraftvollen Entwicklung gemäß, in dem Grade in das übrige deutsche Gebiet hineingewachsen, wie Österreich aus demselben herausgewachsen war. Die Sympathien großer Kreise des deutschen Volkes waren diesem Staate,

Klemens Lothar Wenzel Fürst von Metternich,
österreichischer Staatskanzler.

der so entschiedene Schritte zu freiheitlicher Entfaltung noch eben in letzterer Zeit gemacht hatte, in hohem Maße zugeneigt. Dadurch war die alte Eifersucht Österreichs auf das mächtig emporstrebende Hohenzollernreich im Norden Deutschlands von neuem heftig entflammt und die Furcht erweckt worden, es möchte diesem über kurz oder lang die Führerrolle in Deutschland zufallen. Die Herstellung einer freien, einheitlichen Reichsverfassung zu verhüten, Preußens Macht und Einfluß

niederzuhalten, darauf richtete Metternich seine Wirksamkeit, und siehe, seine meisterhafte, arglistige Staatskunst sollte den Sieg davontragen. Wurden doch von Rußland und England, denen ein wenig geeintes und schwaches Deutschland im eigenen Interesse nur erwünscht sein konnte, die österreichischen Pläne unterstützt. Die Vorschläge zur Regelung der deutschen Angelegenheiten, mit denen Metternich alsbald hervortrat, mußten geradezu als ein Angriff auf Preußen erscheinen. Während Frankreich die Unverletzlichkeit seiner Grenzen von 1792 gewährleistet erhalten hatte, während Österreich durch abermalige Entäußerung deutschen Gebietes, der Niederlande und Vorderösterreichs, und durch Erwerbung Venedigs und Salzburgs auf das vorteilhafteste in seinen Grenzen abgerundet worden, und die kleineren deutschen Fürsten, ob sie sich durch ihr Hinneigen zu Napoleon auch noch so schnöde gegen das deutsche Volk versündigt hatten, mit möglichster Machtfülle ausgerüstet werden sollten, ward Preußen zugemutet, seinen ihm während des Krieges von seiten seiner Verbündeten verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebietes aufzugeben. Das preußische Reich sollte, durch Hannover und Hessen in zwei Hauptmassen getrennt, die denkbar ungünstigsten Grenzen, eine Verteidigungslinie von Memel bis Saarbrücken und also außer Rußland und Österreich mit wohlberechneter Absicht auch Frankreich zum Nachbarn erhalten. Unerhört war es, daß den Staatsvertretern Frankreichs auch in den Beratungen über diese rein deutschen Angelegenheiten Sitz und Stimme eingeräumt ward. Wie sehr sich auch die Preußens Sache amtlich vertretenden Staatsmänner, Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt, gegen die Verwirklichung dieser Pläne sträubten, ihr Kampf, nicht mit den Waffen geführt, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen notwendig gewesen wären, hatte wenig Erfolg. Der markvolle Freiherr vom und zum Stein, der vielleicht die Kraft und die Festigkeit besessen hätte, dem Metternichschen Ränkespiel siegreich entgegenzutreten, war in amtlicher Stellung nicht an den Verhandlungen beteiligt, ebensowenig einer der alten eisenfesten Freiheitshelden wie York, Blücher, Gneisenau, die man in schlauer Absicht fern zu halten gewußt hatte. „Es ist jetzt die Zeit der Kleinheit", schrieb Stein damals von Wien aus, „der mittelmäßigen Menschen.

Alles kommt wieder hervor und nimmt seine Stelle ein, und diejenigen, welche alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt".

Bei der Kunde von den bösen Anschlägen gegen Preußen erhob sich ein Schrei der Entrüstung aus den Scharen der treuen Bewohner dieses Landes; die Schwerter der tapferen Freiheitskämpfer klirrten in den Scheiden. Es hätte nur eines Winkes des Königs bedurft, und das Volk hätte sich zur Abwehr solchen Unrechts zum Kampfe erhoben. Wohl mochte auch Friedrich Wilhelm, obwohl dieser mehr ein Fürst des Friedens und dem Kriege abhold war, damals solchen Schritt ernstlich bei sich erwogen haben. Aber er mußte bald sehen, daß ihm seine Gegner bereits zuvorgekommen waren; Österreich, England und Frankreich hatten zur Durchführung ihrer Absichten ein geheimes Bündnis geschlossen und jeder der genannten Staaten sich verpflichtet, im gegebenen Falle ein Kriegsheer von 150 000 Mann unter Waffen zu stellen. Wer weiß aber, ob es trotzdem nicht geschehen wäre, daß die verbündeten Mächte der Welt das Schauspiel eines Krieges unter sich gegeben hätten, wenn nicht plötzlich ein ganz unerwartetes Ereignis eingetreten wäre, welches dem Lauf der Dinge eine gänzlich andere Wendung gab.

Es war Napoleon, der von den Vorgängen des Wiener Kongresses Kunde erhalten hatte, gelungen, seinem Gefängnis auf Elba zu entkommen und in Frankreich zu landen. Auf einen Aufruf an seine einstmaligen Krieger strömten ihm seine Getreuen in Scharen zu, bereit, das Glück der Schlachten noch einmal mit ihm zu versuchen. Auch das wetterwendische Volk der Franzosen begann dem entthronten Kaiser, der Frankreich so unermeßlichen Ruhm gewonnen, nun nach seiner Rückkehr von neuem zuzujubeln, umsomehr als man mit dem neuen Könige Ludwig XVIII., aus dem Hause Bourbon, wenig zufrieden war.

Zwar hieß es in einem Manifest, welches der zurückkehrende, von neuem zum Kaiser erhobene Unruhestifter an die Mächte Europas richtete, das Kaiserreich werde von nun an der Friede sein. Dennoch traute man diesen Worten des friedenverkündenden Fuchses nicht. Nur insofern entsprachen seine Worte der Wahrheit, als unter den Streitenden des Wiener Kongresses plötzlich „all' Fehd' ein Ende hatte". Einmütig

beschlossen die versammelten Fürsten, Napoleon mit vereinten Heeresmächten entgegenzuziehen. Wiederum war es Preußen, welches, trotz der ihm seitens seiner Bundesgenossen widerfahrenen Behandlung, auch für diesen zweiten Kampf, den ein strenger Friedensschluß nach dem ersten unnötig gemacht haben würde, in heller Begeisterung aufloderte, durch seine Schlagfertigkeit allen zuvorkam und durch die Tapferkeit seines Heeres den Sieg entschied. Während sich die Heere Österreichs und Rußlands langsam in Bewegung setzten, zog Marschall Vorwärts mit seinen Scharen eilends dem Feinde entgegen, den er in Belgien traf, wo er vereint mit dem „Eisernen Herzoge" Wellington, der ein Heer der Engländer führte, in der ruhmreichen Schlacht von Waterloo am 18. Juni Napoleon eine Niederlage bereitete, von der er sich nicht wieder erholen konnte.

Abermals beseelte das deutsche Volk freudige Hoffnung. Vielleicht daß nun nach dem zweiten Freiheitskampfe seine Wünsche in Erfüllung gehen würden! Der alte Marschall Vorwärts gab diesen Erwartungen in seiner Weise beredten Ausdruck, indem er bei festlicher Gelegenheit den Trinkspruch ausbrachte, „daß diesmal die Federn nicht wieder verderben möchten, was das Schwert gewonnen habe".

Doch vergebens! Das Heldendrama des zweiten Freiheitskrieges fand in einem neuen schnöden Ränkespiel seinen Abschluß. Es folgte ein zweiter Einzug in Paris, eine abermalige Absetzung Napoleons und seine Verbannung nach der öden Felseninsel St.-Helena, dann der Abschluß des zweiten Pariser Friedens, der sich von dem ersten wenig unterschied, hierauf eine Fortsetzung des Wiener Kongresses und endlich — die Durchführung der Pläne der Gegner Preußens. Statt zu der verheißenen Wiederaufrichtung des „ehrwürdigen Reiches" und „der Wiedergeburt eines festgeeinten Deutschlands" kam es unter den 39 Mächten Deutschlands zu einem „Deutschen Bund", in dem das Kaisertum Österreich die Oberherrschaft führen sollte. Preußen erhielt zu Gunsten der kleineren Mittelstaaten die obenbezeichnete Gestaltung seines Gebietes; der von den Völkern erhofften Rechte und Freiheiten ward kaum noch gedacht. Die opfermutigen Völker gingen leer aus. Durch diesen unglückseligen Abschluß des Wiener Kongresses ward eine

Saat ausgestreut, die alsbald üppig aufging, um unheilvolle Früchte zu tragen, welche das deutsche Staatenleben vergifteten auf mehr denn fünfzig Jahre hinaus.

„Mit Leide ward's geendet,
Wie stets zum allerletzten Liebe in Leid sich wendet."

Tiefes Weh durchdrang bei der Kunde dessen, was geschehen, die Herzen des treuen Preußenvolkes; bittere Enttäuschung empfanden viele seiner deutschen Brüder, und selbst die Unterthanen des Kaisers von Österreich vermochten sich der nun gekommenen, so lange heißersehnten Friedenszeit nicht recht zu freuen. Der Dichter sang:

„Glaubt ihr, der Friede werd' euch
Für des Hauses Freude bürgen?
Wohl, vernichten konnt' der Krieg uns;
Solch ein Friede wird uns würgen!"

Und wer trug die Schuld an diesem unheilvollen Werk? Das Thun und Treiben böswilliger, verschlagener Diplomaten, deren Arglist verdarb, was Deutschlands heldenmütiges Schwert gewonnen. Ihre Künste verstrickten das Vaterland in ein Netz unglücklichster Zustände, wodurch es in seiner Kraft gelähmt und uneins und ohnmächtig zum Spotte seiner Feinde wurde. O daß Deutschland einen Mann der Staatsweisheit hätte, der, den Helden des Schwertes gleich, es vermöchte, jenes schmachvolle Gewebe der Arglist mit dem Flamberg seines Geistes zu durchhauen, damit der umstrickte Löwe der Volksfreiheit sich erhebe und sich in seiner ganzen Macht und Größe entwickle! Also mochte damals manches deutsche Herz in banger Sorge um die Zukunft des Vaterlandes seufzen und klagen. — — — —

So empfand wohl auch das von Vaterlandsliebe beseelte Elternpaar jenes Knäbleins, das in jenen Tagen auf einem Rittersitze in der Altmark das Licht der Welt erblickt hatte und dessen Geburt durch eine seltsame Anzeige in der Berliner Haude-Spenerschen Zeitung vom 11. April 1815 weiteren Kreisen also verkündet wurde:

„Die gestern erfolgte Entbindung meiner Frau von einem gesunden Sohne verfehle ich nicht, allen Verwandten und Freunden unter Verbittung des Glückwunsches bekannt zu machen.

Schönhausen, den 2. April 1815. Ferdinand von Bismarck."

Es klingt wie ein Ausruf tiefer Erbitterung, wenn der altmärkische Edelmann unter der allgemeinen Trauer seines Volkes die Beglückwünschung zu einem so freudigen Ereignisse, wie die Geburt eines Sohnes ist, sich verbat. Und die Mutter des neugeborenen Söhnleins, die als Tochter eines ehemals bedeutenden Staatsmannes in Berlin unter den Augen der Königin erwachsen war, fühlte wohl den Schmerz um die Sache des Vaterlandes nicht minder tief. Töne der Trauer mochten sich oft in die Wiegenlieder mischen, womit sie ihr Knäblein in Schlummer sang, während ihrem Herzen ein Wunsch entkeimte, dem sie später Ausdruck verliehen hat in den Worten: „Mein Otto soll einmal ein Staatsmann werden!"

Herrlich ist dieser Wunsch der patriotischen Preußentochter in Erfüllung gegangen. Ein Staatsmann ist ihr Otto geworden, wie ihn größer unser Volk niemals gesehen hat. War er es doch, der, zum Manne erwachsen, zumeist mit dazu beigetragen hat, daß die Schäden, welche um die Zeit seiner Geburt dem Vaterlande erwuchsen, geheilt, daß die Sehnsuchtsträume unseres Volkes nach einem einigen, starken Deutschland endlich erfüllt worden sind. Ein neuer Siegfried hat er, gefeit gegen alle Anschläge seiner Feinde, den Drachen deutscher Zwietracht getötet und das Rheingold der alten Kaiserherrlichkeit heraufgebracht, daß es in hellstem Glanze erstrahlt.

O daß ihr, seine treuliebenden Eltern, sie noch hättet erleben können jene neue große Zeit, an siegreichen Kämpfen jener gleich, die einst unter dem Zeichen des Eisenkreuzes stand! Sehet, neben dem hohen Heerkönige und den gewaltigen Helden der Waffen und der Schlachten steht der unüberwindliche Kämpe des Geistes, vermöge seiner Staatsweisheit die Frucht zu ernten, welche die Sichel des Schwertes geschnitten hat! Das deutsche Volk preist diesen großen Staatsmann und Mitbegründer des neuen Deutschen Reiches als euren Sohn:

Fürsten Otto von Bismarck.

II.

Heimat und Vaterhaus.

„Schönhausen, altes Elbdeichgut,
Du gabst den Bismarcks neues Blut
Und frischen Mut zum Streben
Und Kämpfen, das heißt Leben."

Hermann Hoffmeister.

Charakteristisch für das Leben unseres Helden wie die Zeit, aus welcher er hervorgegangen, ist auch das Stück Erde, auf dem einst seine Wiege gestanden hat.

Der ländliche Herrensitz Schönhausen, wo das Geschlecht der Bismarcks seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts heimisch ist, und wo am 1. April 1815 unser Otto von Bismarck geboren wurde, liegt in der Altmark, dem Stamm- und Kernlande des preußischen Staates, am rechten Ufer der Elbe, innerhalb des Winkels, den dieser Strom mit seinem größten Nebenflusse, der Havel, bildet. In der Ebene, mit landschaftlichen Reizen spärlich bedacht, aber von der Berlin-Lehrter Eisenbahn durchzogen, breitet sich dort das Bismarcksche Gebiet weithin aus. Karger Boden, hin und wieder von Streifen düsteren Kieferngehölzes bedeckt, von den Wasserläufen der beiden genannten Ströme und sumpfigen Niederungen unterbrochen, giebt der Landschaft ihren Charakter. Doch lebt daselbst ein Menschenschlag, der stark, zähe und knorrig wie die Kiefern der Waldheide, dem mageren Boden dennoch alle Zeit gute Erträge abzunötigen gewußt,

und der auch in den Kämpfen um die Entwicklung der Macht und Größe des brandenburgisch-preußischen Staates stets fest und kühn mit in der ersten Reihe gestanden hat.

Seit mehr denn achthundert Jahren ist der Strom des geschichtlichen Lebens unseres deutschen Volkes über dieses Gebiet dahin gerauscht.

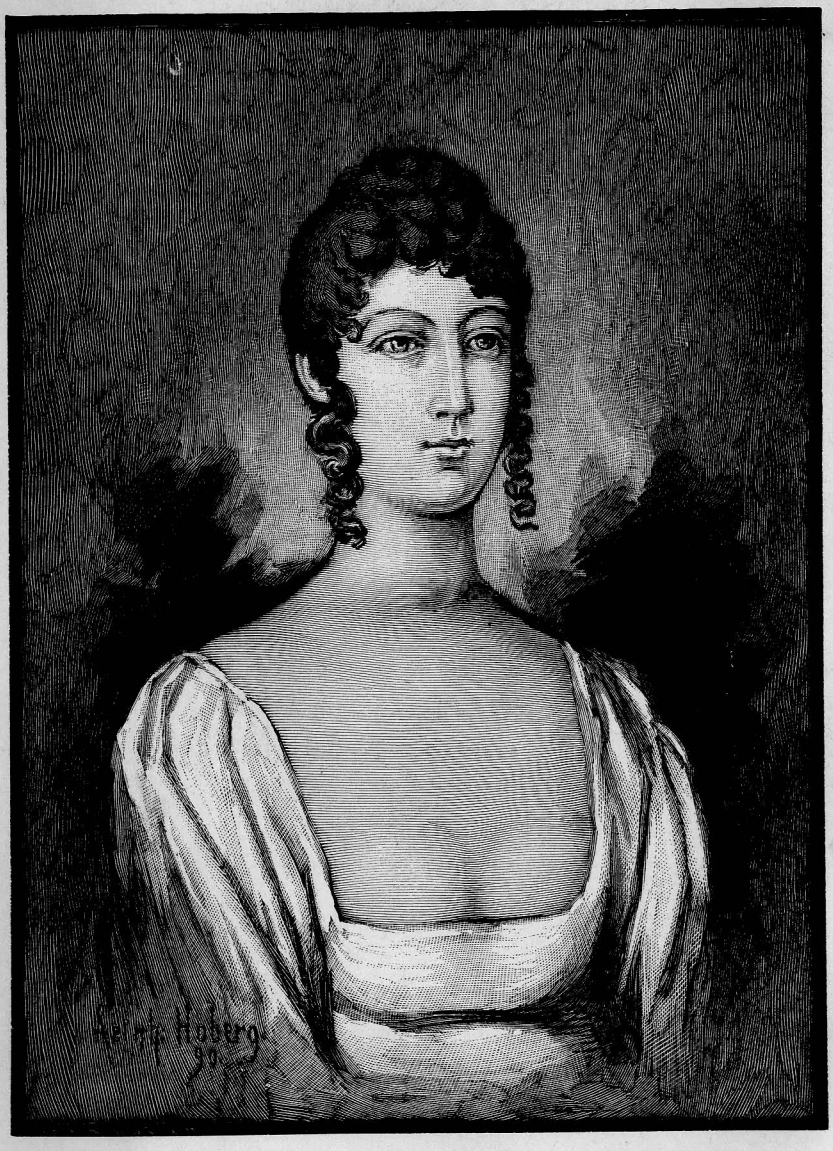
Stammhaus des Fürsten Bismarck in Schönhausen.
Nach der Natur aufgenommen.

Hier gründete König Heinrich I. die Nordmark als feste Vormauer zum Schutze gegen das andringende Slaventum. In zäher Gegenwehr haben hier die tapferen Markgrafen rühmlich ihren Platz behauptet. Auf diesem Boden faßte der Zollernaar zuerst festen Fuß; und hier an den Ufern der Havel und des Rhins erhob er seine Schwingen zum ersten großen Siegesfluge am Tage der Schlacht von Fehrbellin.

Unter den Familien des urkräftigen, treuen Märkerstammes ist das Geschlecht der Bismarcks eins der ältesten und tüchtigsten. Der Ursprung desselben ist in dem alten Burgsitz Bismarck, das heißt Bischofsmark (Biskopesmark), einem alten Schloß und einer kleinen Stadt in der Nähe von Stendal zu suchen. Hier lebte um das Jahr 1270 der älteste urkundlich nachweisbare Ahne der Familie, Herbord (Heribert, Herbert) von Bismarck. Schon früh siedelten die Bismarcks nach Stendal über, wo sie unter den Geschlechtern des Bürgeradels sich bald vorteilhaft hervorthaten und im Regiment jener würdigen alten Hansastadt zu ehrenvollen und einflußreichen Stellen gelangten. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erhielt ein Klaus von Bismarck für seine Verdienste in öffentlichen Angelegenheiten vom Markgrafen Ludwig dem Älteren das Schloß Burgstall, nahe bei Letzlingen gelegen, als erbliches Lehen übertragen. Seitdem gehörten die Bismarcks zu den „schloßgesessenen" Familien der Mark und gelangten dadurch zu einer unter dem „ritterbürtigen" Adel des Landes bevorzugten Stellung. Ein Jahrhundert später überließen dieses Schloß die damaligen Besitzer, Jobst und Georg von Bismarck, welche dasselbe bis dahin in brüderlicher Eintracht bewohnt hatten, dem Prinzen Hans Georg, Verweser des Bischofssprengels Havelberg, welcher Burgstall seiner Nachbarschaft mit dem Jagdschlosse Letzlingen und der vortrefflichen Jagdgründe wegen gern haben wollte, und tauschten dafür das Amt und Dorf Schönhausen nebst dem früheren Tempelherrnhause und einigen anderen Besitzungen ein, wiewohl sie sich von dem Erbe ihrer Väter schwer trennen mochten.

Hier auf Schönhausen, wohin nun die Bismarcks übersiedelten, entwickelt sich das Geschlecht, an allen bedeutenden Vorgängen im vaterländischen Leben rühmlich beteiligt, kräftig weiter, bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in unserm Otto von Bismarck aus dem alten Stamme der junge Sproß erwuchs, welcher denselben zu einer ungeahnten Blüte bringen sollte.

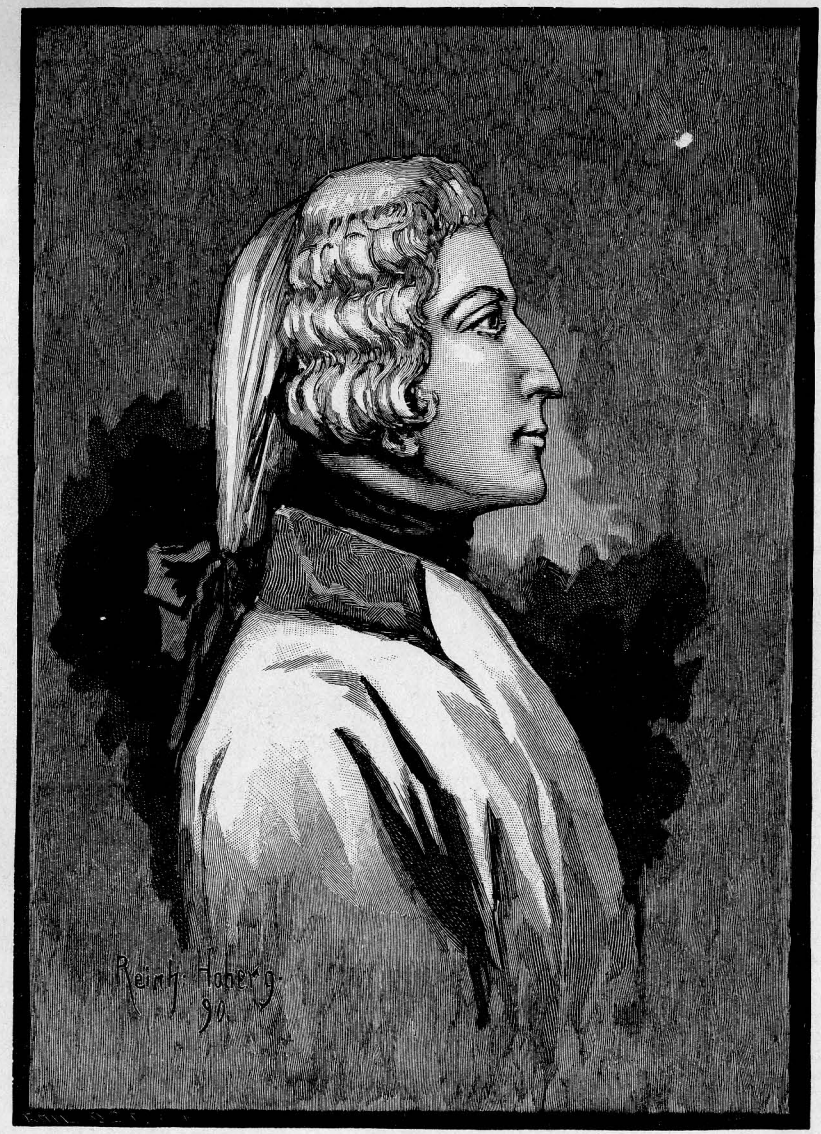
Es war im Hochsommer des Jahres 1806; die alten Linden von Schönhausen begannen eben ihre dufterfüllten Kelche zu erschließen, als der damalige Gutsherr seine junge, ihm am 7. Juli in der Residenz



Luiſe Wilhelmine von Bismarck (geb. Menken), Mutter des Fürſten von Bismarck.

Nach einer Paſtellſkizze im Beſitze Sr. Durchlaucht des Fürſten von Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.



Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck, Vater des Fürsten von Bismarck.

Nach einer Pastellskizze im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

angetraute Gattin in das Schloß seiner Väter heimführte. Ein gar stattliches Paar war es, welches von den Bewohnern des alten Rittersitzes mit hellem Jubel empfangen wurde. Es waren die Eltern unseres Helden.

Herr Ferdinand von Bismarck, dem von seinen im Heere dienenden Brüdern das Erbgut Schönhausen überlassen worden war, stand damals im 25. Lebensjahre. Auch er hatte bereits längere Zeit im Heere gedient. Als Knabe schon in das berühmte Rathenower Leibkarabinier-Regiment eingetreten, hatte er sich allen Zweigen des Dienstes und der strengen militärischen Zucht mit Eifer und Neigung hingegeben, er war z. B., wie er später gern erwähnte, jeden Morgen um Schlag 4 Uhr zur Stelle gewesen, um den Karabiniers ihren Hafer zumessen zu lassen. In dem Feldzuge gegen Frankreich im Jahre 1792—93 war er dem preußischen Oberstkommandierenden, Herzog von Braunschweig, als Ordonanzoffizier unterstellt gewesen und hatte sich als solcher durch Mut und Entschlossenheit namentlich in der Schlacht bei Kaiserslautern rühmlich bewährt. Nach Abschluß des unrühmlichen Baseler Friedens aber, der Preußen seine Besitzungen am linken Ufer des Rheines kostete und ihm seine unter Friedrich dem Großen errungene, machtgebietende Stellung unter den Völkern nahm, hatte der junge Ferdinand von Bismarck kein Wohlgefallen am Soldatenleben mehr zu finden vermocht. Als das Regiment aus dem Kriege heimgekehrt, hatte er bald darauf seinen Abschied erbeten, der ihm mit der Rangstellung eines Rittmeisters gewährt wurde. Der Gutsherr von Schönhausen und Rittmeister a. D. war von hoher, kraftvoller Gestalt. In dem edelgeformten Gesichte war ein Zug heiteren Lebensmutes, jenes frischen Humors hervorstechend, dessen Quelle ein tiefes Gemüt, Güte und Milde des Herzens ist. Da seine Erziehung eine vorzugsweise militärische gewesen war, so fehlte ihm zwar eine höhere wissenschaftliche Bildung, doch ersetzten die Gewandtheit seines Geistes und die Ritterlichkeit seines Wesens diesen Mangel. In den besseren Gesellschaftskreisen von Berlin, in welchen der Gutsherr von Schönhausen, Herr Rittmeister von Bismarck, alljährlich während einiger Wintermonate zu leben pflegte, genoß derselbe hohe Achtung, und seine oben bezeichneten Eigenschaften machten ihn zu einer allgemein beliebten Persönlichkeit.

Uniwersytet Warszawski BIBLIOTEKA Wydz. Hum. Filia w Białymstoku
114135

In Berlin hatte Ferdinand von Bismarck seine Gattin kennen gelernt und das Herz der vielumworbenen jungen Schönheit gewonnen. Diese, von der Vorsehung zur Mutter unseres Helden ausersehen, war die jüngste Tochter des verstorbenen Königlichen Kabinettsrats Menken, Luise Wilhelmine mit Namen. Von der Natur mit reichsten Gaben ausgestattet, sowohl körperlich als geistig, hatte Luise Menken im Hause ihres Vaters durch eine äußerst sorgfältige Erziehung eine hervorragende Bildung erlangt. Ihr scharfer Verstand und ihre ausgezeichneten Kenntnisse verliehen ihr ein gewisses Selbstbewußtsein, das sich auch in ihren geistvollen Zügen aussprach. So war sie, zur Jungfrau erblüht, eine schöne, stolze Erscheinung, und in ihrem ganzen Wesen machte sich der Einfluß ihres hochgelehrten, feinsinnigen Vaters in erster Linie geltend.

Der Kabinettsrat Anastasius Ludwig Menken, dem unser Otto von Bismarck als sein Enkel einen bedeutenden Anteil seiner genialen Anlagen als geistiges Erbe zu verdanken hat, stammte aus einer berühmten Leipziger Gelehrtenfamilie. Vier Mitglieder der Familie Menken hatten sich als namhafte Gelehrte bereits zu hohen Stellungen emporgearbeitet; Ludwig Menken war im preußischen Staatsdienst durch seine Verdienste zu großem Einfluß und Ansehen gelangt. Schon unter Friedrich dem Großen war er mit wichtigen Staatsgeschäften betraut und durch königliche Gunst ausgezeichnet worden.

Unter dem unheilvollen Einfluß des aufklärungsfeindlichen, frömmelnden Ministers Wöllmer zur Zeit der Mißregierung Friedrich Wilhelms II. wurde der ehrliche, lichtfreundliche Menken zurückgedrängt; doch fand er an dem Kronprinzen einen Gönner und Beschützer, der, kaum auf den Thron gelangt, ihm eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten angemessene Stellung verlieh, indem er ihn zum Kabinettsrate ernannte. Menken war der Verfasser des ersten Erlasses, welchen der König Friedrich Wilhelm III. bei seinem Regierungsantritte an sein Volk richtete, und der einen so außerordentlich wohlthuenden Eindruck hervorbrachte. Bald genoß der Kabinettsrat das unumschränkte Vertrauen seines königlichen Herrn, und die Wirksamkeit des edlen, freiheitlich gesinnten Mannes wurde für die Entwicklung Preußens von segens-

reichstem Einflusse. Er bestärkte den König in seinem Entschlusse, mit der pietistischen, heuchelnden Richtung Wöllmers zu brechen und eine offene und ehrliche Religionsanschauung zur Geltung zu bringen. In einer Verfügung vom 11. Januar 1798, welche den Kabinettsrat Menken wiederum zum Verfasser hatte, sprach der König seine religiösen Grundsätze öffentlich also aus: „Ich selber verehre die Religion, folge ihren beglückenden Vorschriften und möchte um vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte; aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Überzeugung sein und bleiben muß und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerk herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit und in allen Verhältnissen über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen."

Wenn nach dieser Verfügung der verrufene Minister Wöllmer alsbald seine Entlassung nahm, so ist dies zum größten Teile dem Verdienste Menkens zuzuschreiben. Und sein segensreicher Einfluß blieb auch ferner bestehen und reichte bis in die Zeit der Stein-Hardenbergschen grundlegenden Schöpfungen zu Preußens Wiedergeburt hinein. Äußerte sich Stein doch in höchst anerkennender Weise also über den vortrefflichen Staatsmann: „Der Kabinettsrat Menken war der Einzige in der Umgebung des jungen Königs, welcher diesen wirklich liebte, und welchem dessen Größe und Bildung am Herzen lag, ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender und wohlwollender Mann von den edelsten Gesinnungen und Absichten, der das Wohl seines Vaterlandes wünschte und durch Anwendung liberaler und menschenfreundlicher Grundsätze fördern wollte." Der Menken so wohlgesinnte König wollte ihn in den Adelstand erheben; doch lehnte derselbe, stolz darauf, als Bürgerlicher zu so bedeutender Stellung gelangt zu sein, die Gnadenerweisung seines Fürsten ab. Leider zwang den vortrefflichen Mann sein durch

übermäßige Anstrengung angegriffener Gesundheitszustand, frühzeitig seine Entlassung aus dem Staatsdienste zu nehmen. Er zog sich nach Potsdam zurück, wo er ein Haus und einen prächtigen Garten besaß. Dieser Garten, welchen der Kabinettsrat selbst angelegt hatte und sorgfältigst pflegte, war wegen seiner schönen Laubgänge und Blumenbeete, seiner rauschenden Springquellen und Kaskaden weithin berühmt und ein von Fremden und Einheimischen gern besuchter Ort. Auch die königlichen Kinder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und sein Bruder Prinz Wilhelm, pflegten unter Leitung ihres Erziehers Delbrück den Menkenschen Garten oftmals zu besuchen und sich an dem Blumenschmuck und den Springbrunnen zu ergötzen. Wie tiefen Eindruck der Aufenthalt hier in den prinzlichen Knaben hinterlassen hat, geht daraus hervor, daß der spätere König Friedrich Wilhelm der Vierte einmal geäußert, seine Lust an springenden Gewässern stamme aus jenen Tagen seiner Kindheit. Und sein Bruder, der König und Kaiser Wilhelm der Erste, mag er sich später beim Anblick seines treuen großen Staatsmannes nicht auch oft der Stunden erinnert haben, die er im Garten des Großvaters desselben, des Kabinettsrats Menken in Potsdam, verlebt hat? Menken starb 1801, bald nach seinem Abschiede aus dem Staatsdienst, im besten Mannesalter.

Das Schloß Schönhausen, in welches Ferdinand von Bismarck die Tochter jenes angesehenen Staatsmannes als Gattin heimführte, war außen wie innen von großer Einfachheit. Es war ein schwerfälliger, viereckiger Bau mit einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken und hatte weder Vortreppe noch Söller. Den Stammsitz eines alten Adelsgeschlechtes verrieten jedoch die Wappenschilder, welche die Wand über dem Haupteingange zierten; es waren die Wahrzeichen der Familie Bismarck und der Familie Katte, welch letzterer die Gattin des Erbauers des Schlosses entstammte. Die Lindenbäume, welche mit ihren gewaltigen Laubkronen das Herrenhaus beschatteten, gaben demselben den Charakter des Altehrwürdigen. Die zahlreichen Zimmer des Schlosses hatte der junge Gutsherr aufs beste nach damaligem Geschmack neu herrichten und ausstatten lassen; Decken, Fries und Kamine waren reich mit Stuck verziert. Es fehlte nicht an großen Gesellschaftszimmern wie an kleineren wohnlichen

Räumen; das schöne Gartenzimmer im Erdgeschoß bot einen reizenden Ausblick auf einen am Fuße der Schloßterrasse sich weithin ausbreitenden Park mit Kieswegen, malerischen Baumgruppen, Blumenbeeten, Rasenflächen und sonstigen Schönheiten. Auch versprach das neben dem Schlafgemach liegende, vorzüglich ausgestattete Bibliothekzimmer der neuen Schloßherrin reiche Geistesnahrung. Indessen waren alle Räume nur verhältnismäßig niedrig, das Schloß lag einsam und dem Leben der großen Welt ziemlich fern, und Herr von Bismarck war gewiß nicht ohne eine gewisse Besorgnis, ob sich seine junge, erst sechzehn Jahre zählende Gattin hier auf die Dauer glücklich fühlen würde. War dieselbe doch in den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsen und in den Salons der vornehmsten und auserlesensten Kreise Berlins und Potsdams, in denen sie verkehrte, von Glanz und Pracht umgeben gewesen, und die anregendste und reizvollste Geselligkeit war ihr in Fülle geboten worden. Zudem stand dieselbe ja in voller Blüte des ersten Jugendlebens und der Jugendlust.

Doch sollte Herr von Bismarck bald zu seiner Freude erfahren, daß seine Besorgnis ungerechtfertigt gewesen. Die ersten Monate verstrichen dem jungen Paare unter mancherlei Lustbarkeiten, teils auf Schönhausen, wo das alte Schloß der Gäste gar viele sah, teils auf den Gütern der benachbarten Adelsfamilien, die sich beeiferten, die Ankunft der jungen Freifrau zu feiern, welcher man wegen ihrer Schönheit und ihrer hohen Geistesgaben die bürgerliche Herkunft gern nachsah, was in jener Zeit der strengsten Vorurteile in den adligen Kreisen allerdings viel sagen wollte. Aber auch als die Flitterwochen des jungen Ehelebens verrauscht waren und der Ernst des Lebens an das verwöhnte Kind der Großstadt herantrat, zeigten sich die Früchte einer wahrhaft guten Erziehung, welche dasselbe im Elternhause genossen. Die junge Ehefrau bewies, daß sie der hohen Aufgabe, welche ihr zugewiesen, durchaus würdig und gewachsen war. Ihr heller Verstand fand sich bald in die neuen Verhältnisse, und sie waltete ihres Amtes als Hausfrau und Gutsherrin zur Freude und Zufriedenheit ihres Gemahls wie zum Segen ihrer Untergebenen.

Auch in den Tagen schwerer Prüfung, die nur zu bald den Himmel

dieses Eheglückes trübten, bewährte sich Frau von Bismarck in ihrer ganzen Tüchtigkeit.

Die unglücklichen Vorgänge von 1806 und 1807 versetzten die Bewohner von Schönhausen nicht nur in tiefe Trauer, sondern brachten ihnen auch die unmittelbaren Schrecken des Krieges. Gleich den Botschaften an Hiob traf um die Mitte des Oktobers 1806 Unheilkunde über Unheilkunde in der Altmark ein, um ihren Weg weiter durch das geängstigte Land zu nehmen. Die Botschaft von Saalfeld, wo am 10. Oktober Louis Ferdinand, der mit hellem Blick das kommende Unheil des Preußenheeres vorausgeschaut, den Heldentod für das Vaterland gefunden hatte, mußte das junge gutsherrliche Paar auf Schönhausen besonders tief erschüttern, da es mit dem ritterlichen und geistvollen Prinzen in Berlin in vertraulichem Umgange gestanden hatte. Zwei Tage nach der verhängnisvollen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt kehrte die Königin Luise auf ihrer Flucht in Tangermünde ein, um eine Nacht in dem dortigen Schlosse zu verweilen. Die treuen Altmärker beweinten mit ihr den Untergang des preußischen Kriegsheeres, dessen Trümmer in den nächsten Tagen vor den sie verfolgenden Siegern über die Elbe den östlichen Provinzen zu flohen. Bald darauf erschienen die Feinde selbst. Marschall Soult schlug am 26. Oktober im fürstlichen Schlosse von Tangermünde, Schönhausen gegenüber auf dem linken Elbufer gelegen, sein Hauptquartier auf, während Streifbanden seines Heeres die Umgegend heimsuchten. Auch Schönhausen blieb von der furchtbaren Heimsuchung dieser Horden nicht bewahrt. Wenn auch die Bewohner des Ortes im Dickicht des „Trüben", einem am Elbufer gelegenen Elsenbruche, eine Zufluchtsstätte gefunden hatten, wo sie Leib und Leben sicher zu bergen vermochten, so war doch ihr Eigentum den Feinden preisgegeben, die denn auch plündernd und verheerend darin hausten. Der Gutsherr ward auf seiner Flucht von französischen Reitern ereilt, und nur mit größter Mühe und unter Aufbietung all seiner Überredungskunst gelang es ihm, seine junge Frau vor den Mißhandlungen jener rohen Gesellen zu schützen und das wertvolle Falben-Viergespann vor seinem Wagen in Sicherheit zu bringen. In seinem Schlosse trieben es andere Scharen unterdes um so toller. Alle

Räume desselben wurden nach Wertgegenständen durchstöbert; und als man deren nur wenige fand, machten die Plünderer ihrer Wut darüber in der Weise Luft, daß sie das an einer Wand des Bibliothekzimmers hängende Bild des Stammbaums der Bismarcks mit Säbelhieben und Bajonetstichen bearbeiteten und den in einem Winkel auf dem Boden des Gartenhäuschens versteckten Schullehrer des Ortes mutwillig ängstigten und ihm die blanken, vermeintlich silbernen Schnallen von den Schuhen schnitten, den Schäferei-Pächter Peter Schulze aber so arg mißhandelten, daß der Arme bald darauf an den erhaltenen Säbelhieben starb.

Eine angstvolle, schauerlich-kalte Nacht mußte der Gutsherr mit seiner jungen Gattin und seinen Unterthanen in dem sumpfigem „Trüben" zubringen, immer fürchtend, das Dorf und den Gutshof in Flammen aufgehen zu sehen. Mit Zittern und Zagen wagten sich die Flüchtlinge andern Tages in das von den Feinden verlassene Dorf zurück, und sahen mit Thränen in den Augen die Greuel der Verwüstung. Manch heißer Racheschwur mag da in den Herzen der Geschädigten aufgestiegen sein, auch die Hand Ferdinand von Bismarcks sich beim Anblick seines beschimpften Stammbaumes im grimmigen Zorne geballt haben!

Ein Schmerzensschrei jener von den Feinden geängstigten und gepeinigten Bewohner Schönhausens ist aus jener Schreckenszeit zu uns herüber gedrungen. Der ehrwürdige Geistliche des Ortes, Pfarrer Petri, giebt der allgemeinen Stimmung Ausdruck, als er damals in sein erhalten gebliebenes Tagebuch folgende Worte schrieb: „Seit dem Dreißigjährigen Kriege hatte kein feindlicher Fuß den ruhigen Winkel zwischen der Elbe und Havel betreten. Gott erhalte uns unsere Wohnungen, unsere Scheunen und unser Vieh, sonst wird das Elend grenzenlos. O goldener Friede, glückliche Ruhe, die wir so lange genossen, wann kehret ihr wieder?" —

„Dann, wenn Preußens edle Krieger mit Gott für König und Vaterland in Paris einziehen werden." Dieser Trostspruch ward von befreundeter Hand jenem Ausruf hinzugefügt; derselbe, der zu einem Prophetenwort geworden, bezeugt, daß es an gläubigen Herzen nicht fehlte, die den Mut in jener trüben Zeit nicht verloren und andere durch ihr festes Vertrauen auf eine glückliche Zukunft stärken und aufrichten halfen.

Als Ferdinand von Bismarck zurückgekehrt war und die in seinem Schlosse angerichteten Verwüstungen gesehen hatte, begab er sich mit bangem Herzen nach dem Park zu dem kleinen Gartenhäuschen, unter dessen Schwelle er sein Barvermögen, lauter blanke Goldstücke, vergraben hatte. Wie erschrak er, als er sah, daß die Erde ringsum tief aufgewühlt war. Er glaubte im ersten Augenblick nicht anders, als sein Gut sei verloren. Doch wie erstaunte er, als er Goldstücke in der aufgeworfenen Erde blinken sah. Frohen Herzens las er dieselben auf, und siehe, es fehlte nicht eins. Unzweifelhaft hatten die Hunde, die Spur ihres Herrn suchend, den Erdboden aufgescharrt und dabei die Goldstücke herausgeworfen, glücklicherweise aber erst nach dem Besuche der Franzosen.

Den Bemühungen des Gutsherrn von Schönhausen gelang es, seine Unterthanen und sich vor der Wiederholung solcher Greuelscenen zu bewahren, indem er auf Verwendung bei dem französischen Oberbefehlshaber in Tangermünde eine Schutzwache für Schönhausen erhielt. Dennoch hielt er es nicht für unnötig, seiner Gattin für einige Zeit ein noch sicheres Obdach in Rathenow zu verschaffen.

Das Kriegsgetümmel verrauschte und wich endlich dem Frieden, aber jenem schmachvollen Frieden von Tilsit, dessen Abschluß und Wirkungen allen treuen Preußen das Herz bluten machten und der teuern Königin Luise das Herz brachen, aber auch den Antrieb gaben zu der großen Wiedergeburt Preußens, die allein durch die darauffolgende begeisterte Erhebung des Volkes zu dem herrlichen Befreiungskampfe ermöglicht wurde.

Alle diese Vorgänge fanden ihren lebhaften Wiederhall in den Herzen der Besitzer von Schönhausen, die bei aller Trauer über das dem Vaterlande widerfahrene Unglück dennoch den Trost hatten, daß sie und ihr Gebiet trotz der vom übermütigen Franzosenkaiser in Deutschland vollzogenen Umwälzungen mit dem alten Stammlande vereinigt geblieben waren. Lief doch die Grenze des von Napoleon zum Tummelplatz der Narrheiten seines Bruders Jerôme geschaffenen Königreichs Westfalen hart an der Gemarkung der Felder von Schönhausen hin.

Auch noch andere Schatten als die des allgemeinen vaterländischen

Unglücks trübten das stille Familienleben des jungen Paares auf Schönhausen. Die Freude, welche ihm durch die Geburt eines Knäbleins verliehen ward, währte nur kurze Zeit. Der kleine Alexander Friedrich Ferdinand von Bismarck starb schon in seinem dritten Lebensjahre um die Weihnachtszeit des Jahres 1809. Sein Grabhügelchen findet der Besucher des Schloßgartens von Schönhausen, von grünendem Gesträuch umgeben mit einem Kreuze von Gußeisen geschmückt, noch heute. Die sinnige und zugleich rührende Inschrift erzählt von dem Schmerze, den die betrübten Eltern bei dem Verluste ihres Erstgebornen empfanden. Dieselbe lautet: „Er war die Freude und die Hoffnung seiner Eltern, die er nur durch seinen Tod betrübte." Auch das zweitgeborene Kind, ein Töchterchen namens Luise Johanna, bereitete dem jungen Paare auf Schönhausen nach wenigen Jahren diesen Schmerz. Doch ward den Trauernden Ersatz gegeben. In den thränenreichen Tagen, da das deutsche Volk den Tod der Königin Luise beweinte, am 24. Juli 1810, ward dem Gutsherrn-Paar von Schönhausen abermals ein Sohn geschenkt, der am Leben blieb, wuchs und gedieh. Es ist der ältere Bruder unseres Helden, Bernhard von Bismarck, nachmals Landrat im Kreise Naugard in Pommern, Königlicher Kammerherr und Geheimer Regierungsrat.

Als im Frühling des Jahres 1813 das Volk aufstand und der Sturm losbrach, da begann auch für die Bewohner von Schönhausen ein neues, frisches Leben. Wie jeder wackere deutsche Mann voll Begeisterung zur Waffe griff, der schmachvollen Knechtschaft ein Ende machen zu helfen, so stellten auch die Bismarcks ihre Kräfte zum Dienst des Vaterlandes. Den drei älteren Brüdern war es vergönnt, auf den Ruf ihres Königs zu den Fahnen zu eilen, um freudig mit ins Feld zu ziehen. Unsern Schloßherrn von Schönhausen zwangen die Verhältnisse zwar, daheim zu bleiben und die väterlichen Güter zu verwalten, doch, indem er die Männer des Landsturms aus der Altmark um sich scharte, deren Ausrüstung und Waffenübungen leitete, fand auch er Gelegenheit, seinen patriotischen Eifer zu bethätigen. Keine unwürdige Aufgabe war es, welche ihm und seiner Schar zufiel. Galt es doch, die heimatlichen Fluren gegen die Wut der über die Elbe abziehenden Trümmer des Franzosenheeres wie vor den Ausschreitungen der jenen auf dem Fuße

folgenden Kosaken-, Baschkiren- und Kalmückenschwärme der den Preußen verbündeten Russen zu schützen. Und widerfuhr diesen Männern des altmärkischen Landsturms doch die Ehre, mit der auserlesensten Schar des Heeres der Verbündeten in enger Waffenbrüderschaft Seite an Seite zu stehen. Es war Lützows wilde, verwegene Jagd, welche im Mai des genannten Jahres nach Schönhausen kam, um dort und in den umliegenden Dörfern mit dem unter Bismarcks Führung stehenden Landsturm die Elbübergänge zu bewachen. Dem alten würdigen Gotteshause von Schönhausen wurde die Ehre zu teil, der Schauplatz einer erhebenden Feier zu werden. Täglich kamen neue Freiwillige, auch aus den noch von den Feinden besetzten Ländern jenseit der Elbe, um sich der Lützowschen Freischar anzuschließen, und eines Tages fand in der Kirche von Schönhausen die feierliche Einsegnung der Neueingetretenen statt. Es war eine denkwürdige Stunde, welche zu ergreifender Handlung in dem schlichten Gotteshause eine seltsame Schar von Männern vereinigte, zusammengesetzt aus Deutschlands erster Jugendblüte und dem alten Stamm des treubewährten Märkergeschlechts, alle durchloht von derselben feurigen Begeisterung für die gemeinsame Sache, die Befreiung des Vaterlandes aus der Schmach der Fremdherrschaft. Dort sah man aus der Menge hervorragen das buschige Haupt des wackeren Turnvaters Jahn, des biederen Sohns der Altmark, neben dem Jünglingsantlitz des Sängers feuriger Freiheitslieder, des aus Österreichs Kaiserstadt herbeigeeilten Theodor Körner, hier den in edelster Jugendschönheit prangenden Friesen neben dem im ernsten Mannesalter stehenden Führer der schwarzen Schar, Major von Lützow. Wie mag manchem der graubärtigen Altmärker das Herz in der treuen Brust gar jugendfrisch gepocht haben, als nach der erhebenden Ansprache des Predigers Petri die jungen schwarzen Gesellen Lützows sich durch feierlichen Eidschwur dem Tode für die Freiheit des Vaterlandes weihten und unter Orgelklang und Glockengeläute der Choral in Körners markigen Worten aus dem Munde der Freiheitskämpfer erbrauste:

„Wir treten hier im Gotteshaus
Mit frommem Mut zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.

Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!"

Die heißen Sommertage kamen und mit ihnen die heißen Schlachten auf Schlesiens, Böhmens und Sachsens Gefilden. In banger Spannung lauschte man in Schönhausen auf jede Kunde, die vom Kriegsschauplatze kam. Jubelnd vernahm man die Nachrichten von den ersten Siegen der verbündeten Heere, besonders aber von den ruhmreichen Thaten des Bülowschen Korps bei Großgörschen und Großbeeren, wodurch Napoleons verwegener Anschlag, der die Mark und Preußens Hauptstadt bedrohte, vereitelt wurde. Die Botschaft von der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig entfachte auch an den Ufern der Elbe helllodernde Freudenfeuer. Und ob auch jener Siegeskunde eine Trauernachricht auf dem Fuße folgte, die, daß der Bruder unseres Ferdinand von Bismarck, der Major Leopold von Bismarck, bei Möckern die Todeswunde erhalten habe, und er derselben wenige Tage darauf in Halle erlegen sei, so vermochte der Schmerz darüber die Siegesfreude der begeisterten Vaterlandsfreunde auf Schönhausen wohl herabzustimmen, aber nicht ganz zu dämpfen. Mußte doch fast jede Familie im großen deutschen Vaterlande in jenen Tagen ihr Opfer für die große heilige Sache der Freiheit bringen, und war es doch gar lindernder Balsam für die wunden Herzen in der Heimat, wenn man fast täglich von neuen, schönen Waffenerfolgen der tapferen Kriegsscharen hörte. Wie erhebend wirkte die Botschaft, daß das Vaterland endlich von den feindlichen Bedrückern befreit sei, daß man den Fliehenden nachzog über den Rhein, sie auf dem eigenen Grund und Boden vor sich hertreibe, der stolzen Hauptstadt Frankreichs zu!

Als das Kriegsgewitter ferner und ferner verhallte und die heimatlichen Fluren nicht mehr bedroht waren, da legte der Landsturm die Waffen aus der Hand und kehrte zu friedlicher Beschäftigung in die Hütten zurück. Auch der Gutsherr von Schönhausen konnte sich nun ganz wieder seinen häuslichen Pflichten widmen. In solcher Zeit aber, da die Wogen des vaterländischen Lebens so hoch aufschlugen, ward es ihm und seiner Gattin, welche den regsten Anteil an den großen Er-

eignissen der Zeit nahm, zu still und zu eng auf ihrem ländlichen Herrensitze. Sie wünschten dem Mittelpunkte des großen Lebens nahe zu sein; deshalb siedelten sie zur Winterzeit, wenn es die gutsherrlichen Geschäfte gestatteten, nach Berlin über. Hier ward ihr Haus bald zu einem Sammelpunkte bedeutender, einflußreicher Persönlichkeiten. Staatsbeamte, Gelehrte, Künstler, Adlige und Bürgerliche versammelten sich hier, und in diesem geselligen Kreise wurden nicht nur öffentliche Angelegenheiten besprochen, sondern man nahm auch an der Sache des Vaterlandes regen thätigen Anteil durch Pflege der Verwundeten, durch Sammlungen und Unterstützungen und Kundgebungen, worin man die Hoffnungen und Wünsche des Volkes zum Ausdruck brachte, wie letzteres namentlich im folgenden Winter, da der Kongreß in Wien tagte, vielfach geschah.

In diesem geselligen Kreise fühlte sich Frau Luise von Bismarck, die geistreiche Staatsmannstochter und begeisterte Vaterlandsfreundin so recht in ihrem Elemente. Sie war ihrer Schönheit und ihrer hohen Bildung wegen stets eine gefeierte Persönlichkeit. Waren in früheren Jahren die Abende in ihrem Hause mehr einer heiteren Geselligkeit gewidmet gewesen, wobei sie als Meisterin des Schachspiels und musikalische Künstlerin geglänzt hatte, so traten jetzt in der ernsten Kriegszeit Gespräche und Beratungen über die politischen Angelegenheiten in den Vordergrund. Mit Wohlgefallen erinnerte sie sich solcher Zeit des interessanten geselligen Verkehrs im Hause ihres Vaters, wo die hervorragendsten Männer Berlins aus- und eingegangen waren. In ihren politischen Anschauungen stand sie nach dem Vorbilde ihres Vaters ganz auf der Seite der freidenkenden Volksfreunde. — Ihr ganzes Fühlen und Denken war nach abgeschlossenem Frieden nur darauf gerichtet, wie in den Verhandlungen des Wiener Kongresses der Sache der Volksrechte und der freiheitlichen Staatsverfassung, wie sie durch die preußischen Staatsmänner vertreten wurde, Rechnung getragen werden möchte.

Im Winter des Jahres 1815 mußte sich das Bismarcksche Ehepaar früher nach Schönhausen zurückziehen, als es sonst zu geschehen pflegte. Es wurde von ihm ein frohes Familienereignis erwartet, vor dem zunächst das Interesse an den großen Dingen der Welt in den Hinter-

grund treten mußte. Mit dem beginnenden Frühling trat dies Ereignis ein.

Um dieselbe Zeit, als Preußens Heer zum zweitenmal gegen Frankreich zog, um die Sünden der damaligen deutschen Staatskunst zu tilgen, gab Frau Luise von Bismarck auf dem alten Herrensitz Schönhausen ihrem dritten Sohne das Leben, der in der Taufe die Namen Otto Eduard Leopold erhielt. Er ist unser Held, dessen Entwicklungsgang wir nun folgen wollen.

III.

Jung Bismarck.

„He kenn den Vagel an den Slag,
Leep gern herum den ganzen Dag
Un slog ok dann und wann mal sach
En beten ut den Swengel.
So wuß he op, war grot und stark,
En jungen Eekboom in de Mark. —
Schafft mal för den en Riesenwark,
Sin Kraft daran to öben.
De 's al to grot för Vaders Got,
För den is kum de Welt to grot;
Wo is de Platz, um Kraft un Mot
Bun dissen Mann to pröben?" — —

Klaus Groth.

Die Kindheit ist die Knospe des Mannesalters genannt worden. Wer den Entwicklungsgang unseres Otto von Bismarck mit kundigem Auge überschaut, wird die Richtigkeit dieses Ausspruches von neuem bestätigt sehen. Die wenigen Züge und Lebensäußerungen, welche aus dem Knabenalter unseres Helden bekannt geworden sind, lassen deutlich genug schon die Ansätze zu jenen genialen Eigenschaften erkennen, die der große Mann später zu so herrlicher Entwicklung gebracht hat. Ein gütiges Geschick hat dieses Menschenknösplein in einen gesunden, fruchtbaren Boden gestellt und ihm Sonnenschein und Regen im rechten Maße zu teil werden lassen, so daß sich alle Gaben und Triebe, welche die keimende Seele in sich barg, naturgemäß und kräftig entfalten konnten.

Neben dem schönen, harmonischen Familienleben in seinem Elternhause übte der Umgang mit der freien, frischen Gottesnatur den wohlthätigsten Einfluß auf unsern Otto aus. Ist doch die Natur die eigentliche Lebensatmosphäre der Kindheit, und werden doch nach dem Ausspruch weiser Pädagogen ohne Natur und ihren Genuß niemals ganze, wahre Menschen erzogen.

Ein Jahr nach der Geburt unseres kleinen Otto gelangten dessen Eltern durch Erbvergleich in den Besitz der Güter Kniephof, Krüly und Jarchelin im Naugarder Kreise in Pommern. Sie siedelten nun alsbald von der Altmark nach Pommern über, um ihren Wohnsitz auf Kniephof zu nehmen, während sie die Verwaltung des alten Stammgutes Schönhausen ihrem Gutsinspektor Bellin überließen. Der alte Rittersitz Kniephof, der unserm Otto zur neuen Heimat wurde, hat eine schöne, freundliche Lage in fruchtbarer Gegend. Das Herrenhaus dort war freilich noch einfacher als das Schönhausener, der Park hingegen war schöner und größer, und der Karpfenteich in demselben erfreute sich seines Fischreichtums wegen in der ganzen Gegend einer gewissen Berühmtheit. Ein wiesenreiches Flußthal, das der Zampel, zieht sich, von Erlen, Ulmen und Weidengebüsch lieblich eingefaßt, durch die Feldmark hin. Und wenn die Eltern ihrem alten Stammgute während der Sommerzeit gelegentlich auch einen längeren Besuch abstatteten und nach alter Gepflogenheit im Winter einige Monate in Berlin lebten, so ward doch Kniephof mit seiner schönen Umgebung zum eigentlichen Tummelplatz der Jugendspiele unseres Otto. Hier nahm ihn alsbald die gütige Allmutter Natur in ihre Erziehungsanstalt, zeigte ihm die Fülle ihrer Schönheiten in Garten, Feld und Forst, offenbarte seiner ahnenden Kindesseele ihre tiefen Geheimnisse in Baum und Busch, in Fluß und See. Das Kommen und Scheiden des Tages, der Jahreszeiten, die hehre Pracht des Sonnen- und Mondaufganges, die Schauer der stillen Nacht, die Schrecken eines Gewittersturmes erfüllten seine Phantasie mit großen und wunderbaren Bildern. In diesen beiden stärkenden Lebenselementen, Familie und Natur, entwickelte sich der Knabe an Leib und Seele auf das beste. Er war ein Bild der Frische und Gesundheit und zeigte in seinem Wesen etwas

von jenem urwüchsig Täppischen, wie es die Sage von Jung Siegfried, Klein Roland und anderen Helden der Kraft in ihrer Kindheit berichtet. Klein Bismarck trollte und tollte lustig in und um Kniephof umher. Er kannte bald jeden Vogel im Busch und Baum nicht nur an den Federn, sondern auch am Fluge und am Gesang, wie er das Wild an der Fährte erkannte. Oft machte er den Karpfen im Teiche auch seine Aufwartung; und nicht lange, so stand er im vertraulichsten Verkehr mit den stummen Bewohnern des Gewässers und hatte seine helle Freude daran, wenn dieselben nach den ihnen zugeworfenen Futterbrocken schnappten und einander darum jagten. Eines Tages, als er mutterseelenallein an den Teich gegangen war und sich wiederum mit seinen Lieblingen im Wasser beschäftigte, ließ ihn sein kindlicher Eifer aller Vorsicht vergessen, und siehe, ehe er sich's versehen, lag er in dem ziemlich tiefen Teich. Welch glücklichem Umstande er seine Rettung verdankte, wußte er selber nicht zu sagen. Doch Kinder haben eben ihre Engel. Triefend, mit Schlamm und Schilf überdeckt, doch ganz gleichmütig, als ob ihm weiter nichts Besonderes geschehen wäre, kam er bald nach seinem Unfall im Elternhause an, nur klagend, daß ihm entsetzlich kalt sei.

Für tapfere Thaten und Heldengröße scheint unserm Helden frühzeitig das Verständnis aufgegangen zu sein. In folgendem Vorfall gab er in seiner Weise den Beweis dafür. Zu den öfter wiederkehrenden Gästen des Bismarckschen Hauses in Kniephof gehörten auch viele Offiziere der benachbarten Garnisonstädte, deren blanke Uniformen dem kleinen Otto immer Bewunderung abnötigten. Eines Tages nahm der als Hausfreund auf Kniephof verkehrende Major von Schmerling an der Mittagstafel teil; dieser, Ritter des Eisernen Kreuzes und in den Freiheitskriegen verwundet, trug noch den linken Arm in der Binde. Otto, der mit seinem Bruder Bernhard an einem Nebentische speiste, verließ den von seinen Feldzugserlebnissen erzählenden Major kaum mit einem Blicke; mehr noch als die glänzende Uniform erregte heute der verwundete Arm des Kriegsmannes und das Eiserne Kreuz auf dessen Brust das Interesse des Kleinen. Plötzlich sprang derselbe von seinem Stuhl auf, trat auf den Major zu, stellte sich in straffer, etwas breitbeiniger Haltung, die Hände in die Seiten gestemmt, vor denselben

hin und richtete mit leuchtenden Augen die Frage an ihn: „Ist Er von einer Kanonenkugel geschossen?“

Die Sprache unseres großen Staatsmannes hat in mancher gewaltigen Redeschlacht durch Bilderschmuck, durch Trefflichkeit des Ausdrucks und durch wuchtige Macht die Hörer zur Bewunderung hingerissen; doch ist es auch bekannt, daß sie des glattfließenden Stromes entbehrt und mehr dem über Felsgeröll dahinrauschenden Sturzbache gleicht. Auch diese Eigenheiten der Sprache Bismarcks, Vorzüge wie Mängel, wurzeln in der Kindheit desselben. Während die ursprüngliche Naturanschauung des Knaben der Redeweise des Mannes den Vorrat an schönen und plastischen Bildern lieferte, hatte derselbe auch allezeit mit einer gewissen Unbeholfenheit zu kämpfen, welche schon der kindlichen Zunge eigen war. Es wird berichtet, daß der kleine Otto lange mit der Aussprache des L und R auf gespanntem Fuße gestanden hat. Vielfach war er deswegen der Neckerei seines älteren Bruders ausgesetzt, so beispielsweise, wenn er aus seinem Bilderbuche die Kinderfabel vom Bären und den Bienen in folgender Weise deklamierte:

„Honna, ihr Bienen, bummt der Bär,
Gneich gebt mir euren Honig her!“ — —

Daß er damals auch in der deutschen Grammatik nicht gerade ein großer Held gewesen ist, geht aus folgendem hervor: Einmal nahm ihn die Mutter ins Verhör und fragte: „Otto, was hast du gegessen? Du riechst nach Medizin?“ Der Kleine besann sich ein Weilchen und antwortete: „In Vaters Stube stand eine Flasche, die hab' ich an den Mund genommen; getrunken hab' ich aber nicht davon, weil sie zu sehr stankte.“

Tritt schon aus diesem Beispiel ein Zug zur Wahrhaftigkeit und Offenheit, wie er dem großen Diplomaten stets in seinem späteren Leben zur Zierde gereicht hat, deutlich hervor, so zeigt sich diese edle, echt deutsche Tugend in einem andern Ereignisse aus der Kindheit desselben in noch glänzenderem Lichte. Eines Abends, als er gekommen war, der Mutter „gute Nacht“ zu sagen, fragt ihn dieselbe: „Otto, hast du auch dein Süppchen gegessen?“ Otto schweigt und steht einen Augenblick nachdenkend da; dann wendet er sich plötzlich um und stürmt

hinaus. Gleich darauf aber kehrt er mit einem entschiedenen „Ja, Mama!“ zurück. Den Abend über war er mit so vielen für seinen kindlichen Geist äußerst wichtigen Dingen beschäftigt gewesen, und es war seinem Gedächtnis entschwunden, daß er seine Abendmahlzeit schon gehalten hatte. In Zweifel darüber war er in die Küche hinaus geeilt zur Jungfer Schmeling, die um die Sache wissen mußte, und hatte sich von dieser Gewißheit geholt. Auf eine bloße Vermutung hin hatte er die Frage seiner Mutter nicht beantworten wollen.

Nach dem Ausspruche einer der Familie Bismarck nahe verwandten Dame war „der Vater das Herz, die Mutter der Verstand des Hauses“. Dieses Wort giebt nicht bloß ein Bild von dem Verhältnis der beiden Eltern zu einander, sondern es kennzeichnet auch den Einfluß, den sie auf die Erziehung ihrer Kinder ausgeübt haben. Der gutmütige Herr Rittmeister von Bismarck war gegen seine Kinder die Zärtlichkeit und Nachsicht selber; besonders helle Freude hatte er an seinem Jüngsten, unserm Otto, sogar oft an den kleinen Unarten des hübschen, aufgeweckten Knaben. Einst als dieser an seinem Kindertischchen auf die Mittagssuppe wartend dasaß, mochte ihm wohl die Zeit etwas lange währen. In seiner kindlichen Ungeduld nahm er bald eine Haltung an, wie sie für ein wohlerzogenes Bürschlein wenig passend ist. Den Rücken halb nach dem Tische der Eltern gewendet, die Kniee gegen die Tischplatte gestemmt, ließ er die Beinchen in taktgemäßen Pendelschwingungen hin- und herbaumeln. Die Frau Mama, dies bemerkend, steht im Begriff, dem kleinen zukünftigen Staatsmann wegen seiner wenig parlamentarischen Haltung einen Ordnungsruf zu erteilen; doch der gute Herr Papa wendet die Rüge ab; ehe die Mutter zu Worte kommt, ruft er im weichsten Tone ihr zu: „Minchen, sieh doch den Jungen, wie er dasitzt und mit den Benekens baumelt!“

Die etwas weitgehende Nachsicht des Vaters hat wohl mit dazu beigetragen, daß Frau von Bismarck, so lieb sie ihre Söhne hatte, darauf drang, dieselben so frühzeitig als möglich behufs einer zweckmäßigen Erziehung aus dem Hause zu geben. So kam denn unser Otto, als er sieben Jahre alt war, in die Plamannsche Erziehungsanstalt in Berlin, wo sich sein älterer Bruder Bernhard bereits seit einem

Jahre befand. Für die Wahl dieser Anstalt war bei Frau von Bismarck wohl folgendes noch mit maßgebend:

Ihr Vater war ein begeisterter Verehrer des großen Schweizer Volkspädagogen Pestalozzi gewesen, und wie neuerdings aus den im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Akten des Oberschul-Kollegiums dargethan worden ist, hat der vortreffliche Staatsmann in Übereinstimmung mit dem Minister Stein seinen ganzen Einfluß aufgeboten, daß die bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms des Dritten in Aussicht genommene Verbesserung sämtlicher preußischer Schulen zwecks einer wahren „Nationalerziehung" nach den Grundsätzen der Pestalozzischen Methode geschehe, „weil diese", nach seinen Worten, „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen anrege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere und ihm entgegenwirke".

Die Plamannsche Erziehunganstalt für Knaben, welche sich damals in der Wilhelmstraße Nr. 139 befand, war zur Zeit der Erhebung Preußens nach Pestalozzischen Grundsätzen errichtet worden, und unter der Mitarbeit begeisterter Vaterlandsfreunde wie Ludwig Jahn und Friedrich Friesen hatte sie bald einen hohen Ruf erlangt. Die vornehmsten Adelsfamilien, besonders die der Mark und Pommerns, vertrauten ihre Söhne der Anstalt an.

Über die Ankunft unseres Otto von Bismarck im Plamannschen Hause liegt der Bericht eines Mannes vor, welcher damals mitten unter der Knabenschar sich befand, die den neuen Zögling daselbst zuerst begrüßte. Dieser Gewährsmann schreibt:

„Wir befanden uns auf dem Mittelflur, als die nach der Straße führende Hausthür sich aufthat und der Kutscher des Herrn von Bismarck in dem damals üblichen weiten Mantel mit lang herabhängendem Rundkragen eintrat, Otto, gleichfalls in einen solchen Mantel gehüllt, auf dem Arme tragend. Er war schon damals ein hochaufgeschossener Knabe und ragte weit über das Haupt des Kutschers hinaus. Wir eilten auf Otto zu, aber er verzog keine Miene und sah nur mit imponierendem Ernst von oben herab auf uns nieder." — „Wie kommt es nur" — diese Frage knüpft der Erzähler an jene Mitteilung —

„daß dieses Bild mir nach mehr als fünfzig Jahren klar im Gedächtnis geblieben ist, dieses Bild eines Knaben, von dem ich sonst aus jener Zeit nichts, durchaus gar nichts weiß? — War das eine Ahnung davon, daß er einst so hoch über uns gestellt sein werde?"

Es war für unsern, noch in so zartem Alter stehenden Otto keine leichte Aufgabe, sich nach den goldenen Tagen im Elternhause in die Verhältnisse der neuen Umgebung einzuleben. Sehen wir, wie der kleine Held diese Prüfung bestand! In der Plamannschen Anstalt herrschte eine spartanische Einfachheit und Strenge. Ernst Krigar, ein Mitschüler Ottos, hat später in seinem Schriftchen „Kleine Mitteilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck" eine eingehende Schilderung von dem Leben in der Plamannschen Anstalt gegeben, in der es heißt:

„Des Morgens wurden wir durch das Läuten einer kleinen Glocke Punkt 6 Uhr geweckt. Unser Frühstück bestand in Milch und etwas Brot. Um 7 Uhr begannen die Lehrstunden; jedoch fand zuvor eine kurze religiöse Erbauung statt. Es wurde ein Choral gesungen; der Direktor Plamann hielt einen kurzen Vortrag; darauf begann der Unterricht. Um 10 Uhr konnten wir uns eine halbe Stunde im Garten beim zweiten Frühstück erholen, welches aus Brot und Salz bestand; im Sommer erhielten wir noch etwas Obst dazu. Mittags 12 Uhr wurde zu Tisch geläutet. Alles strömte nach dem großen Saal, wo Frau Direktor Plamann und eine Nichte derselben jedem Lehrer und jedem Schüler selbst die Portionen auftrugen. Das Essen war überaus einfach, aber kräftig und gut zubereitet. Wer noch Verlangen nach einer zweiten Portion hatte, mußte mit seinem Teller selbst zur Frau Plamann gehen und darum bitten. Wer seine Portion nicht aufessen konnte oder wollte, mußte nach Tische im Garten auf der Terrasse mit seinem Teller so lange stehen, bis der Rest vollständig verzehrt war. Täglich hatten wir das Schauspiel, daß drei bis vier Schüler dort aufgestellt wurden. Von 2 Uhr nachmittags dauerten die Lehrstunden wieder bis 4 Uhr. Jetzt war Vesper; es gab wieder Brot und Salz; bis 7 Uhr wurde dann weiter unterrichtet. Von dieser Zeit an wurden die aufgegebenen Arbeiten oder Spiele im Freien vorgenommen. Das Abendessen bestand in der Regel in Warmbier oder belegten Butterbroten.

Die Unterrichtszeit würde uns oft sehr lang geworden sein, wenn sie nicht wenigstens durch zwei Stunden Turnen gekürzt worden wäre. Diese Stunden waren stets die größte Erholung für uns, und ganz besonders fesselte uns der Fechtunterricht bei dem Lehrer Ernst Eiselen."

Der neue Zögling konnte seine gleich bei seinem Eintritt in die Anstalt bewiesene Zurückhaltung gegen seine Genossen lange nicht überwinden, wie er an der Lebensweise und den Gebräuchen erst nach und nach Gefallen zu finden vermochte. Die zwiefache Trennung von Vater und Mutter und von den trauten Tummelplätzen seiner ungebundenen Jugendspiele lag ihm anfangs zu schwer auf der Seele. Dazu war es Frühlingszeit, als er in die Anstalt eintrat, und er fühlte sich in den Mauern der Stadt während der schönen Jahreszeit gleich einem gefangenen Vöglein. Und wenn er bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen vor den Thoren Berlins einmal seinem Gefängnis entflohen war; dann erwachte die Sehnsucht nach der ländlichen Heimat in seiner kindlichen Seele mit solcher Gewalt, daß ihm beim Anblick eines auf dem Felde pflügenden oder säenden Landmannes die Thränen in die Augen traten.

Doch wurde auch dieser Zustand überwunden. Daß dies früher geschah, als es der neue Ankömmling vielleicht selbst gehofft hatte, bewirkte das Verhalten seiner älteren Mitzöglinge, das seine ganze Kraft und Standhaftigkeit herausforderte. Die Neuaufgenommenen hatten in der Anstalt ihren Genossen gegenüber anfangs einen schweren Stand. Dem Charakter der in der Anstalt geltenden Erziehungsgrundsätze gemäß, trugen die Knaben im ganzen ein ziemlich rauhes Wesen gegen einander zur Schau; namentlich waren die Neulinge vielfach eines schroffen Benehmens seitens der Älteren ausgesetzt und mußten sich gewissen herkömmlichen, nicht gerade sanften Einweihungsgebräuchen beugen. Unser Otto aber setzte diesem Herkommen, als es an ihm geltend gemacht werden sollte, entschiedenen Widerstand entgegen. Dies schien den anderen Knaben geradezu unerhört. Da ihm sein zurückhaltendes Wesen überhaupt als Unverträglichkeit oder Hochmut ausgelegt wurde, so war bald die Mehrzahl der Mitgenossen gegen Otto eingenommen, und es bildete sich eine förmliche Verschwörung gegen den Widerspenstigen, der so ganz anders war, als

sich bisher Neulinge der Anstalt gezeigt hatten. Bei der nächsten Gelegenheit, so ward beschlossen, sollte er dafür büßen. Hören wir, was aus dem Racheplan wurde. Krigar berichtet in seiner obengenannten Schrift darüber folgendes:

„Da wir uns gerade in den Sommermonaten befanden und von unsern Lehrern sowohl bei gutem als auch bei schlechtem Wetter fleißig zum Baden nach dem damaligen „Schafgraben" geführt wurden, so fand sich die gesuchte Gelegenheit bald. Hier beim Baden hieß es vor allem Mut zeigen. Wer sich nicht freiwillig Hals über Kopf ins Wasser stürzte und nur die geringste Furcht verriet, hatte es schwer zu büßen. Der Lehrer nahm einen solchen Zaghaften auf seine Schultern und warf ihn dann an der tiefsten Stelle, natürlich kopfüber, ins Wasser. Wir hatten die Erlaubnis, demselben, nachdem er wieder emporgekommen war, noch mehrmals beim Untertauchen behilflich zu sein, bis er alle Furcht überwunden hatte und sich nicht mehr wasserscheu zeigte. Die Feinde Ottos von Bismarck freuten sich auf den Augenblick, in welchem dieser seine Taufe im Schafgraben erhalten sollte. Alle hatten sich vorgenommen, ihn tüchtig zu bearbeiten, alle standen schon gerüstet am Graben, als Bismarck mit der größten Kaltblütigkeit an den Rand desselben trat, sich hineinstürzte, untertauchte und am jenseitigen Ufer wieder emporkam. Ein allgemeines „Ah" folgte dieser Überraschung; keiner wagte es noch, den kühnen Taucher zu berühren."

Wie oft hat Otto von Bismarck in seinem späteren Leben vor einem ähnlichen Wagnis wie hier am „Schafgraben" gestanden! Doch stets hat er sich als der kühne und meisterhafte Schwimmer gezeigt, der die Pläne seiner Feinde zu schanden werden ließ.

Otto hatte sich durch seine mutige That mit einem Schlage die Herzen aller seiner Mitschüler gewonnen. Hatte der hübsche Knabe mit der hohen Stirn und den sinnigen Augen durch seinen festen Willen schon vorher die besseren Elemente unter den Anstaltszöglingen für sich eingenommen, so nötigte seine Entschlossenheit jetzt auch seinen Gegnern allgemeine Achtung ab, welche stetig zunahm, da sich Otto unter der Leitung vortrefflicher Lehrer nach und nach auch zu einem Meister in der Kunst des Turnens und Fechtens ausbildete.

Auch in den wissenschaftlichen Fächern machte der kleine Bismarck die erfreulichsten Fortschritte, so daß er in einzelnen Unterrichtszweigen bald manchen älteren Mitschüler überholte. Die begeisternde Art, wie in der Anstalt Geschichte, namentlich vaterländische Geschichte, gelehrt wurde, entflammte das Herz unseres Otto für diesen Gegenstand ganz besonders, und die auf diesem Gebiete gewonnenen Eindrücke waren von bleibendem Einflusse auf sein späteres Fühlen und Denken. Von dem Geist, der die Erziehungsanstalt durchwehte, zeugt in beredter Weise ein anmutiges Bild, welches zur Sommerzeit während der Freistunden der Zöglinge im Garten der Anstalt oft zu schauen war. Ottos Genosse, Ernst Krigar, schildert dasselbe also:

„Zu Weihnachten hatte einer unserer Mitschüler von seinen Eltern „Beckers Erzählungen aus der alten Welt" zum Geschenk erhalten; das Buch wurde von uns so fleißig gelesen, daß das eine Exemplar lange nicht ausreichte, unsere Wißbegierde zu stillen. Bald hatte sich denn auch eine größere Zahl von Schülern dies Buch von ihren Eltern schenken lassen. Jetzt wurde der Trojanische Krieg vorgenommen. Der erste, welcher diesen ganzen Teil des Buches auswendig konnte, war Otto von Bismarck. Am Ende des Gartens der Anstalt, jetzt nach der Königgrätzer Straße zu, stand ein schön gewachsener Lindenbaum. Es war dies der einzige Baum im Garten der Anstalt, zu dem hinauf zu klettern wir die Erlaubnis hatten. Dies war in den Freistunden unser liebster Aufenthalt. — „Nach der Linde!" hieß es, wenn irgend etwas Wichtiges mitzuteilen oder zu beraten war. Sie bildete den Mittelpunkt des Gartens für uns. — Otto von Bismarck übernahm in der Regel das Vorlesen des Trojanischen Krieges und wählte sich dazu häufig seinen Lieblingssitz auf der Linde. Wir Zuhörer, soweit wir Platz hatten, bestiegen ebenfalls den Baum, die Übrigen lagerten sich unter demselben. Mit welcher Aufmerksamkeit folgten wir dem Vorleser, mit welcher Begeisterung wurden die Heldenthaten der Griechen vor Troja aufgenommen! Es dauerte nicht lange, so hatte jeder von uns den Namen eines dieser Helden. Bismarck konnte kein anderer als der Talamonier Ajax sein."

Otto bewährte sich als der Held, dessen Namen er führte, besonders

bei den Spielen, welche die Zöglinge in den Freistunden unternahmen. Diese Spiele waren bisher mehr Turnübungen zu nennen gewesen. Seit Otto von Bismarcks Erscheinen aber hatten diese Vergnügungen nach und nach einen ganz anderen Charakter erhalten. Man fing an, wie unser obiger Gewährsmann mitteilt, sich in zwei Parteien zu teilen und gegenseitig kriegerische Übungen auszuführen. Otto entwarf die Schlachtpläne und behandelte die Sache mit solcher Wichtigkeit, daß er ein Tagebuch führte, worin er alle die für die Kriegsspiele wichtigen Ereignisse sorgfältig verzeichnete. Im Winter, wenn Schnee lag, bestanden diese Kampfübungen in regelrechten Schneeballschlachten, an denen nicht selten auch die Lehrer teilnahmen. Hierbei war unser Otto in seinem Element. Er übernahm gewöhnlich die Führerrolle in einer Schar, die gegen die von einer anderen Partei besetzt gehaltene Gartenterrasse den Sturmangriff auszuführen hatte. Er wußte bald die Stellen ausfindig zu machen, wo die Terrasse nur schwach verteidigt war, und während ein allgemeines Bombardement den Hauptangriff noch verdeckte, sammelte Bismarck seine zum Sturmlauf auserlesene Kernschar. Mit einem lauten Hurra und unter dichtem Schneeballregen drang er an der Spitze seiner Truppe gegen die Terrasse vor. Hier entstand nun ein allgemeines Handgemenge, wobei sich die Köpfe so erhitzten, daß es selten ganz ohne Beulen abging. Bei einem solchen Kampfgewühl geschah es einmal, daß die jugendlichen Streiter in ihrem Eifer selbst das Glockenzeichen zum Wiederbeginn des Unterrichts überhörten. Ja, die Stimmen der Lehrer vermochten nicht Ruhe zu schaffen. Da nahm Bismarck-Ajax nach dem Vorbilde seines Griechenhelden, der sich bei den Kämpfen vor Troja großer Feldsteine als Wurfgeschosse zu bedienen pflegte, seinen Schultornister und schleuderte ihn mit dem gebietenden Rufe, vom Kampfe abzulassen, mitten unter die Streitenden. Augenblicklich waren die Geister gebannt; der Friede war hergestellt.

Gleichwie die Geschichte so fesselte bald auch die Geographie den Geist unseres Otto. Dieses Unterrichtsfach, damals im allgemeinen noch wenig entwickelt, wurde in der Plamannschen Anstalt schon nach anregender, zweckmäßiger Methode gelehrt, sodaß statt des bisher in

Fürſt Bismarck als 12jähriger Knabe.

Nach einem Gemälde im Beſitze Sr. Durchlaucht des Fürſten Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

vielen Schulen getriebenen mechanischen Einlernens trockener statistischer Notizen eine wirkliche Länder- und Völkerkunde angebahnt wurde. Die Erziehungsanstalt hatte seit ihrem Bestehen stets die Erweckung und Pflege begeisterter Liebe zu allem Vaterländischen in den Herzen der Zöglinge als Hauptziel aller Lehrthätigkeit festgehalten, und es boten besonders die beiden genannten Gegenstände den Lehrern Gelegenheit, in diesem Geiste zu wirken. Die segensreichen Früchte blieben nicht aus. Unser Bismarck pflegte, wie Heinrich von Sybel berichtet, in seinen späteren Lebensjahren gern zu erzählen, daß ihm durch gründliches Studium der Karte von Deutschland mit ihrem Farbenreichtum von 39 verschiedenen Landesgrenzen sehr früh die Erkenntnis der Naturwidrigkeit eines solchen Gebildes aufgegangen sei.

In diese Zeit der frühen Jugend Bismarcks fällt wahrscheinlich auch jenes Ereignis, durch welches, wie derselbe später gleichfalls erzählt, sein Vaterlandsgefühl einen ganz außerordentlich starken und nachhaltigen Impuls erhalten hat. Es war dies eine kleine Erzählung in dem von Seidenstücker herausgegebenen Lesebuche „Eutonia", deren Lektüre in solcher Weise auf ihn einwirkte. Diese Geschichte, welche mit zum Erziehungsfaktor für den großen deutschen Staatsmann geworden ist, führt den Titel: „Deutsches Schauspiel in Venedig oder die gerettete Ehre der Deutschen". Der Verfasser, A. G. Meißner, schildert darin folgenden Vorgang:

Alexander, der Erbprinz eines deutschen Kleinstaates, weilt mit seinem Kammerherrn in Venedig. Die vornehme Welt dieser Stadt gewährt den deutschen Gästen zwar Zutritt zu ihren gesellschaftlichen Zirkeln, doch verschmäht man nicht, sich bei vielfachen Gelegenheiten über das damals freilich wenig geachtete Volk der Deutschen lustig zu machen, indem man an den Festabenden kleine Theaterstücke zur Aufführung bringt, in denen jedesmal diese oder jene deutsche Sitte verspottet wird. Der Kammerherr, gleich wie sein Prinz darüber ergrimmt, beschließt Vergeltung zu üben. Er verfaßt zu diesem Zweck ein Schauspiel, das mit Einwilligung des Prinzen im Hause des letzteren an einem Gesellschaftsabende aufgeführt werden soll. Die geladenen Nobili Venedigs erscheinen, und als sie von der geplanten Vorstellung erfahren,

verraten ihre spöttischen Mienen deutlich genug, daß sie erwarten, eine neue Gelegenheit zu finden, sich über die Deutschen lustig zu machen. Doch diesmal hatten sie die Rechnung ohne ihren Wirt gemacht. Das Stück beginnt; die Bühne zeigt eine Straße von Rom bei nächtlicher Beleuchtung. Ein deutscher Reisender tritt auf, und da er in der späten Nacht kein Unterkommen finden kann, so sucht er sich die Langeweile zu vertreiben, indem er beim Laternenschein ein Buch zu lesen beginnt. Die Gespensterstunde ist angebrochen, und siehe da, hinter dem Lesenden erscheint eine weiße Gestalt, die sich später als der Geist Ciceros kundgiebt. Er hat sich nach jahrhundertelanger Ruhe aus seinem Grabe erhoben, um sich zu überzeugen, wie die Nachkommen seiner römischen Zeitgenossen in Kunst und Wissenschaft fortgeschritten seien. Da erblickt er den Deutschen in seinem Buche lesend. Staunend betrachtet er über dessen Schultern die seltsam krausen, regelmäßigen Schriftzeichen. Sein Staunen wächst, als er sieht, wie der Lesende seine Repetieruhr aus der Tasche zieht, die auf einen Druck mit dem Finger genau die Stundenzahl angiebt. Dem Deutschen befällt bei seiner Lektüre indessen doch Müdigkeit; er versucht noch einmal, die Bewohner eines der anliegenden Häuser zu wecken und sich Einlaß und Nachtherberge zu verschaffen, indem er eine seiner Pistolen aus dem Gürtel hervornimmt und sie gegen eine Hausthür abfeuert. Der Geist Ciceros sinkt bei dem Blitz und Knall des Schusses vor Schreck fast in die Erde. Doch von höchster Neugierde erfüllt, faßt er sich ein Herz, den Fremden anzusprechen. Dieser, obwohl ihn die seltsame Gestalt des Gespenstes zuerst stutzig macht, steht kaltblütig und gelassen Rede und Antwort. Der Geist bittet ihn um Erklärung der wunderbaren Dinge, welche er gesehen und gehört hat. Zuerst erheischt er Aufschluß über die sonderbaren Schriftzüge in dem Buche und erfährt von der Erfindung der Buchdruckerkunst durch einen Deutschen. Dann wird ihm die Einrichtung der Taschenuhr erklärt, die sich abermals als eine deutsche Erfindung herausstellt. Und als der alte Römer endlich erfährt, daß auch die Erfindung des Pulvers, der wunderthätigen Kraft in der Feuerwaffe, die den Göttern den Blitz und Donner entwunden zu haben scheint, von einem Deutschen stamme, da ist seine Verwunderung schier ohne Grenzen. „Ist's möglich?" ruft er

aus. „Die Deutschen und immer wieder die Deutschen! dieses Volk, welches zu meiner Zeit noch aus halbwilden, in Tierhäute gekleideten Barbaren bestand, scheint treffliche Fortschritte gemacht zu haben. Dann aber muß mein edles Volk der Römer, dessen Geist damals schon die Welt beherrschte, jetzt eine Höhe erreicht haben, die nahezu an die Sonne reicht!“ — „Also gefallen wir Deutsche dir“, entgegnete der Reisende, „so wie wir jetzt zu deinem Vaterlande zu kommen pflegen? — Nun wohl, so ist's gewiß auch dein Wunsch, zu erfahren, wie die Vertreter deines Volkes sich gewöhnlich in meinem Vaterlande zeigen? Ich verstehe ein wenig Zauberei; gieb acht!“ — und auf den Wink des Deutschen erscheinen hausierende, Murmeltiere zeigende Savoyarden in elendem Zustande und mit blödem Gesichtsausdruck, bei deren Anblick der Geist Ciceros entsetzt verschwindet. Welchen Eindruck das Schauspiel auf die stolzen Venetianer machte, läßt sich leicht ermessen.

Dies der Inhalt der Erzählung, die freilich wohl geeignet ist, das empfängliche Herz eines deutschen Knaben zur Begeisterung für die Vorzüge seines Volkes zu entflammen.

Fünf Jahre lang dauerte der Aufenthalt unseres Otto in der Plamannschen Anstalt, vielfach unterbrochen durch die Ferien, die auf Kniephof, gelegentlich wohl auch in Schönhausen oder in Berlin im Elternhause verlebt wurden. Diese waren immer hohe Festzeiten für den Knaben. Vieles holte er dann auf den alten trauten Spielplätzen der Kindheit nach, was er so lange hatte entbehren müssen. Die höchste Freude empfand sein Herz aber beim Anblick eines kleinen menschlichen Wesens, dessen Dasein ihn bei einem Ferienbesuche im Elternhause auf Kniephof überrascht hatte. Es war ein Töchterchen, das den Eltern Ottos in demselben Jahre, (am 29. Juni 1827) als er die Plamannsche Anstalt verließ, geschenkt worden war. Er hat zu dieser seiner einzigen Schwester, Malwine mit Namen, und später an den Königlichen Kammerherrn und Landrat Herrn von Arnim auf Kröchlendorff bei Prenzlau vermählt, wie aus seinen später an sie gerichteten Briefen hervorgeht, stets die zärtlichste Liebe gehegt.

Mit dem Beginn seines 13. Lebensjahres wurde Otto von Bismarck in die Untertertia des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin

aufgenommen. Der Erziehungsanstalt aber, welche so Bedeutendes zu seiner Entwicklung beigetragen, hat ihr berühmter Zögling, wie Ernst Krigar berichtet, stets die gebührende Anerkennung gezollt, und er hat sich bei seinem bewundernswerten Gedächtnis noch in seinem Alter oft aller Einzelheiten während seines Aufenthaltes in derselben, der trüben wie auch der freundlichen, lebhaft erinnert. Die alte Linde, in deren Schatten er einst seinen Mitschülern die Heldenthaten der Griechen und Trojaner verkündet, hat als mächtiger Baum lange in der östlichen Häuserflucht der Königgrätzer Straße, auch damals noch gestanden, als Otto von Bismarck 1871 an der Spitze des siegreichen Heeres in der Würde eines Fürsten und Kanzlers des neuen Deutschen Reiches in die deutsche Kaiserstadt einzog. Jetzt hat der historische Baum einem Gebäude Platz machen müssen; aber eine Tafel an demselben mit der Inschrift: „Hier stand die Bismarcklinde im Garten der Plamannschen Erziehungsanstalt, deren Zögling der Fürst war 1822 bis 1827" bezeichnet den an dem Hause Königgrätzer Straße 88 Vorübergehenden jene denkwürdige Stätte.

In der neuen Schulanstalt gewann Otto von Bismarck die besondere Gunst eines Lehrers, der in seiner ferneren Schulzeit einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausübte. Es war dies der spätere Direktor des Grauen Klosters, Professor Dr. Bonnell. Schon am Tage der Aufnahme erfüllte ihn das Wesen und die Haltung des Knaben mit Zuneigung für denselben. Der treffliche Schulmann berichtet darüber: „Die neu Aufgenommenen saßen im Schulsaale auf mehreren Bänken hintereinander, sodaß die Lehrer während der Einleitungsfeier Gelegenheit hatten, die Neuen mit vorahnender Prüfung durchzumustern. Otto von Bismarck saß mit sichtlicher Spannung, klarem, freundlichem Knabengesicht und hell leuchtenden Augen frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: Das ist ja ein nettes Jungchen, den will ich besonders ins Auge fassen."

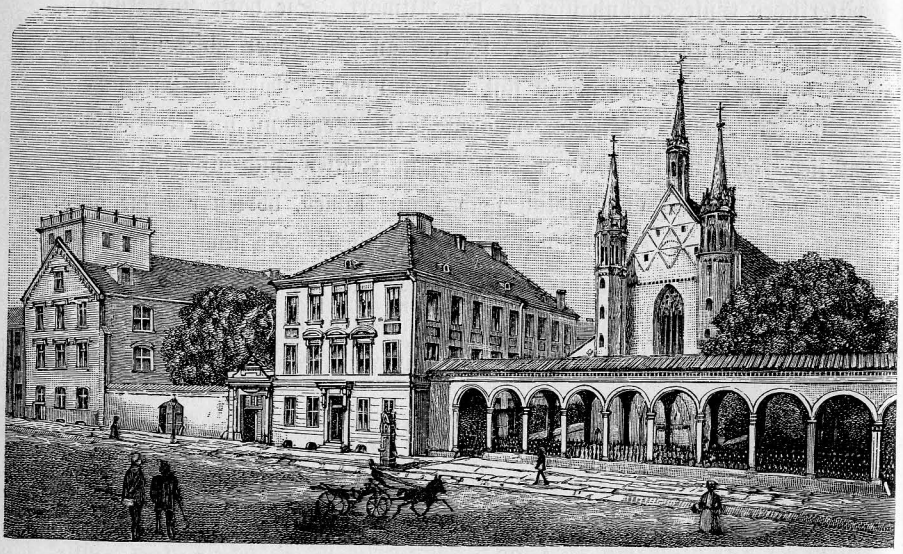
Des Lehrers „vorahnende" Musterung erwies sich nicht als Täuschung. Otto machte als Schüler des Gymnasiums die besten Fortschritte; von leichter Fassungsgabe und hellem Verstande, lernte er schnell und behielt auch das einmal Gelernte treu im Gedächtnis. Er wohnte

damals mit seinem älteren Bruder Bernhard zusammen in der Berliner Wohnung seiner Eltern, Behrenstraße 53. Ein Hauslehrer führte hier die Aufsicht über die Knaben und erteilte neben einem besonderen französischen Lehrer, Mr. Gallot aus Genf, die nötige Nachhilfe im Unterricht. Zur Winterzeit fanden sich auch die Eltern in Berlin ein, die mit dem nahenden Sommer wieder aufs Land übersiedelten. Dann sorgte für die leiblichen Bedürfnisse der beiden lernbeflissenen Junker eine Haushälterin, Trine Neumann, von welcher unser Otto von Bismarck später folgende launige Schilderung entworfen: „Trine Neumann stammte von meinem väterlichen Gute Schönhausen in der Altmark. Sie hatte uns Jungen herzlich lieb und that alles, was sie uns an den Augen absehen konnte. So machte sie uns zu abend fast immer unser Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir zuvor ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Blievt hüt nich so lang ut, dat min Kauken nich afbacken!“ und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hörten wir die gute Trine schon wie einen Rohrsperling schimpfen: „Na tövt, Jungs, ut Jug ward in'n Lewen nix Vernünftigs; min Kauken sind al wedder afbackt!“ Aber der Zorn der guten Trine war immer bald verraucht, wenn sie sah, wie vortrefflich ihre ‚afbackten Kauken‘ uns Jungens schmeckten.“

Inzwischen vergingen die Jahre; es kam der Tag der Einsegnung für unsern Otto. Den Religionsunterricht hatte er bei Schleiermacher, dem berühmten Berliner Geistlichen, Prediger an der Dreifaltigkeitskirche, empfangen, der zu Ostern 1830 die Einsegnung an ihm vollzog. Wie tiefen Eindruck die heilige Handlung auf das Gemüt des stets von wahrer Frömmigkeit erfüllten Knaben gemacht hat, geht daraus hervor, daß sich dieser Eindruck in seinem späteren, so vielfach bewegten Leben nie wieder verwischt hat. Bismarck nannte als greiser Mann seiner Schwester, der Frau von Arnim-Kröchlendorff, noch den Weihespruch, welchen ihm Schleiermacher an heiliger Stätte mit ins Leben gegeben. Es war der Eph. 6, 7 stehende Bibelvers: „Lasset euch dünken, daß ihr dem Herrn dienet, und nicht den Menschen“, welchen der freigesinnte, nicht sklavisch am Buchstaben klebende Geistliche in folgender Form aussprach: „Was du thust, das thue Gott, und nicht den Menschen!“ —

„Noch weiß ich genau den Platz", erzählte der Reichskanzler seiner Frau Schwester alsdann, „wo ich unter den Konfirmanden gesessen habe, und als ich dann aufgerufen wurde und vor den Altar treten sollte, pochte mir gewaltig das Herz."

Als der ältere Bruder Ottos seine Gymnasialbildung vollendet hatte und sich dem Militärberuf widmete, war die gemeinsame Wirtschaft unter Trine Neumann aufgelöst und Otto zu dem Professor Prevost in Pension gegeben worden. Mit diesem Wohnungswechsel war zugleich auch die Übersiedelung in eine andere Schulanstalt und zwar in



Das Graue Kloster zu Berlin.

das Gymnasium zum Grauen Kloster verbunden gewesen. Hier hatte Otto seinen alten Gönner, den Professor Bonnell, der inzwischen versetzt worden war, auch als Lehrer wiedergefunden. Sein Wunsch, zu diesem wohlwollenden Herrn in Pension zu kommen, ging bald in Erfüllung. Bonnell schreibt in seinem Tagebuche über den Aufenthalt unseres Otto in seiner Familie: „Ostern 1830 kam Otto von Bismarck als Pensionär in mein Haus, wo er sich freundlich und anspruchslos in meiner Häuslichkeit und durchaus zutraulich bewegte. Er zeigte sich in jeder Beziehung liebenswürdig. Er ging des Abends fast niemals aus. Wenn ich zu

dieſer Zeit zuweilen nicht zu Hauſe war, ſo unterhielt er ſich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine ſtarke Neigung zu gemütlicher Häuslichkeit."

Der Aufenthalt in der gemütlichen Bonnellſchen Häuslichkeit wurde unſerm Otto auch noch in mancher andern Hinſicht zum Segen. Der reich ausgeſtattete Bücherſchrank des Profeſſors bot dem wißbegierigen Knaben köſtliche Schätze; namentlich benutzte derſelbe die umfangreichen Geſchichtswerke in demſelben zum fleißigen Studium, über dem er oft alles andere vergaß. Und wie große Anhänglichkeit und Achtung Bismarck auch als gereifter und berühmter Mann ſeinem alten treuen Lehrer bewahrt hat, bekundet dieſer in ſeinen hinterlaſſenen Aufzeichnungen aus ſeinem Leben, in denen es an gegebener Stelle heißt: „Der 17. April 1871 war der Tag, an welchem die Stadt Berlin die zum erſtenmal verſammelten Abgeordneten des deutſchen Reichstages in dem großen Feſtſaale des neuen Rathauſes begrüßte. Ich war auch dazu eingeladen. In dem großen Gedränge der Abgeordneten und Notabilitäten jeder Art zog natürlich Bismarck die Aufmerkſamkeit am meiſten auf ſich. Plötzlich ſteht der große Mann vor mir und reicht mir in gewohnter Freundlichkeit beide Hände. Die Hitze des Saales hatte mein Geſicht gerötet; deshalb drückte er ſeine Freude darüber aus, mich ſo wohl zu finden. Ich kann dies Ew. Durchlaucht zurückgeben, ſagte ich, und doch haben Sie einen bedeutenden Teil der Weltgeſchichte nicht bloß durchgemacht, ſondern gemacht. — Nun, erwiderte er, ich habe ſo etwas an ihren Fäden geſponnen. Darauf folgten noch andere freundliche Worte, Erkundigungen nach meiner Frau u. ſ. w."

Die Zeitungen ſchilderten dann in den nächſten Tagen den Eindruck, den dieſer Vorgang auf die im Rathausſaale Verſammelten gemacht hatte. In dem Bericht des einen Blattes hieß es: „Wer iſt der kleine alte Herr, mit dem Bismarck ſo lange ſpricht, zu dem er ſich faſt herabzubeugen ſcheint? Es iſt der Direktor Bonnell, der einſt des Fürſten Lehrer war. Es thut einem wohl zu ſehen, wie reſpektvoll der große Schüler noch heute vor ſeinem alten Lehrer ſteht." — —

So ſehr das Bonnellſche Haus auch dazu angethan war, unſerem Otto Behagen und Wohlbefinden zu bereiten, die ſtete Sehnſucht nach

dem Elternhause, nach der ländlichen Heimat mit ihren Tummelplätzen frischer, fröhlicher Jugendlust kehrte doch, zumal zur Sommerzeit, stets wieder. Er wünschte daher jede Ferienzeit ungeduldig herbei. Einst, als sich die Schulzeit schon ihrem Ende zuneigte, ereignete sich folgender, für das Gemüt und Wesen des eigenartigen Knaben so recht bezeichnender Vorgang:

Es war zur heißen Sommerzeit; im Osten Europas war das Schreckgespenst der Cholera aufgetreten, das namentlich die Bewohner der Großstädte mit Grausen und Entsetzen näher und näher heranrücken sahen. Unser Otto hatte von seinen Eltern die Weisung erhalten, bei dem ersten Auftreten der Cholera in Berlin unverzüglich nach Kniephof zu kommen. Mit Sehnsucht erwartete er nun den Ausbruch der sonst so sehr gefürchteten Krankheit. Zu seiner Betrübnis aber wollte dieselbe lange nicht erscheinen. Seine Sehnsucht wuchs zur Ungeduld. Da faßt Otto eines Tages den Entschluß, einmal Ausschau zu halten, ob die Cholera nicht heranziehe. Er geht in Segers Pferdestall, mietet sich daselbst ein Reitpferd, seinem Geschmacke gemäß „Nerestan", den wildesten Renner unter allen, und trabte einem der östlichen Thore Berlins zu. Doch nur kurze Zeit dauert der abenteuerliche Ritt. Vor der aufziehenden Wache scheut „Nerestan", gleitet aus und stürzt zu Boden, den kecken Reiter unter sich begrabend. Mit gequetschtem Beine wird dieser aufgehoben und in einer Droschke nach Hause gebracht. Unter der liebevollen Pflege der Frau Professor Bonnell und den Bemühungen des Arztes heilt Ottos verletztes Bein zwar wieder; aber seine Hoffnung auf eine baldige Heimreise nach Kniephof war vernichtet. Die von ihm ersehnte Cholera hatte längst ihren Einzug in Berlin gehalten, als er noch mit verbundenem Bein auf dem Schmerzenslager liegen mußte. Erst nach Wochen konnte er seine Ferienreise zu den Eltern antreten, wo er dann weidlich alles Versäumte nachholte.

Otto stand damals in seinem siebzehnten Lebensjahre; es kam die Zeit, in welcher die ihm innewohnende Kraft sich mächtig zu regen und ihn zu übermütigen Jugendstreichen hinzureißen begann. Eines Tages wollte er seinen älteren Bruder, der damals als Landwehroffizier in Berlin diente und die Berliner Wohnung der Eltern inne-

hatte, beſuchen. Er fand den Bruder nicht zu Hauſe, blieb aber, um deſſen Rückkunft zu erwarten. An der Wand neben dem Bücherſchrank hingen die langen Reiterpiſtolen des Bruders. Dieſe ſchienen dem übermütigen Otto ein treffliches Mittel, ſich die Zeit des Wartens zu verkürzen. Er langte die Waffen herab, prüfte ihre Brauchbarkeit und lud ſie. Dann hängte er eine Scheibe vor dem geöffneten Bücherſchrank auf und begann zum Entſetzen der Hausbewohner eine Übung im Piſtolenſchießen, bis der Bruder kam und dem tollen Treiben ein Ende machte. —

Harmloſer war das Stücklein, welches der jugendliche Schütze einmal in Schönhauſen ausführte. Dort ſteht am Rande eines Schilfgrabens, der den Park einfaßt, eine ſteinerne Figur, die den Herkules mit der Keule, die eine Hand auf den Rücken gelegt, darſtellt. Als Otto eines Tages mit der Flinte über der Schulter vom Birſchgange heimkehrte und den nackten griechiſchen Halbgott, der ihm in reſpektwidriger Weiſe den Rücken zuwendete, erblickte, zuckte es ihm in den Fingern, einmal ſeine Birſchflinte auf die Kehrſeite des Herkules abzudrücken. Alsbald riß er das Gewehr von der Schulter, legte an und zielte. Nach wenig Augenblicken zeigte der Herkules auf ſeiner Hinterſeite eine Schußnarbe, die er heutigen Tages noch trägt. Einige Tage nach jenem Vorfall ging Herr von Bismarck mit ſeinem Sohne durch den Park und bemerkte die Verunglimpfung, welche dem ſteinernen Heros zugefügt worden war. Mit ernſter Miene fragte, auf die Narbe deutend, der Vater: „Otto, biſt du das geweſen?“ In heiterer Laune antwortete dieſer unbefangenen Tones: „Ja Papa; aber ich dachte nicht, daß es ihm ſo wehe thun würde. Er hat gleich mit der Hand nach hinten unterhalb des Rückens gefaßt, wo er ſie noch hält“.

Es kam das Jahr 1832 und mit demſelben die Zeit, in welcher Otto von Bismarck nach vollendeter Schulzeit ſeine Abgangsprüfung machen ſollte. War er auch kein Wunderkind im Können und Wiſſen, ſo hatte er doch durch redlichen Fleiß in allen Gegenſtänden tüchtige Kenntniſſe erlangt und konnte getroſt den Tagen der Prüfung entgegenſehen. Er beſtand das Examen denn auch mit Ehren; hohes Lob erwarb er ſich durch ſeine Leiſtungen in der Geſchichte. Das Urteil unter ſeiner

lateinischen Probearbeit lautete also: „Oratio est lucida ac latina, sed parum castigata"; d. i.: „Die Sprache ist klar und lateinisch, aber wenig gefeilt".

Wohlgemut reiste Otto von Bismarck nun mit seinem redlich verdienten Zeugnis der Reife in der Tasche seiner pommerschen Heimat zu. Wie die Plamannsche Erziehungsanstalt hat er auch das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin stets in treuem, dankbarem Andenken behalten. Seine Mitschüler in der Prima haben später dem großen Zögling dieser Bildungsanstalt im Festsaale derselben ein Denkmal gesetzt, das in einer Büste des Reichskanzlers auf einem Sockel von schwarzem Marmor besteht.

Ein wichtiger Lebensabschnitt war es, den Jung Bismarck mit seiner Schulzeit in Berlin beendete.

Fürſt Bismarck im 18. Lebensjahre.

(Nach einer Zeichnung von Major von Keſſel.
Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürſten Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

IV.

Lehr- und Wanderjahre.

„Wenn ſich der Moſt noch ſo abſurd gebärdet,
Es giebt zuletzt doch einen Wein.
Goethes „Fauſt".

„Ja, ja! Ich dacht's! das iſt der Mütter Art,
Sie halten gern im engſtem Schrein
Ihr liebes Kind vor Fährlichkeit verwahrt,
Und bei den Töchtern mag's auch richtig ſein;
Doch bei den Jungen ſag' ich: nein!
So'n Burſch muß durch die Länder ſchweifen,
Die Ecken, Kanten 'runterſchleifen;
Muß lernen ſich zu tummeln, rühren,
Den Stoß durch Gegenſtoß parieren,
Bald unten und bald oben liegen,
Den Feind bekämpfen und beſiegen,
Bis in ihm fertig iſt der Mann,
Und er ſich ſelbſt beſiegen kann."
Fritz Reuters „Hanne Nüte".

Lichter Frühlingsſonnenſchein lag auf den Feldern und Wieſen, als Jung Bismarck nach glücklich beendeter Schulzeit im Jahre 1832 bei den Eltern in Kniephof weilte. In goldenem Glanze ſah er die Zukunft vor ſich liegen. Aber mochte er auch, während er in den heimatlichen Fluren und Wäldern mit Hunden und Pferden ſich frohgemut umhertummelte, ſich gewiß glücklich und zufrieden fühlen, ſo erwachte doch nicht ſelten in ſeinem Herzen nach echt deutſcher Art jenes rätſel-

haste Sehnsuchtsgefühl, das trotz beseligenden Heimatglückes hinausdrängt in die Ferne, in das buntbewegte Leben und Treiben der Welt. Bald sollte er diesem Zuge seiner Seele folgen dürfen.

Eines Tages war unser Otto Gegenstand eines Familienrates, der in dem alten Herrenhause Kniephofs abgehalten wurde. Die Berufswahl des angehenden Jünglings wurde dabei kaum noch in Erwägung gezogen, da es in dem Plan der Mutter, des Verstandes der Familie, längst feststand, welche Laufbahn ihr Jüngster einzuschlagen habe. Es handelte sich bei der Beratung vielmehr um die Wahl einer geeigneten Hochschule, welche Otto beziehen sollte, um sich des Studiums der Rechtswissenschaften, als der Grundlage zu seiner Anstellung im Staatsdienste, zu befleißigen. Ottos Wünsche richteten sich auf Heidelberg, die schöne, reizvolle Neckarstadt, deren besonders frisches, frohes Burschenleben ihm als verlockendes Bild vor Augen schwebte. Doch nach dem Herzen der Mutter war dieser Ort durchaus nicht, weil sie ihren wohlerzogenen Liebling vor dem Einfluß eines allzufreien Studententreibens gern bewahren, vor allem aber verhüten wollte, daß er sich das Biertrinken und Tabakrauchen angewöhne. Nach längerem Erwägen gab ein Verwandter des Hauses, der als Gast auf Kniephof weilte, den Ausschlag. Es war der Geheime Finanzrat Kerl, dessen Meinungen und Ansichten Frau von Bismarck hohen Wert beilegte. Nach seinem Rate fiel die Wahl auf Göttingen. Dort hatte er selbst studiert, und mehrere Lehrer daselbst zählten zu seinen Bekannten: so der als Rechtsgelehrter berühmte Professor Hugo und der Mineraloge Professor Hausmann, an welche er seinem jungen Anverwandten Empfehlungen mitzugeben vermochte. Auch galt Göttingen allgemein als „Universität der vornehmen Welt", wo nach der Meinung der besorgten Mutter die Gefahr der Verführung für ihren Sohn am geringsten war.

Als gehorsamer Sohn fügte sich Otto dem Beschlusse der Eltern und trat bald nach Ostern, anfangs Mai, die Reise nach Göttingen an. Fort ging's durch die blühende Welt in das blühende Leben. Freudig klopfte ihm das Herz bei dem Gedanken an die Zukunft, welche ihm nach der überstandenen Schulzeit auch in Göttingen trotz des Rufes einer „Universität der vornehmen Welt" rosig genug erscheinen mochte.

„Abgeschüttelt von den Sohlen
Ist der Schulstaub; hohe Wogen
Tragen jetzt das Schiff des Jünglings;
Alle Anker sind gelichtet,
Alle Segel aufgezogen
Und der Burschenfreiheit Flagge
Lustig flatternd . . ."

Pflichtschuldig gab Otto von Bismarck die Empfehlungsschreiben seines Verwandten an die beiden Herrn Professoren ab und ließ sich am 10. Mai 1832 als ein dem Studium der Rechte Beflissener unter die Zahl der Studierenden an der „Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusta-Universität" aufnehmen. Daß er zu Anfang den festen Willen gehabt hat, seine Zeit an der Bildungsstätte trotz des heiteren Burschenlebens nach Kräften auszukaufen, wird dadurch bewiesen, daß er im ersten Halbjahr die Kollegien fleißig genug besucht und täglich fünf Stunden Vorlesungen gehört hat. Im zweiten Semester nahm die von ihm auf das Studium verwandte Stundenzahl freilich bedenklich ab, bis sie im dritten endlich auf ein Nichts zusammenschrumpfte.

Das flotte Studentenleben erfaßte unsern Otto nach und nach mit packender Gewalt, so daß er sich demselben mit Leib und Seele hingab, und endlich für das eigentliche Studium keine Zeit mehr übrig hatte. Und wer wollte es ihm auch weiter verargen? Wie toll und lustig das Leben und Treiben der studierenden deutschen Jugend sich oft auch zeigte, so ging doch damals noch die Nachwirkung der vaterländischen Erhebung in den Freiheitskriegen durch die Herzen. Die Ideen Fichtes, Schleiermachers, Arndts waren lebendig geblieben in den deutschen Hochschulen. Gottesfurcht und Vaterlandsliebe gaben den Grundton an, welcher das Studentenleben bestimmte und in den freien Burschenliedern seinen Ausdruck fand.

„Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trutz geblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Also ertönte Arndts Bundeslied von den Lippen der Jünglinge beim Beginn ihrer fröhlichen Festgelage. Und nach dem Herrn des Himmels galt das Vaterland als Höchstes und Hehrstes hier auf Erden.

„Laß Kraft mich erwerben
In Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben
Fürs heil'ge Vaterland."

Dies Wort Maßmanns war vielen noch die Losung für ihre Waffenübungen, ihre „Paukereien".

Es war eine völlig neue Welt, die sich dem „Fuchs" Otto von Bismarck in Göttingen aufthat. Daß seine empfängliche Seele von dem Geisteswehen, das durch diese Welt ging, lebhaft ergriffen werden mußte, läßt sich, wenn man seine ganze Charakteranlage in Betracht zieht, leicht ermessen. Anfangs zwar nahm er, wie dies von Kindheit an so seine Art war, eine zurückhaltende, beobachtende Stellung ein. Nachdem er aber mit seiner neuen Umgebung vertraut geworden war, gab er sich den Genüssen des freien Burschenlebens auch voll und ganz hin, und bald war er der Flotteste unter den Flotten. In wildem Übermute schäumte das junge Kraftgenie in ihm auf. Als die um seine guten Sitten und Gewohnheiten so besorgte Frau Mutter ihn während der Ferienzeit zum erstenmal wiedersah, war sie denn auch durchaus nicht erbaut von der Wendung, die sich in ihm vollzogen hatte.

Nach zuverlässigen Quellen hat sich das Leben Otto von Bismarcks während seines Aufenthalts in Göttingen in folgender Weise gestaltet:

Bismarck wohnte im ersten Jahre in der Roten Straße Nr. 299 bei dem Hauswirte Schumacher; die Einrichtung war nach dem Muster aller Studentenwohnungen ziemlich einfach. Neben dem notwendigen Hausgerät erblickte man im Zimmer an bevorzugter Stelle eine wohlgeordnete Pfeifensammlung als Hauptschmuck des Gemachs. Außerdem zierte die Wand über dem Sofa eine Anzahl schwarzer Silhouetten, Schattenrisse von Freunden auf Pappe geklebt und mit einer Goldborte eingefaßt. Während des letzten Halbjahrs bewohnte Bismarck ein Gartenhäuschen, das einem gewissen Voß gehörte. Übrigens war es wohl der kleinste Teil seiner Zeit, welchen der Studiosus Bismarck während seines Göttinger Aufenthalts in seinem Zimmer zugebracht hat

Mehrere Monate waren nach Bismarcks Ankunft in der Hannoverschen Muſenſtadt vergangen. Es begann für den jungen Göttinger Fuchs nun die Zeit, welche der Dichter alſo ſchildert:

„Schöne Tage wilder Freiheit!
Fröhlich ſammelt ihr die Jünger
Der kaſtaliſchen neun Schweſtern
Auch in andrer Götter Hallen,
An den duftenden Altären
Eines Bacchus und Gambrinus,
Edler Säfte milder Spender,
Opfert fromm der Neophyt.“*)
‚Auch des kampfesfrohen Mavors**)
Heiligtum erſchließt ſich prangend.
Hört ihr dort den Schall der Waffen?
Hört ihr dort des Kampfes Toſen?
Hei, wie blitzen ſcharfe Klingen!
Hei, wie pfeifen Terz und Quarten!“

Von einer luſtigen Fahrt nach dem Harz zurückgekehrt, lud Bismarck eines Tages ſeine Reiſegefährten zu einem Frühſtücksſchmauſe ein. Hierbei gingen die Wogen des jugendlichen Frohſinns bald überhoch, ſo daß gar eine Flaſche, natürlich eine vorher geleerte, zum Fenſter hinausflog und einen Vorübergehenden in unſanfte Berührung mit ſich brachte. Am anderen Morgen erhielt der Veranſtalter des Feſtgelages, „Dominus de Bismarck“, eine Vorladung auf das Konzilienhaus, um von der akademiſchen Obrigkeit wegen der hinausgeworfenen Flaſche zur Verantwortung gezogen zu werden. Alſobald folgte Bismarck der Aufforderung, wie er eben ging und ſtand, das heißt, in einem bunten, ſogenannten Berliner Schlafrock, Kanonenſtiefel an den Füßen, einen Cylinderhut auf dem Kopfe und die lange Pfeife in der Hand, begleitet von einem vierbeinigen Gefährten, einer gewaltigen engliſchen Dogge. Man kann ſich die Verwunderung, den Schreck des Herrn Univerſitätsrichters ausmalen, als Bismarck in ſeinem Aufzuge die Thür des Gerichtszimmers öffnete, und ſein Hund ihm mit herausfordernder Gebärde voranſchritt. Erſt als dieſer von ſeinem Herrn zur Thür verwieſen worden, wagte es der Vertreter der Gerechtigkeit ſich hinter ſeinem Schreibſeſſel, den er in ſeiner Beſtürzung als Bollwerk vor ſich aufgerichtet hatte,

*) Neophyt, ſoviel als Neuling, Fuchs in der Studentenſprache.
**) Mavors = Mars, Gott des Krieges.

hervor. Und nachdem der Geladene wegen „ungesetzlichen Mitbringens von Hunden“ in eine Ordnungsstrafe von fünf Thalern genommen worden, begann das peinliche Verhör wegen der zum Fenster hinausgeworfenen Flasche. Welchen Verlauf dasselbe gehabt hat, ist heute nicht mehr festzustellen; doch ist es gewiß, daß Bismarck in ziemlich verstimmter Laune das Konzilienhaus verließ. Denn als ihm unterwegs auf der Straße vier Studiengenossen vom Korps der Hannoveraner begegneten und über sein Phantasiekostüm in ein schallendes Gelächter ausbrachen, trat er herausfordernd an dieselben heran und fragte im grimmigen Tone:

„Herrns, lachen Sie etwa über mich?“

„Natur, das können Sie doch sehen!“ schallt ihm als Antwort nach demselben Studentensprachgebrauch entgegen.

Noch unerfahren in den studentischen Sitten, weiß unser Fuchs im ersten Augenblick eine Erwiderung nicht zu finden. Doch noch zu rechter Zeit, ehe die Gegner seine Verlegenheit merken, fällt ihm das erlösende Zauberwort ein.

„Dummer Junge!“ tönt es kühn von seinen Lippen.

„Wer? — Ich?“ schwirrt es ihm entgegen.

„Natur, alle vier!“

Damit wendet sich Bismarck um und läßt die vier Hannoveraner stehen, die dem seltsamen Burschen verblüfft nachschauen. So wenig dieser auch noch vom Studentenbrauch, dem Komment, verstand, das eine wußte er, daß der vierfache „dumme Junge“ seine Folgen für ihn haben werde. Er that deshalb sogleich die nötigen Schritte, um für den Fall einer blutigen Sühnung des Streites gerüstet zu sein, indem er bei dem Korps der Braunschweiger die Waffen belegte. Aber der Zwischenfall war von ganz anderer Nachwirkung als er ahnte. Das Verhalten des kecken Fuchses hatte den Hannoveranern in hohem Grade Achtung abgenötigt. Einer derselben, welcher mit Bismarck in einem Hause wohnte und denselben schon seit einiger Zeit mit besonderem Interesse beobachtet hatte, erkannte, daß dieser von dem Holze sei, aus welchem man rechte Korpsstudenten schnitzt. Er wußte seine Genossen zu bewegen, daß sie sich mit ihm zu Bismarck begaben, um sich mit diesem wegen

der Begegnung zu verständigen. Dies gelang denn auch. Die Hannoveraner erklärten, das Gelächter zurückzunehmen, während der Mann im Schlafrock die vier dummen Jungen zurücknahm, und das Ende der Verhandlung war, daß der Fuchs Bismarck bei den Hannoveranern „einsprang", das heißt, Mitglied ihrer Verbindung wurde.

Hiermit hatte Bismarck, ohne daß er es geahnt hätte, wiederum einen argen Verstoß gegen den Komment gemacht. Bei dieser Verbindung die Waffen zu belegen und bei jener einzuspringen, war etwas kaum Erhörtes. Die Braunschweiger zeigten sich furchtbar entrüstet über die kommentwidrige Handlungsweise des Fuchses. Ihr Konsenior forderte denselben, und in den nächsten Tagen gab es einen Zweikampf in aller Form. Der Vertreter der Braunschweiger Verbindung, ein berühmter Paukant, nahm auf der Mensur anfangs seinen Gegner nicht ganz ernst und teilte einige flache Hiebe aus; nach wenigen Minuten aber, als er mit einem „Blutigen" mitten über das Gesicht „abgeführt" wurde, hatte dieser ihm gezeigt, wie ernst er zu nehmen sei.

Dieser Mensur folgten bald andere. Nach den Jahrbüchern der Brunsvigia, jener Braunschweiger Verbindung, hat Bismarck in der Zeit vom 9. August 1832 bis 18. Januar 1833 allein sieben Mensuren gegen dieses Korps ausgefochten. Es gab damals neun Verbindungen in Göttingen, die zu den Hannoveranern in wenig freundlichem Verhältnisse standen, und wenn Bismarck mit allen so oft zu fechten gehabt hätte, so wäre er in Göttingen auf die Zahl von 35 Mensuren gekommen. Allein ganz so stattlich ist die Reihe seiner Zweikämpfe nicht gewesen. Nach den eigenen Mitteilungen Bismarcks hat er es in den drei Semestern auf der Göttinger Hochschule nur auf achtundzwanzig gebracht. Aus den Universitätsakten geht hervor, daß ihm in drei Fällen bei Strafe der Verweisung, wie es damals üblich war, verboten worden ist, Zweikämpfe, die er bereits kontrahiert hatte, auszufechten. Ob dies trotz des Verbotes nicht doch geschehen ist, läßt sich bei der milden Handhabung der Universitätsgerichtsbarkeit eher bejahen als verneinen. Aus allen seinen Kämpfen ist Bismarck unbesiegt hervorgegangen; keinem seiner Gegner ist es gelungen, ihn blutig abzuführen, so daß er sich den Namen des unverwundbaren Achilleus erwarb. Irrtümlich ist früher

erzählt worden, daß ein Hannoveraner namens Biederweg dem Unverletzlichen doch einmal einen Blutigen versetzt habe. Aus dem Buche „Graf Bismarck und seine Leute“ von Moritz Busch geht hervor, daß der Reichskanzler in einem Gespräch während des Feldzugs in Frankreich diesen Irrtum selbst aufgeklärt habe.

„Bismarck“, so wird in dem Buche berichtet, „erzählte bei Tische, daß er bei all seinen 28 Mensuren in Göttingen stets unverletzt davon gekommen sei. Jemand erwiderte: ‚Aber einmal haben Exzellenz doch etwas abgekriegt; wie hieß doch der kleine Hannoveraner? — nicht wahr: Biedenfeld?‘ — ‚Biederweg‘, berichtete Bismarck, ‚er war auch nicht klein, sondern beinahe so groß wie ich. Das kam aber nur davon, weil seine Klinge absprang; sie war wahrscheinlich schlecht eingeschraubt. Das abspringende Stück fuhr mir ins Gesicht und schrammte mich‘ — er faßte nach der linken Wange, wo noch eine kleine Narbe zu erkennen war — ‚der Blutige war also nicht kommentmäßig und wurde auch für ungiltig erklärt.‘“

„Und so schlang ein roter Faden —
Nämlich der von Blut und Eisen —
Damals schon durch unsres Burschen
Erdenwallen sich.“

Mit diesen Worten sucht der Dichter den jugendlichen Heldenthaten des Göttinger Korpsstudenten eine tiefere Bedeutung zu geben. Bei seinen Studiengenossen gewann Otto von Bismarck bald ein hohes Ansehen; in seiner Verbindung schwang er sich zu der Charge eines Konseniors auf. Diese Stellung wurde ihm zu einer guten Vorschule seines zukünftigen Berufes als Diplomat und Parlamentarier. Bei den Verhandlungen des Seniorenkonvents fehlte es nicht an Gelegenheit, sich in der Kunst schlagfertigen Redens zu üben, und wenn es galt Zwistigkeiten auszugleichen, gab es manchen Anlaß, Proben staatsmännischer Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Bismarck verdiente sich die diplomatischen Sporen schon damals in einer Streitsache unter den Verbindungen. Die den Hannoveranern befreundeten Lüneburger sollten von der Mehrheit der Korps in Verruf erklärt werden. Bismarck als der Führer der Hannoveraner war der Überzeugung, daß den Lüneburgern Unrecht geschehe, und sogleich legte er sich mit aller Kraft

für die Rechte derſelben ein, unbekümmert darum, daß er auch ſeine Verbindung in das Schickſal des befreundeten Korps hineinziehen mußte. Er vertrat eben kühn und unbeirrt ſeine Überzeugung, wie er es ſpäter als Staatsmann ſo oft, anderen Mehrheiten gegenüber, gethan hat.

Als ehrlicher Vermittler zeigt ſich Bismarck in einer anderen Streitſache. Auf einem Balle im Januar 1833 hatte ein aus Cumberland ſtammender Student Knight mit einem anweſenden Fremden, Baron von Grabow, Händel gehabt, die, wie beide Teile anerkannten, auf Mißverſtändniſſen beruhten. Aber ein Piſtolenduell, das in der Hitze des Wortwechſels kontrahiert worden war, ſollte zum Austrag gebracht, wenigſtens in demſelben eine Kugel gewechſelt werden. Bismarck fuhr auf Wunſch Knights mit zum Kampfplatze hinaus, um als Dolmetſcher zu dienen, übernahm aber, nachdem ſich herausgeſtellt, daß der Baron von Grabow ohne Sekundanten war, die Rolle des Unparteiiſchen. Die Art, wie er dieſe Rolle durchgeführt hat, gereicht dem Charakter des damals achtzehnjährigen Jünglings gewiß zur Ehre. Da die Sache verraten worden war, wurden die Beteiligten zur Verantwortung gezogen. Nach dem über die Verhandlung aufgenommenen, bei den Univerſitätsakten befindlichem Protokoll, vom 1. Februar 1833 datiert, macht Bismarck über ſeine Mitwirkung bei dem Duell folgende Ausſage: Die übrigen, welche bei dem Duell zugegen geweſen, würden ihm bezeugen können, daß er die Streitenden veranlaßt habe, die anfangs verabredeten drei Schritt Barrière in zwölf zu verwandeln. Es ſeien dann zehn Schritt verabredet worden; als er aber die Menſur genommen, habe er noch zwei Schritt zugeſetzt und dies auch dem Arzt geſagt. Auch habe er die Menſur genommen, um ſie möglichſt lang zu machen. Der Zweikampf hatte denn auch den von dem Unparteiiſchen gewünſchten und geſchickt geleiteten Verlauf. Es wurde niemand verwundet.

Das erwähnte Protokoll meldet ferner, daß Bismarck wegen der Teilnahme an jenem Zweikampfe zu zehn Tagen Karzer verurteilt wurde, und ein Nachſatz berichtet, daß er, weil er auf die erſte Ladung nicht erſchienen, noch einen elften Karzertag dazu erhalten habe. Auch ſonſt iſt Bismarck mit den Geſetzen der Univerſitätsbehörde mehrfach in Konflikt gekommen und, wie aus ſeinem Abgangszeugnis erſichtlich, noch

zu anderweitigen Strafen verurteilt worden. Das alte Konzilienhaus, wo er seine Karzerstrafen, bis auf drei Tage, die er später in Berlin verbüßte, abgesessen hat, steht heute nicht mehr; aber die Thür des Gefängnisses mit Bismarcks eingeschnittenem Namen ist zufällig erhalten worden.

Es ist bekannt, daß Jung Bismarck bereits ein begeisterter Vaterlandsfreund war und ihm jenes bunte, von Deutschlands Zerrissenheit zeugende Kartenbild mit den 39 Farben schon früh ein Dorn im Auge gewesen ist. Merkwürdig ist es nun, daß er als Göttinger Student mit den Verbindungen, welche den damals freilich arg verpönten deutschen Einheitsbestrebungen huldigten, immer auf gespanntem Fuße gestanden hat. Hatte er trotz seiner Jugend in jenen Tagen schon einen Begriff davon, daß ein in Uneinigkeit und Ohnmacht versunkenes großes Volk nicht durch die Schläger der Korpsstudenten, nicht durch Turn- und Sängerfeste, noch durch Parlamentsreden stark und einig gemacht werden könne? Folgendes Ereignis aus seiner Studienzeit in Göttingen, das er später selbst erzählt hat, spricht dafür.

Moritz Busch berichtet in seinem Kriegstagebuche „Graf Bismarck und seine Leute“ (Bd. 2, S. 314) vom 1. Februar 1871 folgendes: „Später wendete sich das Gespräch der Entwickelungsgeschichte der deutschen Frage zu, und da bemerkte Bismarck unter anderem: ‚Ich erinnere mich, vor dreißig und mehr Jahren in Göttingen, da wettete ich einmal mit einem Amerikaner, ob Deutschland in zwanzig Jahren einig sein würde. Wir wetteten um 25 Flaschen Champagner, die der geben sollte, der gewönne. Wer verlor, sollte übers Meer kommen. Er hatte für nicht einig gewettet, ich für einig. Darauf besann ich mich 1853 und wollte hinüber. Wie ich mich aber erkundigte, war er tot. Er hatte gleich so einen Namen, der kein langes Leben versprach — Koffin, Sarg. Das Merkwürdigste ist, daß ich damals — 1833 — schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich damals mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gefechtszustande verkehrte.‘“

Von seiner urwüchsigen Kraft legte Jung Bismarck damals auch noch anderweitig Proben ab als auf dem Fechtboden und auf der Mensur.

Einmal forderte ihn ein Gewaltiger zum Kampfe heraus, der ihm mehr zu ſchaffen machte, als alle Gegner bisher; doch blieb Achilleus auch in dem Waffengange mit dieſem Sieger. Im dritten Semeſter ſeines Studiums erkrankte Bismarck an einem heftigen Anfall des kalten Fiebers, das ihn trotz heftiger Gegenwehr aufs Lager warf, ihm den Schlaf, den Appetit und alle Luſt am Leben raubte. Der Arzt verſchrieb Chinin gegen den ungeſtümen Feind. Aber dieſe Waffe zu gebrauchen, ſchien dem Kranken noch abſcheulicher als der Feind ſelber. Da traf aus der Heimat eine Kiſte mit friſch geräucherten Gänſebrüſten, mit Wurſt und Schinken ein, welche die ſorgliche Mutter ihrem Jüngſtgebornen, von deſſen Krankheit ſie keine Ahnung hatte, eingepackt und geſandt hatte. Eben war der kranke Löwe von einem heftigen Fieberanfall wieder etwas zu ſich gekommen, als ihm die mütterliche Sendung gebracht wurde. Begierig wird dieſelbe ſogleich geöffnet. Welch würziger Geruch ſtrömt ihm entgegen! Unſer Otto fängt an auszupacken, die Wurſt wohlgefällig zu betrachten, endlich gar eine derſelben anzuſchneiden und ein Stückchen davon zu koſten. Wie wunderbar! Die verlorne Eßluſt iſt plötzlich wiedergekehrt. Die Wurſt ſchmeckt vortrefflich; ein Stück nach dem andern davon verſchwindet, und der Kranke ſättigt ſich nach längerer Zeit zum erſtenmal wieder nach Herzensluſt.

Als in den nächſten Tagen der Arzt wiederkommt, tritt ihm ſein Pflegebefohlener mit vergnügtem Angeſicht entgegen und ſagt: „Gott ſei Dank, Herr Doktor, das Fieber ſcheint fort zu ſein; es iſt bisher nicht wiedergekommen.“

„Hab's wohl gedacht,“ erwidert der Arzt, „unfehlbares Mittel das Chinin!“

„Ihre Medizin habe ich kaum angerührt, Herr Doktor,“ verſetzt Bismarck darauf. „Doch meine Frau Mutter hat mir aus der pommerſchen Heimat ein Mittel verſchrieben, dem ich die Wunderwirkung zu verdanken meine. Sehen Sie hier, zwei Pfund dieſer herrlichen Mettwurſt habe ich geſtern eingenommen. Darf ich den Herrn Doktor bitten, das Mittel auch einmal zu verſuchen?“

Ein Glückwunſchgedicht an den 74jährigen Reichskanzler beſingt dieſe Kraftprobe Jung Bismarcks in humorvoller Weiſe:

„Und was kein Gegner leisten kunt',
Selbst mit dem schärfsten Hieber,
Zu bringen Otto auf den Hund,
Das thät das kalte Fieber.
Chinin, das macht ihn nicht gesund,
Da aß er Mettwurst, just zwei Pfund —
Zu solchem Selbstkurieren,
Da muß man gratulieren!"

Als nach dem dritten Semester Otto von Bismarck eine Ferienreise zu seinen Eltern gemacht hatte, kehrte er — sei es auf eigenen Antrieb oder auf Wunsch der Mutter, die in ihrem etwas verwilderten Sohne durchaus nicht das Bild eines zukünftigen Diplomaten zu erkennen vermochte — nicht wieder nach Göttingen zurück. Otto setzte seine Studien an der Berliner Universität fort. Das Abgangszeugnis, welches er sich von Göttingen aus nachschicken ließ, hat folgenden Wortlaut:

„Wir Prorektor und Senat der Königlich Großbritannisch-Hannoverschen Georg-Augusts-Universität bezeugen hierdurch, daß der Studierende Leopold Eduard Otto von Bismarck aus Schönhausen am 10. Mai 1832 als der Rechte Beflissener unter die Zahl der hiesigen Studierenden aufgenommen ist, und sich von der Zeit an bis jetzt Studierens halber hierselbst aufgehalten hat. Hinsichtlich seines Betragens wird bemerkt, daß, außer einigen weniger erheblichen Rügen, zehn Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Pistolenduell, sodann, neben der bedingten Unterschrift des Consilii abeundi,*) drei Tage Karzer wegen Gegenwart bei einem Duell und viertägiges strenges Karzer wegen Überschreitung des für die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebenen Regulativs gegen ihn erkannt worden sind. Gegeben unter meiner, des jetzigen Prorektors, Unterschrift und unter Beidrückung des Universitätssiegels."

Ein Gelehrter, Dr. Otto Mejer hat vor einigen Jahren aus den Göttinger Universitätsakten alle auf den berühmten ehemaligen Studenten dieser Hochschule bezüglichen Aufzeichnungen zusammengetragen und dem Reichskanzler zugesandt. Dieser antwortete darauf unter dem 28. März 1885 also:

„Sie haben mich durch die aktenmäßigen Mitteilungen aus meiner Studienzeit sehr erfreut, und ich habe mich bei der Lektüre Ihrer Auf-

*) Consilium abeundi = Der Rat abzugehen.

zeichnungen mit einer gewissen Wehmut in meine Jugend zurückversetzen können. Ich ersehe daraus mit Vergnügen, daß das Universitätsgericht nachsichtiger über mich urteilte, als ich nach meinen Erinnerungen verdiente."

Als Otto von Bismarck im Herbste 1833 nach Berlin übersiedelte, hatte er den Vorsatz gefaßt, nun durch fleißige Arbeit das in Göttingen Versäumte nachzuholen. Mancherlei Einwirkungen auf ihn waren wohl geeignet, ihn in seinem Vorsatz zu bestärken. Warf doch das zügellose Göttinger Leben noch seine Schatten bis in sein jetziges Berliner Dasein; dem Abgangszeugnis war ein Straferkenntnis beigefügt, das auf drei Tage Karzer lautete. Ergeben hat Otto diese Strafe abgebüßt. Das Karzerbuch der Berliner Hochschule legt Zeugnis davon ab, indem es bekundet: „Otto von Bismarck, drei Tage, Erkenntnis von Göttingen. Betragen musterhaft." Da die Eltern während des Winters in Berlin wohnten, so ließ sich ferner von dem mütterlichen Einfluß auf den Sohn besonders Gutes erhoffen.

In der ersten Zeit schienen sich Vorsätze und Hoffnungen auch zu bewähren. Otto nahm einen kräftigen Anlauf, namentlich hörte er fleißig die Vorlesungen des berühmten Rechtslehrers Savigny. Doch sein Eifer dauerte nicht lange. Er glaubte eingesehen zu haben, daß er in der ihm gebotenen Zeit durch den fleißigsten Besuch der Vorlesungen nicht mehr zum Ziele eines glücklich abgelegten Examens gelangen könne, daß sich dies vielmehr nur durch eifriges und zweckmäßiges Selbststudium erreichen lasse. Ehe er dieses aber beginne, so meinte er, könne er sich noch einmal den Freuden des freien, flotten Burschenlebens hingeben. Das that er denn auch, und als er dieselben erst wieder gekostet hatte, da erschienen sie ihm so süß, daß er sobald nicht wieder davon loskam. Verflogen waren die guten Vorsätze; kraftlos blieb der Einfluß der mütterlichen Autorität. Die Frau Mama mochte sich ihrem wieder flügge gewordenen Jüngsten gegenüber wohl oft genug vorkommen wie die Henne, welche dem von ihr ausgebrüteten, auf dem Wasser sich tummelnden Entlein am Ufer des Teiches besorgt nachgluckt.

Doch als der Zeitpunkt des Staatsexamens immer näher heranrückte, rief sich Otto eines Tages ein thatkräftiges Halt! zu. Er brach das tolle Treiben des Burschenlebens plötzlich ab und begann, sich zum

Examen vorzubereiten. Durch häuslichen Fleiß, mit Hilfe eines geschickten Privatdozenten, namentlich aber vermöge seiner außerordentlichen Gaben gelang es ihm, in kurzer Zeit die nötigen Kenntnisse zu erwerben; er kam zu Ostern 1835 mit Ehren durch die erste juristische Prüfung, damals das Auskultator-Examen genannt.

Auch aus Bismarcks Berliner Studienzeit sind Belege dafür vorhanden, daß er selbst in den Tagen tollsten Übermutes den rechten Halt nie verloren hat, daß vielmehr stets ein ernsterer Grundton durch das Innerste seines Wesens gegangen ist. So wird berichtet, daß er keinen Tag hat hingehen lassen, ohne seinen Geist durch die Lektüre eines guten Buches, einer schönen Dichtung und dergleichen anzuregen. Er wohnte in Berlin eine Zeitlang mit einem jungen Grafen Kaiserlingk zusammen, welcher später Kurator der Universität Dorpat in Kurland wurde. Dieser war ein bedeutender Musikkundiger, von dem Otto die schöne Kunst schätzen und lieben lernte, während er bisher weder Neigung noch ein Verständnis für dieselbe gehabt hatte. Wenn Kaiserlingk seinem Gefährten in stillen Stunden Beethovensche Sonaten vorspielte, hörte dieser mit tiefer Andacht, oft mit Rührung zu und ließ seine Seele von den gewaltigen Tondichtungen bewegen. Auch später hat sich Bismarck oft mitten in den Kämpfen und Sorgen seines verantwortungsreichen Berufs an den Klängen guter Musik ergötzt und neubelebt. Außer dem genannten Grafen hatte Bismarck in Berlin noch einen Freund, den Amerikaner John Lothrop Motley, der ebenfalls eine Zeitlang sein Hausgenosse war und sich später als Verfasser bedeutender Geschichtswerke ausgezeichnet hat. Otto von Bismarck erschloß sein Herz so leicht niemand in Freundschaft; doch wo dies einmal geschah, da hielt er Treue fürs ganze Leben. Solche Freundestreue hat er auch Motley bewahrt, wie wir später aus dem Briefwechsel ersehen werden, den beide miteinander geführt haben. Von Bismarcks Freunden aus früherer Zeit mögen hier noch genannt werden: Moritz von Blankenburg, Oskar von Arnim, der später sein Schwager wurde, Wilhelm von Schenk und Hans von Dewitz aus der Gymnasialzeit und Oldekop aus der Göttinger Studienzeit.

Zwanzig Jahre alt war unser Otto von Bismarck, als er Ostern 1835 nach wohlbestandenem Auskultator-Examen ins Leben, in Amt und

Würden treten sollte. Mit Wehmut mag er wohl von der freien, frohen Burschenzeit Abschied genommen haben.

„Ja, das Schöne muß vergehen
Und das Herrliche verbleichen;
Grausam ruft mit rauher Stimme
Auch das Fatum hier sein: Ex est.
Und der stolze Sohn der Musen
Ziehet still, gesenkten Blickes,
Dürftig nun als Auskultator,
Ach, ins Philisterium!"

Der frische Most jugendlichen Übermutes schäumte noch gewaltig in dem Zwanzigjährigen, als derselbe bald nach abgelegtem Examen als Auskultator vereidigt wurde. Die gestrenge Frau Justitia mag bedenklich den Kopf geschüttelt haben über das kecke Junkerlein, das ihr da als Jünger zugeführt wurde. Guckte doch, der aufgesetzten Amtsmiene zum Trotz, aus den lebhaften, blanken Augen, aus den von krausem Bartflaum beschatteten Mundwinkeln der lachende Schalk hervor, bereit zu lustigen Streichen und Possen. Unser junger Jurist ist wohl selbst nicht ohne eine gewisse Besorgnis gewesen, wenn er sich die Frage vorlegte, woher er bei seiner Gemütsverfassung die nötige Würde für seinen Beruf nehmen sollte. Doch wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, also auch wohl den erforderlichen Ernst dazu. So mochte er sich ermutigen und die Maske der Amtsmiene recht fest um das Gesicht legen.

Otto von Bismarck wohnte damals in Berlin wieder mit seinem Bruder zusammen, der seine Militärlaufbahn inzwischen aufgegeben und das Schwert mit der Feder vertauscht hatte, indem er sich ebenfalls dem Justizdienste widmete. Unser Auskultator wurde zunächst beim Berliner Stadtgericht und zwar in der Abteilung für Bagatellsachen als Protokollführer beschäftigt. Er gab sich redliche Mühe, bei den Verhandlungen Ernst und Würde in geziemender Weise aufrecht zu erhalten. Indessen ganz verhindern konnte er es doch nicht, daß von Zeit zu Zeit einmal der übermütige Schalksgnom durch das Gehege der Amtswürde schlüpfte und seine drolligen Sprünge machte.

Eines Tages hat der Auskultator Bismarck einen echten Berliner zu Protokoll zu vernehmen. Dieser ergeht sich in allerlei ungehörigen Redensarten und treibt seine Unverschämtheit endlich so weit, daß des Protokollführers Fassung vollständig erschüttert wird, dieser aufspringt und ihm zuruft: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Der anwesende Herr Stadtgerichtsrat aber vermerkt die eigenmächtige Äußerung seines Unterstellten als unpassend, legt ihm die Hand auf die Schulter und sagt in gemessenem Amtstone: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Der Gemaßregelte beißt sich auf die Lippe und schweigt. Die Verhandlung nimmt ihren Fortgang; es dauert aber nicht lange, so ist die Geduld des Protokollführers wieder zu Ende; abermals springt er auf und donnert nun den Berliner mit einem Blick auf den Vorgesetzten an: „Herr, mäßigen Sie sich, oder ich lasse Sie — durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!" Man kann sich das verblüffte Gesicht des Herrn Stadtgerichtsrats denken. Die Reihe war jetzt an ihm, sich auf die Lippe zu beißen.

Noch manche andere heitere Geschichte wird aus jener Zeit von dem jungen Auskultator erzählt. Indessen kommt bei allem Übermute desselben der Grundzug eines tief angelegten Gemütes, wie folgendes Beispiel erweist, auch wiederholt zum Durchbruch. Bismarck hatte in dieser Zeit namentlich in Ehescheidungssachen zu arbeiten, welche damals, wie Sachkundige berichten, in der ganzen preußischen Gerichtsverwaltung durchaus nicht mit der Sorgfalt und dem Ernst behandelt wurden, wie es ihre Wichtigkeit für das bürgerliche Leben wohl erheischte. Eines Tages hatte unser Auskultator Bismarck mit einer Frau zu verhandeln, welche in die beantragte Scheidung ihrer Ehe durchaus nicht willigen wollte. Bismarck geriet, da ihm solche Weigerung noch nicht vorgekommen und überhaupt etwas ganz Ungewöhnliches war, in Verlegenheit und wußte sich endlich nicht anders zu raten, als daß er zu dem älteren Genossen ging, dem er beigeordnet war, und denselben zu Hilfe rief. Dieser zuckte hochmütig die Achsel über die Unbeholfenheit des Neulings und übernahm die Verhandlung der Sache. Er suchte nun mit Aufwendung seiner ganzen Weisheit und Aufbietung all seiner richterlichen Machtvollkommenheit das arme Weib zur Einwilligung in

die Scheidung zu bewegen, aber alle Mittel blieben ohne Erfolg. Die Frau beharrte bei ihrer Weigerung, und die Verhandlung mußte als ergebnislos geschlossen werden. Auf den jungen Auskultator machte dieselbe einen tiefen Eindruck, und der Vorfall hat gewiß nicht dazu beigetragen, ihm Geschmack an dem ihm ohnehin wenig zusagenden Justizdienste abzugewinnen.

In den geselligen Kreisen der Residenz war Otto von Bismarck bald eine beliebte Persönlichkeit. Seine hohe, schlanke Gestalt, die feingeschnittenen Züge seines Angesichts, seine sprühenden, geistvollen Augen und sein sprudelnder Humor, der jedoch die Ritterlichkeit seines Benehmens nicht beeinträchtigte, halfen ihm die Herzen erobern. Er verkehrte mit seinem Bruder Bernhard besonders gern und viel in den Häusern seiner nächsten Verwandten. So besonders in der töchterreichen Familie der Frau Generalin von Kessel, der Schwester seiner Mutter. Hier fand er stets freie und heitere Geselligkeit neben verwandtschaftlicher Liebe und Teilnahme. Eine Tochter dieses Hauses, Helene von Kessel, als Malerin bedeutend, zeichnete ihren Vetter damals. Das sehr wohlgetroffene Porträt Jung Bismarcks zeichnet sich besonders durch üppige Lockenfülle aus und steht in einem seltsamen Gegensatz zu den „drei Haaren", mit welchen später die bildlichen Darstellungen des Berliner Witzblattes „Kladderadatsch" das gewaltige Haupt des Ministerpräsidenten und großen Staatsmannes zu schmücken pflegten. Eine zweite Familie, in welcher die beiden Brüder Bismarck verkehrten, war die ihres Vetters, des Grafen Bismarck-Bohlen. Auch in den höchsten und allerhöchsten Kreisen der Residenz fanden dieselben Zutritt; sie nahmen während des Winters 1835 bis 1836 regen Anteil an den Festlichkeiten des Königlichen Hofes. Damals war es, als unser Otto von Bismarck zum erstenmal dem Manne begegnete, der später einen so gewaltigen Einfluß auf sein Leben haben sollte.

Es war auf einem Hofballe, als Otto von Bismarck dem Prinzen Wilhelm, Sohn Sr. Majestät des Königs, wie man denselben in gewissenhafter Unterscheidung von dem Prinzen Wilhelm, dem Bruder des Königs, damals zu nennen pflegte, vorgestellt wurde. Diese Vor-

stellung geschah zugleich mit der eines jungen Genossen Bismarcks, des Herrn von Schenk, der ebenfalls Auskultator war und durch gleiche Körpergröße über die Leibeslänge gewöhnlicher Menschenkinder bedeutend hervorragte. Als diese beiden Riesengestalten dem Prinzen gegenübertraten, betrachtete sie derselbe mit Wohlgefallen und sagte heiter: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus?“ „Königliche Hoheit“, antwortete Bismarck, „die Juristen müssen auch Soldat werden, und sie rechnen sich's zur Ehre an, wenn Seine Majestät und das Vaterland sie rufen.“ Wie oft hat Prinz Wilhelm nachmals als Herrscher unserm Otto von Bismarck Aug' in Auge gegenüber gestanden, um auch das Riesenmaß seines Geistes zu bewundern!

Das dürre Feld des Justizdienstes erschien dem frischen Geist des jungen Bismarck doch gar zu öde. Er suchte sobald als möglich in ein anderes Gebiet der Thätigkeit zu kommen. Da er als zukünftiger Staatsmann auch die Zweige der Verwaltung kennen lernen mußte, so trat er schon im Jahre 1836 in den Dienst der Königlichen Regierung über. Er wurde nach der alten deutschen Kaiserstadt Aachen versetzt und dort dem Regierungspräsidenten Grafen Arnim-Boytzenburg unterstellt, der damals, obwohl er noch jung war, bereits einen hohen Ruf als tüchtiger Beamter genoß. Dieser nahm sich des jungen Bismarck, der inzwischen zum Referendarius aufgerückt war, freundlich an, führte ihn mit Sorgfalt in die Zweige des Dienstes ein und zog ihn in den geselligen Kreis seiner Familie.

Bismarck arbeitete eine Zeitlang mit regem Eifer. Doch das großartige Badeleben Aachens mit seinem Fremdenverkehr wurde ihm gegenüber seinen dienstlichen Pflichten wieder zum Stein des Anstoßes; bald ließ er sich von dem Strudel der Vergnügungen fortreißen, so daß er anfing, seine Berufspflichten zu vernachlässigen. Er hatte unter den vielen Fremden, namentlich den Engländern, Belgiern und Franzosen, lebenslustige Genossen gefunden, mit denen er vertraulichen Umgang pflegte und gelegentlich auch Vergnügungsreisen unternahm. Die Franzosen und Belgier führten ihren deutschen Genossen durch die schönsten und interessantesten Gebiete ihres Vaterlandes, und der Deutsche ließ es sich wiederum nicht nehmen, die Fremden durch die herrlichen

Gelände unſeres Rheinſtromes zu geleiten. Er ſchaute mit ihnen hinab von den Gipfeln der Berge auf die gottgeſegneten Fluren und Thäler des Rheinlandes.

„Durchforſcht mit ihnen manchen Gau,
Wo deutſcher Wein gekeltert ward,
Begrüßt die Städte altersgrau,
Wo Sitte wohnt und deutſche Art.“ —

Deutſche Art und Sitte kennen zu lernen, dazu gab Otto von Bismarck den Fremden auch noch in anderer Weiſe, durch ſein Benehmen gegen ſie, Gelegenheit. Seine ausländiſchen Reiſegefährten waren geradezu entzückt von ſeinem vornehmen Weſen, ſeinem ſicheren Takt, vor allem aber von dem Reichtum ſeines Geiſtes und der Tiefe ſeines Gemütes. Daß ſie dies alles an einem pommerſchen Landjunker wahrnahmen, ſetzte ſie nicht wenig in Erſtaunen. Der Herzog von Cleveland fand in dem jungen deutſchen Edelmanne das Bild eines echten Englishman verkörpert. Als der Engländer dies einmal unſerm Freunde gegenüber zum Ausdruck brachte, lehnte derſelbe ein ſolches Lob aber mit Würde ab, indem er meinte, das Ziel ſeines Strebens wäre, einmal das Ideal eines wahren deutſchen Mannes zu erreichen.

„An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate Dir gut!
Da geht Dir das Leben zu lieblich ein —“

Simrocks Warnung hätte auch Anwendung finden können auf Bismarcks Aufenthalt in Aachen. Er kam bald zu der Erkenntnis, daß hier der Boden nicht ſei, auf dem er zu einem tüchtigen Beamten erwachſen könne. Kurz entſchloſſen, jenem ſüßen Nichtsthunleben ein Ende zu machen, beantragte er ſeine Verſetzung nach Potsdam, der alten biederen Königsſtadt, wo die echte preußiſche Pflichtſtrenge ihren Mutterboden hat.

Sein Verſetzungsgeſuch wurde bewilligt, und er ſiedelte im Herbſte 1837 nach Potsdam über. Seine Erwartung, in Potsdam die Beamtenpünktlichkeit und Dienſttreue an der Quelle kennen zu lernen, täuſchte ihn nicht. Er wurde hier dem Geheimrat Wilke unterſtellt, der einſt bei den Lützower Jägern geſtanden und ein Freund des Bismarckſchen

Hauses war. Dieser alte, im Dienst ergraute Beamte nahm sich des jungen Referendarius, der freilich ein abgesagter Feind aller Büreauthätigkeit zu sein schien, treulich an. Er brachte Bismarck dahin, daß dieser einen Kanzleidiener anwies, ihn morgens, wenn er nicht pünktlich zum Dienst erscheine, aus seiner Wohnung, wenn nötig, aus dem Bett zu holen. Otto von Bismarck lieferte als Beamter ausgezeichnete Arbeiten, und sein Vorgesetzter konnte ihm das Zeugnis ausstellen, daß er für die höchsten Staatsämter befähigt wäre, wenn er seine entsetzliche Abneigung gegen alle Büreauthätigkeit überwinden könnte. —

Die ursprüngliche Kraft seines Urteils zu bekunden, hat der junge Bismarck in jener Zeit schon zu öfteren Malen Gelegenheit gehabt. So machte z. B. die originelle Art, wie er ein von ihm verlangtes Gutachten abfaßte, in den beteiligten Kreisen allgemeines Aufsehen.

Das von Bismarck eingeforderte Gutachten bezog sich auf die Abfindung von Besitzern, deren Grundstücke wegen „projektierter öffentlicher Verbesserungsarbeiten" dem Enteignungsverfahren unterworfen werden sollten. Der Potsdamer Regierungsreferendar bezeichnete es in seiner Beurteilung der Sache klar und offen als eine Ungerechtigkeit, wenn Eigentümer durch Zwangsverfahren zur Entäußerung ihres Besitztums genötigt würden. „Wie", hieß es in dem Gutachten, „soll man diesem Schalksnarren von Zeitgeist, der heute als langweiliger Philister mit Brille, Schreibärmeln und Pantoffeln daherschleicht, morgen als Junker Dampf mit Höllenlärm über die Fluren braust, einen Freipaß geben durch alle Gefilde, daß er alle Spuren lieber Erinnerungen unter seine Füße trete? — Nein! Sie können es mir gar nicht mit Geld bezahlen, wenn Sie den Park meines Vaters in einen Karpfenteich oder das Grab meiner seligen Tante in einen Aalsumpf verwandeln."

Dieser kraftvolle Schlußsatz ging bald unter den Regierungsbeamten und auch in weiteren Kreisen von Munde zu Munde und war die erste Äußerung Bismarcks, welche, wie später so manche andere, zum geflügelten Worte wurde.

Es trat nun an Otto von Bismarck die Forderung, seiner Militärpflicht zu genügen. Er stellte sich im Frühjahr 1838 als Einjährig-

Fürſt von Bismarck im 23. Lebensjahre.

(Nach einer Zeichnung von Guſt. von Keſſel.)

Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürſten von Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

Freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam. Die Soldatendisziplin wurde ihm wiederum zu einer Schule straffer Zucht, noch wirksamer, als es der Büreaudienst unter Geheimrat Wilke gewesen war. Und wie sauer Junker Bismarck die Strenge des Dienstes oft auch angekommen sein mag; nie hat er sich, während er des Königs Rock getragen, eine Unordnung oder Unpünktlichkeit zu schulden kommen lassen.

Die zweite Hälfte seiner Militärzeit diente Bismarck beim zweiten (pommerschen) Jägerbataillon in Greifswald ab, zu welchem er sich im Herbst 1838 versetzen ließ. Hierzu bewogen ihn folgende Gründe:

Es stand in Aussicht, daß die beiden Brüder Bismarck in nächster Zeit die Bewirtschaftung der elterlichen Güter zu übernehmen haben würden. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, wollte unser Otto den Rest seiner Militärzeit in Greifswald abdienen, wo sich ihm die Gelegenheit bot, an der nahe bei der Stadt gelegenen landwirtschaftlichen Hochschule zu Eldena nebenher Vorlesungen zu hören. Er hat sich während dieses halben Jahres in Greifswald mit seiner Doppelpflicht als Jünger des Mars und der Musen redlich abgefunden. Ein ehrenvolles Zeugnis über seine damalige Erscheinung und sein Verhalten in der Gesellschaft, das auch auf seine Dienstführung schließen läßt, stellt ihm die Äußerung eines Studien- und Waffengenossen aus, welches also lautet:

„Herr von Bismarck schien seine Gründe zu haben, eine etwas reservierte Haltung zu bewahren, die nur hin und wieder durch den Verkehr mit älteren Korpsstudenten, seltener durch gesellschaftliche Berührung mit einer oder der anderen der geachtetsten Familien in Greifswald unterbrochen wurde. Die vom Scheitel bis zur Sohle vornehme Erscheinung war gleichsam von einem unsichtbaren Kreise, einer schwer zu beschreibenden geistigen Atmosphäre umgeben, welche alle Elemente, die Herr von Bismarck nicht selbst heranzog, oder denen er sich nicht selbst freiwillig hingab, ohne einen erkennbaren Zwang von sich fern hielt und alles, was mit niedriger Denkart oder hohler Selbstüberschätzung auch nur einen entfernten Grad von Verwandtschaft verriet, mit unverhohlenem Widerwillen und mit Verachtung von sich wies."

Daß die Persönlichkeit Bismarcks, wie oben angedeutet, auch schon früher von einer geistigen Atmosphäre umgeben gewesen sein muß, die alles Gemeine und jeden Ausbruch niedriger Gesinnung von sich fern gehalten, davon giebt ein Vorgang aus der Zeit seines Aachener Aufenthalts einen Beweis.

Eines Tages verabfolgte er einem Kellner, der in seiner Gegenwart eine Unverschämtheit verübt, eine Ohrfeige. Der Gezüchtigte gelobte, dafür blutige Rache zu nehmen. Er lauerte Herrn von Bismarck mehrmals an verschiedenen Orten mit geladenem Pistol auf. Aber jedesmal, wenn er denselben in seinem heiteren Freimute, mit den helleuchtenden Augen in dem jugendfrischen Antlitz daherschreiten sah, sank ihm der zum Schuß erhobene Arm kraftlos nieder, bis er die Erfüllung seines Racheschwurs endlich ganz aufgab.

Nach geleisteter Militärdienstpflicht kehrte Otto von Bismarck Ostern 1839 in das Elternhaus nach Kniephof zurück. Hier machten mißliche Verhältnisse seine Mitarbeit dringend nötig. Die pommerschen Güter seiner Familie befanden sich in einem wirtschaftlich vernachlässigten Zustande und waren im Laufe der Zeit hoch mit Schulden belastet worden. Der Aufwand, den die Familie vielfach gemacht, namentlich das kostspielige Leben zur Winterzeit in Berlin, hatte große Summen verschlungen, welche die Güter bei der zum Teil unzweckmäßigen Verwaltung nicht mehr aufbringen konnten.

Frau von Bismarck hatte zwar von jeher für die Landwirtschaft ein außerordentlich reges Interesse bewiesen; aber ihr Können hatte mit dem guten Willen nicht immer in Einklang gestanden. Sie, der „Verstand der Hauses", liebte es, alle möglichen Neuerungen, welche auf landwirtschaftlichem Gebiete auftauchten, zu versuchen; es fehlte ihr aber die Besonnenheit, dieselben zuvor sorgfältig zu prüfen und die Ausdauer, sie zweckmäßig durchzuführen. So waren die pommerschen Besitzungen schließlich in Unordnung geraten, was vielleicht schon früher die übelsten Folgen für die Familie gehabt hätte, wenn der getreue und tüchtige Verwalter Bellin das Stammgut Schönhausen nicht in gutem Zustande erhalten hätte.

Um nun die Familie aus ihrer mißlichen Lage zu befreien und

die vernachläſſigten Beſitzungen vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, machten die beiden Söhne den Eltern den Vorſchlag, die pommerſchen Güter ſchon jetzt auf ihr künftiges Erbteil zu übernehmen. Die Eltern willigten um ſo lieber in dies Anerbieten ihrer Söhne, als die Mutter ſeit einiger Zeit ſich von einem ernſten Leiden bedroht ſah. Sie ſiedelten nun nach Schönhauſen über, um dort die Tage ihres Alters in Ruhe zu verleben. Die Krankheit der Frau von Bismarck verſchlimmerte ſich indes bald ſo, daß das Äußerſte zu befürchten ſtand. Sie reiſte nach Berlin, um dort den Rat berühmter Ärzte einzuholen. Allein auch dieſe konnten nicht helfen; das Leiden erwies ſich als unheilbar, und die Kranke erlag demſelben am 1. November 1839.

Der Tod der edlen Frau verſetzte die Ihrigen in tiefe Trauer. Otto, ihr Lieblingsſohn, hat das Andenken der teuren Mutter allzeit beſonders treu im Herzen bewahrt. Ihr Bild, von Reinheit und Hoheit umſtrahlt, iſt ihm ein Leitſtern geblieben, der ihm geleuchtet hat zu allen Zeiten, wenn ihn die Wolken ſeines Übermutes, welche die in ihm ſtürmende Jugendkraft aufwirbelte, zuweilen auch zu verdunkeln ſchienen. Wie herrlich hat er die Hoffnungen, welche die Mutter vorahnend auf ihn geſetzt hatte, erfüllt! Leider war es ihr nicht beſchieden, ſich in dem Ruhm ihres jüngſten Sohnes noch hier in dieſem Leben zu ſonnen. Wenn ſpäter der Name des gefeierten Staatsmannes die Welt durchklang, äußerten ſich ältere Freunde ſeines Hauſes ihm gegenüber wohl mit dem Bedauern: „Ach Bismarck, wenn das deine Mutter noch erlebt hätte!“

Die beiden Brüder Bismarck teilten den Beſitz der pommerſchen Güter in der Weiſe unter ſich, daß Külz von Bernhard, Kniephof und Jarchelin von Otto übernommen wurden. Mit Eifer gaben ſie ſich der Bewirtſchaftung derſelben hin und ſahen bald ſchöne Erfolge erblühen.

Bernhard von Bismarck wurde nach einiger Zeit zum Landrat des Kreiſes gewählt und ſiedelte nach der Kreisſtadt Naugard über. Unſer Otto wirtſchaftete als Gutsherr von Kniephof weiter und hauſte in dem alten Herrenſitze, der von ſeinem Urgroßvater, Friedrich Auguſt von Bismarck, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut worden war. Dieſer hatte als Reiteroberſt in dem nahegelegenen

Gollnow in Garnison gestanden und mußte dort wohl ein recht ungebundenes Leben geführt haben. Lebte er doch, nachdem er bereits vor fast hundert Jahren in der Schlacht bei Czaslau unter Friedrichs Fahnen den Heldentod gestorben, im Munde der biederen Hinterpommern unter der Bezeichnung „der tolle Bismarck" fort! Manche von seinen Abenteuern, besonders seine verwegenen Reiterstückchen, seine Kraftleistung auf Zechgelagen, bei denen er oftmals jedes ausgebrachte Lebehoch mit dem Geschmetter der Trompeten und dem Gekrach von Karabinersalven seiner Dragoner begleiten ließ, und sonstige tolle Streiche aller Art waren noch im Schwange.

Von dem kühnen Reiteroberst Friedrich August von Bismarck ist ein gut Stück urkräftigen, übermütigen Wesens auf seinen Urenkel Otto als Erbteil übergegangen, wie dieser nach Ausweis eines im Herrenhause vom Kniephofe befindlichen Bildnisses jenes Urahnen auch in den Gesichtszügen große Ähnlichkeit mit demselben hatte. Wie jener fühlte unser Jung Bismarck das Blut stürmisch durch seine Adern rollen und sich fort und fort zu kühnen Wagnissen und Thaten getrieben. In der ersten Zeit erforderte die Verbesserung der verwahrlosten Güter seine ganze Kraft und seinen Eifer. Da hatte er Gelegenheit, sich selbst genug zu thun; von morgens früh bis abends spät saß er entweder im Sattel, um Felder und Wiesen zu besichtigen, dort anzuordnen und zu kontrollieren, oder er arbeitete am Schreibtisch über den Wirtschaftsbüchern, indem er rechnete und revidierte. Als er aber dann das Ziel seines Strebens erreicht hatte, Wiesen und Äcker in Blüte standen, die Scheunen und Speicher voll Segen waren und die Wirtschaft in stetem Fortschritt sich hob, da kam wieder der Geist des wilden Übermutes über ihn, und es schien bald, als sei der „tolle Bismarck" von den Toten auferstanden.

Wieder erzählten sich die biederen Hinterpommern von Bismarckschen Reiterstückchen, von gewaltigen Zechgelagen und tollen Streichen aller Art. War doch der junge Gutsherr von Kniephof einmal an einem Tage und auf einem Pferde von Polzin nach Kollin bei Stargard, eine Strecke von vierzehn Meilen, geritten, wobei er während der kurzen Mittagsrast in Wangerin einem Weinreisenden noch alle

seine Weinproben bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken hatte. Der Kniephof ist zum Kneiphof geworden, hieß es bald im pommerschen Volksmunde. Und in der That wurde dort in der edlen Kunst des Trinkens manch Meisterstück geleistet, wenn Otto von Bismarck mit lustigen Kumpanen, jungen Offizieren der benachbarten Garnisonen und Gutsbesitzern der Umgegend bei nächtlichen Gelagen zechte. Riesige Humpen und Trinkhörner, gefüllt mit Porter und Sekt, halb und halb gemischt, kreisten in der fröhlichen Tafelrunde, wobei nicht bloß die Champagnerpfropfen, sondern auch, wie ehedem in Gollnow, Pistolen knallten, die der wiedererstandene tolle Bismarck gegen die Decke des Zimmers abfeuerte.

Wie ungeheuerlich die Geschichten und Abenteuer klingen mochten, welche der Volksmund vom „tollen Bismarck" — gleichviel ob mit wenig oder mehr Grund — berichtete, ob die pommerschen Junker und ihre gnädigen Frauen und Fräuleins darüber die Köpfe schüttelten oder die Nasen rümpften: diejenigen, welche mit dem jungen Gutsherrn von Kniephof vertrauteren Umgang pflegten, wußten sehr wohl, daß derselbe hinter der Maske des Schalksnarren ein tiefernstes Gesicht barg, daß der reine Grundquell seines Herzens oft die wildgehenden Wogen des jugendlichen Übermutes durchbrach und zur Ruhe brachte. Nicht selten geschah es, daß der Jubel des fröhlichsten Gelages plötzlich verstummte und in ein Gespräch über die ernstesten Dinge des Lebens überging. Und mancher Genosse Bismarcks, der nach Kniephof gekommen war, einen lustigen Abend zu verleben, hatte am andern Tage zu berichten, daß er sich dort, da der Hausherr nicht in Stimmung gewesen, „sträflich gelangweilt" habe. Auch hier in seinem übermütigen Treiben blieb Bismarck seiner Gewohnheit treu, seinen Geist durch das Studium gediegener Schriften täglich neu zu beleben. Macchiavells „Buch vom Fürsten" und die Werke des niederländischen Weltweisen Spinoza las er damals mit Vorliebe. Und wie oft setzte er seine Freunde bei gelegentlichen Gesprächen über die vaterländischen Verhältnisse oder andere Dinge des menschlichen Lebens durch seinen Reichtum an geschichtlichem Wissen und seine tiefdurchdachten Aussprüche in Erstaunen! In seinen politischen Ansichten wich er vielfach von

denen seiner adligen, meist noch in überlebten Standesvorurteilen befangenen Genossen ab, aber man hörte doch seinen Meinungsäußerungen gern und willig zu oder stimmte ihnen gar bei. „Er imponierte uns allen", bekannte später ein Genosse jener Tage.

Den tiefinneren Kern seines Wesens, den sittlichen Grundzug der Seele und die Charakterstärke des gefestigten Mannes offenbarte Otto von Bismarck auch in jenen Tagen seiner Sturm- und Drangzeit immer wieder. In zweien Ereignissen aus jener Zeit tritt dies besonders hervor.

Es war am 15. Oktober 1840, als der König Friedrich Wilhelm der Vierte vom Söller des Königlichen Schlosses in Berlin herab das feierliche Gelübde der Treue ablegte und die Huldigung seines Preußenvolkes entgegennahm. Auch Otto von Bismarck befand sich an der Seite seines Vaters und seines Bruders unter den Huldigungszeugen. Mit klopfendem Herzen lauschte er den begeisterten Worten, welche der König an die auf dem weiten Platze des Lustgartens versammelte, aus Vertretern aller Stände bestehende Volksmenge richtete, und die also lauteten:

„Ich gelobe, mein Regiment in der Gottesfurcht und der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse meiner Völker, mit geschlossenen, wenn es die Gerechtigkeit gilt. Ich will vor allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne gleichen erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In der Begeisterung und Liebe zu meinem herrlichen Vaterlande, zu meinen Waffen und meinem in Freiheit und Gehorsam gebornen Volke, richte ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde die ernste Frage: Können Sie, wie ich hoffe, so antworten Sie im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben! Ritter, Bürger, Landleute und von den hier unzählig Gescharten alle, die meine Stimme vernehmen können, ich frage Sie, wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist,

wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen ſoll? Wollen Sie mir helfen und beiſtehen, die Eigenſchaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit ſeinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde beigeſellt iſt, nämlich Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsſchreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmütiger Jugendkraft? Wollen Sie in dieſem Streben mich nicht verlaſſen und verſäumen, ſondern treu mit mir ausharren durch gute und böſe Tage? O dann antworten Sie mir mit dem ſchönſten und klarſten Laute der Mutterſprache, antworten Sie mir ein ehrenhaftes Ja!“

Im gewaltigen Sturme der Begeiſterung erbrauſte das antwortende Ja der Volksmenge zu dem königlichen Herrn hinauf. Aus tiefbewegtem Herzen drang es auch Otto von Bismarck über die Lippen. Und er iſt einer der wenigen geweſen, die das, was ſie in feierlicher Stunde in voller Überzeugung mit jenem Ja gelobt, treu und unverbrüchlich ſeinem Könige und ſeinem Vaterlande in allen Stürmen und Wandlungen gehalten haben.

Im Jahre 1841 erhielt Otto von Bismarck unter ſeiner Verſetzung zur Kavallerie die Beförderung zum Landwehroffizier, und im folgenden Jahre, während des Sommers 1842, wurde er zu einer Übung bei dem vierten, pommerſchen Ulanenregiment eingezogen. Zwar wußten auch die beiden Garniſonſtädtchen der pommerſchen Ulanen, Greiffenberg und Treptow an der Rega, nicht minder der „Goldene Mops“, wie ein ſtilles, entlegenes Plätzchen zwiſchen beiden Orten von den dort oft zum Rendezvous verſammelten Offizieren genannt wurde, bald von mancherlei übermütigen Streichen Bismarcks, Übertretungen des Rauchverbotes und dergleichen zu erzählen; aber ein anderes pommerſches Städtchen, Lippehne bei Stargard, weiß von einer kühnen That des jungen Ulanenleutnants zu berichten, die da beweiſt, daß derſelbe, wenn es galt, auch bereit war, ſein Leben für höhere Zwecke einzuſetzen.

In der Stadtchronik von Lippehne befindet ſich, in jener Zeit von der Hand des Ortsgeiſtlichen, Oberpfarrer Stöhr, niedergeſchrieben, folgende Stelle:

„1842. Freitag den 24. Juni (Johannistag) gegen 5—6 Uhr nachmittags ließ der zur Übung hier anweſende Leutnant von Bis-

marck, zweiter Sohn des Rittmeisters a. D. von Bismarck, Gutsbesitzer auf Kniephof bei Naugard, in Begleitung der Herren Leutnants von Klitzing, von Schneuden ꝛc. seine Pferde im hiesigen Wendelsee, zwischen der Brücke und der rechts derselben von der Stadt aus gelegenen Gotthardtschen Gerberbank durch seinen Bedienten Johann August Ferdinand Hildebrandt und den Ulanen Wilhelm Kühl, beide aus Jarchelin bei Naugard, schwemmen. Die Herren Leutnants standen auf der Brücke. Hildebrandt ritt mit seinem Pferde zuerst in den See. Unstreitig dadurch, daß der Reiter die Zügel ungleich gefaßt, fing das Pferd an, im Kreise zu gehen. Indem der Reiter es herumreißen wollte, bäumte es auf und warf ihn in die Tiefe. Der Ulan Kühl sah dies und ritt schnell hinzu. Da aber das Vorland unter dem Wasser hier steil endet, so stürzte er über den Kopf des schnell heruntersinkenden Pferdes. Nun zog der Herr Leutnant von Bismarck schnell seinen Uniformrock aus, sprang von dem mindestens fünfzehn Fuß über dem Wasserspiegel hohen Brückengeländer in den See, riß zuerst den Kühl auf das Vorland zurück und brachte, im übrigen vollständig bekleidet und mit Glaceehandschuhen versehen, den Hildebrandt, der schon Wasser geschöpft hatte, aus der Tiefe wassertretend glücklich auf das Vorland, stellte, von ihm umfaßt, diesen, sobald er auf dem Vorland Grund erhalten hatte, auf, brachte ihn, nachdem er stehend zum Bewußtsein gekommen war, glücklich an das Ufer und bemühte sich, das eine noch im See schwimmende Pferd um die Gerberbank nach dem Gotthardtschen Garten zu treiben, was glücklich gelang. An derselben Stelle des Sees, wo schon mancher beim Schwemmen der Pferde seinen Tod fand, rettete der edle Otto von Bismarck mit völliger Verleugnung aller Gefahr des eigenen Lebens, mit seltenem Mut und ausgezeichneter Kraftanstrengung das Leben zweier Menschen."

Einige kleine Ungenauigkeiten in dem Berichte des Geistlichen sind später dahin richtig gestellt worden, daß Bismarck nur seinen Reitknecht Hildebrandt gerettet, während Kühl sich selbst retten konnte, und daß er, seinen Rock abzulegen, sich keine Zeit genommen hat, wie die in demselben infolge der Anstrengung des Schwimmens mit dem Reitknecht entstandenen Risse unter den Ärmeln bekundeten.

Die Nachricht von dem Ereignis verbreitete sich schnell durch die Stadt, und der Ortsgeistliche kam in feierlicher Amtstracht an der Spitze einer Schar Lippehner Bürger dem Retter, als derselbe nach der Stadt zurückkehrte, entgegen, um ihm zu danken und zum Gelingen seiner edlen That zu beglückwünschen. Nach vierundzwanzig Jahren, im Sommer 1866, hat derselbe Geistliche seinem Berichte in der Lippehner Chronik einen Nachsatz hinzugefügt. Derselbe spricht den Gedanken aus, daß Otto von Bismarck, wie er seinen Reitknecht einst im Lippehner See aus der Gefahr des Ertrinkens gerettet, nun das Vaterland von einer noch größeren Gefahr errettet habe. Und wiederum zwanzig Jahre später, am 12. Juli 1886, wurde am Ufer des Wendelseees ein Denkmal enthüllt, das Otto von Bismarcks erste kühne Rettungsthat zum bleibenden Gedächtnis zu verherrlichen bestimmt ist.

Bismarck wurde bald nach jener That die Denkmünze „Für Rettung aus Gefahr" verliehen, welche lange Zeit hindurch das einzige Ehrenzeichen war, das seine Brust schmückte. Später, als er bereits Bundestagsgesandter in Frankfurt am Main war, fragte ihn ein mit vielen Ordenssternen geschmückter österreichischer Staatsmann in spöttischem Tone, was jene seltsam gestaltete Denkmünze eigentlich zu bedeuten habe. Der Träger derselben fertigte den Frager mit den Worten ab: „Je nun, ich habe die Gewohnheit, mitunter einem Menschen das Leben zu retten."

Eine Natur von der genialen Kraft, wie sie Otto von Bismarck innewohnte, konnte in den kleinlichen Verhältnissen eines pommerschen Landjunkers nicht Genüge finden. In seinen Adern stürmte das Blut seiner kraftvollen Urahnen, von denen das altmärkische Bauernsprichwort geht: „Noch lange nicht genug, seggt Bismarck." Er fühlte den unbezwinglichen Drang nach Bethätigung seiner Kraft in sich, und dieses Gefühl trieb ihn rastlos, oft ziellos hin und her, wie es einst Jung Siegfried von des Vaters Burg herab, Parzival aus den Armen der liebenden Mutter hinweg in die Welt hinausgetrieben. Seiner Seele bemächtigte sich in stillen Stunden oft eine unaussprechlich traurige Stimmung; es war wohl jener Seelenzustand, welchen Schillers

Don Karlos in dem Seufzer zum Ausdruck bringt: „Schon dreiundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unsterblichkeit gethan!"

Bald nach seiner militärischen Dienstübung trat Bismarck — sei es auf Anregung seiner Freunde, die ihn für den Staatsdienst außergewöhnlich befähigt hielten, sei es nach dem Herzenswunsch seiner seligen Mutter — noch einmal bei der Potsdamer Regierung als Referendar ein. Doch er fühlte bald, daß hier in der starren Welt des Büreaukratismus erst recht seine Welt nicht sei. Trotzig lehnte er sich gegen dieselbe auf.

Als einst in einer Gesellschaft der Herr Regierungspräsident ihn als den untergeordneten Referendarius sehr von oben herab zu behandeln versuchte, da gab er seinem hohen Herrn Vorgesetzten in feiner Weise zu bedenken, daß in außerdienstlichen Kreisen der Name von Bismarck gerade soviel gelte als der eines Herrn von X., was freilich den Herrn Regierungspräsidenten just nicht sehr freundlich gestimmt haben mag.

Der Referendar Bismarck sollte dies bald auch erfahren. Ein unglückliches Familienereignis im Hause seines Bruders machte es dringend notwendig, daß er diesen in seiner Stellung als Landrat auf einige Zeit vertrete. Er begab sich zu seinem obersten Vorgesetzten, um den erforderlichen Urlaub hierzu nachzusuchen. Der Herr Präsident ließ ihn eintreten, that dann aber so, als habe er die Anwesenheit des Eingetretenen gar nicht bemerkt, sondern stellte sich ans Fenster und trommelte mit den Fingern auf den Scheiben. Unserm Bismarck stieg über diese Nichtachtung das Blut zu Kopfe. Doch in solchen Fällen nie um die zu ergreifenden Maßnahmen verlegen, beschloß er, die Rücksichtslosigkeit des hohen Herrn seinerseits mit gleicher Waffe abzuweisen. Scheinbar ganz gleichmütig trat er an das andere Fenster des Zimmers und begann dort, zuerst leise, dann immer stürmischer den Marsch des alten Dessauer zu trommeln. Das wirkte. Der Herr Präsident fuhr aus seiner vornehmen Ruhe auf und herrschte den lustig weiter trommelnden Referendarius, zornige Blicke auf ihn werfend, an:

„Was wünschen Sie?"

„Als ich eintrat", lautete die gemessene Antwort, „hatte ich den

Fürſt Bismarck im 30. Lebensjahre.

Wunſch, mir einen Urlaub zu erbitten, jetzt bitte ich um meinen Abſchied.“

Bismarck ließ den verblüfften Herrn Präſidenten ſtehen, ging nach Hauſe und packte ſeine Koffer. In der pommerſchen Heimat übernahm er auf einige Zeit die Landratsgeſchäfte ſeines Bruders, ſolange ſeine Hilfe nötig war. Dann aber hielt es ihn in der Heimat nicht mehr. Es trieb ihn fort in die Welt. Wir finden ihn in der nächſten Zeit auf Reiſen am norddeutſchen Meeresgeſtade, in England und Frankreich. Dann wieder bald in Kniephof, bald in Schönhauſen und bald in Berlin. Selbſt in der Großſtadt hielt er es nicht lange an einem Orte aus; häufig wechſelte er ſeine Wohnungen. Noch lange nicht genug! Tauchte doch in Pommern einmal das Gerücht auf: Bismarck geht nach Indien!

Dies Gerücht beſtätigte ſich nicht, obwohl es nicht ohne Grund entſtanden war. Im Leben des Raſtloſen trat plötzlich eine Wendung ein, die ihn in ebene, ruhige Bahnen lenkte. Es kam der wilde Jäger nach dem Glück, den Theodor Fontane in ſeinem ſchönen Gedicht „Jung Bismarck“ ſchildert, endlich nach mancherlei Irrfahrten auf den rechten Weg, der zu dem Ziele führen ſollte, welches er in dem dunklen Drange ſeines Herzens geſucht.

„Was iſt das Glück? Iſt's Gold, iſt's Ehr',
Iſt's Ruhm, iſt's Liebe? Das Glück iſt mehr:
„Leben und ſterben dem Vaterland“ —
Gott ſegne fürder deine Hand,
Jung Bismarck.“

V.

In des Hauses Frieden.

„Das ist für Seel' und Leib
Des Mannes Kräftebronnen,
So er ein edles Weib
In Liebe sich gewonnen."
Thietmar der Alte.

„Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;
Unstet treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne;
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.
Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur."
Schiller.

Otto von Bismarck stand an der Schwelle des Mannesalters, und mehr und mehr reifte er auch zum Manne. Der gährende Most wilden Jugendmutes klärte sich in ihm allgemach zu Wein, der frisch und feurig perlte, aber nicht mehr die Schranken des Gefäßes zu sprengen drohte. Die Lust an übermütigen Streichen ging in edlen Humor über, jene schöne Gottesgabe, welche Helden der Kraft mit reichem Gemüt als besonderes Gnadengeschenk zu teil zu werden pflegt. Die hohe Gestalt Bismarcks hatte an Breite und Fülle zugenommen; das frische Gesicht zierte ein kräftiger Bart; die hellen Augen

blickten ernster und ruhiger in die Welt. Sein ganzes Wesen offenbarte Stetigkeit und männliche Thatkraft. Wohl galt für sein Streben auch jetzt noch immer der alte Bismarckspruch: Noch lange nicht genug! aber er wurde zur Losung für eine zielbewußte Lebensführung des genialen Mannes, der unentwegt höheren Zwecken zu dienen bemüht war, um, mit den höheren Zwecken an Gaben und Kräften wachsend, das Ziel großer, edler Geister zu erreichen: den Besten seiner Zeit genug zu thun. —

Sehen wir nun, welche tiefeingreifenden Lebensereignisse eine solche Wandlung in dem Wesen unseres Helden vollziehen halfen!

Wir wissen, daß Otto von Bismarck seine einzige Schwester Malwine, die ihn einst mit ihrem Dasein bei einem Ferienbesuche im Elternhause überraschte, schon als Kind so überaus lieb hatte. Diese Schwester blieb sein Augapfel; seine Zärtlichkeit für sie wuchs noch, als sie zur Jungfrau erblüht war. „Er ist mit ihr wie mit einer Braut", sagten die Leute, und die Briefe, welche er an die Schwester geschrieben hat, bestätigen dies, wie sie zugleich einen interessanten Blick in das reiche Gemütsleben des liebevollen Bruders thun lassen.

Im September 1844 war derselbe einige Wochen in Norderney. Auf der Rückreise von der See kehrte er in Schönhausen ein, um dort der Vermählungsfeier der Schwester mit seinem Jugendfreunde, dem Landrat Oskar von Arnim-Kröchlendorff, beizuwohnen, welche bald darauf, am 30. Oktober, stattfand. Wehmütigen Herzens sah er die geliebte Schwester aus dem Vaterhause scheiden, in dem er, um dem Vater in seiner Vereinsamung Gesellschaft zu leisten, noch einige Zeit verblieb. Seiner Stimmung gab er bald darauf durch folgenden Brief an die Schwester Ausdruck:

„Nach Eurer Abreise habe ich das Haus natürlich sehr vereinsamt gefunden. Ich habe mich an den Ofen gesetzt, geraucht und Betrachtungen darüber angestellt, wie unnatürlich und selbstsüchtig es ist, wenn Mädchen, die Brüder haben und obenein unverehlichte, sich rücksichtslos verheiraten und thun, als wenn sie in der Welt wären, um ihren fabelhaften Neigungen zu folgen, eine Selbstsucht, von der ich unser Geschlecht und mich persönlich glücklich frei weiß. Nachdem ich aber das

Unfruchtbare dieser Betrachtungen eingesehen hatte, erhob ich mich von dem grünledernen Stuhl, auf dem Du mit Miß (der Katze?) und Oskar zu küssen und zu flüstern pflegtest, und stürzte mich köpflings in die Wahlumtriebe, aus denen ich mit der Überzeugung hervorging, daß fünf Stimmen auf Tod und Leben und zwei mit einiger Lauheit für mich aufzutreten geneigt waren. — — Außerdem besehen wir (der Vater und er) täglich zweimal das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, stündlich die vier Thermometer in der Stube, rücken die Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachthut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben. Karl V. war ein dummer Kerl!*) Du begreifst, daß bei so mannigfachen Beschäftigungen mir nur wenig Zeit bleibt. — — Die Elbe geht mit Eis, der Wind ist Ost-Süd-Ost; das neueste Quecksilber aus Berlin zeigt 8°, das Barometer in steigender Bewegung 28,8. Ich teile Dir dies mit, um Dir ein Beispiel zu geben, wie Du dem Vater in Deinen Briefen mehr von den kleinen Begebenheiten Deines Lebens schreiben möchtest, die ihm unendlich viel Spaß machen."

In derselben Tonart geht ein von Kniephof aus an die Schwester gerichteter Brief, in dem er dieselbe nicht wie sonst „Liebe Kleine", „Engel" oder „Teuerste Kreusa", sondern kurz „Madame" anredet. Er schreibt am 9. April 1845:

„Nur mit Mühe widerstehe ich der Neigung, einen ganzen Brief mit wirtschaftlichen Klagen anzufüllen über Nachtfröste, krankes Vieh, schlechten Raps und schlechte Wege, tote Lämmer, hungrige Schafe, Mangel an Stroh, Futter, Geld, Kartoffeln und Dünger. Dazu pfeift Johann draußen ebenso konsequent wie falsch einen ganz infamen Schottischen, und ich habe nicht die Grausamkeit, es ihm zu untersagen, da er ohne Zweifel seinen heftigen Liebeskummer durch Musik zu beschwichtigen sucht. Das Ideal seiner Träume hat vor kurzem auf Zureden der Eltern ihm abgesagt und einen Stellmacher geheiratet. Ganz mein Fall, bis auf den Stellmacher, der noch im Schoße der

*) Kaiser Karl V. mühte sich bekanntlich im Kloster zu St. Just vergeblich damit ab, den Pendelschlag zweier Uhren in ein völliges Gleichmaß zu bringen.

Zukunft raſpelt. Ich muß mich übrigens, hol' mich der D . . . . l! verheiraten, das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreiſe einſam und verlaſſen fühle und milde, feuchte Witterung mich melancholiſch, ſehnſüchtig verliebt ſtimmt. — — Neues kann ich Dir von hier nicht melden, als daß ich mit Bellin noch zufrieden bin, Odin noch auf der rechten Vorderpfote lahm geht und mit rührender Liebe ſeiner Rebekka tagelang Geſellſchaft leiſtet, die ich wegen Mangels an Häuslichkeit an die Kette gelegt habe. Gute Nacht, „m'amie, je t'embrasse."

Gleich ergötzlichen Humor wie hier der Schlußſatz enthält die Stelle eines bereits früher geſchriebenen Briefes, welche lautet: „Neues giebt es hier nicht; alles Trauer; der König von Schweden iſt nun auch tot; ich fühle immer mehr, wie ich allein ſtehe in der Welt." —

Ein erſchütterndes Ereignis im Leben Otto von Bismarcks brachte das Jahr 1845. In Schönhauſen war es um den alten Herrn von Bismarck ſtiller und ſtiller geworden. Ihm war der Abſchied der einzigen Tochter aus ſeinem Hauſe noch tiefer zu Herzen gegangen als ſeinem Sohn Otto. Sein Geſundheitszuſtand war ſeit dem Tode der Gattin, nach welchem er infolge heftiger Erregung von einem Schlaganfall betroffen worden, ohnehin fortgeſetzt ein ſehr ſchwankender geweſen; jetzt zeigte ſich ein jäher Verfall der Kräfte. Sein Ende war nahe. Folgende rührende Geſchichte wird aus ſeinen letzten Lebenstagen berichtet:

Herr von Bismarck pflegte auch im Alter an keinem Sonntage den Gottesdienſt zu verſäumen. Eines Sonntags morgens ſtand die kleine Frau Inſpektor Bellin, der ſorgende gute Hausgeiſt im Schloß Schönhauſen, in ihrem Feiertagsſtaate, das Geſangbuch in der Hand, vor der Thür zum Zimmer des alten gnädigen Herrn, wartend, daß derſelbe zum Kirchgange heraustreten ſollte. Sie hatte in Wirtſchafts-angelegenheiten mit ihm einiges zu beſprechen. Lange wartete ſie vergeblich; endlich trat ſie ins Zimmer, um dort ihr Anliegen vorzubringen. Staunend ſah die fromme Frau hier, daß ihr Herr noch im Morgen-anzuge bei ſeiner gewöhnlichen Beſchäftigung war. Sie konnte ſich nicht enthalten, ihn daran zu erinnern, daß es hohe Zeit zum Kirch-

gange sei, und die Glocken schon geläutet hätten. Der alte Herr hatte den Ruf nicht gehört und sagte in betrübtem Tone: „Ja, liebe Bellin, da muß man freilich schon recht schlecht hören, wenn man die Kirchenglocken nicht mehr hört.“ Alsbald machte er sich bereit und eilte dem Gotteshause zu.

Die Ahnung, daß es bald mit ihm zu Ende gehen werde, erfüllte seine Seele. Eine Überschwemmung der Elbe im Frühjahr 1845 richtete auch im Park von Schönhausen große Verheerung an. Mehrere der schönen alten Linden in der großen Allee wurden vom Strome fortgerissen. Als Herr von Bismarck dies sah, sagte er wehmütig zu seinem Verwalter: „Die Linden sind eingegangen; nun werde ich auch bald eingehen!“

Noch in demselben Jahre ging er zur ewigen Ruhe ein. Ein Halsübel, das als Folge jenes Schlaganfalls zurückgeblieben war, verschlimmerte sich gegen den Herbst hin derart, daß ihm das Schlucken und Essen fast unmöglich wurde. Sein Sohn Otto eilte auf die Nachricht von der gefährlichen Wendung der Krankheit nach Schönhausen und blieb dort, bis der Tod dem schwer Leidenden die Erlösung brachte. Am 22. November 1845 drückte Otto von Bismarck seinem Vater die Augen zu.

Aufrichtig wurde der Heimgegangene betrauert, und nicht bloß von seinen Angehörigen, auch von der Gemeinde Schönhausen, deren Segenswünsche ihm in die Gruft folgten. Noch heute halten die Bewohner von Schönhausen sein Andenken in Ehren. Von seinem milden Herzen und seinem wohlwollenden, segensreichen Wirken daselbst zeugt beredt der Mund der alten Leute. „Er war unser ganzer Stolz“, sagte einmal ein Schönhauser Bauer. „Was der Sohn für das Reich geworden, das ist der Vater für unser Dorf gewesen.“

Bald nach dem Tode seines Vaters siedelte Otto von Bismarck nach Schönhausen über. Bei der Regelung der Erbschaft hatte er sich mit seinem Bruder Bernhard in der Weise geeinigt, daß dieser zu seinem bisherigen Besitz noch Jarchelin erhielt, er aber neben Kniephof das Stammgut Schönhausen übernahm. Er wurde im Jahre 1846 zum Deichhauptmann der Elbe für die Uferstrecke zwischen Jerichow und

Sandau gewählt und als Vertreter der Ritterschaft des Kreises Jerichow für den sächsischen Provinziallandtag in Merseburg in Vorschlag gebracht, was ihn eben veranlaßte, fortan seinen Wohnsitz in Schönhausen zu nehmen. Zur Unterscheidung von den andern Zweigen seines Stammes nannte er sich von jetzt an Bismarck-Schönhausen. Die Linden standen wieder in Blüte, als er seinen Einzug in das festlich bekränzte Vaterhaus hielt. Bewegten Herzens betrat er die Wirkungsstätte seiner Vorfahren, deren Erbe er nun übernehmen sollte. Ernste Erwägungen durchzogen seinen Geist, wenn er auf das ehrenvolle Wappenschild seines Hauses blickte, wenn er sinnend vor den Bildern seiner Ahnen stand oder den von rohen Feindeshänden zerstochenen Stammbaum seines Geschlechtes betrachtete.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!"

Mit Stolz und stiller Freude vermochte der junge märkische Edelmann Otto von Bismarck auf die Reihe seiner Väter zurückzuschauen. Kraftvolle, trutzige und allzeit ehrenhafte Gestalten traten sie, die Männer seines Stammes, vor sein geistiges Auge. Ihre Dienste dem Vaterlande weihend, hatten sie stets mit zu den Besten des Volkes gehört. Deutete doch schon das Wahrzeichen im Wappenschilde der Bismarcks: das gedreiete Kleeblatt, umgeben von drei Eichenblättern, auf frommen Sinn, Kraft und Vaterlandsliebe hin! Die zweifache Dreiheit, die Dreifaltigkeit Gottes versinnbildlichend, erweist, daß die Vertreter des Geschlechtes von jeher ihren Geist auf das Höchste, das Göttliche gerichtet haben und für ihren Christenglauben mutig in die Schranken zu treten bereit gewesen sind. Einer Sage nach sollen in dem Bismarckschilde statt der drei Eichenblätter ursprünglich drei Nesselblätter gewesen sein, und der noch im altmärkischen Volksmunde lebendige Spruch:

„Das Wegekraut sollst du stehen lan,
Hüte dich, Jung, sind Nesseln dran!"

deutet dies auch an. — Als es einem des Geschlechtes Bismarck aber gelungen, einen Wendenfürsten zu besiegen, dessen Schildzeichen drei Eichenblätter gewesen, habe derselbe diese in sein Wappen an Stelle jener Nesselblätter gesetzt. Und dieses Wahrzeichen hat in dem Bismarckschen Wappenschilde stets mit vollem Rechte als Sinnbild treuer Vaterlandsliebe und kernhafter Kraft gegolten. Die Chroniken altmärkischer Städte bekunden dies. In jener Zeit, als der Adel in der Mark entartet und vielfach der Wegelagerei und dem Stegreifrittertum ergeben war, traten die besseren Glieder dieses Standes mit dem tüchtigen Bürgertum der Städte in Verbindung und hielten es nicht unter ihrer Würde, Ehrenämter in städtischen Gemeinwesen zu bekleiden, was nur unter der Bedingung geschehen konnte, daß sie in eine der Gilden, von denen die Städte regiert wurden, eintraten. Diesem besseren Teile des altmärkischen Adels haben auch die Bismarcks angehört.

Aus der Chronik von Stendal ist ersichtlich, daß zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts ein Rule, d. i. Rudolf, von Bismarck in jener Stadt gelebt und, der Gilde der Gewandschneider oder Tuchmacher angehörig, eine Ehrenstelle in der Verwaltung der Gemeinde eingenommen hat. Dieser Rule von Bismarck tritt als eine besonders achtunggebietende Kraftgestalt aus der Reihe der Männer des Bismarckgeschlechtes hervor. Freie Sinnesart und den tapferen Mut, für seine Überzeugung alles einzusetzen, bekundete er in einem Streite, den der Rat der Stadt mit der Geistlichkeit zu führen hatte. Unzufrieden mit den Leistungen der unter geistlicher Leitung stehenden Domschule, begründete der Rat von Stendal eine eigene weltliche Schule, für die er eine tüchtige Lehrerschaft berief. Dadurch fühlte sich die Geistlichkeit in ihren Rechten beeinträchtigt und that Einspruch gegen die Eröffnung der Schule. Die Ratsherren ließen sich indessen in ihrem Vorhaben nicht beirren und setzten durch, was sie eingeleitet hatten. Da erhoben die geistlichen Herren von Stendal Klage bei dem Bischof von Halberstadt wegen solchen offenbaren Ungehorsams des weltlichen Stadtregiments. Der Bischof befahl nun den Ratsherren, Schöppen und Gildemeistern zu Stendal unter Androhung der Exkommunikation, das neuerboute Schulhaus binnen zehn Tagen abzubrechen und die Lehrer-

ſchaft zu entlaſſen. Doch die Stendaler zeigten hierzu keine Luſt, ſondern ließen die angedrohte Strafe über ſich ergehen. Es wurde auf Befehl des Biſchofs am 13. November 1338 in allen Kirchen Stendals bei Kerzenſchein und unter dem Geläute der Glocken verkündigt, daß die Mitglieder des geſamten Rates aus der Gemeinſchaft der Gläubigen ausgeſtoßen ſeien, und alsdann der Bürgerſchaft das Betreten der Kirchen einſtweilen verboten. Aber auch jetzt noch blieb der Rat ſtandhaft und hielt ſeine Schule aufrecht. Ein Aufruhr, den die Geiſtlichkeit in der niederen Bürgerſchaft entfachte, bewirkte nur, daß die Stadtvertretung ſich herbeiließ, die Kirchenbehörde durch Darbringung namhafter Opfer zu beſchwichtigen; aber die Schule blieb beſtehen und beſteht noch heute als Gymnaſium in Stendal. Drei Jahre lang hatte der Kampf gedauert; Rule von Bismarck erlebte das Ende desſelben nicht; er ſtarb 1339, ohne daß er ſich vom Banne hatte losſprechen laſſen. Sein älteſter Sohn Klaus von Bismarck löſte den Bann durch acht Hufen Landes, welche er an das Domſtift gab.

Als Friedrich von Hohenzollern die Mark übernahm, gehörten die Bismarcks zu den Adelsgeſchlechtern des Landes, welche dem neuen Herrn zuerſt ihre Huldigung erwieſen. In Treue und Gehorſam haben die Glieder des Bismarckſtammes zu den erſten Hohenzollern wie zu allen Fürſten dieſes ruhmreichen Hauſes geſtanden, und mancher Held, der die zweifache Dreiheit im Wappenſchilde geführt, hat ſeinen Treueſchwur mit ſeinem Herzblute beſiegelt. So noch in neuerer Zeit der Dragoneroberſt Friedrich Auguſt von Bismarck, jener hinterpommerſche „tolle Bismarck“, der, als ſein König ihn zum Kampfe rief, ſich in den Schlachten des erſten ſchleſiſchen Krieges nicht nur durch ſeltenen Mut, ſondern auch durch muſterhafte Haltung und hohe Führertüchtigkeit die beſondere Gunſt ſeines oberſten Feldherrn erworben, für den er bei Czaslau freudig in den Tod ging.

„Leben und ſterben dem Vaterland!“ Das erſchien nun auch Otto von Bismarck als höchſtes und ſchönſtes Ziel des Strebens, wenn er in ſtillen Stunden die Geſchichte ſeines Hauſes im Rahmen der Geſchichte ſeines Volkes durchdachte. Die Eindrücke, welche er bei der Huldigungsfeier in Berlin empfangen, und das feierliche Ja, das er ſeinem

Könige gelobt, bestärkten ihn in solchen Gedanken und Empfindungen und entfachten fort und fort seine Begeisterung für das Vaterland. Schneller stürmte ihm dann das Blut seiner Ahnen durch die Adern und machte ihm das Herz pochen vor Verlangen, auch gewürdigt zu werden, seinem Könige und seinem Vaterlande mit voller Kraft und ganzer Hingabe zu dienen und in diesem Dienste Ruhm und Ehre zu erwerben. Wie er später in einem Briefe an Kaiser Wilhelm den Ersten bekannt hat, schwebte ihm das verlockende Bild vor der Seele, als Kriegsmann auf dem Felde der Ehre den blutigen Lorbeer zu erringen.

„Reizend klinget des Ruhmes lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen wert."

Unwiderstehlich fühlte er den Drang in sich, Hohes und Edles zu erstreben, und es trieb ihn auch jetzt noch oft mit hinreißender Gewalt aus den ihn umgebenden Verhältnissen hinaus, die ihm, wie er meinte, die freie Bahn zu Ruhm und Ehren verschlossen. Vielleicht hätte er auch die vermeintlichen Fesseln mit kühnem Entschlusse gesprengt und sich so die Laufbahn selbst geöffnet, wenn die Vorsehung ihn nicht noch mit unzerreißbaren Banden an dem heimatlichen Boden festgehalten hätte, um ihn dort für das Riesenwerk, das seiner Kraft vorbehalten war, voll ausreifen zu lassen.

Die Rosenketten der Liebe waren es, durch welche die Kraft des jungen ungestümen Riesen in Fesseln geschlagen und gebannt wurde. Sehen wir, wie dies geschah!

Bald nach der Verheiratung seiner Schwester wohnte Otto von Bismarck der Vermählung seines liebsten Jugendfreundes Moritz von Blankenburg mit Fräulein von Thadden-Trigla ff zu Trigla ff in Pommern bei. Diese Hochzeitsfeier erhielt durch bedeutsame Vorgänge ein besonderes Interesse für den jungen Herrn von Bismarck. Am Abend des Festtages, als die Gäste vom Hochzeitsmahle aufgestanden waren, wurde draußen im Garten zu Ehren der Neuvermählten ein Lustfeuerwerk abgebrannt, das sich indessen bald in eine Schrecken verbreitende Feuersbrunst verwandelte. Eine Rakete, vom Winde aus der Richtung gejagt,

ging auf das Strohdach eines Hofgebäudes nieder und setzte dasselbe in Brand. Die hellaufsteigende Lohe verkündete, was geschehen, und brachte die Hochzeitsgäste in Angst und Verwirrung. Während die meisten der Gäste und Gutsbewohner in ihrer Bestürzung noch ratlos hin und her liefen, hatten schon zwei derselben die Hände zu thätiger Hilfe ans Werk gelegt. Es waren Otto von Bismarck und die neuvermählte Gattin seines Freundes, die sogleich in den Stall eilten, ein Gespann Kutschpferde eigenhändig aufschirrten und vor den nächsten Wasserwagen spannten, mit dem Bismarck nun als erster zum Löschen erschien.

Diese Feuersbrunst, welche die meisten Gutsgebäude und mehrere Bauerngehöfte von Triglaff in Asche legte, war aber nicht die einzige, welche an jenem Hochzeitsfeste entfacht wurde. Eine zweite brach in dem Herzen des entschlossenen Feuerwehrmannes Otto von Bismarck aus, griff dort unaufhaltsam um sich und war nach Jahr und Tag noch nicht wieder gelöscht. Es war eine der Brautjungfern, die solch Unheil angerichtet hatte. Aus den Augen des Fräulein Johanna von Puttkamer flog unserm Otto von Bismarck ein Funke in das Herz, der hier, jener Rakete gleich, einschlug und zündete.

Mit entflammter Seele kehrte Bismarck von der Hochzeit seines Jugendfreundes heim. Das liebliche Bild der jungen Edeldame wich nicht mehr aus seiner Seele. Sie war die einzige Tochter des Herrn von Puttkamer und der Frau Luitgarde geb. von Glasenapp auf Reinfeld, eines Edelpaares, das sich durch eine fromme, echt christliche Lebensführung auszeichnete und in diesem Geiste auch die Tochter erzogen hatte. Ihr stilles, fast schüchternes Wesen hatte es dem jungen ungestümen Otto von Bismarck, den bisher noch keine Frauenschönheit zu fesseln vermocht hatte, angethan. Für ihn kam nun eine unruhvolle Zeit des Hangens und Bangens in schwebender Pein. Mußte er, dessen Ruf in der Heimat seiner Auserkorenen nicht der beste war, sich doch auf ernste Hindernisse gefaßt machen! Würde es ihm, der ja im Volksmunde jener Gegend noch immer als der „tolle Bismarck“ galt, möglich werden, die Gegenliebe jenes schüchternen, stillen Fräuleins und die Einwilligung der frommen, christlichen Eltern jemals zu erlangen? Er,

der bisher noch vor keinem Wagnis zurückgeschreckt war, fühlte plötzlich das kleinmütigste Zagen. Und als er mit der Auserwählten seines Herzens gelegentlich einer Harzreise, die er im Sommer 1846 mit ihr und dem jungen Blankenburgschen Paare unternahm, zum erstenmal wieder zusammentraf, da konnte von ihm gelten, was das Nibelungenlied von dem in Liebe zu Kriemhild entbrannten Siegfried berichtet:

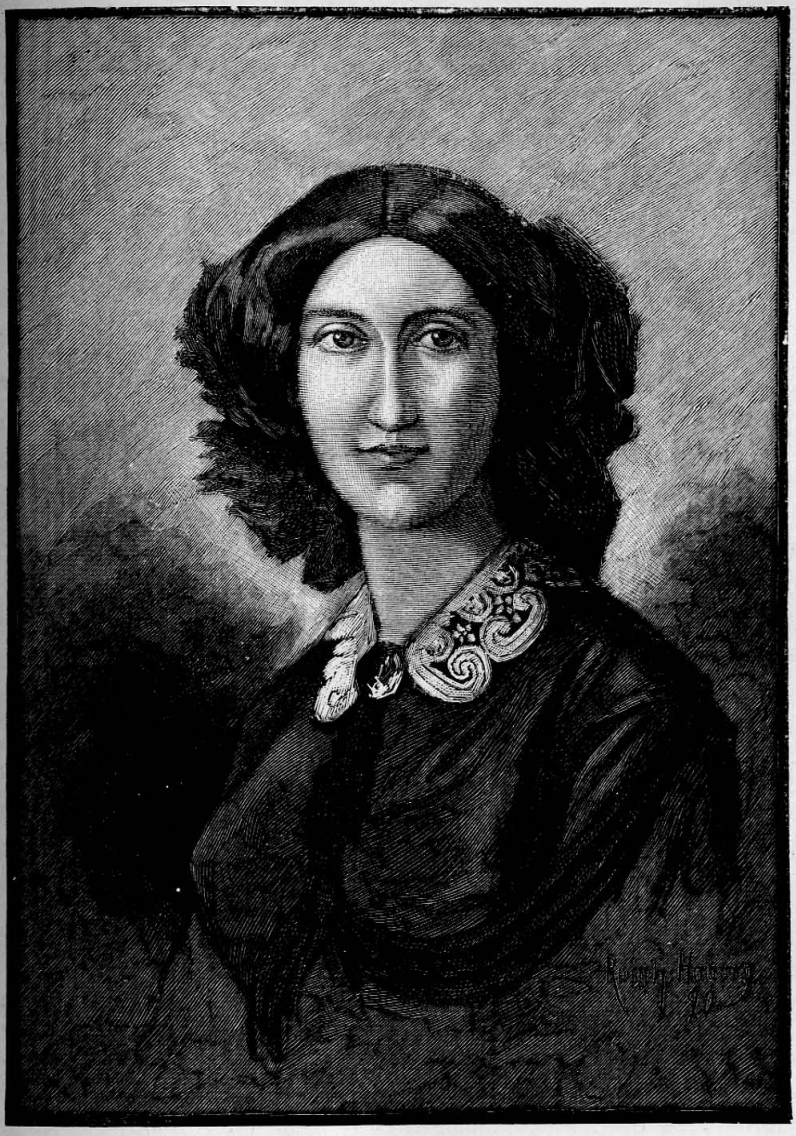
„Da sah man Siegelindens Sohn so minniglich dasteh'n,
Als ob er wär' entworfen auf einem Pergamen."

Doch in der herrlichen, freien Gottesnatur der Harzlandschaften, die er einst als flotter Göttinger Bursch durchwandert hatte, wuchs unserm Helden der Mut, so daß er sich ein Herz faßte und Fräulein von Puttkamer seine Liebe offenbarte. Und siehe, das Glück war ihm hold; jubelnden Herzens, mit der Gewißheit wieder geliebt zu werden, kehrte er aus dem Harz zurück.

Nun schreckte ihn auch das zweite, freilich größere Hindernis, das noch zu überwinden war, nicht mehr. Kaum war Fräulein Johanna von Puttkamer nach Reinfeld heimgekehrt, da traf daselbst auch ein Brief des Herrn von Bismarck ein, in welchem derselbe kurz und bündig bei den Eltern um ihre Hand warb.

Die Überraschung und Verwunderung in dem frommen, christlichen Hause zu Reinfeld war freilich groß darüber, daß das stille, schüchterne Töchterlein sein Herz gerade an den wilden, übermütigen Otto von Bismarck verloren hatte. Der Vater fühlte sich nach seinem eigenen, volkstümlich drastischen Ausspruch „wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen"; die Mutter aber war entschlossen, ihre Einwilligung zu dieser Verbindung entschieden zu verweigern.

Doch „was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden!" Die Kraft dieser biblischen Mahnung sollte das fromme Puttkamersche Paar bald auch an sich erproben. Otto von Bismarck fand an seiner Auserwählten bei den widerstrebenden Eltern einen so beredten Anwalt, daß diese in ihrem Widerstande mehr und mehr wankend wurden. Sie ließen sich endlich herbei, den Bewerber um ihre Tochter einzuladen, der alsbald auch in Reinfeld erschien und daselbst durch seine Persön-



Johanna von Bismarck, Gemahlin des Fürsten von Bismarck.

Nach dem Oelgemälde von Prof. Jakob Becker im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

lichkeit und sein Verhalten den besten Eindruck machte. Es gelang ihm, alle Hindernisse seines Glückes hinwegzuräumen und auch die Herzen der Eltern seiner Braut zu erobern, die nun gern und willig ihren Segen zu dem geschlossenen Bunde gaben. Und sie haben es nie zu bereuen gehabt.

Im Hochsommer des nächsten Jahres, am 20. Juli 1847, wurde die Vermählung des jungen Paares zu Reinfeld gefeiert. Gleich darauf trat dasselbe eine Reise nach dem Süden an. Über Wien, durch Tirol und die Schweiz ging die frohe Hochzeitsfahrt und dann über die Alpen in das Land, wo die Citronen blühen.

Als das junge Paar in Venedig angekommen war, erfuhr es von der gleichzeitigen Anwesenheit des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Otto von Bismarck unterließ es nicht, seinem von ihm innig verehrten Landesherren hier im fremden Lande seinen ehrerbietigen Gruß darzubringen. Freilich war ihm diese Begegnung so unerwartet gekommen, daß er sich die hoffähige Kleidung zu der Vorstellung beim Könige erst leihen mußte, was ihm bei seiner Hünengestalt nicht wenig Schwierigkeiten bereitete. Der König empfing den jungen märkischen Edelmann, dessen politische Wirksamkeit, die er inzwischen begonnen, schon zuvor in Berlin seine Aufmerksamkeit erregt hatte, sehr huldreich und lud ihn darauf zur Tafel ein. Die eingehende Unterredung, welche Otto von Bismarck mit seinem Könige führte, trug dazu bei, seine Liebe und Begeisterung für ihn in seinem Herzen noch mehr zu entflammen.

Die Herbststürme brausten bereits über die kahlen Felder und die öde märkische Heide, als das junge Paar von seiner Hochzeitsreise in die Heimat zurückkehrte, festlich von den treuen Schloß- und Dorfbewohnern von Schönhausen empfangen. Es war spät abends, als der Gutsherr und seine junge Gemahlin in Schönhausen eintrafen. Sie hatten ihre Ankunft, um allen Aufwand zu vermeiden, so geheim wie möglich gehalten; aber dennoch strahlte ihnen der alte Herrensitz reich bekränzt und in einem solchen Lichterglanz entgegen, daß der Widerschein weithin den nächtlichen Himmel rötete, und die Bauern aus den Nachbardörfern, in der Meinung, es sei Feuer ausgebrochen, mit Spritzen und Wasserkübeln zum Löschen herbeigeeilt kamen.

Ein beseligendes Glück zog mit dem jungen Paare in das Schloß Schönhausen ein. Der Bund, den dasselbe miteinander für das Leben geschlossen, erwies sich als ein wirklich von Gott zusammengefügter. Wo sich das „Strenge mit dem Zarten", wo Kraft und Milde sich wie hier glücklich vereinten, da mußte sich wohl der Vollklang reiner Harmonie ergeben. Die Anmut und Herzensgüte der jungen Herrin, ihr stilles, sanftes Walten erfüllte die Räume des Schlosses wie mit dem Schein der belebenden Frühlingssonne, und an diesem Himmelslicht erfreute und erquickte sich nicht nur der glückliche Gemahl, sondern es verbreitete auch Freude und Segen unter die weiteren Schloß- und Dorfbewohner, welche bald an der jungen gnädigen Frau mit Liebe und Verehrung hingen. Der junge Gutsherr von Schönhausen fühlte sich in dieser neuen Welt der Liebe und des Friedens, die ihn jetzt in seinem Heim umgab, wie umgewandelt. Eine wunderbare Ruhe und Stetigkeit war über sein ganzes Wesen gekommen; nichts mehr war in ihm von dem wilden Drange, der einst seine Seele durchstürmt hatte. Der Zauber holdseliger, echter Weiblichkeit hatte die Unruhgeister seiner Seele gebannt. Und dennoch fühlte er seine Kraft neubelebt, mehr und mehr wachsend in dem Streben nach idealen Zielen. Wußte er doch, daß sein Wirken und Schaffen nun auch ihr mit galt, seiner geliebten jungen Gattin. Für sie zu leben, däuchte ihm jetzt als eine hohe, schöne Aufgabe, die seinem Geiste volles Genügen gewährte. Welche Bedeutung die Gemahlin unseres Helden für sein Leben gehabt, hat derselbe in treuherziger Weise später einem Freunde gegenüber selbst bezeugt, indem er sagte: „Sie glauben nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!"

Obwohl still und gleichförmig schwanden unserm jungen Ehegatten die Tage doch wie im Fluge. Der Herbst hatte die Zeit der Jagd gebracht, und das Weidwerk war die einzige Zerstreuung, welcher er außer seiner Häuslichkeit noch mit Leidenschaft huldigte. Und siehe, das Jagdglück schien ihm jetzt noch mehr hold zu sein als vordem. Die Forst zwischen Schönhausen und Rathenow wies einen guten Wildstand von Damhirschen und Rehen auf, und der Förster Mahnke, der seinen Herrn auf seinen Streifgängen zu begleiten pflegte, wußte von manchem Meisterschuß desselben zu erzählen. „Er hält hin und trifft!" pries er oft und nicht

etwa im Jägerlatein die Schußfertigkeit seines Herrn. Das Frühjahr kam, und mit dem schmelzenden Märzschnee erhöhte sich die Pflicht des Deichhauptmannes. Es galt vor den wild daherbrausenden Fluten der Elbe auf der Hut zu sein. Da war denn derselbe oft tagelang in Regenmantel und Sturmkappe zu Pferde, wenn die Pflicht ihn rief, Deichschau zu halten, Wind und Wetter zu beobachten, Gefahren abzuwenden. Eines Tages hatte er in der Nähe Schönhausens einen Gang unternommen, Damm und Ufer der Elbe zu besichtigen. Da sah er sich plötzlich durch Gewässer der übergetretenen Elbe am Weitergehen gehindert. Doch siehe, alsbald kam ein Bauersmann aus Schönhausen, der unweit jener Stelle geangelt, herbei und erbot sich, den Herrn Deichhauptmann auf seinem Rücken durch das Wasser zu tragen. „Aber, lieber Pütsch", sagte Bismarck einwendend, „ich wiege 182 Pfund!" — „O, dat schadt em nischt", antwortete der Bauer, „den gnädgen Herrn dragen wi all mit Freuden, un wenn he ok tweehunnert Pund wägen dede". Ein schöner Beweis dafür, wie der junge Gutsherr von seinen Schönhausenern geliebt und verehrt wurde.

Während der Deichhauptmann von Schönhausen an den Ufern der Elbe die Wacht hielt, waren draußen über das Vaterland die Wogen einer unruhvollen Zeit hereingebrochen, die ihn bald auf eine höhere Warte riefen. Für die bevorstehenden Kämpfe mit den Wogen der gährenden Zeit hatte er in dem stillen, friedlichen Glück seines Hauses die rechte Kraft und Festigkeit gewonnen.

Wenden wir uns nun diesen Kämpfen zu!

VI.

In den Stürmen und Wogen der Zeit.

„Die Hochflut naht mit Sturmgebraus, —
Bewacht die Wälle, schirmt das Haus!
Entwurzelt schwimmen Strauch und Stamm,
Die Woge wühlt, es sinkt der Damm —
Deichhauptmann, zu Hilfe!"

Die lange Winterzeit naht sich ihrem Ende. In den Wäldern, Thälern und Schluchten lagert noch meterhoch der Schnee, den der Flockenfall während der rauhen Jahreszeit dort aufgehäuft, schneidende Wirbelstürme zusammengetrieben haben. Auf Strömen und Seeen liegt die dicke, harte Eisdecke, die Leben und Bewegung in ewige Erstarrung gebannt zu haben scheint.

Da weht plötzlich über Nacht der laue Westwind herein und führt den milden Frühlingsregen über die winterliche Erde. Welch eine Wandlung in der Natur! Wie in den Tagen der Sintflut scheinen die Brunnen der Tiefe aufgethan; Sturzbäche brechen aus allen Schluchten hervor; in wenigen Stunden ist die weiße Schneedecke hinweggeschmolzen; in weite Wasserflächen verwandelt erscheinen Fluren und Thäler. Die Flüsse und Ströme sprengen die sie fesselnde Eisdecke und brausen mit wildem Ungestüm dahin. Wehe den Landen, wo diese Wasserwogen nicht freie Bahn finden, wo Dämme und Deiche der seichten Ufer nicht hoch und fest, nicht sorgsam bewacht sind! Mit wütender Gewalt durchbrechen sie ihre Schranken und ergießen sich verheerend, vernichtend über weite Gebiete.

Ein Bild, diesem Naturvorgange gleich, bot das Vaterland damals, als der Deichhauptmann von Schönhausen, Otto von Bismarck, den Schauplatz der politischen Kämpfe betrat. In gewaltiger Flutwelle durchbrach der Wille des Volkes die Schranken, in welche ihn eine strenge Zwangsherrschaft jahrzehntelang eingedämmt hatte.

Schmählicher ist, wie Heinrich von Sybel treffend sagt, ein mit frischem Siegeslorbeer gekröntes Volk wohl nie um die Ernte seiner Schwertarbeit betrogen worden, als das deutsche durch den unglückseligen Abschluß der Freiheitskriege im Jahre 1815. Schon damals brach der Sturm allgemeiner Entrüstung gegen die schmachvolle Gestaltung der vaterländischen Verhältnisse los. Die deutsche Jugend, welche, mit begeisterungsvollem Herzen aus dem Kampfe heimgekehrt, nun die Hochschulen erfüllte, trieb das gemeinsame Gefühl zur Gründung der deutschen Burschenschaftsverbindung, um mit vereinten Kräften nach Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens zu streben, den Sinn für Recht und Freiheit in den Herzen lebendig zu erhalten. Männer wie Boyen, Niebuhr, Arndt, Jahn und andere, welche einst zur Zeit der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes den Tugendbund zur Bekämpfung des korsischen Tyrannen geschlossen hatten, richteten ihre freiheitlichen Bestrebungen nun gegen den neuen Feind, der im Innern drohend wachte. Dichter und Volksredner erhoben ihre Stimmen und schürten die Flammen des allgemeinen Unwillens.

Unter dem Eindruck dieser Bewegung beeilten sich einzelne deutsche Fürsten, ihren Völkern durch Verleihung landesständischer Verfassungen Ersatz für die getäuschte Hoffnung auf eine allgemeine starke und gedeihliche Reichsverfassung zu bieten. Voran schritten Bayern und Baden; Württemberg folgte alsbald. Die liberale Mehrheit der Abgeordneten dieser Völker in Gemeinschaft mit einer ihrer Fesseln entbundenen Presse ließ den Ruf nach Erfüllung zeitgemäßer Forderungen, auch der anderen deutschen Völker, immer dringlicher erschallen. Namen von Männern wie Rotteck, Oken, Welcker, Görres, die mit Begeisterung und Kraft für Volksrecht und Freiheit eintraten, gingen bald in ganz Deutschland von Mund zu Munde. Die Bewegung in Süddeutschland griff schnell um sich und pflanzte sich besonders am Rhein und in Thüringen fort.

Vielleicht hätte sich schon damals eine gedeihlichere Gestaltung der Dinge in Deutschland entwickeln können, wenn nicht durch unverständige Handlungen und Übergriffe einzelner fanatischer Heißsporne die gute Sache verdorben worden wäre.

Der König von Preußen hatte durch das berühmte Gesetz vom 22. Mai 1815 seinem treuen Volke eine reichsständische Verfassung in

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Aussicht gestellt, und der Staatskanzler Fürst Hardenberg war eifrig mit den Vorarbeiten zum Erlaß einer solchen beschäftigt, wie hartnäckig die feudale Adelspartei auch dagegen ankämpfen mochte. Auch in anderen deutschen Staaten war man geneigt, dem Beispiele Bayerns und Badens zu folgen; da traten jene Ereignisse ein, welche diesen

freiheitlichen Bestrebungen eine unheilvolle Wendung gaben und die Verwirklichung derselben auf Jahrzehnte hinaus vereitelten.

Am 18. Oktober 1817, dem vierten Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, versammelte sich auf eine Einladung der Burschenschaft Jenas eine Schar von etwa 500 Studenten und Professoren, Abgeordneten der meisten deutschen Universitäten, auf der Wartburg aus Anlaß der dreihundertjährigen Feier der deutschen Reformation. In erhebender Weise verlief die Feier im Rittersaale der Burg, wobei auch der deutsche Einheitsgedanke würdigen, begeisterten Ausdruck fand. Am Abend aber veranstaltete eine kleine Anzahl von Festteilnehmern ein Schauspiel, das von weittragenden, verhängnisvollen Folgen werden sollte. Auf der der Wartburg gegenüberliegenden Höhe hatte man zu Ehren des glorreichen Schlachttages einen mächtigen Holzstoß angezündet. Den Flammen dieses „Oktoberfeuers" wurden ein Haufe freiheitwidriger Schriften, ein österreichischer Korporalstock, ein hessischer Zopf, eine preußische Gardeschnürbrust als verhaßte Sinnbilder der Reaktion in Deutschland feierlich übergeben, während ein Redner diese That mit Luthers Verbrennung der päpstlichen Bannbulle im Jahre 1520 verglich.

Während diese Kundgebung studentischen Übermutes von allen Volks- und Vaterlandsfreunden als eine harmlose, wenn auch wenig geschmackvolle Posse angesehen wurde, was sie in Wahrheit auch war, legten ihr die Feinde der freien burschenschaftlichen Bewegung eine große Bedeutung bei. Auf einem Kongreß der Mächte, welcher im folgenden Jahre in Aachen zusammentrat, ward der „revolutionäre Geist der deutschen Universitäten" als drohendes Gespenst an die Wand gemalt. Und als kurze Zeit darauf der wahnwitzige Student Karl Ludwig Sand sich hinreißen ließ, den Staatsrat August von Kotzebue, der in dem Verdachte stand, die russische Regierung mit Berichten über die öffentliche Meinung in Deutschland zu versehen, in seiner Wohnung meuchlings zu ermorden, damit, wie er sagte, der Baum der Freiheit mit Blut gedüngt werde, als ferner in demselben Jahre ein ebenso unsinniger Mordanfall an dem nassauischen Staatsrat von Ibell aus gleichen Beweggründen verübt wurde: da war den Feinden der freiheitlichen Volksbewegung der erwünschte Anlaß gegeben, gegen dieselbe die Jagd zu eröffnen.

Fürst Metternich hatte mit wachsendem Ingrimm die deutsche Bewegung entstehen und wachsen sehen. Nach seiner Ansicht gab es keinen verruchteren Gedanken als die Vereinigung aller deutschen Völker zu einem Gesamtdeutschland; nur vielleicht noch das Verlangen nach freier Entwicklung der politischen Verhältnisse konnte ihm gleich strafwürdig erscheinen. Gewaltig erhob der arglistige Feind aller Volksfreiheit, der Vater des Deutschen Bundes, seine Stimme und schilderte den deutschen Fürsten die Bewegung der Burschenschaft als eine furchtbare Gefahr, welche mit allen Mitteln bekämpft werden müsse. Die erschrockenen Fürsten ließen sich leider nur zu bereitwillig finden, den freien, begeisterten Regungen ihrer Völker harte, schmachvolle Fesseln anzulegen, obwohl diese Völker kurz zuvor das Höchste für sie gethan, nämlich nicht bloß, wie es in Jean Pauls eindringlicher „Friedenspredigt" von 1818 hieß, den ersten Feldzug nach Paris, sondern auch den zweiten und zwar mitten in dem Glauben, daß dieses zweite Opfer hätte erspart werden können.

Die preußische Regierung verfügte eine strenge Untersuchung des Burschenschaftswesens an allen Hochschulen des Landes, und eine übereifrige Leitung dieses Verfahrens zog auch Männer wie Stein, Gneisenau, Schleiermacher, Arndt, Jahn, deren Namen in der Geschichte der Freiheitskriege ewig glänzen werden, zur Rechenschaft und machte sie für die unliebsamen Vorgänge mit verantwortlich. Gleichzeitig versammelten sich auf Metternichs Einladung die Vertreter einer Anzahl von deutschen Regierungen in Karlsbad in Böhmen, um darüber zu beraten, wie das drohende Gespenst der deutschen Einheitsbewegung, die man als „Demagogentum" brandmarkte, für alle Zeit zu beschwören sei. Die dort anwesenden neun Herren beschlossen, das gesamte Unterrichtswesen in Deutschland unter polizeiliche Aufsicht zu stellen, jede Druckschrift unter zwanzig Bogen der polizeilichen Zensur zu unterwerfen und zur Verfolgung der Demagogen in allen deutschen Staaten von Bundes wegen einen richterlichen Untersuchungsausschuß in Mainz niederzusetzen, jede Regierung aber, welche sich etwa den Beschlüssen nicht fügen wolle, durch Gewaltmittel dazu zu zwingen.

Diese Karlsbader Abreden wurden dem Bundestage in Frankfurt a. M.

unverzüglich zur Annahme vorgelegt. Die dreißig kleineren Regierungen, welche an den Vorberatungen nicht beteiligt gewesen, erhielten jetzt erst Kunde von denselben, und ob sich einzelne von ihnen auch sträuben mochten, ihre Zustimmung zu geben, sie wurden dazu gezwungen. Die öffentliche Abstimmung ergab ein einheitliches Ja; doch wurde den widersprechenden Mitgliedern der Bundesversammlung gestattet, ihr Nein in einem geheimen Protokoll zu verzeichnen.

Die schnöde allgemeine Demagogenhetze begann und dauerte lange fort. So wurde der deutsche Bundestag zu einer Einrichtung, die durch fast ein halbes Jahrhundert nichts als eine Reihe von Gewaltmaßregeln gegen die aufkeimende Volksfreiheit leistete, welche, wie in einer späteren Kundgebung hieß, nie die Einheit Deutschlands, sondern die Zerrissenheit desselben darstellte und sich dem Auslande gegenüber stets in schmachvoller Ohnmacht zeigte. Als ein Glück kann es noch bezeichnet werden, daß der Geschäftsgang der hohen Bundesversammlung in Frankfurt am Main ein über alle Maßen schleppender war, sonst wäre durch sie vielleicht noch mehr Unheil angerichtet worden.

Eine Zeit winterlicher Erstarrung brach nun über das deutsche Volk herein. Wenn sich irgendwo einmal eine Regung frischen, freien Lebens zeigte, alsbald legte sich die Bundesgewalt gleich einer dichten Schnee- und Eismasse darauf, um dieselbe im Keime zu ersticken.

In der österreichischen Kaiserstadt trat nach der Beratung in Karlsbad eine Konferenz der deutschen Mächte zusammen, welche das Werk der freiheitsfeindlichen Gesetzgebung krönen sollte. Am 15. Mai 1820 wurde unter dem Titel der Wiener Schlußakte ein Ergänzungsgesetz zu der Wiener Kongreßakte angenommen, welche in 65 Abschnitten die Machtbefugnis und die Thätigkeit der Bundesversammlung regelte. Dieselbe stellte die Unterthanen den Fürsten gegenüber geradezu als rechtlos hin. Der Artikel 57 bestimmte, daß, da der Bund aus souveränen Fürsten bestehe, alle Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staates vereinigt bleiben müsse. Nur in gewissen inneren Angelegenheiten sei eine Mitwirkung der Stände zulässig; in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Pflichten dürften die souveränen

Fürsten durch keine landesständische Verfassung gehindert oder beschränkt werden.

Die deutschen Regierungen standen noch zu sehr unter dem Bann der Furcht vor der drohenden Revolution; nur so konnte es Metternich gelingen, die Annahme dieses Gesetzes durchzusetzen. Die meisten bereuten später ihre Bereitwilligkeit, als sie sich von dem Schreck erholt hatten. Doch sie hatten selbst das Joch zimmern helfen, mit dem sie in den Dienst der Zwangherrschaft Österreichs gespannt wurden.

Daß der König von Preußen, milden Herzens wie er war, den redlichen Willen gehabt, seinem Volke die verheißenen Rechte zu gewähren und mit allen Kräften an der Wohlfahrt des Landes zu arbeiten, ist zweifellos. Noch am 17. Januar 1820 unterzeichnete er ein von Hardenberg zum Abschluß gebrachtes Gesetz über Steuerreform und Staatsschulden mit der Bestimmung, daß künftig keine neue Anleihe ohne Zustimmung der Reichsstände gemacht werden solle. Doch der Wankelmut seines Charakters, der schon früher für ihn und sein Volk so verhängnisvoll geworden war, verhinderte auch jetzt die Durchführung der gefaßten guten Vorsätze. Der König stand ganz unter dem Einfluß Österreichs und Rußlands, deren Herrscher seine Bundesgenossen in schwerer Zeit gewesen, und mit denen er die heilige Alliance zur Erhaltung des Friedens geschlossen hatte. Dazu kam noch, daß in der Bewegung der akademischen Jugend, in den Verhandlungen der Kammern Süddeutschlands, wie in allen damaligen liberalen Bestrebungen viel Unklarheit und nichtiger oder unverständiger Phrasenschwall sich kundgab, die dem geradsinnigen Fürsten zuwider sein mußten. So gelang es den Förderern der Volksunterdrückung, den König für ihre Pläne willig zu machen. Die Verleihung einer reichsständischen Verfassung in Preußen unterblieb. Einen mageren Ersatz dafür gewährte der König seinem enttäuschten Volke im Jahre 1823 durch die Berufung von Provinzialständen, deren Wirkungskreis so enge bemessen war, daß sie auf die Gestaltung der Staatsverhältnisse ganz ohne Einfluß blieben.

Metternich jubelte über diesen neuen Triumph seiner arglistigen Staatskunst. In den konstitutionellen Staaten Süddeutschlands aber

schwand mit der Hoffnung, welche man auf Preußens Mitwirkung an dem gedeihlichen Ausbau Deutschlands noch gesetzt hatte, alle Sympathie für diesen deutschen Großstaat und bald auch jede Erinnerung an Preußens Verdienste um die Befreiung vom Joch der Franzosen. In Preußen herrschte tiefe Entrüstung über diesen Gang der Dinge, durch welchen der Staat des großen Friedrich und das Volk der Freiheitskriege aus blasser Furcht vor der Revolution unter den Einfluß Österreichs und Rußlands gedrängt wurde. Selbst mancher der treuesten Anhänger des Königs konnte seinen Schmerz darüber nicht verhehlen. In einem Briefe, den ein dem Herzen des Königs nächststehender Vaterlandsfreund am 31. März 1831 schrieb, hieß es: „Hätte die Nation von 1813 gewußt, daß nach eilf Jahren von einer damals zu erreichenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles geopfert, solchen Resultates halber? Die Aufstellung jener Frage verflichtet auf das heiligste, einem Volke von eilf Millionen den Platz zu erhalten, welchen es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher gesehen worden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken.“*)

Es war kein Geringerer als Prinz Wilhelm, der nachmalige erste Deutsche Kaiser, welcher diese, vom Geiste der Freiheitskriege durchglühten Worte schrieb, und den doch wohl niemand demagogischer Gelüste zeihen durfte.

Wie Prinz Wilhelm so fühlten und dachten viele ehrenfeste preußische Staatswürdenträger. Wilhelm von Humboldt trat im Staatsrate mit dem Antrag hervor, Bernstorff, den Vertreter Preußens in den Wiener Beratungen unter Anklage zu stellen, weil er eingewilligt habe, preußische Unterthanen unter das auswärtige Gericht des Mainzer Untersuchungsausschusses zu geben.**) Hervorragende Männer von freier, hoher

*) Vergleiche: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ von Heinrich von Sybel. Bd. I. S. 70.

**) Unter anderen ward auch Ernst Moritz Arndt wegen „demagogischer Umtriebe“ 1820 durch dieses Bundesgericht in Mainz verfolgt; obwohl weder für schuldig noch für unschuldig erklärt, blieb er doch seines Amtes enthoben. Turnvater Jahn wurde verhaftet und schmachtete lange Zeit im Kerker.

Gesinnung, der Kriegsminister von Boyen, der Kanzler von Beyme, General Grolmann, Humboldt, schieden aus ihren Stellungen und räumten den Führern der Reaktion das Feld. Dem Fürsten Hardenberg ersparte der Tod den freiwilligen Austritt aus seinem Amte. Es kam für die preußische Regierung nun die Zeit der Kleinheit und Mittelmäßigkeit, wie sie Stein schon in den Tagen des Wiener Kongresses erkannt hatte. Das Volk schwieg und duldete in dumpfer Resignation aus Ehrfurcht und Pietät gegen den König, mit dem es die Erinnerung an gemeinsam verlebte schwere und große Zeiten trotzdem und alledem innig verband. Daß die Zustände noch erträglich blieben, dafür sorgte eine musterhafte innere Verwaltung des Landes, wodurch der Wohlstand des Volkes stetig wuchs. Einen Schimmer von Hoffnung auf bessere Tage gewährte die Gründung und Entwicklung des Zollvereins, der Preußen mit den Nachbarländern verband, und welcher eine allmähliche Verschmelzung der durch die Bundesgesetzgebung zersplitterten deutschen Völker anzubahnen geeignet erschien.

In den kleineren Staaten entwickelten sich die Dinge ähnlich wie in Preußen. Zwar ließen sich die Fürsten, welche ihren Völkern freiheitliche Verfassung verliehen, durch die Bundesgewalt zunächst nicht zwingen, diese wieder aufzuheben, ja König Wilhelm von Württemberg machte sogar den Versuch, durch den Zusammenschluß der konstitutionellen Klein- und Mittelstaaten eine Macht zu gründen, die sich gegen die drückende Bevormundung der beiden Großmächte auflehnen sollte. Allein es blieb bei dem Versuch. Der Gedanke der Gründung einer deutschen Trias, das heißt, einer dritten, rein deutschen Großmacht neben den Reichen gemischten Blutes, Österreich und Preußen, wurde durch Drohungen der Gegner mit Gewaltmitteln im Keime erstickt. Andere freiheitliche Regungen, durch die Pariser Julirevolution von 1830 erweckt, so harmlos sie auch sein mochten, gaben den Großmächten Anlaß, mit strengen Gewaltmaßregeln einzuschreiten. Das fröhliche Völkchen der Rheinpfalz veranstaltete 1832 am Jahrestage der bayrischen Verfassung zu Hambach ein Fest, bei dem freilich auch von Festrednern die kommende deutsche Einheit und Verbrüderung aller freien Völker gefeiert wurde. Dieses Hambacher Volksfest bauschte man wie

einst das Wartburgfest zu einer blutroten Revolution auf, und alsbald wurde eine Heeresmacht von 4000 Mann abgesandt, um den vermeintlichen Aufstand, bei dem freilich Blut, wenn auch nur Rebenblut, in Strömen geflossen, zu unterdrücken. Man fand die Bewohner der fröhlichen Pfalz im tiefsten Frieden, und es gab nichts zu unterdrücken als vielleicht das Lachen, das ob der albernen Revolutionsfurcht überall laut wurde. Nichtsdestoweniger erschien kurz darauf eine Reihe von Bundesgesetzen, welche nach dem Karlsbader Muster auf die Beschränkung der ständischen Rechte in den Einzelstaaten gerichtet waren, Volksversammlungen, dreifarbige Kokarden und Fahnen, sowie revolutionäre Lieder verboten.

Preußen schritt mit der Ausführung dieser Gesetze eifrig voran. Von neuem wütete die Demagogenhetze. Die Hochschulen wurden noch strengerer Aufsicht unterworfen. Studenten, welche nichts verbrochen, als daß sie das schwarz-rot-goldene Band als Bundeszeichen der Burschenschaft getragen, verfielen der Todesstrafe oder lebenslänglicher Kerkerhaft.

In Hannover hob 1837 der König Ernst August unter lügenhaften Vorwänden, in Wahrheit nur, um freie persönliche Verfügung über das Staatsvermögen zu erhalten, die von seinem Vorgänger gegebene konstitutionelle Verfassung auf, entsetzte durch einen neuen Gewaltstreich die sieben Göttinger Professoren, die unter Dahlmanns Vorgang ihrem Verfassungseide treu zu bleiben erklärten, ihres Amtes und jagte drei derselben, unter ihnen die beiden Brüder Grimm, zum Lande hinaus. Die Bundesversammlung sprach laut Abstimmung ihren Segen über den schnöden Treubruch des Königs von Hannover; infolgedessen mußte sich das Volk der Tyrannei unterwerfen.

Die Zustände in den deutschen Landen wurden fast unerträglich. Kein deutscher Staat, kein deutscher Bürger war unter der Bundesverfassung mehr vor Vergewaltigungen aller Art geschützt. Ertrugen die Völker im allgemeinen den Druck auch scheinbar mit Ruhe, so wogte im geheimen doch die Erbitterung gewaltig. Ein wirklich revolutionärer Geist wuchs unter der schmachvollen Knechtschaft und strebte nach Befreiung von den drückenden Fesseln. Besonders richtete der Haß und Unwille sich gegen die unheilvolle Bundesverfassung.

Immer glühender wurde das Verlangen nach einer freiheitlichen und nationalen Reichsgewalt, ohne welche ein Gedeihen der Einzelstaaten unmöglich war.

Da kam das Jahr 1840. Das Jahrzehnt, welches im Staate der Hohenzollern mehrmals einen bedeutsamen Wendepunkt bezeichnete, brachte

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

auch jetzt wieder einen Umschwung im politischen Leben, nicht nur Preußens, sondern auch des übrigen Deutschlands, hervor. Am 7. Juni des genannten Jahres starb König Friedrich Wilhelm III. Der Bann, in welchem die ehrwürdige Gestalt des hochbetagten Herrschers die erregten Gemüter gehalten hatte, war gelöst. Voll frischer, freudiger Hoffnung schlugen die Preußenherzen dem neuen Könige

Friedrich Wilhelm IV. entgegen, zuversichtlich erwartend, daß er die so lange unterdrückten Wünsche des Volkes erfüllen werde. In ganz Deutschland blickte man mit Spannung auf die Entwicklung der Dinge in Preußen.

Friedrich Wilhelm IV. berechtigte in seiner ganzen Persönlichkeit, wie sie sich bisher gezeigt, und durch die ersten Schritte seiner Regierungsthätigkeit auch zu den höchsten Erwartungen. Er, der Sohn der edlen, hochgesinnten Königin Luise, war durch großen Geistesreichtum, idealen Sinn, Liebe zur Kunst und Wissenschaft und glänzende Rednergabe ausgezeichnet. Seine Ansprachen an die Vertreter des Volkes bei den Huldigungsfeierlichkeiten in Königsberg und Berlin waren Meisterstücke der Redekunst, getragen vom Schwunge der Begeisterung und erfüllt von Ideen, die sowohl den freiheitlichen Forderungen der Zeit, als auch der Würde und dem Glanz des alten ruhmreichen Königtums Rechnung zu tragen schienen. Von Milde und königlicher Gnade zeugte der Erlaß einer allgemeinen Amnestie für die Opfer der Demagogenhetze. Auch die Gewährung größerer Preßfreiheit rief im Volke große Befriedigung hervor. So erschien der Monarch den Anhängern der liberalen Partei als ein König nach ihrem Herzen.

Doch die Täuschung und Enttäuschung sollte bald folgen. Geblendet von den lichtvoll hervortretenden Vorzügen des neuen Herrschers, hatte man die Schattenseiten seines Charakters übersehen. Gefühlsweich und leicht erregbar war er mit glühendem Eifer an die Erfüllung seiner königlichen Pflichten herangetreten. Seine Handlungen waren mehr von der Wärme des Herzens als von der Klarheit des praktischen Verstandes geleitet. Es fehlte ihm die Kraft, die Festigkeit des Willens, gewonnene Überzeugungen in Thaten umzusetzen. Er hatte zu viel Nerven, zu wenig Muskel, wie ein alter Reiteroberst treffend über ihn urteilte. Sein romantischer Sinn wurzelte tief in alten, überlebten Ideen. Wie sein Vater, so hielt auch er an der Überzeugung fest, daß Preußen nur Hand in Hand mit Österreich segensreiche Bahnen wandeln könne. Von der Weihe seines Königtumes hatte er den Begriff, daß dieselbe die Kraft göttlicher Inspiration verleihe. „Es giebt Dinge", sagte er einmal zu Bunsen, „die man nur als König weiß, die

ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe." Dennoch vermochte der König die unerläßlichen Forderungen der Zeit nicht zu erkennen. Diesen stand er, wie Sybel bemerkt, als der Sohn einer vergangenen Zeit, der Bürger einer andern Welt, der Redner einer fremden Sprache gegenüber.

Das Verlangen seines Volkes nach einer landesständischen Verfassung, wie sie vor 25 Jahren verheißen, stürmte auf ihn ein. Er konnte sich aber nicht entschließen, dieselbe zu gewähren, weil er durch dieselbe sich in seinem souveränen Herrschertum beeinträchtigt glaubte. Er meinte seiner Pflicht zu genügen, wenn er den Provinzialständen, die bisher nur nach königlichem Belieben einberufen wurden, die erweiterten Rechte fester, zweijähriger Wiederkehr und der Veröffentlichung ihrer Verhandlungen durch den Druck einräumte. Die Verhältnisse indes zwangen ihn, bald weitere Schritte auf diesem Wege zu thun. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens machte eine größere Staatsanleihe notwendig; nach dem Hardenbergschen Gesetz vom 17. Januar 1820 aber war eine solche von der Zustimmung der Reichsstände abhängig. Bei seiner Abneigung gegen eine derartige Volksvertretung glaubte der König einen Ausweg darin zu finden, daß er Ausschüsse aller Provinzialstände nach Berlin berief, um von dieser Landesvertretung die Genehmigung der Anleihe zu erhalten. Doch der Versuch mißlang. Die Ausschüsse traten 1842 in Berlin zusammen, erkannten auch die Notwendigkeit der geplanten Eisenbahnbauten, verneinten aber die Befugnis, ihre Zustimmung zu der Anleihe zu geben, weil zu einer solchen nur die Reichsstände berechtigt seien. Der König sann auf neue Wege, die Berufung von Reichsständen zu umgehen, und faßte den Plan, sämtliche Provinzialvertretungen als Reichsstände unter dem Titel eines Vereinigten Landtages behufs Erlangung der Anleihe zusammenzuberufen. Ehe dieser Plan aber zur Ausführung kam, nahm der König Gelegenheit, auf einer gemeinsamen Rheinfahrt die Sache mit dem Fürsten Metternich zu beraten. Friedrich Wilhelm entwickelte seinen Plan und beteuerte, daß er Reichsstände schlechterdings nicht wolle und von einer parlamentarischen Verfassung in seinem Lande nie die Rede sein könne. Der schlaue Diplomat aber erwiderte

dem verlegenen König, seine Überzeugung sei, daß die einberufenen Provinzialabgeordneten als Reichsstände auseinandergehen würden. Trotz dieser Bedenken Metternichs blieb der König bei seinem Entschlusse; nach gründlicher Vorberatung erschien am 3. Februar 1847 ein königlicher Erlaß, welcher den Vereinigten Landtag, aus einer Kurie der Fürsten und Standesherren, der Herrenkurie, und der Ständekurie, der der Ritter, Bürger und Bauern bestehend, auf den 11. April einberief.

Durch diesen entscheidenden Schritt des Königs trat klar zu Tage, daß auch er die verheißenen Freiheitsrechte dem Volke vorzuenthalten fest entschlossen sei. Die Erregung stieg zu bedenklicher Höhe. In der Presse und in Volksversammlungen forderte man dringend die uneingeschränkte endliche Erfüllung dessen, was Gesetz und königliche Worte verheißen hatten. Die Bewegung im preußischen Volke brach jetzt um so gewaltiger hervor, je länger sie durch die Verhältnisse unterdrückt worden war. Die Führer der Widerspruchsparteien traten mit der liberalen und radikalen Opposition in den andern deutschen Staaten zu gemeinsamem Handeln in engere Beziehungen. Bald war das Netz einer revolutionären Agitation über alle deutschen Gaue verbreitet, an dem tausend Kräfte unter Leitung von eifrigen und geschickten Werkmeistern mit unheimlicher Emsigkeit spannen, so die Badenser unter Hecker, Itzstein, Welcker, Bassermann, die Darmstädter unter Heinrich von Gagern, die Kurhessen unter Hildebrand, die Sachsen unter dem Leipziger Robert Blum, die Schlesier unter dem Grafen Reichenbach, die Preußen unter Johann Jakoby, andere unter anderen Führern von geringerem Rufe. Die Heißsporne der deutschen Bewegung verschmähten es nicht, auch mit den unzufriedenen Elementen im Auslande Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Vergewaltigungen, die fremde Fürsten an ihren Völkern begingen, kamen der deutschen Bewegung zu gute, so besonders der schnöde Rechtsbruch des Königs von Dänemark, der durch seinen berüchtigten „offenen Brief" vom Jahre 1846 die Einverleibung Schleswigs in den eigentlichen dänischen Staat angekündigt hatte und somit die uralte staatsrechtliche Verbindung der stammverwandten Elbherzogtümer zu zerreißen drohte. In Frankreich arbeitete eine republi-

kanische Partei an dem Sturz des Königs Louis Philippe; in Österreich trachtete man, das verhaßte Joch Metternichs endlich abzuschütteln; auch in andern europäischen Ländern fehlte es an Mißständen und unzufriedenen Elementen nicht. Hand in Hand mit der Bewegung in der Verfassungsfrage ging die Agitation der neu aufgetauchten Sozialdemokratie zur Befreiung des vierten Standes, der Arbeiter.

So wühlten und wallten die Wogen einer wilderregten Zeit, als in Preußens Hauptstadt am oben genannten Tage der Vereinigte Landtag zusammentrat. Welch ein Glück hätte es für Preußen, für ganz Deutschland werden können, wenn sich der König zu einem vollen und ganzen Entschluß hätte aufraffen können, um eine friedliche Lösung der dringenden Zeitfragen mit den Vertretern seines Volkes herbeizuführen! Hätte es der Herrscher über sich vermocht, die Gesetze von 1815 und 1820 rückhaltlos in Kraft treten zu lassen, und so eine wirkliche, würdige Volksvertretung zu gemeinsamer Arbeit um seinen Thron zu versammeln, es hätte ein solcher Bund mit den tüchtigsten und einflußreichsten Männern seines Volkes einen Damm geschaffen, gegen den die schwellenden Fluten der gährenden Zeit machtlos angestürmt wären. Welch ein Segen hätte dem ganzen deutschen Volke daraus erwachsen können, das mit sehnenden Blicken auf Preußen wie auf einen Erlöser aus der Schmach und Knechtschaft sah und von ihm die Wiedergeburt des unseligen Deutschen Bundes zu dem erstrebten einigen, freien deutschen Reiche erhoffte!

Allein das Verhängnis brach unaufhaltsam herein; der König Friedrich Wilhelm IV. konnte sich zu der rettenden That nicht entschließen. Im prächtigsten Glanze des alten Königtums von Gottes Gnaden wurde der Landtag eröffnet und in schwungvoller Thronrede der Wille des unumschränkten Herrschers den Volksvertretern kundgegeben.

„Keiner Macht der Erde," rief der König, „soll es gelingen, mich zu bewegen, das natürliche Verhältnis zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu verwandeln, und nun und nimmermehr werde ich zugeben, daß sich zwischen unsern Herrgott im Himmel und dieses Land ein geschriebenes Blatt eindrängt, um uns mit seinen Paragraphen zu regieren und die alte heilige Treue zu ersetzen!"

Nachdem der König dann von dem finsteren Geiste des Verderbens, der in einem Teile der Presse herrsche, und von den argen Früchten des argen Baumes, die unter der Gestalt der Verstimmung, des Mißtrauens und schmählicher Einschüchterung seitens der Widerspruchsparteien sich zeigten, gesprochen, gab er den Ständen die Erklärung, daß sie deutsche Stände seien im althergebrachten Wortsinne, vor allem also Vertreter und Wahrer der eigenen Rechte, der Rechte der Stände, deren Vertrauen sie entsendet, sodann auch der Rechte, die ihnen die Krone zuerkannt habe, nämlich den von dieser geforderten Rat zu erteilen, Bitten und Beschwerden an den Thron zu bringen. Keineswegs aber sei es ihr Beruf, Meinungen zu repräsentieren, Zeit- und Schulmeinungen zur Geltung zu bringen. Denn die Krone solle nach dem Gesetze Gottes und des Landes und nach freier Bestimmung herrschen, könne und dürfe aber nicht nach dem Willen von Majoritäten regieren. Nachdem ferner der königliche Redner, der in letzterer Zeit auf kirchlichem Gebiete hervorgetretenen freigeistigen Bestrebungen gedacht, legte er mit erhobener Rechten das feierliche Gelübde ab: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen!"

„Wohlan denn", so schloß die Thronrede, „durchlauchtige, edle Fürsten, Grafen und Herren, liebe und getreue Stände von Ritterschaft, Städten und Landgemeinden! Gehen Sie mit Gott an Ihre Arbeit. Sie werden sich, des bin ich in Hoffnung gewiß, durch diese ganze wichtige Zeit unseres Beisammenseins, während ganz Europa auf Sie blickt, als echte Preußen zeigen und künftig durch alle Abstufungen unserer ständischen Versammlungen immerdar als echte Preußen bewähren. Dann bleibt auch, glauben Sie mir's, das eine, was not thut, nicht aus, nämlich: Gottes Segen, an dem alles gelegen. Er wird sich aus unserer Einmütigkeit in einem breiten Strom auf dieses und die kommenden Geschlechter und, ich hoffe es, auf das ganze herrliche deutsche Vaterland ergießen, in einem Strome, an dem sich's gut und sicher wohnen läßt, wie an den wohlverwahrten Ufern der segenspendenden großen Wasser dieser Erde. Und nun noch einmal aus der Fülle meines Herzens Willkommen!"

Der Strom der Zeit war zu sehr erregt, als daß sich seine

Fluten durch schönklingende, schwunghafte Worte besänftigen ließen. Nur eine wahrhaft königliche That, Handeln nach richtiger Erkenntnis der Wünsche und Forderungen der erregten Volkselemente hätte sie in ruhige Bahnen lenken können. Dennoch verfehlte die Thronrede ihre Wirkung nicht, im Volke sowohl wie in den Reihen der Landtagsabgeordneten. Hier fand sich eine Schar tapferer Verteidiger der königlichen Meinung und der zu beratenden Regierungsvorlagen. Doch die Führer der Opposition ließen sich nicht irre machen, und unter ihnen waren Männer von hohem Ansehen, festem Mute und schneidiger Redekraft, so der pommersche Graf Schwerin, die Preußen Alfred von Auerswald und von Saucken-Tarputschen, der westfälische Freiherr Georg von Vincke, die Rheinländer Ludolf Camphausen, Beckerath, Hansemann, denen selbst Metternich bald das Zeugnis überraschender Tüchtigkeit und Gewandtheit geben mußte, der sich die Vertreter und Verteidiger der Krone nicht gewachsen zeigten.

In der Reihe der Verteidiger des unbeschränkten Königtums stand Otto von Bismarck-Schönhausen, welcher statt des erkrankten Abgeordneten von Brauchitsch die Ritterschaft des Kreises Jerichow vertrat. Es kann wohl kaum Wunder nehmen, unsern Helden hier an dieser Stelle zu finden. Mochte immerhin ein Hauch freiheitlicher Gesinnung von seiner Mutter her seinen Geist durchwehen, in seinen Adern rollte doch das Blut des alten kernfesten, fürstentreuen Bismarckgeschlechtes. Die Geschichte seines Stammes, seine eigene Entwicklung mußte ihm den Weg zu den Stufen des Thrones weisen. War ihm schon als Jüngling die verschwommene, phrasenhafte Art des Burschenschaftswesens zuwider gewesen, so stieß ihn das Treiben der damaligen Vertreter der liberalen Bewegung, ihre Unklarheit, ihr Liebäugeln mit dem Fremdentum und ihre vielfach maßlosen Forderungen, in hohem Grade ab. Seine politischen Anschauungen wurzelten im alten Preußenstaate, dessen Herrscher durch hohe, echt königliche Worte sein Herz wiederholt tief ergriffen hatten. So vermochte er nicht, obwohl er in der Zeitströmung manches Berechtigte sah, sich derselben anzuschließen. Er kämpfte mannhaft für Preußens unumschränkte Krone, wenn er sich auch sagen mußte, daß auf diesem Posten an der Seite eines

Manteuffel, Thadden-Trigloff u. a. bei der allgemeinen Stimmung des Volkes der Beifall der Menge nicht zu erwerben war; er folgte seiner inneren Überzeugung. Von dem Beginn seiner politischen Laufbahn gilt Schillers Wort:

„Der beff're Mensch tritt in die Welt
Mit gläubigem Vertrauen.
Er glaubt, was ihm die Seele schwellt,
Auch außer sich zu schauen,
Und weiht, von edlem Eifer warm,
Der Wahrheit seinen treuen Arm."

So scharte er sich zu dem Banner, auf dem er die Wahrheit geschrieben meinte.

„Kannst du nimmer siegen,
Zeugen darfst du frei
Durch ein stolz' Erliegen
Für dein Feldgeschrei."

Hohles Phrasentum, welches sich in den Reden der damaligen Freiheitshelden so vielfach kundgab, forderte Otto von Bismarck in die Schranken des Meinungskampfes, der zwischen den Parteien des Vereinigten Landtages alsbald losbrach. Die gewandten Redner der Liberalen verstanden, durch gut gewählte Schlagwörter und schwungvolle Vortragsweise die Gesinnungsgenossen fortzureißen, oft auch die Gegner zu verblüffen und in die Enge zu treiben. Des Beifalls waren sie sicher, wenn sie auf die große Zeit der Freiheitskriege hinwiesen und die darauf folgende schmachvolle Reaktion damit in Vergleich zogen. Dabei wurde aber mehrfach die Volkserhebung von 1813 so dargestellt, als ob dieselbe einzig aus dem Grunde erfolgt wäre, um eine freie Verfassung zu erlangen. Diese Auslegung erschien dem geschichtskundigen Bismarck als eine Entstellung der Wahrheit, und sein Gefühl bäumte sich mächtig dagegen auf.

In der Sitzung der Ständekurie vom 17. Mai sprach der Abgeordnete Saucken-Tarputschen in wortreicher, begeisterter Rede jene Ansicht wiederum aus, nachdem zuvor Beckerath eine ähnliche Meinung vertreten hatte. Nicht aus Haß gegen die Franzosen, sondern aus ganz anderen Gründen wäre der Sturm von 1813 losgebrochen, führte der Redner aus. Denn ein edles, gebildetes Volk wie das preußische

kenne keinen Nationalhaß. Es sei vielmehr nur die Wirkung der freiheitlichen Gesetzgebung unter Steins und Hardenbergs Führung gewesen, welche das Preußenvolk zum Kampfe begeistert habe.

Kaum hatte der Redner unter lautem Beifall die Tribüne verlassen, so betrat dieselbe Bismarck-Schönhausen, um zum erstenmal in der Versammlung das Wort zu ergreifen. Hochaufgerichtet stand er da, eine Gestalt von mächtigem Bau, das dichte Haar kurz geschnitten, das in gesunder Röte glänzende Antlitz von einem starken Vollbart eingerahmt, feurigen Auges auf die Reihen zu seinen Füßen blickend. Dann begann er schlicht und natürlich, mitunter stockend, mit einem scharfen, zuweilen schneidenden Klang in der Stimme, also:

„Es wird mir schwer, nach einer Rede, die von so edler Begeisterung diktiert war, das Wort zu ergreifen, um eine einfache Berichtigung anzubringen. — Auf weitere Teile der Rede einzugehen, halte ich erst dann an der Zeit, wenn von politischen Fragen die Rede sein wird; für jetzt fühle ich mich nur gedrungen, dem zu widersprechen, was von der Tribüne sowohl, als außerhalb dieses Saales so oft ausgesprochen worden ist, als von Ansprüchen auf die Verfassung die Rede war, als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden mußte, und es eines anderen Motives bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten" —

Hier unterbrach den Redner lautes Murren.

„Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen — (Wiederholtes Murren), wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, welche die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen."

Der Lärm, welcher durch diese Worte hervorgerufen wurde, war an einigen Stellen so stark, daß der Redner nicht weiter zu sprechen vermochte. Doch derselbe ließ sich dadurch nicht außer Fassung bringen. Er zeigte eine Ruhe und Gleichmütigkeit, die einem in Redekämpfen geübten und erfahrenen Politiker Ehre gemacht hätte. Als einmal der Sturm minutenlang fortdauerte, zog er ganz gelassen ein Blatt der

Spenerschen Zeitung hervor und begann darin, in bequemer Stellung lehnend, zu lesen, bis der Marschall die Ordnung des Hauses wieder hergestellt hatte. Als Bismarck unter betäubendem Lärm seine Jungfernrede beendet hatte und die Tribüne verließ, meldete sich wohl ein Dutzend Redner zugleich zum Wort.

Es ist bezeichnend für die Stimmung der liberalen Mehrheit jener Versammlung, daß die Darlegung einer Ansicht, welche mindestens doch ein Recht hatte gehört und beachtet zu werden, die zudem für niemand etwas Beleidigendes enthielt, eine solche Erregung herbeiführen konnte. Am heftigsten entrüstet zeigten sich die alten Freiheitskämpfer, welche 1813 freiwillig mit ins Feld gezogen waren und nun die Beweggründe, die sie meinten, damals gehabt zu haben oder vielleicht auch wirklich gehabt hatten, jedem Krieger des begeisterten Heeres zumuteten. In gewaltigen Reden fuhren sie auf den jungen Vertreter der sächsischen Ritterschaft ein, dem sie kurzweg jede Befugnis, in dieser Sache mitreden zu können, absprachen, da er in jener großen Zeit noch nicht gelebt habe.

Stürmischer Beifall der Liberalen begleitete die Reden, in welchen jene Herren ihrer Empörung Luft machten und ihren Gegner derart abzuführen meinten, daß ihm alle Lust vergehen sollte, noch einmal den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Otto von Bismarck aber ließ sich durch niemand schrecken, wenn es galt die Waffe, auch die des Geistes, zu führen. Er meldete sich sogleich wieder zum Worte. Als er die Rednerbühne zum zweitenmal bestieg, empfing ihn ein solcher Sturm des Unwillens, daß der Marschall sein ganzes Ansehen aufwenden mußte, ihm Gehör zu verschaffen.

Die Kampfesweise der Gegner hatte das Blut des Redners in Wallung gebracht; die Erregung beschwingte seine Zunge, so daß er jetzt ohne Stocken sprach. Dabei wußte er sich trefflich zu bemeistern; in seiner Stimme war nichts von seiner inneren Erregung zu merken; kalt und schneidend klangen die Worte von seinen Lippen.

„Ich kann es allerdings nicht in Abrede stellen", sagte er, „daß ich zu jener Zeit noch nicht gelebt habe, und es thut mir stets aufrichtig leid, daß es mir nicht vergönnt gewesen ist, an jener Erhebung teilzunehmen. Mein Bedauern darüber wird freilich vermindert durch die

Aufklärung, die ich soeben über die damalige Bewegung empfangen habe. Ich habe immer geglaubt, daß die Knechtschaft, gegen die damals gekämpft wurde, im Auslande gelegen habe, soeben bin ich belehrt worden, daß sie im Inlande gelegen hat. Ich bin gar nicht dankbar für diese Aufklärung."

Durch das Zischen, welches dieser Erklärung folgte, drangen jetzt einige Stimmen des Beifalls. So endete Bismarcks erster politischer Waffengang. Seine Gegner hatten erfahren, daß er die Klinge des Wortes scharf und schneidig zu führen verstehe, und ihre ganze Erbitterung richtete sich gegen ihn, den neu aufgetauchten Kämpen der konservativ-monarchischen Partei. Den Angriffen im Landtagssaale folgte eine förmliche Hetze in der Presse, die damals ausnahmslos in den Händen der Liberalen war. Sie stellte den mannhaften Verteidiger des unumschränkten Herrschertums seines Königs als einen tief in den Anschauungen des finstersten Mittelalters befangenen Junker hin und malte ihn einesteils als Schreckgestalt, andernteils als lächerlichen Popanz. So stand sein Bild lange vor den Augen des Volkes, da eine Widerlegung der durch die Presse verbreiteten Meinungen unmöglich war. Von der Art, wie diese Presse damals mit den Männern umging, die ihr Mißfallen erregt hatten, berichtet Hesekiel ein Beispiel.

Wie mit Otto von Bismarck so verfuhr man auch mit anderen Vertretern des konservativen Elements im Landtage, besonders scharf nahm man die Wortführer der Partei, von Manteuffel und von Thadden-Triglaff, aufs Korn. „Einmal wurden in einer Gesellschaft zwei Männer vorgestellt, und, wie gewöhnlich, verstanden sie die Namen gegenseitig nicht. Der ältere Herr sprach in geistvoller und ganz eigentümlich anziehender Weise über die Verhältnisse Ungarns, die er aus eigener Anschauung eingehend kennen gelernt hatte, und zeigte sich so als ein wohl unterrichteter und denkender Kavalier, der die Formen der besten Gesellschaft meisterhaft beherrschte. Als der andere später erfuhr, mit wem er gesprochen, wollte er es lange nicht glauben, daß dieser geistvolle, sympathische Mann Herr von Thadden-Triglaff sei, so fest wurzelte in seinen Vorstellungen das lächerliche Zerrbild, das die Presse von demselben im Volke verbreitet hatte."

Otto von Bismarck mußte wie seine älteren Kampfgenossen die Hagelschauer der Zeitungsschmähungen über sich ergehen lassen. Er machte es, wie der wackere Schwabe in Uhlands Gedicht den angreifenden Türken gegenüber, ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken und ging seines Weges Schritt vor Schritt. Wenn die Feinde ihm einmal vor die Klinge kamen, dann versetzte er ihnen seinen wuchtigen Streich.

Mehrmals bot sich Bismarck noch Gelegenheit, in den Verhandlungen der Ständekurie das Wort zu ergreifen. In der Sitzung vom 1. Juni entbrannte ein Redekampf über die monarchische Grundlage des preußischen Staatswesens. Die liberalen Wortführer wiesen in ihren Ausführungen vielfach auf die Muster konstitutioneller Verfassung in Belgien und England hin, wobei die mehrhundertjährige ruhmvolle Geschichte des Hohenzollernstaates nicht nur keinerlei Würdigung, sondern geradezu eine schnöde Behandlung erfuhr. Das empörte Bismarcks stark ausgeprägtes Nationalgefühl, und er trat sogleich in die Schranken, um eine Lanze für die Ehre seines Vaterlandes einzulegen. Er sagte unter anderem:

„Es ist eine Parallele gezogen worden zwischen der Art, wie das englische Volk 1688 nach der Vertreibung Jakobs II. seine Rechte zu wahren gewußt, und der Art, wie das preußische Volk seine Rechte jetzt zur Anerkennung bringen könne. Parallelen mit dem Auslande haben immer etwas Mißliches. Es ist uns hier schon Rußland als Muster der religiösen Duldung aufgestellt, es sind uns die französischen und dänischen Finanzen als Vorbilder einer geordneten Verwaltung empfohlen worden. Um zurückzukommen auf das Jahr 1688 und auf England, so muß ich die hohe Versammlung und namentlich einen geehrten Abgeordneten der schlesischen Landgemeinden um Nachsicht bitten, wenn ich hier über ein Faktum spreche, das ich nicht selbst erlebt habe. Damals befand sich das englische Volk in einer anderen Lage als heutzutage das preußische; es war durch ein Jahrhundert von Revolution und Bürgerkrieg in die Lage gekommen, eine Krone vergeben zu können und Bedingungen daran zu knüpfen, die Wilhelm von Oranien annahm. Dagegen waren die preußischen Monarchen nicht von des Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitze einer faktisch unbeschränkten

Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Teil dem Volke verliehen haben, ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist."

Zum drittenmal trat Otto von Bismarck für seine politische Überzeugung in der Sitzung am 15. Juni ein. Es stand die Zulassung der Juden zu obrigkeitlichen Ämtern im christlichen Staate zur Beratung. Die Liberalen verfochten ihre Ansichten wie stets in zündenden Reden. Der Abgeordnete Camphausen bezeichnete den christlichen Staat als eine „müßige Fiktion", als eine „Erfindung der neueren Staatsphilosophie". Und sein Genosse Beckerath stellte die Anschauung der Gegner als einer finsteren Vergangenheit angehörig hin. Dem trat Bismarck entgegen:

„Ich muß öffentlich bekennen", sagte er unter anderem, „daß ich einer Richtung angehöre, die der geehrte Abgeordnete für Crefeld als finster und mittelalterlich bezeichnete, derjenigen Richtung, welche es nochmals wagt, der freiern Entwicklung des Christentums, wie sie der Abgeordnete für Crefeld für die einzig wahre hält, entgegenzutreten. Ich kann ferner nicht leugnen, daß ich jenem großen Haufen angehöre, welcher, wie der geehrte Abgeordnete aus Posen (Naumann) bemerkte, dem intelligenteren Teil der Nation gegenübersteht und diesem intelligenteren Teile in — wenn mein Gedächtnis nicht täuscht — ziemlich geringschätzender Art entgegengesetzt wurde, dem großen Haufen, welcher noch an Vorurteilen klebt, die er mit der Muttermilch eingesogen hat, dem Haufen, welchem ein Christentum, das über dem Staate steht, zu hoch ist. — Ich gehe zur Sache selbst über. — Ich bin kein Feind der Juden, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden — Wir haben gestern gehört, daß der christliche Staat eine müßige Fiktion, eine Erfindung neuerer Staatsphilosophen sei. Ich bin der Meinung, daß der christliche Staat so alt ist, wie das ci-devant Heilige römische Reich, so alt, wie sämtliche europäische Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem diese Staaten Wurzel geschlagen haben, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. Für mich sind die Worte:

‚Von Gottes Gnaden‘, die christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Zepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. Als Gottes Willen kann ich nur erkennen, was in dem christlichen Evangelium offenbart ist, und ich glaube in meinem Rechte zu sein, wenn ich solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu verwirklichen. — Wenn indes die Lösung auch nicht immer gelingt, so glaube ich doch, die Realisierung der christlichen Lehre sei der Zweck des Staates. Daß wir aber mit Hilfe der Juden diesem Zwecke näher kommen sollten als bisher, kann ich nicht glauben.“

Darauf wies er in derselben Rede die Vergleichung der preußischen Zustände mit denjenigen anderer Staaten zurück, die abermals von einigen Abgeordneten aufgetischt worden war. Er sagte:

„Ferner haben mehrere Redner wieder, wie in fast allen Fragen, auf das nachahmungswerte Beispiel von England und Frankreich verwiesen. Diese Frage hat dort weniger Wichtigkeit, weil die Juden nicht so zahlreich sind wie hier. Ich möchte aber den Herren, die so gern ihre Ideale jenseit der Vogesen suchen, eins zur Richtschnur empfehlen, was den Engländer und Franzosen auszeichnet. Das ist das stolze Gefühl der Nationalehre, welches sich nicht so leicht und so häufig dazu hergiebt, nachahmungswerte und bewunderte Vorbilder im Auslande zu suchen, wie es hier geschieht.“

Daß auch diese Rede Bismarcks heftig angefochten wurde, ist erklärlich. Seine Gegner ließen sich keine Gelegenheit entgehen, die Phrase von den mittelalterlichen Anschauungen, die er mit der Muttermilch eingesogen habe, immer zu wiederholen, oft mit beißendem Spotte. Der Angegriffene wehrte sich mit gleicher Waffe, die er vortrefflich zu führen verstand. Einen der Herren, den Abgeordneten Krause, führte er einmal der Versammlung zum allgemeinen Ergötzen unter dem Bilde eines Reiters auf wunderbarem Fabelrosse vor Augen, indem er sagte: „Der verehrte Redner ist zum drittenmale auf dem etwas müde gerittenen Pferde auf mich eingesprengt, welches vorn Mittelalter und hinten Muttermilch heißt.“

Am 26. Juni 1847 wurden die Verhandlungen des ersten Vereinigten Landtages geschlossen. Der Verlauf derselben erwies sich als ein Fehlschlag der Königlichen Regierung. Die Erregung im ganzen Lande wuchs; sie wurde durch die öffentlichen Reden der liberalen Stimmführer in alle Häuser getragen. Der König hatte sich seinem Volke gegenüber den Schein absolutistischer Unverbesserlichkeit gegeben und nährte dadurch den Geist der Unzufriedenheit in hohem Maße. In den übrigen deutschen Staaten wurden die Hoffnungen, welche man auf Preußen gesetzt hatte, vernichtet. Die Zeitungen übergossen den preußischen König und seine Regierung mit einer Flut von Schmähungen. So erlitt der Glanz der Krone Friedrich Wilhelms IV. im eigenen Volke und das Ansehen des ruhmreichen Hohenzollernstaates in ganz Deutschland eine gleich schwere Schädigung.

Otto von Bismarck kehrte mit tiefem Weh im Herzen in die Heimat zurück. Ein gut Teil der Ideale, welche er bei seinem Eintritt in den Vereinigten Landtag in sich getragen, war ihm dahingeschwunden. Wie anders war das Bild seines preußischen Vaterlandes, das ihm vordem vor Augen gestanden, als das, welches er jetzt gewonnen hatte! Das Auftreten der Verfechter der Volksrechte und Volksfreiheit hatte ihm den Rest der Sympathie, den er noch für die zeitgemäße Bewegung im Herzen gehegt hatte, gründlich verleidet. Er sah es klar vor Augen, daß das Königtum von schweren Gefahren bedroht war. Umsomehr hielt er es für seine Pflicht, fortan mit all seiner Kraft und mit der Hingebung altpreußischer Treue für Thron und Herrscherhaus einzustehen und die unerschütterlichen Grundlagen des christlichen Staates gegen den Anprall der revolutionären Flut als ein wachsamer und mutiger Deichhauptmann schützen zu helfen.

Schneller als er es geglaubt, rief ihn die Gefahr auf seinen Posten zurück. Während er des stillen Glückes seines einen Monat nach seiner Heimkehr aus Berlin geschlossenen Ehebundes sich freute, brach das gefürchtete Verhängnis über das Königshaus und das Vaterland herein.

Das sturmbewegte Jahr 1848 war angebrochen. Bald nach Beginn desselben, am 24. Februar, verjagte das allzeit unruhige Volk der Franzosen seinen König Louis Philippe, und, indem es die demokratische

Republik ausrief, gab es das Signal zum Losbruch aller Umsturzelemente in den meisten europäischen Staaten. In Deutschland war die Wirkung der französischen Februarrevolution eine ganz überwältigende, betäubend für die Regierungen, zündend für die Volksmassen. Mit elementarer Gewalt brachen die so lange in Fesseln gehaltenen Kräfte hervor. Wie ein Sturm brauste der nationale Einheitsgedanke durch die Herzen der deutschen Stämme; mit ihm um die Wette suchte das ungestüme Verlangen nach konstitutioneller Verfassung in den Ländern, wo man dieselbe noch vorenthalten, sich Bahn zu brechen. Die altersmorsche Bundesverfassung krachte in allen Fugen vor dem heftigen Ansturm des Volkswillens. Eine Begeisterung war über das deutsche Volk gekommen, die es mit frisch sprudelnder, überschäumender Jugendkraft erfüllte, welche aller Fesseln zu spotten schien. Dreißig Jahre lang hatten die Fürsten nach dem Wink und Willen Metternichs, dieses bösen Dämons, das politische Leben ihrer Völker gewaltsam in Erstarrung gehalten. Jetzt war der Frühlingsodem gekommen, der die Massen löste, und nun brach die Flut der Forderungen aus allen Punkten des Bodens, aus allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft mit überall gleichem Ungestüm hervor.

Die Herstellung der nationalen Einheit, Berufung eines deutschen Parlaments, Befreiung der Presse von der Zensur, Aufhebung der Verbote gegen das freie Vereins- und Versammlungsrecht, das war das Begehren der besseren bürgerlichen Elemente. Die niederen Gesellschaftsschichten und die fanatischen Umstürzler forderten Freiheit und Gleichheit aller Stände des souveränen Volkes, Beseitigung der Steuern und des Kriegsdienstes. Viele träumten bereits von einer Zukunft, in der sich an jedem deutschen Manne erfüllen werde, was das schöne Räuberlied ausspricht:

„Ein freies Leben führen wir,
ein Leben voller Wonne",

natürlich ohne den bedenklichen Nachsatz von dem nicht eben verlockenden Nachtquartier im Walde.

Gewaltig, lawinengleich wuchs die deutsche Bewegung. Im Süden beginnend, verbreitete sie sich mit reißender Schnelligkeit über die Klein-

und Mittelstaaten hin dem Norden zu. Überall nahm sie denselben Verlauf. In großen Volksversammlungen wurden die Forderungen der Zeit beraten, festgestellt und dann in Massenpetitionen unter Drohungen für den Fall der Ablehnung den Fürsten kundgegeben. Neben verständigem und berechtigtem Verlangen flutete ein Schwall unvernünftiger und unverschämter Forderungen dahin. Die Macht der Führer erwies sich den unlauteren Elementen des Volkes gegenüber bald als zu schwach; die Geister, welche sie wachgerufen, gehorchten ihrem Zauberspruch nicht mehr. Indessen kam es zunächst trotz stürmischer Straßenaufläufe nicht zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Pöbelhaufen und der Staatsgewalt, da die Regierungen, zumeist vor Furcht und Schrecken ratlos, keinen Widerstand wagten. Doch nicht lange hielt sich der Volksstrom in den Ufern der Ordnung und Gesetzlichkeit. Bald erschien fast ganz Deutschland in ein wildgährendes Meer völliger Anarchie verwandelt. Die zügellosen Massen verwilderten schnell. Einzelne räuberische Horden fingen an, sich in tumultarischen Auftritten an dem Eigentum der Standesherren, der Großen und Reichen zu vergreifen. Nun waren auch die Throne vor dem Ansturme keinen Augenblick mehr sicher.

Obwohl die Bewegung an vielen Orten in dämonische Raserei ausartete, so ließ sich doch auch das Walten einer höheren Gerechtigkeit darin deutlich erkennen. Fast wunderbar erscheint es, wie diejenige Großmacht, welche die größte Schuld an der unheilvollen Gestaltung Deutschlands trug, sich am meisten an der Freiheit und Wohlfahrt der Völker versündigt hatte, von dem strafenden Verhängnis ereilt wurde.

Fast ohne voraufgehenden Kampf brach schon am 13. März 1848 in Wien die Gewaltherrschaft des Fürsten Metternich zusammen. Das Gerüst seiner einst unfehlbaren Staatskunst war mit der Zeit so morsch geworden, daß ein gelinder Windstoß hinreichte, es umzuwerfen. Einige Straßenaufläufe der auch bei Revolutionen noch immer gemütlichen Wiener, Abordnungen der Wiener Studentenschaft und der niederösterreichischen Stände genügten, um dem Staatsoberhaupte die Notwendigkeit von des allgewaltigen Kanzlers Sturz einleuchtend erscheinen zu lassen. Mit einer gewissen Würde trat der alternde Meister der Staats-

kunst von der politischen Schaubühne ab; auch diesem Mimen hat die Nachwelt keine Kränze geflochten. Er hatte sein Theater freilich derart beherrscht, daß sein Abgang eine Verwirrung hervorrief, die den Zusammenbruch des ganzen Kaiserstaates fürchten ließ. In gleicher Weise wie in Wien vollzog sich die Staatsumwälzung in einigen Kleinstaaten Mitteldeutschlands. Die Machthaber von Schwarzburg-Sondershausen und Anhalt-Dessau wichen feige einer lärmenden Kundgebung des Volkswillens.

Ganz anders aber gestalteten sich die Dinge in Berlin. Hier führte die Bewegung zu einer ernsten, furchtbaren Katastrophe. Zwar hatte der König Friedrich Wilhelm IV. bei dem Heranbrausen der Völkerflut vom Westen und Süden her Maßregeln ergriffen, den Ansturm in ruhige Bahnen zu lenken, hatte sogleich mit seinen Ministern Vorschläge zu einer Bundesreform nach den Wünschen und Forderungen des Volkes beraten und den General von Radowitz schon am 1. März nach Wien gesandt, um diese Vorschläge dort zu unterbreiten. Allein diese Rettungsanstalten kamen zu spät. Der Ausbruch des Wiener Volksaufstandes bereitete den Verhandlungen ein Ende mit Schrecken. Des preußischen Volkes bemächtigte sich eine Erregung, die mit Ungestüm zum Umsturz drängte. In Berlin überholte die Volksbewegung alle vermittelnden Vorschläge der Regierung; die empörten Massen steigerten ihre Forderungen ins Maßlose; wilde Verwirrung herrschte bald überall. In großen Volksversammlungen vor den Thoren der Stadt wurden durch stürmische Freiheitsreden und rauschende Beschlüsse die Wogen erregt. Aufläufe in den Straßen und Zusammenstöße mit der einschreitenden Polizei waren die Folgen. Die Augen der Unzufriedenen aller deutschen Länder, ja ganz Europas waren auf den Verlauf der Bewegung in der Hauptstadt des bedeutendsten, des maßgebenden Staates im Deutschen Bunde gerichtet. In Scharen flutete der Zuzug von allen Seiten nach Berlin herein, besonders aus dem Rheinlande und aus Polen.

Am 16. März kam es bereits zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Aufrührern und dem Militär; der Barrikadenbau begann. Der König raffte sich, um weiteres Blutvergießen zu verhüten, zu that-

kräftigem Handeln auf, unterzeichnete in der Nacht vom 17. zum 18. März einen Erlaß, der den Forderungen der entschiedensten Vertreter der deutschen Einheitsbewegung nachzukommen suchte und den Vereinigten Landtag auf den 2. April zur weiteren Beratung der preußischen Verfassung einberief. Ein besonderes Gesetz hob die Zensur in Preußen auf.

Doch zu spät, zu spät! Die anschwellenden Wogen waren durch nichts mehr zu hemmen. Wohl rief die Kunde von dem königlichen Erlaß in den gemäßigten Elementen freudige Zustimmung hervor, und der Monarch wurde von einer Volksmenge vor seinem Schlosse mit jubelndem Danke begrüßt; die Umstürzler aber begnügten sich mit dem ihnen Gebotenen nicht. Sie schrieen nach mehr, verlangten den Abzug der Truppen aus der Stadt; ein Pöbelhaufe versuchte sogar in das Portal des Königlichen Schlosses einzudringen. Da gab der König den Befehl, den von Menschenmassen dicht besetzten Schloßplatz durch Militär säubern zu lassen.

Mit möglichster Schonung ward der Befehl durch eine Kompanie Infanterie und eine Schwadron Dragoner ausgeführt. Doch in frechem Übermut und Trotz widersetzte sich der Volkshaufe dem Einschreiten der Truppen, die von ihren Waffen keinen Gebrauch machten. Drohend drangen einzelne Wütende auf dieselben ein, so daß sich die Pferde scheuten und die Dragoner zu ihrer Verteidigung die Säbel zu ziehen gezwungen wurden. Durch einen tückischen Zufall entluden sich zwei Gewehre, das des Grenadiers Kühn und das des Unteroffiziers Hettchen, dieses durch den Schlag eines Bürgers auf das Piston, jenes durch Ungeschick des Trägers. Doch gingen die Kugeln, ohne Schaden anzurichten, in die Luft. Die Wirkung war eine unbeschreibliche. Die Menge stob auseinander; unter dem Rufe: Verrat, Mord! zerstreute sie sich in die Straßen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht durch die Stadt, das Militär hätte angegriffen und wehrlose Bürger in Massen niedergestreckt. Eine blinde Wut bemächtigte sich der Bevölkerung Berlins. Zu den Waffen! Auf die Barrikaden! erscholl es an allen Orten. Bürger, Studenten, Fabrikarbeiter warfen sich zu Scharen in den Kampf. Der König, durch die Vorgänge vollständig verwirrt

geworden, suchte den Aufruhr zu beschwören, indem er Tafeln in den Straßen umhertragen ließ mit der entschuldigenden Aufschrift:

„Ein Mißverständnis!
Der König will das Beste!"

Vergebliche Liebesmühe! In kurzer Zeit erschien ganz Berlin in ein großes Kriegslager verwandelt, und die Straßen boten bald darauf die greuelvollsten Bilder eines wilden Schlachtgetümmels, das vom Nachmittage des 18. März bis zum Morgengrauen des nächsten Tages dauerte.

Der König geriet unter dem Toben des Straßenkampfes in eine unbeschreibliche Gemütsbewegung, verfiel bald in den Zustand völliger Willenslosigkeit, brach dann wieder in heftiges Weinen aus. Jeder einzelne Befehl zum weiteren Vorrücken der unter General von Prittwitz kämpfenden Truppen mußte ihm förmlich abgerungen werden. Gegen Mitternacht ertrug er das Toben des Kampfes nicht länger; er erteilte dem General von Prittwitz, trotzdem die Truppen den Aufstand fast überwältigt hatten, den Befehl, den Kampf auf die Behauptung der gewonnenen Stellungen zu beschränken. Darauf entschloß er sich, den ersten Schritt zum Frieden zu thun. Er griff zur Feder und schrieb jene berühmte Proklamation: „An Meine lieben Berliner", worin er diese um Einstellung der Feindseligkeiten beschwor.

„Hört die Stimme Eures Königs", hieß es am Schlusse dieses denkwürdigen Dokumentes fürstlicher Gefühlsweichheit und — Schwäche, „Bewohner Meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie Ich es vergessen will und werde in Meinem Herzen um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedenssegen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird. — Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend daniederliegt, vereinigt ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen.

Geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848.

Friedrich Wilhelm."

Endlich ließ sich der König, schon vorher durch die Vorstellungen des Freiherrn Georg von Vincke schwankend gemacht, von dem an Stelle

Bodelschwinghs zum Minister berufenen Grafen Arnim-Boytzenburg den Befehl zum Rückzug der Truppen entreißen, wie der kommandierende General von Prittwitz und der Prinz Wilhelm von Preußen vor solch verhängnisvollem Schritt auch warnen mochten. Die siegreichen Verteidiger des Königsthrones und der staatlichen Ordnung räumten die Straßen vor den jubelnden Barrikadenhelden, rückten in ihre Kasernen und von dort unter Hohn und Bedrohungen bewaffneter Pöbelhaufen ganz aus der Stadt. Eine Bürgerwehr nahm bald darauf ihre Stelle ein.

Die Muse der vaterländischen Geschichte verhüllt beschämt ihr Antlitz beim Gedenken dieser Vorgänge und deren, die in der nächsten Zeit darauf folgten. Frecher ist ein Königtum nicht verunglimpft worden als das preußische am Tage nach dem Aufruhrsturm; tiefer hat der Träger einer Krone sich selbst nie gedemütigt, als Friedrich Wilhelm IV. in jener Zeit es gethan hat.

Von den triumphierenden Empörern in seinem Schlosse umlagert und ihrem erregten Willen völlig preisgegeben, entschloß sich der König, sogleich einen Ministerwechsel eintreten zu lassen. Männer der Opposition: Graf Schwerin, Herr von Auerswald, Camphausen, traten in das neugebildete Kabinett. In ungezügelter Freiheit drang das Berliner Volk in die Schloßhöfe ein und wagte sogar mit den blumengeschmückten Leichen der gefallenen Barrikadenkämpfer vor die Königsburg zu ziehen. Der unglückliche König erschien in fast beispielloser Selbstüberwindung nicht nur mit seiner kranken Gemahlin auf dem Balkon des Schloßhofes, um die im Empörungskampfe gegen ihn Gefallenen zu begrüßen, sondern folgte auch dem in maßloser Frechheit zu ihm heraufklingenden Rufe: „Flaps ab!“*) Der Prinz von Preußen, dem die Volksmeinung den Befehl zum Angriff der Truppen zuschrieb, entzog sich nach Weisung des königlichen Bruders der Wut der Aufrührer durch schleunige Abreise nach England; sein Palais unter den Linden mit der Königlichen Bibliothek konnte nur mit Mühe durch die Aufschrift „Nationaleigentum“ vor der Zerstörung gerettet werden.

Um die erregten Massen allmählich zu beruhigen, bestimmte das

*) Nicht „Hut ab!“, sondern, wie hier angegeben, hat nach authentischen Berichten jener pöbelhafte Ruf gelautet.

neue Kabinett den König, die Aufmerksamkeit des Volkes von den inneren Fragen hinweg nach außen zu lenken. Am 21. März erschien eine königliche Erklärung, in welcher in überschwenglichen Worten, wie sie damals unter dem Romantiker auf dem Thron an der Tagesordnung waren, Preußens volle Beteiligung an der großdeutschen Bewegung ausgesprochen wurde. Es hieß darin:

„Rettung aus unseren Gefahren kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und Mein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf."

Diesen mehr aus den augenblicklichen Umständen als aus der inneren Überzeugung hervorgegangenen Leitsätzen folgte ein entsprechender erster Schritt zur Bethätigung derselben. Noch am nämlichen Tage legte der König die vollständig ungeschichtlichen, sogenannten deutschen Farben an, unter welchen man soeben auf seine treuen Krieger geschossen hatte, und unternahm, umgeben von seinen Staatswürdenträgern, Generalen, Bürgern und Studenten, alle geschmückt mit schwarz-rotgoldener Binde, unter Vorantragung einer gleichfarbigen Fahne, jenen abenteuerlichen Umritt durch die Straßen Berlins, wodurch das altehrwürdige preußische Königtum geradezu der Lächerlichkeit preisgegeben wurde.

Während also in Berlin die Fluten der Revolution hin- und herwogten und sich, Unheil und Verwirrung anrichtend, über das ganze Land verbreiteten, trat am 2. April der Vereinigte Landtag zum zweitenmal zusammen, um mit beraten zu helfen, wie die zerrüttete Ordnung wieder hergestellt und die Schäden der Zeit gebessert werden könnten. Mit den Sendboten des Volkes kam auch Otto von Bismarck wieder nach Berlin, um an dem schweren Werke mitarbeiten zu helfen.

VII.

Nach der Sturmflut.

„Erheb' dich wie aus einem Munde,
Du Schrei der Not nach einem Mann!
Das deutsche Fahrzeug geht zu Grunde,
Es fängt schon tief zu sinken an.
Schon bog es hoffend um die Klippe,
Schon nach dem Hafen ging der Zug;
Da fiel auf der Bemannung Sippe
Der Wahn, wie er noch keinen schlug."

J. G. Fischer.

Welch einen Anblick bot die Landeshauptstadt dem begeisterten Verehrer und treuen Anhänger des preußischen Königtums, als er die Straßen Berlins nach den Sturmtagen des Aufruhrs durchschritt! Statt der ruhmreichen, hellleuchtenden Farben der alten Preußenfahnen sah er die fabelhaften Banner des erträumten Zukunftsreiches von den Häusern und Palästen wehen. Das Schloß des nächst dem König am höchsten stehenden Mannes in Preußen sah er durch mächtige Inschriften zum „Nationaleigentum" erklärt; an den Straßenecken klebten riesengroße Anschläge, in welchen das Volk seinen „souveränen" Willen kundgab. Abenteuerliche Kriegsleute in Bluse und Kalabreserhut mit wallender Feder, Gestalten wie sie sonst das ehrbare Berlin nie aufgewiesen, schritten säbelrasselnd auf den Trottsteinen einher. Vor der Hauptwache, wo sonst der stramme Schritt der preußischen Garde erdröhnte, schlenderten jetzt die Männer der neugebildeten Bürgerwehr, den Pfeifenstummel im Munde, auf und ab.

Die Gluten des Zornes durchlohten die Adern unseres Helden, als sein Auge diese Dinge schaute. Sein Herz bebte vor tiefinnerster Empörung und vor Abscheu, wenn er sich die greuelvollen Scenen vorstellte, welche wenige Tage zuvor die Roheit und Frechheit des Straßenpöbels hier verübt hatten, und die sich bei den Zuständen der Unordnung und Gesetzlosigkeit täglich zu wiederholen drohten. Mit tiefem Weh erfüllte ihn der Gedanke an die Demütigung, welche der Träger der ruhmreichen Preußenkrone in diesen Tagen erfahren hatte. Die alte Mannentreue des Bismarckgeschlechtes regte sich von neuem mächtig in dem jugendkräftigen Vertreter desselben, der berufen war, an der Wiederherstellung der durch die Sturmflut des Aufstandes vernichteten Staatsordnung mitzuarbeiten. Mit dem festen Vorsatze, mutig und mannhaft wie vordem so auch jetzt einzutreten für die Rechte des Thrones und das bedrängte Herrscherhaus mit Gut und Blut schützen zu helfen, begab er sich zu den Verhandlungen des Vereinigten Landtages im Weißen Saale des Königsschlosses. Er gehörte den wenigen an, deren Losung war:

„Wenn alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu."

Verändert wie die alte ehrenfeste Preußenhauptstadt sah Bismarck auch die Versammlung der Landesvertreter, die sich am 2. April 1848 zur ersten Sitzung eingefunden hatte. Wohl führte auch jetzt der Marschall der Herrenkurie, Fürst Solms-Hohen-Solms-Lich, den Vorsitz; aber der bisherige Vertreter der Regierung, Staatsminister von Bodelschwingh, des „Königs getreuester Mann", hatte, vom Sturm der Revolution hinweggefegt, einem der liberalen Parteihäupter des Rheinlandes, dem neuberufenen Staatsminister Ludwig Camphausen, weichen müssen, der im Auftrage seines königlichen Herrn den Landtag eröffnete.

Eines der ersten Geschäfte, welche der Landtag vollzog, war die Beratung einer von dem Fürsten Felix Lichnowski beantragten Adresse an den König, worin dem Landesherrn und dem Ministerium der Dank der Versammlung für die Gewährung der neuen Freiheiten und Volksrechte und die Verheißung einer in gleichem Sinne zu erlassenden Verfassung übermittelt werden sollte. Es schien, als sollte dieser Antrag

die Zustimmung der ganzen Versammlung ohne Widerspruch finden. Schon erklärte der Marschall denselben für einstimmig angenommen, da ihm däuchte, alle Anwesenden hätten sich auf seine Aufforderung zustimmend erhoben.

„Nicht einstimmig, ich protestiere dagegen!" ertönte da eine Stimme durch den Saal. Es war die des Herrn von Thadden-Trieglaff.

„Mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Mehrheit angenommen", verbesserte sich der Marschall.

In großer Eile und Hast wurde die Angelegenheit weiter gefördert. Die Adresse sollte sofort entworfen und der Versammlung noch in derselben Sitzung zur Annahme vorgelegt werden. Da erbat sich der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen das Wort. Sein Antlitz war bleich und zuckte wie in verhaltenem Schmerz, als er sich erhob und zu reden begann. Er sprach stockender, als er je gesprochen hatte; man merkte, daß er heftig mit seinen Gefühlen zu ringen hatte; doch war seine Haltung fest und mannhaft.

„Ich glaube", sagte er, „daß wir es der Würde schuldig sind, welche in dieser Versammlung stets gehandhabt worden ist, alle ihre Schritte mit Besonnenheit zu leiten, daß wir es den einfachen Regeln der Schicklichkeit schuldig sind, zumal da wir zum letztenmal hier versammelt sind, in keiner Weise von unsern bisherigen Gebräuchen abzuweichen. Wir haben früher jedes noch so einfache Gesetz einer Kommission überwiesen, die es mit Ruhe beraten und am andern Tage der Versammlung vorgelegt hat. Ich glaube, daß in einem so ernsten Augenblick wie dieser der Ausdruck der Gefühle dieser Versammlung, welche bis jetzt noch die Ehre hat, das preußische Volk zu vertreten, ein hinreichend wichtiger Akt ist, um es nicht zuzulassen, bei der Beratung der Adresse mit einer Eile verfahren zu dürfen, die nach meinem individuellen Gefühl von den Regeln der Schicklichkeit entfernt ist."

Bismarck vermochte den raschen Schritt der Ereignisse nicht aufzuhalten. Die Versammlung ging mit solcher Eile vor, daß es Bismarck nur mit Mühe und durch Mithilfe einiger seiner hervorragenden politischen Gegner, der Abgeordneten Saucken-Tarputschen und Milde,

gelang, in der Beratung noch einmal das Wort zu erhalten und zu der Adreſſe ſelbſt zu ſprechen. Er gab dann folgende Erklärung ab:

„Ich bin einer der wenigen, welche gegen die Adreſſe ſtimmen würden, und ich habe um das Wort nur deshalb gebeten, um dieſe Abſtimmung zu motivieren und Ihnen zu erklären, daß ich die Adreſſe, inſoweit ſie ein Programm der Zukunft iſt, ohne weiteres acceptiere, aber aus dem alleinigen Grunde, weil ich mir nicht anders helfen kann.“ — Gelächter begleitete dieſe Worte. — „Nicht freiwillig, ſondern durch den Drang der Umſtände getrieben, thue ich es; denn ich habe meine Anſicht ſeit den ſechs Monaten nicht gewechſelt. Ich will glauben, daß dieſes Miniſterium das einzige iſt, welches uns aus der gegenwärtigen Lage einem geordneten und geſetzmäßigen Zuſtande zuführen kann, und aus dieſem Grunde werde ich demſelben meine geringe Unterſtützung überall widmen, wo es mir möglich iſt. Was mich veranlaßt, gegen die Adreſſe zu ſtimmen, ſind die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geſchehen iſt. Die Vergangenheit iſt begraben, und ich bedaure es ſchmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menſchliche Macht im ſtande iſt, ſie wieder zu erwecken, nachdem die Krone ſelbſt die Erde auf ihren Sarg geworfen hat. Aber wenn ich dies, durch die Gewalt der Umſtände gezwungen, acceptiere, ſo kann ich doch nicht aus meiner Wirkſamkeit auf dem Vereinigten Landtage mit der Lüge ſcheiden, daß ich für das danken und mich freuen ſoll über das, was ich mindeſtens für einen irrtümlichen Weg halten muß. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege, der jetzt eingeſchlagen iſt, ein einiges deutſches Vaterland, einen glücklichen oder auch nur geſetzmäßig geordneten Zuſtand zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen ſein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank ausſprechen kann, jetzt aber iſt es mir unmöglich.“

Der Mut der Überzeugung war es, welcher aus den Worten Otto von Bismarcks hervorklang. Und dieſer nötigte ſelbſt den Gegnern Achtung ab. Mit Troſt und Stärkung aber erfüllten dieſe Reden die Gleichgeſinnten, vor allem aber den König, dem in dem jungen Vertreter der ſächſiſchen Ritterſchaft ein Ritter ohne Furcht und Tadel

erstanden war, welcher in der Bedrängnis der Zeit königstreuer geblieben war als der König selber.

Seiner unwandelbaren Königstreue gab Otto von Bismarck damals auch noch auf andere Weise Ausdruck als durch die Reden

Prinz Wilhelm von Preußen im 50. Lebensjahre.

im Landtage. Er schrieb einen Brief an den bedrängten und schwergeprüften Herrscher, worin er ihn zu mannhaftem Ausharren ermutigte und zu trösten suchte, indem er darauf verwies, daß es noch viele Tausende ihm Gleichgesinnter im Preußenlande gäbe. Dieses Schreiben machte auf den König einen so tiefen Eindruck, daß er es lange offen

auf seinem Arbeitstische liegen ließ, um sein Auge und sein Herz daran zu erfreuen.

Auch ein anderes Mitglied des Herrscherhauses hatte in jener Zeit schon seine Freude an dem ritterlichen Verteidiger der Königswürde, dessen festes und mutiges Auftreten dazu beitrug, daß er Trost und Hoffnung auf eine bessere Zukunft wiedergewann. Es war Prinz Wilhelm von Preußen, der als Verbannter in London weilte.*)

Der zweite Vereinigte Landtag der preußischen Monarchie hatte freilich Ursache, seine Geschäfte mit Eile zu betreiben; denn es war ihm nur kurze Frist vergönnt, seine Wirksamkeit zu entfalten. Schon am 10. April wurde derselbe für immer geschlossen. Auch er hatte nach Bismarcks Worten selbst die Erde auf seinen Sarg geworfen, indem er einer anderen Volksvertretung, der bald darauf seine Stelle einnehmenden Nationalversammlung, durch ein Wahlgesetz auf breitester Grundlage, dem unmittelbaren und allgemeinen Stimmrecht aller Volksklassen, zum Leben verhalf.

Diese preußische Nationalversammlung trat am 25. Mai 1848 in Berlin zusammen. Auch sie hat es nicht vermocht, für das Volk und den Staat Ersprießliches zu stande zu bringen. Ihre Sitzungen, die sie in der Singakademie am Kastanienwäldchen begann, standen unter dem steten Druck der Berliner Volksmassen, die den Männern

---

*) Eine seltsame Fügung war es, daß der Prinz an demselben Tage und vielleicht zu derselben Stunde, als Otto von Bismarck, nachmals sein treuer Ratgeber und Mitgenosse großer Thaten, im Weißen Saale des Berliner Königsschlosses die oben angeführten Worte sprach, einem Gottesdienste in der Savoykirche zu London beiwohnte und sich dabei an folgender Liedstrophe erbaute:

„Da siehst du Gottes Herz,
Das kann dir nichts versagen,
Sein Mund, sein treues Wort
Vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von dir
Schon vieles Leid gewandt."

Besucher des Schlosses Babelsberg haben später auf dem Schreibtische des Kaisers Wilhelm I. ein aufgeschlagenes Gesangbuch gesehen, in dem diese Strophe angestrichen und daneben von des hohen Besitzers Hand geschrieben war: „Bei meinem ersten Besuche in der Savoykirche zu London am 2. April 1848 gesungen".

der Bürgerwehr zum Trotz und Hohn das Parlamentsgebäude alltäglich in dichten Scharen umlagert hielten und jedem Redner, der nicht in die Forderungen der radikalen Partei einstimmte, mit Beschimpfung und Mißhandlung drohten, ja, zu wiederholten Malen den Versuch machten, den Sitzungssaal zu stürmen. Aus dem Konzertsaal der Singakademie durch die bei einer Erstürmung des Zeughauses von Pöbelhaufen verübten Ausschreitungen vertrieben, verlegten die Volksvertreter ihre Versammlungen nach dem Schauspielhause, und endlich wurden dieselben ganz aus Berlin verwiesen. Es rächte sich jetzt an den Führern der freiheitlichen Bewegung, daß sie die Massen der niederen Stände vordem zu sehr erregt hatten. Die Geister, welche sie durch lockende Zauberworte gerufen, wurden sie nun nicht los, und ihre Macht reichte nicht mehr aus, sie zu bannen, wenn sie es selbst gewollt hätten. An dem guten Willen fehlte es freilich vielfach auch. Manche Redner des äußersten Liberalismus trugen durch immer neue Aufreizungen dazu bei, die Gier der unteren Klassen noch mehr zu erregen. Dadurch erlitt die Entwicklung der wahrhaft freiheitlichen Bewegung erheblichen Schaden. Die gemäßigteren Elemente des Volks, denen es nur um eine gesunde und konstitutionelle Gestaltung des Staatswesens zu thun war, wandten sich, durch die Ausschreitungen der Massen stutzig gemacht, mehr und mehr von der liberalen Partei ab und schlossen sich einer entgegengesetzten Richtung an, die durch die Anhänger des Königtums hervorgerufen wurde.

Endlich raffte sich auch die Regierung des Königs zu einem festen, thatkräftigen Einschreiten auf. Das Ministerium Camphausen war dem Ministerium Auerswald gewichen; die Regierung aber hatte weder unter Leitung des ersteren noch unter der des zweiten vermocht, Gesetzlichkeit und Ordnung wieder herzustellen. Da trat am 8. November der Graf Brandenburg als Ministerpräsident an die Spitze der Regierung, während der Freiherr Otto von Manteuffel das Ministerium des Innern übernahm. Diese beiden Männer, zwei Preußen von altem Schrot und Korn, ergriffen das Ruder der Staatsgewalt mit fester Hand, und es gelang ihnen, das im Sturmgewoge der Revolution hin- und herschwankende Schiff wieder in ein ruhigeres Fahrwasser zu lenken. Am

9. November wurde in der Nationalversammlung die königliche Botschaft verlesen, welche dieselbe „um der Freiheit ihrer Verhandlungen willen", aus der tieferregten Hauptstadt fort verlegte und auf den 27. November nach Brandenburg wieder einberief. Am 10. November rückte General Wrangel mit den preußischen Garden durch das Brandenburger Thor in Berlin ein, welchen es gelang, die empörten Pöbelhaufen, allen wohlgesinnten Bürgern zum Trost, zur Ruhe und Ordnung zu bringen. Der Nationalversammlung war mit ihrer Verbannung aus der Hauptstadt das Todesurteil gesprochen. Sie hatte in den Monaten ihres Daseins so gut wie nichts geleistet; jetzt erhob sie gegen die Verlegung ihrer Sitzungen lauten Widerspruch, ja erließ selbst einen Aufruf an das Volk zu einer allgemeinen Steuerverweigerung. Doch die ruhigen und besonnenen Staatsbürger waren des wüsten Umsturzgetriebes gründlich satt und stimmten den Männern der Staatsleitung zu, welche da meinten: „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten." Jener Aufruf blieb ohne jeglichen Erfolg. Die Nationalversammlung fand sich in Brandenburg in so schwacher Anzahl wieder zusammen, daß das Haus nicht beschlußfähig war, und die Auflösung sich von selbst ergab. Der Abgeordnete Schultze-Delitzsch hatte kurze Zeit zuvor bei der Beratung der Verfassung den Antrag gestellt, „die alte, vollständig bankerotte Firma von Gottes Gnaden nicht in das neue Geschäft hinüber zu nehmen". Jetzt zeigte sich, daß die neue Firma „Nationalversammlung" ebensowenig leistungsfähig gewesen und dem Schicksal gänzlicher Geschäftsauflösung anheimfiel. Die alte, in der Treue des Preußenvolkes doch immerhin noch fest begründete Firma raffte sich unter Leitung tüchtiger Geschäftsführer aus ihrem Verfall wieder auf. Am 5. Dezember verkündete die preußische Regierung eine Verfassung, welche, indem sie mit dem altpreußischen Ständewesen vollständig brach, die Forderungen des gemäßigten Liberalismus berücksichtigte und einer neu zu wählenden Volksvertretung von zwei Kammern zur Prüfung und Annahme vorgelegt werden sollte. —

Otto von Bismarck hatte in der Nationalversammlung nicht Sitz und Stimme erhalten und weder an den Beratungen in der Singakademie noch an den Verhandlungen im Schauspielhause teilgenommen.

Aber er war nicht müßig während dieser unruhvollen Zeit; er entfaltete vielmehr eine rege politische Thätigkeit. Als treuer Ritter des Königtums war er mit gleichgesinnten Männern unablässig bemüht, an der Wiederherstellung gesetzlicher Ordnung im Lande mitzuarbeiten und die Gefahren, welche die Krone bedrohten, abwenden zu helfen. Es galt vor allen Dingen die Königstreuen im Volke zu sammeln und zu einer Partei zu vereinigen, welche sich dem reißenden Strom der Umsturzbewegung entgegenzustellen oder denselben in die rechte Bahn zu leiten vermochte. Otto von Bismarck war einer der eifrigsten Mitarbeiter an diesem Werke. Es entstanden die sogenannten Preußenvereine, die Patriotischen Gesellschaften und andere Vereinigungen von Anhängern des Königtums unter dem Bundeswahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland!“ die sich bald zu einer festgegründeten, konservativen Partei zusammenschlossen und eine thatkräftige Wirksamkeit entfalteten.

Auch eine Presse mußte für die neue Partei geschaffen werden, wenn diese ihre Ansichten und Meinungen mit Erfolg im Volke vertreten wollte. Zur Erfüllung dieser Aufgabe war Bismarck eifrig mitthätig. Es entstand durch seine Hilfe die „Neue Preußische Zeitung“, später unter dem Namen „Kreuzzeitung“ bekannt, als Hauptorgan der Partei; andere kleinere konservative Blätter wuchsen schnell nach. Bismarck arbeitete fleißig auch mit der Feder für diese Presse, wie er als Redner in den Vereinen wirkte. Manch kräftig Wort von ihm ist da gefallen, das als wuchtige Waffe auf die Häupter seiner Gegner niedersauste und seinen Namen wieder bei Freunden und Feinden von Mund zu Munde gehen ließ. Seinen Abscheu gegen das wüste Treiben der Umstürzler in Berlin und andern Großstädten brachte er zum Ausdruck, indem er einmal sagte, alle großen Städte müßten als die Hauptherde der Revolution vom Erdboden vertilgt werden. Lange wurde er in der Presse und in den Versammlungen der Gegner nur unter der Bezeichnung des „Städtevertilgers“ genannt.

Auch zum Könige trat Otto von Bismarck damals in nähere Beziehung. War schon durch sein Auftreten im Landtage und durch den oben erwähnten Brief des Monarchen Aufmerksamkeit auf ihn

gelenkt worden, so geschah es jetzt durch seine politische Wirksamkeit in der konservativen Bewegung noch mehr. Der König betraute ihn mit der ehrenden Aufgabe, dem aus seiner Verbannung heimkehrenden Prinzen Wilhelm, der zum Statthalter von Pommern ernannt worden war, in Stettin einen würdigen Empfang zu bereiten. Oft berief der König seinen tapferen Ritter auch in seine Nähe, um mit ihm über wichtige Dinge zu beraten. In welchem Verhältnisse er zu dem Landesherrn stand, beweist ein Vorgang, den Heinrich von Sybel also berichtet: „Einmal auf der Terrasse der Orangerie bei Potsdam besprachen sie wieder die Unerträglichkeit der Lage und die Mittel zur Abhilfe. Ein scharfes Auftreten, meinte der König, könnte zu gefährlich werden. Bismarck erwiderte, nur die Mutlosigkeit würde Gefahr bringen, ‚also Mut und Mut und wieder Mut, und Majestät werden siegen!‘ In diesem Augenblicke trat die Königin hinter einem kleinen Gebüsch mit dem Ausrufe hervor: ‚Aber, Herr von Bismarck, wie können Sie in solchen Ausdrücken mit Ihrem Könige reden?‘ — ‚Laß ihn nur,‘ sagte der König lachend, ‚ich werde ihn schon unterkriegen‘ — und setzte die Erörterung seiner zurückhaltenden Taktik fort.“

Bald aber erkannte auch der allzunachgiebige König, daß dem Treiben der aufrührerischen Berliner Volksmassen und den Aufreizungen in der Nationalversammlung gegenüber kein anderer Weg zur Rettung übrig bleibe als der von Bismarck vorgeschlagene. Er ließ sich endlich von seinem vertrauten Ratgeber bestimmen, kernfeste, thatkräftige Männer in das Ministerium zu berufen. Bismarck war es, der des Königs Aufmerksamkeit auf den Grafen Brandenburg und den Freiherrn von Manteuffel lenkte, wie er denn auch den königlichen Auftrag erhielt, diese Männer für die Annahme einer Ministerstelle zu gewinnen. Mit klarem Blick hatte Bismarck erkannt, daß dieselben vor allen die Persönlichkeiten waren, welche im stande seien, den unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen. Graf Brandenburg, ein naher Verwandter des königlichen Hauses, war ein Mann von gemäßigter Gesinnung und unerschütterlicher Willenskraft, ein Mann der That, wie er damals vor allen Dingen notwendig war. Wie Sybel erzählt, kündigte Bismarck dem in Potsdam weilenden Grafen an, daß der König ihn zum Minister-

präsidenten bestimmt habe. Als darauf der Graf erklärte, er wisse zwar dies hohe Vertrauen dankbar zu würdigen, aber er sei kein Staatsmann und unerfahren in politischen Geschäften, erläuterte ihm Bismarck, daß es sich zunächst um keine verwickelten politischen Fragen, sondern einfach um die Herstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit handele. Darauf erwiderte der Graf: „Nun wohlan, wenn ich der Elefant sein soll, der die Revolution zertritt, so bin ich bereit; dann aber muß ich einen Kornak haben, der in politischen Dingen Bescheid weiß, sonst geht die Sache doch nicht gut.“ Und als Bismarck dann den Grafen fragte, wen er dafür ausersehen habe, antwortete derselbe: „Der einzige von den Herren, den ich persönlich kenne, ist der Ministerialdirektor von Manteuffel.“ Bismarck war mit dieser Wahl seines alten Kampfgenossen im Vereinigten Landtage wohl einverstanden, und als er die Zustimmung des Königs dazu erwirkt hatte, überbrachte er dem Auserkorenen die Botschaft nach Berlin. Hier war es nicht so leicht, Bereitwilligkeit zu erlangen. Manteuffel weigerte sich anfangs ganz entschieden gegen die Annahme der ihm zugedachten Würde. Er meinte, das Volk würde ihn zerreißen, wenn er als Minister in der Nationalversammlung erschiene. Doch Bismarck wußte endlich alle Bedenken zu beschwichtigen und den Parteigenossen zur Einwilligung zu bewegen.

Bismarcks Thätigkeit im Dienste seines Königs war eine sehr erfolgreiche. Die Berufung jener Männer ins Ministerium erwies sich als ein glücklicher Griff. Unter ihrer Leitung der Regierungsgeschäfte errang das Königtum ohne Blutvergießen einen vollständigen Sieg. Die Staatsgewalt kam wieder zu Macht und Ansehen, Gesetzmäßigkeit und Ordnung wurden überall wieder hergestellt. Unser Ritter des Königs wuchs und erstarkte unter dieser Wirksamkeit mehr und mehr und gewann im öffentlichen Leben an Bedeutung.

Die zu Anfang des Jahres 1849 stattfindenden Wahlen für die Abgeordnetenkammer riefen Bismarck wieder in die Reihen der Volksvertreter. Er wurde am 2. Februar zu Brandenburg zum Abgeordneten der zweiten Kammer für das Westhavelland, freilich nur mit geringer Mehrheit, gewählt und fand sich am 26. Februar zur Eröffnung des neuen Landtages in Berlin ein. Nicht nur mancher der alten Partei-

genossen vom Vereinigten Landtage her begrüßten Bismarck im Weißen Saale mit Freuden, sondern auch viele der früheren Gegner, welche, durch die Ereignisse von ihren früheren Ansichten weit abgedrängt, ihm näher und näher gekommen waren und nun in der Bekämpfung der revolutionären Elemente mit ihm Seite an Seite zu kämpfen bereit standen. So hatten sich die ehemaligen Führer der Liberalen, Grabow, von Auerswald, Freiherr von Vincke, den Verteidigern der Würde und Rechte des Königsthrons zugesellt und standen nun in dem furchtbaren Ernst der Zeit Schulter an Schulter mit Otto von Bismarck. Sie wurden dafür auch, gleich ihm, beim Aussteigen aus dem Wagen am Schloßportal von den Berliner Demokraten, welche ihnen einst Lebehochs zugejubelt, mit Zischen und Johlen begrüßt Ein Vorfall während der Eröffnungsfeierlichkeit im Weißen Saale wurde von vielen Seiten als ein bedeutsames Vorzeichen dafür ausgelegt, daß man einer kampfvollen Zukunft entgegengehe. Einem Offizier der Gardes du Korps fuhr bei einer raschen Bewegung der Pallasch aus der Scheide und fiel zu Boden. Die blanke Waffe kam einen Augenblick gerade vor dem Thronsitze des Königs zu liegen, als wollte das Schicksal damit einen Fingerzeig geben, wodurch allein der gordische Knoten der Zeitwirrnisse zu lösen sei.

Das Heer der Volksvertreter sonderte sich in den ersten Sitzungen der Zweiten Kammer zunächst in zwei große Parteien, in die der Königstreuen zur Rechten und die der Anhänger des unumschränkten Volkswillens zur Linken. In diesen beiden Heerlagern bildeten sich naturgemäß wiederum verschiedene kleinere Gruppen. Die Konservativen triumphierten über den Ausfall der Wahlen, wonach sie in verhältnismäßig starker Anzahl im Landtage erscheinen konnten. Dies war der Erfolg, den die Arbeit Bismarcks und seiner Genossen gehabt; freilich waren ihnen die Zeitereignisse sehr wirksam zu Hilfe gekommen. Ein konservativer Abgeordneter aus Pommern drückte Bismarck seine Freude aus, indem er sagte: „Wir haben gesiegt!“ Bismarcks klarer Blick erkannte jedoch, daß es noch nicht Zeit sei, in solcher Zuversichtlichkeit zu jubeln. „Nein, wir haben nicht gesiegt“, entgegnete er bedächtig; „aber wir haben angegriffen, und das ist die Hauptsache. Der Sieg soll erst noch kommen, und er wird kommen.“

Otto von Bismarck trat in dem Parteikampfe, der sich in den Kammerverhandlungen bald leidenschaftlich genug entwickelte, mehr und mehr als mannhafter, achtunggebietender Streiter hervor. Er war ein würdiger Vertreter der ehemaligen Hauptstadt im alten Kern- und Stammlande des preußischen Staates. Fest und unentwegt verfocht er seine Meinungen; dabei zeigte er stets eine vornehme, echt ritterliche Haltung, die dazu beitrug, seine geistige Überlegenheit immer glänzender hervortreten zu lassen. Seine Ansichten hatte er soweit geändert, als er sich jetzt zum konstitutionellen Königtum bekannte; dies verteidigte er nun mit dem vollen Mut der Überzeugung gegen den Andrang der Demokratie. Bei den Vertretern dieser Richtung hieß er zwar nach wie vor der „freiheitsfeindliche Junker"; aber auch die erbittertsten Gegner konnten doch nicht umhin, seiner ritterlichen Kampfesweise Anerkennung zu zollen. Bismarck beobachtete seinen Gegnern gegenüber, namentlich bei Begegnungen auf neutralem Gebiet, stets die ausgesucht vornehmen Formen des wahren Edelmannes. Diese Taktik, sowie sein feiner, überlegener Humor, gewannen ihm die Herzen von Freund und Feind. Charakteristisch für den Verkehr mit seinen politischen Gegnern ist folgender Vorgang, der sich in den Vorräumen des Abgeordnetenhauses abspielte:

Bismarck hatte auf der Tribüne bei Gelegenheit der Verhandlung über die Aufhebung des über Berlin verhängten Belagerungszustandes an die Kundgebungen erinnert, welche seitens der Radikalen bei einer Feier des 18. März stattgefunden, und ziemlich deutlich auf einzelne Abgeordnete hingewiesen, die dabei ein damals aufgetauchtes, aufreizendes Lied angestimmt, in dem es hieß:

„Wir färben echt, wir färben gut;
Wir färben mit Tyrannenblut."

Der Abgeordnete d'Ester, welcher sich durch Bismarcks Rede besonders getroffen gefühlt hatte, traf mit diesem in einem Vorsaale des Hauses zusammen und bot ihm nun zum Dank für die höfliche Form, in welcher er die Sache behandelt hatte, in scherzender Weise einen Vertrag an. Wenn seine Partei ans Ruder käme, führte der Mann der äußersten Linken aus, und es gelte, den Ausspruch jenes

Liedes zur Wahrheit zu machen, so wolle er sich dafür verwenden, daß man dem ritterlichen Vertreter Brandenburgs das Leben schenke. Bismarck möge dagegen einen Abgeordneten der Linken bezeichnen, den er schonen würde, wenn seine Partei zur Herrschaft gelange. Bismarck ging auf den Scherz ein; er erwiderte: „Nein, höflich bis zur letzten Sprosse der Leiter; aber gehenkt wird doch! Auf das Kartell", fuhr er fort, „kann ich mich übrigens nicht einlassen; weil es ungleich ist; denn es ist unwahrscheinlich, daß Ihre Partei jemals ans Ruder kommt. Sollte dies dennoch eintreten, so wird es so unerträglich auf der Welt zugehen, daß ich keinen Wert darauf legen werde, weiter zu leben." d'Ester versicherte seinem Gegner darauf, daß derselbe wenigstens ein ehrlicher Edelmann sei, den man nicht mittelst eines groben hanfenen Strickes, sondern mittelst einer seidenen Schnur in das Jenseits befördern werde.

Neben solchen spitzen Pfeilen des Witzes und des Spottes verschmähte Bismarck auch nicht, wenn es galt, im Streite den Stein des Ajax zu ergreifen und ihn seinem Gegner entgegenzuschleudern. Als sich in einer der ersten Sitzungen einige Redner der Linken die Achtung vor der freien Willensmeinung aller Staatsbürger forderten und dem Grundsatz der Volkssouveränität Anerkennung zu verschaffen suchten, entgegnete Bismarck ihnen:

„Was ist das Volk? — Es ist kein Ausdruck in den letzten Jahren mehr gemißbraucht worden, als das Wort ‚Volk'. Jeder hat das darunter verstanden, was gerade in seinen Kram paßte, gewöhnlich einen beliebigen Haufen von Individuen, die er für seine Ansicht gewinnen konnte. Das wahre preußische Volk hat in der letzten Zeit viel Geduld gezeigt und große Leichtgläubigkeit gegen diejenigen, welche sich seine Freunde nennen."

Seinen unerschütterten Freimut bekundete er ferner in der Sitzung vom 22. März 1849, als über eine neue Amnestie der noch in Haft gehaltenen Barrikadenkämpfer verhandelt wurde, indem er sagte, der König habe am 18. März 1848 Rebellen begnadigt; ein solcher Akt dürfe aber nicht wiederholt werden, weil dadurch im Volke die Meinung verbreitet werde, als ob das ganze Staatsrecht auf dem Willen der Bevölkerung beruhe, als ob ein jeder, dem ein Gesetz mißfalle, es um-

stürzen könne, wenn er eine Anzahl Individuen bewaffnet oder unbewaffnet zu sammeln verstehe, um eine schwache Regierung einzuschüchtern oder ihr zu imponieren. „Ich fürchte", fuhr er fort, „die weinerliche Sentimentalität unseres Jahrhunderts, die in jedem fanatischen Rebellen, in jedem gedungenen Barrikadenkämpfer einen Märtyrer findet, wird mehr Blutvergießen herbeiführen als eine strenge und entschlossene Gerechtigkeit, wenn sie von Anfang an geübt worden wäre, hätte thun können."

Ein Sturm des Unwillens brach auf der linken Seite des Hauses über diese Worte aus; namentlich hatte der Ausdruck „Rebellen" eine furchtbare Erregung bei denen hervorgerufen, die einst selber auf den Barrikaden mitgekämpft hatten. Furchtbarer Lärm begleitete die Ausführungen, sodaß der Redner mehrmals längere Pausen machen mußte, bis die Ordnung wiederhergestellt war. Ruhiger verlief der Schluß der Rede, in welcher er die Verschiedenheit der politischen Grundsätze kennzeichnete, von welchen die beiden Hauptparteien des Hauses, die monarchische und die demokratische, ausgingen.

„Der Principienstreit", sagte er, „welcher in diesem Jahre Europa in seinen Grundfesten erschüttert hat, ist ein solcher, der sich nicht vermitteln läßt. Die Principien beruhen auf entgegengesetzten Grundlagen, die von Haus aus einander ausschließen. Das eine zieht seine Rechtsquelle angeblich aus dem Volkswillen, in Wahrheit aber aus dem Faustrecht der Barrikaden. Das andere gründet sich auf eine von Gott eingesetzte Obrigkeit, auf eine Obrigkeit von Gottes Gnaden und sucht seine Entwicklung in der organischen Anknüpfung an den verfassungsmäßig bestehenden Rechtszustand. Dem einen dieser Principien sind Aufrührer jeder Art heldenmütige Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, dem andern sind sie Rebellen. Über diese Principien wird nicht durch die parlamentarische Debatte, nicht durch die Majoritäten von elf Stimmen eine Entscheidung erfolgen können; über kurz oder lang muß der Gott, der die Schlachten lenkt, die eisernen Würfel der Entscheidung darüber werfen."

Es tritt hier bereits deutlich die Ansicht hervor, welche der geniale Staatsmann später in seinem berühmten Ausspruch von der alleinigen Lösung der verwickelten vaterländischen Fragen durch Blut und Eisen

zum Ausdruck gebracht hat. Die Verwirrung, welche die heftigen Parteikämpfe gegenüber einer festen, starken Staatsgewalt anrichteten, machte auch jetzt wieder die gedeihliche Entwicklung der Dinge unmöglich. Die Parteiverhältnisse in der Zweiten Kammer wurden je länger je verwickelter. Die Vertreter einer freisinnig-konstitutionellen Richtung mußten, wenn sie die Ausschreitungen der Demokratie hemmen wollten, sich mit den Konservativen verbünden, während sie anderseits gegen die zu weitgehenden Forderungen der äußersten Rechten Unterstützung bei dem entgegengesetzten Flügel der Kampfeslinie suchen mußten. So kam es, daß oft ein Unterschied von wenigen Stimmen das Zustandekommen oder das Scheitern eines wichtigen Gesetzes bedingte.

Diese Wirrnisse waren um so verhängnisvoller, als jetzt Aufgaben an den preußischen Staat herantraten, welche im Interesse des größeren Vaterlandes dringender als je das einmütige Zusammenwirken von Krone und Volksvertretung erheischten. Die deutsche Einheitsbewegung war es, welche an Preußen jetzt Fragen des Seins oder Nichtseins zu stellen begann. Die Regierung versuchte den gordischen Knoten der Parteiverwirrung in der Abgeordnetenkammer zu durchhauen, indem sie dieselbe am 27. April 1849 auflöste.

Es hatte eine Zeitlang den Anschein, als würde diese Maßregel der Regierung einen neuen Volksaufstand in Berlin herbeiführen. Schon begannen die Straßenaufläufe wieder wie im vorigen Jahre. Als den Aufrührern diesmal aber feste Entschlossenheit der Staatsgewalt entgegengesetzt wurde, verlief die Bewegung bald im Sande.

Otto von Bismarck, welcher während der Landtagssitzung in Berlin Wilhelmstraße 71 gewohnt hatte, machte nach der Kammerauflösung eine Reise nach Pommern, kehrte aber nach einigen Wochen zurück, um an dem neuen Wahlkampfe, der sich alsbald entwickelte, in seiner märkischen Heimat teilzunehmen.

Er ließ sich in seinem alten Wahlkreise wieder als Kandidat der konservativen Partei aufstellen. Diesmal hatte er nach den Vorgängen in der Kammer noch einen schwereren Stand als vordem. Ja, die Anhänger der Gegenpartei waren so erbittert auf ihn, daß er selbst in gefährliche Situationen geriet.

Eines Tages, als er in Rathenow seine Kandidatenrede gehalten hatte und den Saal, worin die Versammlung stattgefunden, verlassen wollte, trat ein Rathenower Bürger, der Schornsteinfegermeister Wolf, eilig und erregt auf ihn zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Gehen Sie nicht hinaus, Herr von Bismarck. Sie wollen Ihnen draußen zu Leibe.“ Furcht war Bismarcks Sache nicht. „Ach, glauben Sie doch den Bläffern nicht!“ antwortete er und schritt zum Saale hinaus. Draußen hatte sich ein Volkshaufe angesammelt, welcher den Eingang umdrängte und den Heraustretenden mit Zischen und Schimpfrufen empfing. Bismarck schritt unerschrocken, hochaufgerichtet, durch die erregte Menge hindurch und kam, von dem Schornsteinfegermeister Wolf und dem Stadtschreiber Noack geleitet, ungefährdet zu dem Gasthause, wo er sein Fuhrwerk eingestellt hatte. Aber als er etwas später wieder aus demselben heraustrat, hatte der Volksauflauf so zugenommen, daß er nur mit Mühe den Wagen erreichen konnte. Kaum hatte er denselben bestiegen, so flogen mehrere Steine über seinen Kopf hinweg, gleich darauf auch einer in den Wagen, der ihn am linken Arme traf und nicht unerheblich verwundete. In dem ersten heftigen Schmerz ergriff der Getroffene den Stein, schnellte von seinem Sitze empor und erhob den Arm zum Wurfe. Gleich darauf gewann er seine Besonnenheit wieder, er warf den Aufrührern den Stein verächtlich vor die Füße und gab das Zeichen zur Abfahrt. In demselben Augenblick sauste der Wagen durch die Volksmenge, die zu beiden Seiten Platz machte.

Bei der bald darauf stattfindenden Wahl wurde Bismarck wiedergewählt; er reiste abermals nach Berlin, um bei dem neuen politischen Waffengange noch einmal in die Schranken zu treten, der nicht mehr um die Gestaltung der Staatsverhältnisse im engeren preußischen Vaterlande allein, sondern auch um die Lösung größerer, das Lebensinteresse des gesamten deutschen Volkes geführt wurde.

VIII.

Des Reiches Zepter und Krone.

„Sie ſingen: Des Deutſchen Vaterland
Von Donau, Belt und Rhein,
Von Bayerland und von Steyerland,
Von Schwabenland und vom Main;
Doch kommt zum ‚Nenne mir‘ der Geſang,
Da wird's ein Grunzen mit Sang und Klang,
Bis einer ruft: ‚das ſoll es ſein!‘
Ein andrer lärmt: ‚Muß größer ſein!‘
Sie ſingen: Des Deutſchen Vaterland
Und ſuchen den Schluß vergebens;
Heil dem, der ſolch ein Lied erfand
Zum Denkmal deutſchen Strebens!
Gelernt wird's ſchon ſeit fünfzig Jahr'n
Und iſt und bleibt doch ſo verfahr'n
In Lied, in Wort, in groß und klein —
O Gott, vom Himmel ſieh darein!“

M. Ant. Niendorf.

Der Sturm der Märzrevolution des Jahres 1848 hatte den alten, ſo oft unterdrückten Kampf um die deutſche Einheit in allen deutſchen Staaten zu neuer, helllodernder Flamme entfacht. Die Vaterlandsfreunde aller deutſchen Völkerſchaften in Nord und Süd hatten die Überzeugung, daß der Streit um freiheitliche Verfaſſung in den Einzelländern nur dann zum vollen Siege führen könne, wenn zugleich eine geſunde und zeitgemäße Verfaſſung des Geſamtvaterlandes als Kampfpreis errungen werde. Sie ſetzten daher ihre ganze Kraft ein, dieſes weitere Ziel mit dem näheren zu erreichen. So mündeten die

Fluten aller einzelnen Bewegungen zuletzt in den Hauptstrom der allgemeinen deutschen Einheitsbestrebungen. Sehen wir, welchen Verlauf dieselben nahmen!

In den Stunden der Gefahr, als die Märzstürme an den Grundfesten der Throne rüttelten, beeilten sich die Fürsten durch verheißungsvolle Kundgebungen das Verlangen ihrer Völker auch in der deutschen Sache zu beschwichtigen. Preußens König begann den Reigen mit seiner Erklärung, daß er sein Volk unter das ehrwürdige Banner des Deutschen Reiches gestellt habe, und daß der alte Hohenzollernstaat fortan in Deutschland aufgehen sollte. Doch so schön die Worte klangen, die Schritte zur Verwirklichung derselben waren bei den Wirrungen der Zeit so verfehlte, wie der abenteuerliche Umzug des Königs und seiner Würdenträger im Schmuck der schwarz-rot-goldenen Farben durch die Straßen Berlins.

In den deutschen Ländern, deren Völker einst mit freudiger Zuversicht auf Preußens neuen Herrscher geblickt hatten, erhob sich jetzt nach den Ereignissen der Berliner Sturmtage ein durch die Anhänger der republikanischen Partei verursachter Lärm, welcher den Romantiker auf dem Throne mit einer Flut von Schmähungen übergoß. Als die Staatslenker in Wien von jener Berliner Kundgebung vernahmen, fuhr ihnen jäher Schreck durch die Glieder, daß Österreich seine leitende Stellung in Deutschland verlieren könnte, wenn sie nicht auch eiligst zu gunsten der deutschen Bewegung eine Komödie in Scene setzten. Alsbald wehte die schwarz-rot-goldene Fahne vom Stephansturme; der Kaiser erschien mit einem solchen Banner in der Hand an einem Fenster der Hofburg und zeigte sich dem jubelnden Volke. Zeitungsartikel und patriotische Reden flossen über von deutscher Gesinnung. Und wenn in diesen Kundgebungen auch der fast schwachsinnige Kaiser Ferdinand mit der trotz aller Schwächen doch ritterlichen Gestalt des Preußenkönigs als Bewerber um des Reiches Zepter und Krone nicht in die Schranken treten konnte, so fand man in der Person des Erzherzogs Johann, der sich wegen eines angeblichen Trinkspruchs auf die deutsche Einheit weitreichender Volksgunst erfreute, einen würdigen Ersatzmann. Unverzüglich erließ das Wiener Kabinett an alle deutschen

Höfe ein Rundschreiben, wodurch gegen jede Änderung der Bundesverfassung ohne die Zustimmung aller Mächte Verwahrung eingelegt wurde. Die Regierungen der deutschen Mittel- und Kleinstaaten schwankten wie stets mit ihren Zuneigungen zwischen den beiden Großmächten.

Auf König Friedrich Wilhelm IV. wirkte die Wahrnehmung dieser Vorgänge äußerst abkühlend. Wie eifrig der Vertreter Preußens am Bundestage, Freiherr von Arnim, auch bemüht war, den König zum Fortschreiten auf der betretenen Bahn zu bewegen, es war vergebens. Er erreichte nur, daß eine Erklärung an die deutschen Regierungen erlassen wurde, daß Preußen bereit sei, ständische Abgeordnete nach Frankfurt a. M. zu senden, wenn dies etwa im Bundesrate beschlossen werden sollte. Von dem Versprechen des Königs, die Leitung der deutschen Bewegung für die Tage der Gefahr zu übernehmen, war nicht mehr die Rede. Er unterließ die Maßregeln, die vielleicht zu einer glücklichen Lösung der schwierigen Angelegenheit geführt hätten: Aufforderung des Bundestages, alsbald die Wahlen zu einem deutschen Parlamente auszuschreiben, Aufforderung an die Regierungen, Mithilfe bei Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs zu leisten, Erklärung, zur Eröffnung des Parlaments persönlich zu erscheinen und verantwortliche Minister zur Führung der Geschäfte einzusetzen, Forderungen, wie sie von den Vorkämpfern der deutschen Sache gestellt wurden.

Vorgänge anderer Art trugen dazu bei, die allgemeine Verwirrung noch zu erhöhen. In Schleswig-Holstein hatte sich das Volk erhoben, um sich der Vergewaltigung seiner verbrieften Rechte durch den König von Dänemark, der jetzt unter den Zeitwirren die Einverleibung Schleswigs ungehindert vollziehen zu können meinte, mit den Waffen in der Hand zu widersetzen. Freiherr von Arnim sah jetzt für Preußen eine günstige Gelegenheit, das geschwächte Ansehen bei den deutschen Völkerschaften wieder zu stärken, wenn es dem verlassenen Bruderstamme im Norden, welchem die Herzen aller Deutschen gleich heiß entgegenschlugen, in dem Kampf um seine Rechte Hilfe leistete Es gelang dem für die deutsche Sache begeisterten Staatsmanne, den König für seine Meinung zu gewinnen, und alsbald rückte eine preußische Heeresmacht zum Schutze

der Herzogtümer, begleitet von dem Jubel des Volkes, gen Norden. Doch die Enttäuschung sollte bald folgen. Die Großmächte, besonders Rußland, sahen in dem eigenmächtigen Vorgehen Preußens einen Bruch älterer Verträge und nahmen eine feindliche Haltung gegen den allzu eilfertigen Retter der bedrohten Schleswig-Holsteiner an. Ein Aufstand in Polen, für dessen Entstehung der Kaiser von Rußland die preußische Regierung wegen ihres nachgiebigen Verhaltens der liberalen Bewegung gegenüber verantwortlich zu machen suchte, trug noch dazu bei, die Spannung zwischen den beiden Nachbarreichen bedenklich zu erhöhen. Ein anderes Hemmnis für die deutsche Sache war die demokratische Bewegung, die mit wilder Leidenschaft auf den Umsturz aller bestehenden Staatsordnungen hinarbeitete.

So gewahrten die Vertreter des Einheitsgedankens Verwirrung und Hindernisse ihrer Bestrebungen, wohin sie blickten. Doch ihre nationale Begeisterung trieb sie zu um so eifriger Thätigkeit an.

Von der Macht des allgemeinen Stromes fortgerissen, schickte sich auch der gute Bundestag an, die Mode mitzumachen und auch seinerseits eine Kundgebung für die deutsche Einigung zu wagen. Er ließ auf seinem Palaste die deutsche Fahne aufstecken und kam dem Verlangen des Volkes nach einem deutschen Parlamente dadurch entgegen, daß er für die siebzehn Kurien je einen liberalen Vertrauensmann zur Mitarbeit an dem Entwurf einer Bundesverfassung berief. Das Ergebnis des Bemühens dieser Vereinigung, der Zusammenkoppelung des Pegasus mit dem Zugstier ähnlich, war ein Machwerk von höchst zweifelhaftem Werte. In den wichtigen Punkten, der Bildung einer einheitlichen Reichsregierung und der Wahl eines Oberhauptes, konnte keine Einigung erzielt werden. Um aus dieser Verlegenheit herauszukommen, erließ der Bundestag ein Gesetz, wonach die Regierungen vom Volke gewählte Abgeordnete zu einem deutschen Vorparlamente nach Frankfurt entsenden sollten, welchem das Verfassungswerk weiter zu fördern überlassen werden sollte. Der Bundestag, der rechte Vertreter der Deutsch-Michelei, zeigte auch jetzt wieder, daß ihm die Kraft schöpferisch zu wirken durchaus fehlte.

Das Vorparlament, aus 500 Mitgliedern, zumeist Süddeutschen

neben zwei Österreichern und 141 Preußen bestehend, begann seine Thätigkeit in Frankfurt am 31. März 1848. Auch demokratische Elemente waren darin vertreten, welche sogleich die Verkündigung einer unteilbaren deutschen Republik als Forderung erhoben. Doch die Mehrzahl der Abgeordneten zeigte eine allen Gewaltthaten abgeneigte Gesinnung, sodaß jene Umstürzler nicht zur Geltung kamen. Von den Vorschlägen, welche die stürmischen Verhandlungen als Frucht zeitigten, waren die wichtigsten folgende: Schleswig und Ost- und Westpreußen sollten fortan als zum Deutschen Bunde gehörig betrachtet werden, die Herstellung Polens — unbekümmert darum, daß dadurch ein blutiger Krieg mit Rußland heraufbeschworen werden würde — wurde als eine heilige Pflicht des deutschen Volkes bezeichnet, je 50 000 Einwohner aller deutschen Länder sollten einen Abgeordneten wählen und zu einer konstituierenden Nationalversammlung entsenden, welcher die Ausarbeitung einer Verfassung obliege.

Während die über ihre Niederlage in den Verhandlungen des Vorparlaments höchst erbitterten Demokraten an verschiedenen Orten Volksaufstände erregten, die indessen bald unterdrückt wurden, erfolgten die Wahlen zur Nationalversammlung. Gleichzeitig arbeitete ein Ausschuß von 50 Mitgliedern des Vorparlaments in Verbindung mit den erwähnten 17 Vertrauensmännern des Bundesrates an dem Entwurf eines Verfassungswerkes, der hauptsächlich nach den Vorschlägen Dahlmanns, des ehemaligen, vom König von Hannover vertriebenen Göttinger Professors, zu stande kam. Dieser Entwurf, von der Voraussetzung ausgehend, daß Österreich aus dem Deutschen Bunde ausscheide, dem König von Preußen die erbliche Kaiserkrone übertragen werde, rief auf mehreren Seiten, besonders bei den Radikalen und bei der Regierung Österreichs und ihren Anhängern, lebhaften Widerspruch hervor. Auch in Preußen fand derselbe nicht die allgemeine Zustimmung, welche die Verfasser erwartet hatten. Während dem Werke, welches den zeitgemäßen liberalen Forderungen durchaus Rechnung trug, seitens des Prinzen Wilhelm von Preußen, der den Entwurf in einem Brief an Bunsen für eine große Erscheinung, ein Meisterstück der Klarheit, Gediegenheit und Kürze nannte, hohe An-

erkennung gezollt wurde, verhielt sich der Mann, von dessen Entschließungen das Gelingen der Verwirklichung der Vorschläge abhing, vollständig ablehnend.

König Friedrich Wilhelm IV. vermochte sich von seinen großdeutschen Plänen, die Österreich mit in das zukünftige Reich einbegriffen, und von seinen mittelalterlichen Anschauungen nicht loszumachen. Ihm hatte es eine Zuschrift Alberts, des englischen Prinzgemahls, angethan, der sich auch zu einem Entwurfe für die Umgestaltung der deutschen Staatenverhältnisse berufen fühlte. Hiernach war das zu erstrebende Ziel die Gründung eines deutschen Staatenbundes mit einem Fürstenrat und einem Parlament, welchem ein für allemal der Kaiser von Österreich als „Ehrenhaupt teutscher Nation" mit dem Titel eines römischen Kaisers, daneben ein auf Lebenszeit vom Volke gekürter, durch einen Erzbischof gesalbter „teutscher König" als höchste Reichsobrigkeit an die Spitze zu stellen seien. Wirklich setzte sich der Romantiker auf dem Preußenthrone auch mit Österreich und den anderen deutschen Bundesregierungen in Verbindung, den Plan zur Durchführung zu bringen. Daß indessen dies Vorgehen mißlang, bewirkten die preußischen Minister, welche die Interessen des Staates nicht in so schwärmerischer Großmut, wie der König dem Hause Habsburg, zu opfern geneigt waren. Auch aus anderen deutschen Ländern traten Verfassungsentwürfe für das zukünftige Reich hervor, die zum Teil noch abenteuerlicher und widersinniger waren, als der des Königs von Preußen, und von denen behauptet wurde, daß sie nichts Gutes an sich hatten, als ihre Undurchführbarkeit. Die Staatsleitung Österreichs verhielt sich bei der Stimmung im eigenen Volke, das in seiner Begeisterung für die Einheitsbestrebungen stark abgekühlt worden war und in seiner Mehrzahl zunächst Österreicher und dann erst Deutsche sein zu wollen erklärte, vorsichtig abwartend. Ein neuer Revolutionsausbruch in Wien, infolgedessen die kaiserliche Familie nach Innsbruck entfloh, verhinderte zudem auch eine mitratende Thätigkeit in dieser Frage.

Während also im deutschen Volke der Meinungsstreit um die Frage, ob großdeutsch, mit Einschluß Österreichs, oder kleindeutsch, mit

Ausschluß desselben, hin- und herwogte, zog am 18. Mai 1848 die Nationalversammlung in einer stattlichen Schar von nahezu 600 Abgeordneten durch die festlich geschmückten Straßen der alten Kaiserstadt am Main unter Glockengeläut, Kanonendonner und dem Jauchzen dichtgedrängter Volksmassen der Paulskirche zu, um ihre Sitzungen daselbst zu beginnen. Die hervorragendsten Geister des deutschen Volkes waren in dieser Versammlung vertreten. Männer, deren Namen als Volksführer, Gelehrte und Dichter besten Klang hatten, wie Dahlmann, Droysen, von Raumer, Gervinus, Welcker, Jakob Grimm, Heinrich von Gagern, Beckerath, Mathy, von Radowitz, Fürst Lychnowski, Arndt, Uhland, befanden sich in dem feierlichen Zuge. Eine Fülle des Geistes, Talentes und Wissens, der Beredsamkeit, des idealen Strebens und der begeisterten Vaterlandsliebe, wie sie hier vereinigt war, ist wohl kaum je wieder in einer ähnlichen Versammlung zusammen gefunden worden. Mit den höchsten Erwartungen richteten sich die Blicke aller Deutschen nach Frankfurt. Und was war das Schlußergebnis der ehrlichen, eifrigen Arbeit der dort versammelten Sendboten des Deutschen Volks? —

Mit Mut und Kraft gingen die Männer an die Lösung der ihnen gestellten Aufgabe, sich dessen wohlbewußt, daß sie die Geschicke des Vaterlandes in ihrer Hand hielten. Doch an den Klippen der Zeitverhältnisse mußte jedes Unternehmen, die damals noch unlösbare Frage der deutschen Einigung zu lösen, fast mit Notwendigkeit scheitern. Die Möglichkeit zum Gelingen einer solchen Herkulesarbeit, wie sie hier zu thun war, wäre vielleicht gegeben gewesen, wenn dem deutschen Volke ein Staatsmann von höchster genialer Kraft, von Weisheit und Erfahrung erstanden wäre, der das Steuerruder ergriffen und das wild umwogte Schiff des Zukunftreiches unter dem Schutze einer starken königlichen Macht und Würde geführt hätte. Unter der Leitung aber so vieler, wenn auch noch so tüchtiger Köpfe und Sinne, trieb das Fahrzeug hin und her und kam nicht in den Hafen. Die glänzende Versammlung war, wie Sybel treffend bemerkt, trotzdem und alledem eine Bestätigung des alten Wortes, daß die Staatskunst die höchste Leistung des menschlichen Geistes sei, zu der man nur durch angeborene Genialität oder durch lange Schulung in strenger Methode gelange.

An der Spitze des ersten deutschen Parlaments wurde durch freie Wahl der Mitglieder ein Mann berufen, auf den man die größten Hoffnungen setzte. Es war der hessen-darmstädtische Volksführer und Staatsmann Heinrich von Gagern, eine Persönlichkeit von seltener Bedeutung, klug, gebildet und in begeisterten Momenten von hinreißender Beredsamkeit, festen, tadellosen Charakters, beseelt von dem Mut, für seine Überzeugung und wahrhaft freiheitliche Gesinnung alle Kraft einzusetzen. Doch war, wie er unumwunden selber bekannt, seine sittliche Stärke größer als seine geistige Befähigung. Der Mann, der Deutschland damals vor vielem Mißgeschick bewahren, es hätte retten können, war er nicht; dazu fehlte ihm nach dem Urteil sachkundiger Beurteiler die staatsmännische Gabe, mit klarem, scharfem Blicke die Dinge im richtigen Lichte zu sehen und danach ihre Folgen zu bemessen.

Dennoch vermochte Heinrich von Gagern als Präsident und erster Führer der Nationalversammlung dieser bald den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Die Worte, in welchen er beim Beginn der Beratungen die Aufgabe der Versammlung bezeichnete, waren bei der großen Mehrheit derselben von zündender Wirkung.

„Wir wollen schaffen", sagte er, „eine Verfassung für Deutschland, für das gesamte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. — Die Schwierigkeit, eine Verständigung mit den Regierungen zu stande zu bringen, hat das Vorparlement richtig vorgefühlt und aus dem Charakter einer konstituierenden Versammlung vindiziert. Deutschland will eins sein, regiert vom Willen des Volkes unter Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Staatsregierungen zu erwirken, liegt im Berufe dieser Versammlung."

Die Versammlung beschloß als einen der ersten Schritte zur Lösung ihrer Aufgaben die Einsetzung einer Zentralgewalt, auf deren Machtmittel sich die Ausführung der gefaßten Beschlüsse des Parlaments stützen könne. Man trat zu diesem Zwecke nicht, wie der Badener Mathy vorschlug, mit dem Bundestage, der noch im Besitze der Heereskräfte war und trotzdem in seiner ganzen Verfassung der freiheitlichen Sache nicht mehr gefährlich werden konnte, in Verbindung, sondern zog

es vor, eine neue ausführende Reichsbehörde zu schaffen. An der Spitze derselben sollte nach verschiedenen Ansichten entweder die Person eines Reichsverwesers oder ein Direktorium von drei Mitgliedern, deren eines von Österreich, ein anderes von Preußen und das dritte von den kleineren Staaten zu bezeichnen sei, berufen werden. Nach mancherlei Beratungen entschied man sich für die Einsetzung eines Reichsverwesers, und zwar nach Gagerns Worten mit einem „kühnen Griff" für einen aus den höchsten Sphären. Am 29. Juni wurde Erzherzog Johann von Österreich zum Träger dieser neuen Würde von der überwiegenden Mehrheit der Versammlung gewählt.

Erzherzog Johann nahm die Wahl an, zog am 11. Juli in Frankfurt am Main unter feierlichem Gepränge ein und wurde am Tage darauf in die Nationalversammlung eingeführt, wo er unter unendlichem Beifall das von derselben erlassene Gesetz über die Gestaltung und Machtbefugnis der provisorischen Zentralgewalt treu zu halten und sich fortan ganz dem Wohle Deutschlands zu widmen gelobte. Als er darauf von der Paulskirche nach dem Bundespalaste hinübergezogen und dort den Abschiedsgruß des sich nunmehr — einstweilen! — zur Ruhe setzenden Bundestages entgegen genommen hatte, schritt er zur Bildung eines Reichsministeriums, in welchem sehr rücksichtsvoll die verschiedenen deutschen Landsmannschaften Vertretung fanden, ein Mitglied des deutschen Hochadels, Fürst von Leiningen, den Vorsitz erhielt. Der Bedeutendste oder mindestens Klügste unter den Erwählten war der Österreicher, Ritter Anton von Schmerling, welchem das Ministerium des Äußeren übertragen wurde.

Anfangs schien sich die Regierung des Herrschers über das „Reich Frankfurt" auf das erfreulichste zu gestalten. Kaum eine der deutschen Regierungen wagte gegen die Vorgänge in Frankfurt Widerspruch zu erheben; willig fügten sich die Kleinstaaten der Verfügung des Schattenkaisers ohne Land und Heer, daß ihm am 6. August sämtliche Bundestruppen huldigen sollten. Die Großmächte wichen dem Befehle zwar aus, aber bewahrten im übrigen eine durchaus friedliche Haltung. Österreich, wo die Revolution von neuem wütete, lag in den Zuckungen einer lebensgefährlichen Krisis; Preußen hatte gleichfalls noch vollauf

mit dem Ordnen der eigenen Angelegenheiten zu thun. Und so geschah es, daß der König Friedrich Wilhelm IV. den Reichsverweser zu dem am 14. August stattfindenden Dombaufeste in Köln einlud und diesen, der auf festlich geschmückten Schiffen mit einer Schar von Abgeordneten der Nationalversammlung den Rhein hinabfuhr, an den Ufern überall von Volksmengen bejubelt, in der alten Hauptstadt der Rheinlande vor dem ehrwürdigen Meisterbau vergangener Jahrhunderte auf das herzlichste bewillkommnete und ihn und sein Geleit in beredten Worten als die „Baumeister am Werke der Einheit" feierte.

Die Mitglieder der Nationalversammlung, welche zu den Ansichten ihres Präsidenten schwuren, schwelgten in der Freude über den Erfolg, der nach ihrer Meinung mit Gagerns „kühnem Griff", der Einsetzung des Reichsverwesers, gethan worden sei. Allein die Ernüchterung sollte nicht ausbleiben.

Anstatt nun die Gunst der Zeitverhältnisse mit neuem, wirklich kühnem Griff zu benutzen und rüstig das Verfassungswerk zu stande zu bringen, verbrachte das Parlament die Zeit mit der pedantischen Gründlichkeit deutscher Professoren und Juristen in langatmigen Beratungen der „Grundrechte aller Deutschen". Als man endlich darüber hinweg gekommen und nun an die wichtigste Aufgabe, die Vollendung des deutschen Verfassungswerkes ging, war die Lage eine gänzlich veränderte geworden.

Unter der Gleichgültigkeit, die sich des deutschen Volkes bei den interesselosen Beratungen seiner Vertreter bemächtigt hatte, war der Rausch der allgemeinen Begeisterung geschwunden. Die Umsturzpartei hatte Zeit gewonnen, für ihre Sache neue Anhänger zu gewinnen und in Frankfurt blutige Straßenkämpfe in Scene zu setzen. Österreich hatte inzwischen die sein Dasein bedrohenden Volksaufstände in Ungarn, Italien, Serbien und Kroatien siegreich zu bekämpfen vermocht und gewann mit der Berufung des Fürsten Felix von Schwarzenberg und der Thronbesteigung eines neuen Herrschers, Franz Josephs I., der an Stelle des abgedankten Kaisers Ferdinand trat, eine feste, thatkräftige Regierung. In Preußen hatte mit dem Grafen Brandenburg und dem Freiherrn von Manteuffel ein „Ministerium der That" die Staatsgeschäfte übernommen.

Der Streit um die Frage über den Einschluß oder Ausschluß Österreichs in das neue Deutsche Reich kam jetzt zu vollem Ausbruch. Die Anhänger des Kaiserstaates, die Vertreter der großdeutschen Bestrebungen, setzten alle Hebel in Bewegung, ihre Pläne zur Geltung zu bringen. Allein Österreich selbst that das Mögliche, dieselben zu durchkreuzen. Nach langem Hinundherschwanken verkündete die Regierung Schwarzenbergs endlich am 7. März 1849 eine Gesamtstaatsverfassung für Österreich, durch welche dasselbe, einschließlich Ungarn und Italien, für eine unteilbare, konstitutionelle Monarchie erklärt wurde. Österreich gab dadurch, daß es sich selbst konstituierte, ohne sich um Deutschland zu kümmern, Deutschland das Recht, ja legte ihm die Pflicht auf, nun auch seinerseits, ohne Österreich zu fragen, seine Angelegenheit zu ordnen. Die Frankfurter Nationalversammlung zögerte nun nicht mehr, ihren Entschluß zu fassen. In der Sitzung am 27. März wurde die Entscheidung über die Frage der Erblichkeit der Würde des zu wählenden Reichsoberhauptes mit dem Titel eines Kaisers der Deutschen durch eine Mehrheit von — 4 Stimmen herbeigeführt. Am folgenden Tage, am 28. März 1849 entschieden von den 538 vertretenen Stimmen 290 für Friedrich Wilhelm, König von Preußen; die übrigen Mitglieder — Österreicher, Bayern, Ultramontane — enthielten sich der Wahl. Glockengeläute und Kanonendonner verkündete der Stadt das Ereignis, und der elektrische Draht verbreitete es durch alle Lande. Eine Abordnung von 32 Mitgliedern der Nationalversammlung — unter ihnen Vater Arndt, Dahlmann, Friedrich von Raumer — geführt von dem Präsidenten, begab sich auf die Reise nach Berlin, um dem neugekürten Kaiser die Botschaft von seiner Wahl zu überbringen und von ihm die erhoffte Annahme entgegenzunehmen.

Das Verfassungswerk war mit diesem Beschlusse der Nationalversammlung abgeschlossen. Die wichtigsten Punkte desselben waren: ein Kaiser mit einem verantwortlichen Ministerium und den gewöhnlichen konstitutionellen Rechten, dem Recht der Kriegserklärung und des Friedenschließens — doch eines nur aufschiebenden Einspruchsrechtes —, ein Volkshaus von Abgeordneten, aus unmittelbaren und allgemeinen Wahlen hervorgegangen, ein Staatenhaus, dessen Mitglieder zur Hälfte von

Volksständen der Einzelstaaten, zur Hälfte von den Regierungen ernannt werden, dabei ein vollgerüttelt Maß von „Grundrechten“ und Freiheiten, wonach jede Religionsgesellschaft ihre Angelegenheiten selbständig verwalten, der Adel als Stand, die Titel ohne Amt abgeschafft werden sollten, endlich Einsetzung eines unabhängigen Reichsgerichtes zur Entscheidung aller Streitigkeiten zwischen Regierungen und Ständen, wie zwischen den Regierungen untereinander und zwischen der Reichsgewalt. Es wäre dies alles gar schön und gut gewesen, wenn die konstituierende Nationalversammlung nun auch die Macht hinter sich gehabt hätte, ihre Beschlüsse durchzuführen. Allein hiermit war es weniger gut bestellt. Das Parlament hatte, auf die Souveränität des Volkes fußend, den deutschen Regierungen keinen Anteil an den Beratungen gewährt. Dem Reichsverweser fehlte es trotz seiner Vertretung einer deutschen „Zentralgewalt“ an thatsächlicher Macht. Es war nun die Frage, ob die Volkssouveränität ausreichen würde, die Verfassung zur Geltung zu bringen, auch für den Fall, daß ihrer Einführung die Fürsten hindernd in den Weg träten.

In dem Freudenrausch über das Gelingen des Werkes mochten die Anhänger der Kaiserpartei in der Nationalversammlung diese Frage gar nicht in Betracht ziehen. Zunächst war freilich alles davon abhängig, wie sich König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu der ihm dargebrachten Krone verhalten würde. Eine Ablehnung derselben mußte die verhängnisvollsten Folgen für die deutsche Sache nach sich ziehen. Und wie hatte sich der König bisher zu dieser Frage gestellt?

Schon im November des vorigen Jahres war Heinrich von Gagern nach Berlin geeilt, um den König für die Annahme der Kaiserkrone zu gewinnen. In einer Audienz zwar gnädig empfangen, hatte der Bote des Parlaments doch nur die Abneigung des Königs gegen die Annahme einer Krone aus den Händen der Frankfurter Volksvertretung erfahren. Freilich hatte der gefühlsweiche König Gagern beim Abschiede umarmt und ihn seinen Freund genannt; aber ob dies allein zu den Hoffnungen berechtigte, der König werde im entscheidenden Augenblicke das vom deutschen Volke dargebotene Geschenk der Krone nicht zurückweisen?

Auch Vater Arndt hatte zuvor einen Schritt gethan, auf seinen König einzuwirken und hatte ihn mit der Beredsamkeit eines Volkspropheten förmlich beschworen, die dargebotene Krone zum Heil, zur Rettung des deutschen Vaterlandes anzunehmen. „Ja, erhabenster König und Herr", hatte er ihm zugerufen, „groß ist die Gefahr des Augenblicks; aber herrlich ist auch der Preis, der dem Mute winkt. Dir bleibt kein Mittel mehr; wage voll und ganz deutsch zu sein; wage, Retter und Halter des deutschen Vaterlandes zu werden; wage, alle seine Gefahren zu teilen, zu nehmen und zu übernehmen; wage, ganz mit dem Vaterlande zu stehen, und Du wirst stehen und bestehen! Mit diesem Mut, mit seinem Mut, wodurch Dein Vater weiland aus schwersten Nöten und Gefahren errettet und zu Glanz und Ruhm wieder aufgerichtet ist, segne Dich Gott! In diesem königlichen Mute halte fest an Deinem königlichen Wort und kühnen Entschlüssen! Jedes Weichen wäre Verderben. Mut und Hochherzigkeit und die stolze, jeder Gefahr die leuchtende Stirn bietende Majestät wird Deine eigenen Getreuen ermutigen und stärken bis in den Tod und Dir die Herzen der Völker Deutschlands gewinnen! — Die Gefahr ist stets für Preußen eine sieglockende Sonne gewesen. — In der Größe des Kühnen, in dem Glanze des Hohen wird der kleinliche Jammer untergehen, und selbst der radikale und sozialistische Jammer und Unsinn wird sich in dem Edlen und Hohen vernichtet fühlen." —

Zwar in gleich herzlicher Sprache, aber doch in ablehnendem Sinne war das Antwortschreiben gehalten, welches der König dem greisen Vaterlandsfreunde sandte. „Wo ist der Auftrag", hieß es in demselben, „der diese Männer berechtigt, über rechtmäßige Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen Kaiser und König zu setzen? Wo ist der Rat der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? — Und was würde mir geboten? Ist diese Geburt des gräßlich kreißenden 1848sten Jahres eine Krone? Das Ding, von dem wir reden, trägt nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, drückt nicht den Stempel ‚von Gottes Gnaden' aufs Haupt, ist keine Krone." — — —

Der König hatte seine Meinung inzwischen nicht geändert. Doch

ließ er sich jetzt unter dem Druck der Verhältnisse in Unterhandlungen ein und beschloß, die Kaiserbotschaft nicht kurzer Hand abzuweisen. In einem am 2. April stattfindenden Ministerrate gab endlich der König seine Willensmeinung in dieser Angelegenheit kund. Sie ging in den Hauptpunkten dahin: Vor allem sei zu erstreben, durch Beratung mit den deutschen Fürsten, einschließlich Österreich, der Neugestaltung Deutschlands eine sichere Grundlage zu geben. Die Bildung des deutschen Bundesstaates, wie sie in Frankfurt aufgefaßt sei, könne nicht gelingen, wenn sich ihr die deutschen Könige entzögen. Die Annahme des Kaisertitels halte er unter allen Umständen für unangemessen.

Am 2. April trafen die Überbringer der Volksbotschaft aus Frankfurt in Berlin ein. Begeisterter Jubel des Volkes tönte ihnen als Willkommensgruß entgegen. Am folgenden Tage wurden sie vom Könige unter Anwesenheit der sämtlichen Prinzen des Königlichen Hauses, der Minister und des Hofstaates im Rittersaale des Schlosses feierlich empfangen und mit herzlichen Worten begrüßt. In bewegter, ergreifender Rede übermittelte der Führer der Kaiserdeputation, Präsident Simson, dem Könige den Beschluß des deutschen Parlaments, und mit fester, klarer Stimme antwortete der König darauf im Sinne des Tags zuvor gefaßten Entschlusses:

„Ich erkenne", sagte er, „in dem Beschlusse der Nationalversammlung die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf meine Hingebung, meine Treue und Liebe zum gemeinsamen Vaterlande stützen. Aber ich würde ihr Vertrauen nicht rechtfertigen, ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich mit Verletzung heiliger Rechte und meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und Freien Städte Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß. An den Regierungen der deutschen Stämme wird es jetzt sein, in gemeinsamer Beratung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt. — Dessen

aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen Gauen: bedarf es des preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere oder innere Feinde, so werde ich auch ohne Ruf nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Die Antwort war eine ausweichende, nicht durchaus ablehnende, aber auch nicht zustimmende. Der König machte die Annahme der Krone von der Zustimmung der deutschen Fürsten abhängig. Man hätte sie so auffassen können, als wollte der König zu so wichtigem Schritt Bedenkzeit gewinnen. Allein die Mehrzahl der Frankfurter Beauftragten erblickten eine Ablehnung darin und berichteten, den Grundsatz der Volkssouveränität aufrecht erhaltend, am 4. April dem Reichsministerium, da der König die Verfassung, auf Grund deren ihm die Kaiserkrone angeboten sei, nur als einen der Revision bedürftigen Entwurf betrachte, müsse ihre Sendung als gescheitert angesehen werden. Mit beklommenem Herzen trat die Gesandtschaft ihre Rückreise nach Frankfurt an. Wie ein drückender Alp legte sich die Nachricht von des Königs Entscheidung auf die Herzen des Volkes. Die freudigen Hoffnungen, welche man auf einen glücklichen Ausgang der deutschen Einheitssache gesetzt hatte, waren vernichtet.

Zwar wurden noch vermittelnde Versuche gemacht; doch dieselben führten zu keinem günstigeren Ergebnis. Das Reichsministerium ließ durch eins seiner Mitglieder, den dem Könige persönlich werten Herrn von Beckerath, neue, den Wünschen des Königs auf halbem Wege entgegenkommende Vorschläge unterbreiten. Der Sendbote nahm bei der ihm gewährten Unterredung mit dem Könige die ganze Kraft seiner Beredsamkeit zusammen, um den König zur Annahme dieser Vorschläge zu bewegen, indem er unter anderem nochmals auf die große Gefahr hinwies, die mit einer Ablehnung verbunden sei; die Gefahr aber nach den Worten Ernst Moritz Arndts für Preußen stets eine sieglockende Sonne gewesen sei. Doch vergebens! Der König stand auf, ging erregt im Zimmer auf und ab, blieb dann vor dem Redner stehen und sagte: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen;

ich bin kein großer Regent". Es boten auch die Minister, sowie besonders der Prinz und die Prinzessin von Preußen ihren Einfluß auf, den König für die Annahme zu gewinnen; doch es war alles vergebens. Der König vermochte sich zu einem andern Entschlusse nicht aufzuraffen.

Zwar war die Aufgabe, die dem Könige mit der Übernahme der Kaiserkrone gestellt wurde, eine große und schwere; er hätte den Kampf aufnehmen müssen mit einer Reihe deutscher Fürsten im Zusammenwirken mit den revolutionären Volksmassen, der republikanischen Partei, vor allem aber mit dem von Rußland unterstützten Österreich, welches gutwillig dem neuen Oberhaupte nie die erste Stelle in Deutschland eingeräumt hätte. Dies alles aber hätte ein Held wie Friedrich der Große mit dem tapferen Preußenvolke im Bunde mit einer Schar von Hunderttausenden begeisterter deutscher Vaterlandsfreunde vielleicht siegreich durchgeführt. Allein Friedrich Wilhelm IV. war leider kein Friedrich der Große. Es stand zum Unheil Preußens und Deutschlands im entscheidenden Augenblick der unrechte Mann an der rechten Stelle.

Das Schicksal der deutschen Sache war damit besiegelt. Die deutsche Nationalversammlung, die einst mit jubelndem Zuruf des Volks in die alte Kaiserstadt am Main eingezogen war, löste sich nach kurzem Todeskampfe auf; der letzte Rest derselben, welcher sich, durch die Verhältnisse gezwungen nach Stuttgart geflüchtet, wurde durch ein Militärkommando auseinandergejagt. Mit wehmutsvollem Herzen blickt man auf das Bild, welches unser armes Vaterland in jener Zeit und noch lange nachher bot. — —

Fast wunderbar erscheint das Verhalten, welches der deutschen Bewegung jener Zeit gegenüber der Mann einnahm, der von der Vorsehung berufen war, das Werk zu vollenden, welches damals an der Ungunst der Verhältnisse so kläglich scheiterte. Otto von Bismarck war gewiß stets ein begeisterter Vaterlandsfreund und ist im Herzen ein eigentlicher Gegner des deutschen Einheitsstrebens nie gewesen. Aber er gehörte zu den Männern, welche den Glanz der preußischen Königskrone der neuen deutschen Kaiserkrone unter den gebotenen Bedingungen nicht zum Opfer bringen wollten.

Als in den Tagen der Entscheidung über Annahme oder Ablehnung der vom Frankfurter Parlament dargebotenen Kaiserkrone zahlreiche Kundgebungen aus dem Volke zum Throne Friedrich Wilhelms IV. drangen, wurden auch in der preußischen Abgeordnetenkammer Schritte gethan, auf die Entschließung des wankelmütigen Königs einzuwirken. Von Rodbertus und seinen liberalen Parteigenossen wurde am 20. April ein dringender Antrag auf Anerkennung der in Frankfurt vereinbarten Reichsverfassung und Annahme der Kaiserkrone gestellt. In stürmischer Sitzung wurde der Antrag beraten. Mit begeisterten Worten mahnte der Abgeordnete von Vincke die Regierung, den Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, der die Geschicke des ganzen deutschen Volkes in Preußens Hand gelegt. Die Regierung des Königs hatte ihre Entscheidung längst getroffen; in ihrem Namen erklärte Graf Brandenburg, daß sich die Minister außer stande sähen, dem Könige die Annahme der Reichsverfassung zu raten, da die Einwendungen der Regierungen gegen dieselbe vom Parlament unberücksichtigt geblieben seien. „Ich erkenne die Macht der öffentlichen Meinung an", hieß es in der Rede des Ministerpräsidenten, „aber man darf nicht rücksichtslos das Schiff den Winden und Strömungen überlassen, sonst wird es niemals den sichern Hafen erreichen, — niemals, niemals, niemals!"

Diesen Standpunkt vertrat auch Otto von Bismarck, der zu den entschiedensten Gegnern des Antrages gehörte. Ihm schien die Stellung, welche die auf der breiten Grundlage der Volkssouveränität beruhende Frankfurter Verfassung dem Reichsoberhaupt anwies, eines Königs von Preußen nicht würdig. Die Radikalen, so meinte er, würden bald genug vor den neuen Kaiser mit dem Reichswappen in der Hand hintreten und ihm zurufen: „Glaubst Du, daß Dir dieser Adler geschenkt sei."

„Meine Herren!" sagte er in seiner Rede, „ich habe als Abgeordneter die Ehre, die Kur- und Hauptstadt Brandenburg zu vertreten, welche dieser Provinz, der Grundlage und Wiege der preußischen Monarchie, den Namen gegeben hat, und ich fühle deshalb mich um so stärker verpflichtet, mich der Diskussion eines Antrages zu widersetzen, welcher darauf ausgeht, das Staatsgebäude, welches Jahrhunderte des Ruhmes und der Vaterlandsliebe errichtet haben, welches von Grund aus mit

dem Blute unserer Väter gekittet ist, zu untergraben und einstürzen zu lassen. Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde."

Im weiteren Verlaufe des Redekampfes bezeichnete Vincke den Standpunkt, auf den sich Bismarck mit seinen Ausführungen gestellt, als einen antediluvianischen. Ihm, mit dem er vor kurzer Zeit gegen den Ansturm des Radikalismus noch Schulter an Schulter gestritten, erwiderte der Vertreter Brandenburgs:

„Was den antediluvianischen Standpunkt betrifft, auf dem ich stehen soll, so ist es derselbe, auf dem der geehrte Abgeordnete vor etwa vier Wochen und noch vor kürzerer Zeit stand. Mag er eine innere Sintflut erlebt haben, an mir ist sie vorübergegangen; ich bin mir treu geblieben. Mein preußischer Patriotismus und mein antediluvianischer Standpunkt ist mir noch ebenso lieb als das Asyl in der Arche Noah, in welcher der verehrte Abgeordnete seine Ansichten jetzt unterzubringen sucht."

Das Ergebnis dieser sturmvollen Redeschlacht am 21. April 1849 war, daß die Rechtsgiltigkeit der Frankfurter Verfassung mit 175 gegen 159 Stimmen angenommen wurde. Die Hoffnung der Liberalen auf den Sturz des Ministeriums und die Verwirklichung ihres Antrages seitens des Königs erfüllte sich nicht. Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel blieb am Ruder, die Kammer aber wurde am 27. April aufgelöst, und am nächsten Tage erfolgte die endgiltige Ablehnung der Kaiserkrone.

Als am 7. August die neugewählte Abgeordnetenkammer zusammentrat, entbrannte der Kampf um die Lösung der deutschen Frage um so heißer. Preußen war inzwischen eifrig bemüht gewesen, dem deutschen Volke für das Scheitern des Frankfurter Verfassungswerkes Ersatz zu bieten. Nach Niederwerfung der in verschiedenen Gegenden Deutschlands durch die Ablehnung der Kaiserkrone hervorgerufenen Volksaufstände, verband sich die preußische Regierung mit den Kabinetten der deutschen Mittelstaaten, um eine neue Reichsverfassung zu vereinbaren, welche unter Anlehnung an die Frankfurter Beschlüsse dem Volke möglichst weite Rechte

gewähren, den Regierungen der einzelnen Staaten und dem Oberhaupte aber größere Macht einräumen sollte. Ein „Dreikönigsbündnis“ zwischen Preußen, Hannover und Sachsen sollte diesen Bestrebungen den nötigen Nachdruck geben. Diese Vorschläge Preußens wurden von den gemäßigten Elementen des aufgelösten Frankfurter Parlamentes beifällig begrüßt. Sie hofften, daß auf diese Weise dennoch das gescheiterte Werk einer Einigung Deutschlands zu stande kommen werde. Auf Antrieb Gagerns, Dahlmanns und Mathys versammelte sich im Juni eine Anzahl der früheren Mitglieder der deutschen Nationalversammlung in Gotha, welche beschloß, für die Durchführung der von Preußen dargebotenen Pläne nach Kräften zu wirken.

Im preußischen Abgeordnetenhause waren die Vertreter der deutschen Sache gleichfalls bemüht, die Regierung in diesen Bestrebungen zu unterstützen und sie auf dem betretenen Wege vorwärts zu drängen. In einer glänzenden Rede legte der geistvolle General von Radowitz die Absichten der Regierung dar.

„Preußen hegt keine selbstsüchtigen Pläne“, sagte er unter andern, „sondern es erfüllt schwere Pflichten; es will nicht nehmen, sondern geben; es bedarf keiner Hilfe, keiner Stärkung. Sein Staatsleben ist stark genug gewesen, nicht bloß um die größten inneren Gefahren durch seine eigene Kraft zu bewältigen, sondern auch um seinen bedrängten Genossen, den dankbaren wie den undankbaren, die rettende Hand zu bieten. Es hat dies vermocht, als es allein stand; es würde es ferner vermögen, wenn der deutsche Bundesstaat nicht gelänge, nach dem wir mit allen Kräften ringen werden, die uns zu Gebote stehen, sei es im Verein mit allen deutschen Staaten oder mit vielen oder wenigen. — Preußen will das Recht des kleinsten deutschen Staates wahren, aber auch das gute Recht der großen deutschen Nation.“

Otto von Bismarck beharrte auf seinem Standpunkte, daß eine Lösung der deutschen Frage auf Kosten der starken, unbeschränkten Preußenkrone nie zum Segen des Ganzen ausfallen könne. Er vertrat seine Ansicht jetzt auch mutig den Männern der Regierung gegenüber, wie er sie bisher in der Kammer verfochten hatte. Einen Antrag Camphausens, welcher bezweckte, dem Ministerium die Zustimmung der

Volksvertretung zu der eingeschlagenen Politik zu gewinnen, bekämpfte er mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit. In der Sitzung vom 6. September 1849 sagte er:

„Ich bin der Ansicht, daß die bewegenden Prinzipien des Jahres 1848 viel mehr sozialer als nationaler Natur waren. Die nationale Bewegung wäre auf wenige, aber hervorragende Männer in engeren Kreisen beschränkt geblieben, wenn nicht dadurch der Boden unter unseren Füßen erschüttert worden wäre, daß das soziale Element in die Bewegung hineingezogen, daß durch falsche Vorspiegelungen die Begehrlichkeit des Besitzlosen nach fremdem Gut, der Neid des minder Begüterten gegen den Reichen aufgestachelt wurde und diese Leidenschaften nur um so leichter Boden gewannen, je mehr durch eine langjährige, von oben genährte Freigeisterei die sittlichen Elemente des Widerstandes in den Herzen der Menschen vernichtet waren. Ich glaube nicht, daß diese Übelstände durch demokratische Konzessionen oder durch deutsche Einheitsprojekte werden gehoben werden: die Krankheit sitzt tiefer. Das aber bestreite ich, daß in dem preußischen Volke das Bedürfnis nach nationaler Wiedergeburt nach dem Muster der Frankfurter Theorieen irgendwo vorhanden gewesen ist. Es ist hier mehrfach die Politik Friedrichs des Großen erwähnt, und diese ist sogar identifiziert worden mit dem Antrage auf Behauptung der Union. Ich glaube vielmehr, Friedrich II. hätte sich an die hervorragendsten Eigentümlichkeiten preußischer Nationalität, an das kriegerische Element in ihr, gewandt und nicht ohne Erfolg. Er würde gewußt haben, daß noch heute wie zu den Zeiten unserer Väter der Ton der Trompete, die zu den Fahnen des Landesherrn ruft, seine Reize für ein preußisches Ohr nicht verloren hat, mag es sich um eine Verteidigung unserer Grenzen, mag es sich um Preußens Ruhm und Größe handeln. Er hätte die Wahl gehabt, sich nach dem Bruch mit Frankfurt an den alten Kampfgenossen, an Österreich, anzuschließen, dort die glänzende Rolle zu übernehmen, welche der Kaiser von Rußland gespielt hat, im Bunde mit Österreich den gemeinsamen Feind, die Revolution, zu vernichten, oder es hätte ihm freigestanden, mit demselben Rechte, mit welchem er Schlesien eroberte, nach Ablehnung der Frankfurter Kaiserkrone den Deutschen zu befehlen, welches ihre Verfassung

ſein ſolle auf die Gefahr hin, das Schwert in die Wagſchale zu werfen. Das wäre eine nationale preußiſche Politik geweſen! Sie hätte Preußen in Gemeinſchaft mit Öſterreich oder für ſich allein die richtige Stellung gegeben, um Deutſchland zu der Macht zu helfen, die ihm in Europa gebührt. Der Entwurf zur Unionsverfaſſung aber vernichtet das ſpezifiſche Preußentum."

Als darauf Herr von Radowitz einwendete, daß die Frankfurter Verſammlung doch ſo manches Gefahrvolle von Preußen abgewendet habe, erwiderte ihm Bismarck:

„Es iſt mir nicht das Mindeſte der Art bekannt. Ich weiß nur, daß das preußiſche 38. Regiment am 18. September 1848 das von uns abgewendet hat, was das Frankfurter Parlament ſamt dem Vorparlament über uns heraufbeſchworen hatte. Was uns gehalten hat, war gerade das ſpezifiſche Preußentum. Es war der Reſt des verketzerten Stockpreußentums, der die Revolution überdauert hatte, die preußiſche Armee, der preußiſche Schatz, die Früchte langjähriger intelligenter preußiſcher Verwaltung und die lebendige Wechſelwirkung, die in Preußen zwiſchen König und Volk beſteht. Es war die Anhänglichkeit der preußiſchen Bevölkerung an die angeſtammte Dynaſtie; es waren die altpreußiſchen Tugenden von Ehre, Treue und Gehorſam und Tapferkeit, welche die Armee, von deren Knochenbau, dem Offizierkorps, ausgehend, bis zu dem jüngſten Rekruten durchziehen. Die Armee hegt keine dreifarbigen Begeiſterungen; in ihr wird man ebenſowenig als in dem übrigen preußiſchen Volke das Bedürfnis nach einer nationalen Wiedergeburt finden. Sie iſt zufrieden mit dem Namen Preußen. Dieſe Scharen, ſie folgen dem ſchwarz-weißen Banner, nicht dem dreifarbigen; unter dem ſchwarz-weißen ſterben ſie mit Freuden für ihr Vaterland. Das dreifarbige haben ſie ſeit dem 18. März als Feldzeichen ihrer Gegner kennen gelernt. Unter ihnen ſind die Töne des Preußenliedes, des Deſſauer und des Hohenfriedberger Marſches wohl gekannt und beliebt, aber ich habe noch keinen preußiſchen Soldaten ſingen hören: ‚Was iſt des Deutſchen Vaterland?' Das Volk, aus dem dieſe Armee hervorgegangen iſt, deſſen wahrſter Repräſentant die Armee iſt, hat kein Bedürfnis, ſein preußiſches Königtum verſchwimmen zu ſehen in

der fauligen Gährung süddeutscher Zuchtlosigkeit. Seine Treue haftet nicht an einem papiernen Reichsvorstand, nicht an einem Sechstel-Fürstenrat, sie haftet an dem lebendigen und freien König von Preußen, dem Erben seiner Väter. Dieses Volk, meine Herren, was es will, das wollen wir auch mit ihm. — Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite; aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, von der wir sehr wohl uns erinnern, daß sie in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum und gegen die Verordnungen unseres Königs geschwungen worden ist. Preußen sind wir, und Preußen wollen wir bleiben. Ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und ich hoffe zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird wie ein dürres Herbstblatt."

Bismarck hatte sich in den politischen Kämpfen bereits damals zu einem Meister der Redekunst ausgebildet. Wenn sein Vortrag jedesmal zu Anfang noch immer etwas Stoßendes hatte, so war er doch nicht mehr stockend wie in den ersten Zeiten des Vereinigten Landtages. Er hatte stets unter der Überfülle der zufließenden Gedankenflut zu kämpfen, aber wenn der Eifer für die von ihm vertretene Sache ihn erst in Glut gebracht hatte, so rauschte seine Rede dahin wie ein gewaltiger Strom. Die Macht und Eigenart seiner Sprache stand in harmonischem Einklange mit seiner ganzen Erscheinung, welche damals das Bild männlicher Vollkraft bot. Die Haltung seiner hünenhaften Gestalt, welche bei aller Straffheit der anmutigen Ungezwungenheit nicht entbehrte, hatte in solchen Momenten etwas ungemein Achtunggebietendes; seine Gebärden und der scharfe, leuchtende Blick seines blaugrauen Auges brachten den trutzigen Mut des für seine Überzeugung kämpfenden Helden zu lebhaftem Ausdruck.

Seine große Rede am 6. September 1849 machte auf alle Mitglieder der Versammlung, auf Freund und Feind, einen gleich tiefen

Eindruck. Die Gemäßigten unter ſeinen Gegnern beklagten, daß eine ſolche Kraft der guten Sache des Vaterlandes entgegenwirkte. Der Abgeordnete Beckerath ſagte mit Bezug hierauf am folgenden Tage in der Sitzung: „Wo viel Licht iſt, da iſt viel Schatten; das große deutſche Vaterland muß auch einen verlornen Sohn haben.“

In der That bietet die damalige Haltung Bismarcks den deutſchen Einheitsbeſtrebungen gegenüber eine ſeltſame Erſcheinung. Ihm, deſſen ſcharfem Blicke die Dinge ſtets im klarſten Lichte erſchienen, konnten die in den damaligen Wirren der deutſchen Zuſtände unternommenen Schritte wenig Ausſicht auf eine glückliche Löſung der verwickelten Fragen bieten. Es erſcheint Bismarcks politiſche Thätigkeit in jener Zeit faſt als der Ausfluß eines Inſtinktes, der ihn trieb, dem Gefährt der vorwärts drängenden deutſchen Bewegung in die Speichen zu greifen, damit er es aufhalte, um ſich im rechten Augenblick auf den Sitz zu ſchwingen und es als Führer zum rechten Ziele zu lenken.

„Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.“

Dieſes Goetheſche Wort läßt ſich auf Bismarcks Streben und Handeln in jener gährenden Zeit anwenden. Nur zu bald zeigte ſich, daß auch die preußiſchen Unionspläne unter den gegebenen Verhältniſſen kläglich ſcheitern mußten und zu weiter keinem Ergebnis in der deutſchen Sache führten als zu einer neuen ſchmachvollen Demütigung der Krone des Hohenzollernſtaates.

Kräftig ſchritt Preußen anfangs auf dem betretenen Wege, die deutſchen Regierungen zu gemeinſamem Handeln um ſich zu ſcharen, vorwärts. Allein die alte Uneinigkeit und Eiferſüchtelei der Deutſchen baute bald wieder unüberſteigbare Hinderniſſe auf. Bevor noch die Wahlen zu dem auf Grund des neuen Verfaſſungsentwurfes in Ausſicht genommenen Reichstag angeordnet wurden, zogen ſich Sachſen und Hannover von dem Dreikönigsbunde zurück und ließen Preußen mit einer Anzahl kleiner Staaten allein. Dennoch hielt die preußiſche Regierung an der Union feſt und ſchrieb mit ſeinen Genoſſen die Wahlen zum Volkshauſe des Reichstages, der in Erfurt zuſammentreten ſollte, für den 31. Januar 1850 aus.

So wenig Otto von Bismarck mit den preußischen Unionsbestrebungen einverstanden war, hielt er es dennoch für seine Pflicht, einem Rufe, als Volksvertreter in dem Parlament in Erfurt mitzuwirken, Folge zu leisten. Als seine alten Wähler in Rathenow eine darauf bezügliche Frage an ihn richteten, antwortete er sogleich in bejahendem Sinne, indem er schrieb:

„Es scheint mir gerade dort sehr notwendig, daß Preußen, welches die einzige gesunde Grundlage einer engeren Einigung Deutschlands bilden kann, gegen die auflösenden und schwächenden Angriffe der sogenannten Großdeutschen und Frankfurter verteidigt werde. Wir laufen dort Gefahr, die erheblichsten Opfer an unserer Macht und namentlich an unserer Steuerkraft zu bringen, ohne etwas anderes als eine Verminderung unserer Selbständigkeit zu gunsten der kleinen Staaten zu erreichen."

Bismarck wurde gewählt und zog nach Erfurt, wo am 20. März das sogenannte Unionsparlament eröffnet wurde. Welch ein Bild bot dieser Reichstag im Gegensatz zu der Frankfurter Nationalversammlung! Österreich, die süddeutschen Staaten und zum Teil auch die Mittelstaaten waren in demselben gar nicht vertreten. Auch fehlten die alten Kämpen der ehemaligen Linken in der Frankfurter Paulskirche. Dagegen erblickte man in der Augustinerkirche zu Erfurt jetzt auf der äußersten Rechten die Männer der preußischen Kreuzzeitungspartei, die Stahl, von Gerlach, Kleist-Retzow, Bismarck-Schönhausen, die entschiedenen Gegner aller Einheitsbestrebungen.

Den Standpunkt dieser Partei kennzeichnete der Abgeordnete Stahl in der Sitzung vom 8. April mit folgenden Worten: „Darum ist unsere Losung: nicht Bundestag um jeden Preis, sondern Unversehrtheit der preußischen Krone um jeden Preis."

Dieses Wort war Otto von Bismarck aus der Seele gesprochen. Er schrieb dasselbe am 24. April in Stahls Album.

Der für die Unionsidee begeisterte General von Radowitz legte bei der Eröffnung des Erfurter Reichstages die Absichten der verbündeten Regierungen in beredten Worten dar.

„Deutschland", sagte er, „darf und muß fordern, daß ein wahr-

haftes Gesamtwesen seine einzelnen Staaten umschließe, seine einzelnen Glieder zu einem lebendigen Körper verbinde. Dieses Bedürfnis ist lange verkannt und den selbstsüchtigen Bestrebungen ausschließlich freier Spielraum gelassen worden. Ich möchte nicht schmerzliche Erinnerungen hier berühren oder die Anklagen wiederholen, von denen jedes Glied des Ganzen betroffen wird; ich sage jedes! Einmal erweckt ist der Geist nicht mehr zu bannen; er kann zeitweise schlummern, zumal, wenn er sich eben in wildem Rausche kundgegeben; aber er wird immer wieder erwachen. Die nationale Bewegung kann rückläufig werden; aber, wenn Sie mir das mathematische Beispiel erlauben, die rückläufige Bewegung ist nur scheinbar, sie gehört einer geschlossenen Kurve an, sie muß ihre Bahn von der Sonnenferne wieder hinlenken zur Sonnennähe, so gewiß es ein höheres Gesetz im Leben der Nationen giebt."

Die Wahrheit dieser Worte ist in der Folgezeit glänzend erwiesen worden. Hat sich der Schöpfer der wirklichen Einigung Deutschlands später, als er die nationale Bewegung zur Sonnennähe führte, jenes Ausspruchs des geistreichen Vertreters der zweifelhaften Unionsidee erinnert? Damals vermochte er sich mit dem Inhalt der blendenden Worte nicht zu befreunden. Er sah es klar im Geiste, daß die eingeschlagene Bahn der nationalen Bewegung zu harten Kämpfen und neuer Schädigung seines preußischen Vaterlandes sich wenden mußte. Dies sprach er in einer seiner Reden also aus:

„Es ist mir ein schmerzliches Gefühl gewesen, hier Preußen zu sehen, und nicht nur nominelle Preußen, die dieser Verfassung anhängen, die diese Verfassung mit Wärme verteidigt haben. Es ist mir — und so würde es Tausenden und aber Tausenden meiner Landsleute gewesen sein — ein demütigendes Gefühl gewesen, mir gegenüber die Vertreter von Fürsten, die ich in ihrem Rechtskreise ehre, die aber nicht meine Landesherren sind, mit obrigkeitlicher Gewalt bekleidet zu sehen, ein Gefühl, dessen Bitterkeit bei Eröffnung dieser Versammlung dadurch nicht gemindert wurde, daß ich die Sitze, auf denen wir tagen, mit Farben geschmückt sah, die nie die Farben des Deutschen Reiches gewesen sind, wohl aber die Farben des Aufruhrs und der Barrikaden, Farben,

die in meinem Vaterlande neben dem Demokraten nur der Soldat in trauerndem Gehorsam trägt. Meine Herren! wenn Sie dem preußischen, dem altpreußischen Geiste — nennen Sie ihn stockpreußisch, wenn Sie wollen — nicht mehr Konzessionen machen, als bis jetzt in dieser Verfassung geschehen ist, dann glaube ich nicht an eine Verwirklichung derselben, und wenn Sie sich bemühen, diese Verfassung dem preußischen Geiste aufzuzwängen, so werden Sie in ihm einen Bucephalus finden, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber mitsamt seiner schwarz-rot-goldenen Zäumung auf den Sand setzt. Einen Trost gegen diese Eventualitäten finde ich indessen in dem festen Glauben: es wird nicht lange Zeit vergehen, so werden die Parteien zu dieser Verfassung stehen, wie in einer Lafontaineschen Fabel zwei Ärzte zu dem Patienten, dessen Leiche sie verlassen: Der eine sagt: Er ist tot; ich habe es gleich gesagt. Der andere: Hätte er meinen Rat befolgt, so würde er noch leben."

Was Bismarck vorausgesehen, geschah. Wohl wurde der Entwurf zur Reichsverfassung am 13. April vom Volkshause und bald darauf auch vom Staatenhause fast unverändert angenommen; aber selbst die für die deutsche Sache glühend begeisterten Volksvertreter hatten keine rechte Freude an dem vollendeten Werke, und mit wenig Hoffnung auf einen glücklichen Verlauf der Einheitsbestrebungen kehrten sie, als am 29. April der Erfurter Reichstag nach vollbrachter Arbeit aufgelöst wurde, in die Heimat zurück.

Schon während der Verhandlungen in Erfurt hatte sich die Feindseligkeit Österreichs, das die aufständischen Völkerschaften in seinem buntscheckigen Gebiete mit Hilfe Rußlands siegreich wieder unterjocht hatte, wie drohende Wetterwolken am politischen Horizonte gezeigt. Unter dem Banne dieser heranziehenden Gefahr erwiesen sich mehrere der verbündeten Regierungen auf dem bald nach Schluß des Erfurter Reichstages in Berlin tagenden Fürstenkongresse wenig geneigt, den preußischen Unionsplänen bis zur äußersten Grenze zu folgen, und Preußens Eifer für dieselben erlahmte endlich selbst.

Unter diesen Umständen zog Österreich mit wachsendem Mute gegen die preußischen Bestrebungen ins Feld. Seine durch Schwarzen-

berg geleitete Politik ging jetzt auf nichts Geringeres als auf Wiedererrichtung des Bundes und Wiedereinsetzung des Bundestages in Frankfurt a. M. Der österreichische Staatsmann erließ am 11. Mai 1850 eine Aufforderung an die deutschen Regierungen, Vertreter zu einer Plenarversammlung des Bundes nach Frankfurt zu entsenden, und bald darauf erging eine Einladung zur Wiedereröffnung des Bundestages, welche auf den 1. September angesetzt war. Dieses Vorgehen Österreichs reizte Preußen zu neuem thatkräftigen Handeln in der von ihm vertretenen Unionssache.

Die alte Zerrissenheit und Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse war wieder da. Drohend standen sich bald die beiden Großmächte Deutschlands gegenüber, und die Einheitssache spitzte sich mehr und mehr zu einer Machtfrage zwischen Österreich und Preußen zu. Die deutschen Staaten teilten sich in zwei große Heerlager, ein österreichisches und ein preußisches. In dem einen stritt man für die Wiederherstellung der alten verrotteten Bundeszustände, in dem andern schrieb man statt der vom deutschen Volke ersehnten Einigung und Freiheit eine lose Union auf das Banner. Mit blutendem Herzen sahen die deutschen Patrioten die Dinge sich entwickeln. Im Volke erlosch unter diesen Wirren, die noch vor kurzem so hell flammende Begeisterung für die große vaterländische Sache mehr und mehr. Lauter denn je ließen jetzt Dichter und Volksführer ihre Stimmen erschallen, die Gluten durch feurige Reden und Lieder wieder zu entfachen.

„Fieberträumend liegst du da;
Schüttle dich, Germania!"

sang Graf Strachwitz in jenen Tagen.

Die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit und ein in Kurhessen ausgebrochener Verfassungsstreit trugen dazu bei, die allgemeine Verwirrung zu erhöhen und die Spannung zwischen den beiden deutschen Großmächten auf die äußerste Spitze zu treiben.

Preußens Heer, das, wie wir wissen, dem bedrängten deutschen Bruderstamme in den Elbherzogtümern zu Hilfe gekommen war, hatte unter Wrangels Führung die Dänen vom Festlande vertrieben und auf seine Inseln zurückgedrängt. Die stammverwandten Lande waren frei

von ihrem schmachvollen und drückenden Joche. Da war den Dänen in dem Kaiser von Rußland ein mächtiger Freund in der Not entstanden; im Einverständnis mit andern Großmächten Europas hatte er Preußen zu einem Waffenstillstande mit Dänemark gezwungen; der Krieg war dann durch deutsche Bundestruppen mit Erfolg fortgesetzt worden. Nun drohte der Einspruch des Zaren wieder, so daß zu fürchten stand, die Schleswig-Holsteiner würden unter den traurigen Verhältnissen in Deutschland ihren Unterdrückern abermals überliefert werden müssen.

In dem Kurfürstentum Hessen hatte der Landesherr Friedrich Wilhelm schon lange das Gelüst gehegt, zu gunsten seiner zahlreichen aus einer illegitimen Ehe hervorgegangenen, von der Erbfolge rechtlich ausgeschlossenen Kinder eine Änderung der Verfassung herbeizuführen. Bisher daran gehindert, glaubte er jetzt, in den Wirrungen der damaligen Zustände den Versuch mit Erfolg machen zu können. Ein treffliches Werkzeug dazu erlangte er in dem ehemals preußischen Gerichtspräsidenten Hassenpflug, den er zum Minister berief. Dieser, bald „der Hessen Fluch" genannt, verstand in dem trüben Wasser der Zeit meisterhaft zu fischen. Mit frecher Hand brach er einen Streit mit den Volksständen vom Zaun und verhängte dann mitten im Frieden den Kriegszustand über das Hessenvolk, welches darob natürlich in hellen Zorn geriet und sich gegen solche Gewaltthat aufbäumte. Nun flüchtete sich Hassenpflug mit seinem Kurfürsten unter den Schutz des Bundestages, der inzwischen in Frankfurt a. M. wirklich wieder zum Leben erwacht war, wenn er sich auch noch durch das ablehnende Verhalten Preußens und der Unionsstaaten zur völligen Unthätigkeit verdammt sah.

Diese hessische Angelegenheit wurde zu einem neuen Streitobjekt zwischen den beiden deutschen Großmächten. Österreich ergriff Partei für den Kurfürsten, während Preußen für das Volk eintrat, umsomehr da die hessische Regierung durch den Eintritt in den Bund einen Treubruch an der Union, der sie bis dahin angehört, beging. Die Sache schien bald einen ernsten Verlauf zu nehmen. Als Österreich und seine Anhänger den Beschluß faßten, zur Unterwerfung des Volkes ein Heer in Hessen einrücken zu lassen, da rüstete auch Preußen mit kühnem Entschluß eine Streitmacht, um sie in das bedrohte Land

zu senden und dasselbe vor Vergewaltigung zu schützen. Damit war das Signal zu einem allgemeinen Kampf in den beiden Heerlagern Deutschlands gegeben. Der Ausbruch des Bruderkrieges schien unvermeidlich; auf beiden Seiten wurden die Rüstungen eifrig betrieben, und schon rückten einzelne Heeresabteilungen gegen Hessens Grenzen heran, als plötzlich eine Wendung in der Streitsache eintrat.

Preußen hatte so lange nicht ernstlich an ein thatkräftiges Vorgehen Österreichs und Genossen geglaubt, als der Kaiser von Rußland sich gleichgiltig dieser Angelegenheit gegenüber verhalten. Nun aber gab derselbe zu erkennen, daß er in dem hessischen Verfassungsstreit eine widerrechtliche Auflehnung des Volkes gegen seinen Landesherrn erblicke, und deshalb nahm er öffentlich Partei für den letzteren und somit für Österreich und die Bundesexekution. Nun wurde die Lage für Preußen kritisch. Die Regierung beschloß, alle Mittel aufzubieten, um den Kaiser von Rußland für die von ihr vertretene Sache zu gewinnen. Der Kaiser Nikolaus hatte sich zu einem längeren Aufenthalt nach Warschau begeben; dorthin wurde Graf Brandenburg gesandt, um mit demselben in jener Sache persönlich zu verhandeln.

Das Ergebnis war ein für Preußen wenig günstiges. Der Kaiser zeigte sich den preußischen Unionsbestrebungen gegenüber äußerst kühl, hielt dagegen die Wiederaufrichtung des Bundes für zweckmäßig und versprach, sich in die deutschen Angelegenheit weiter nicht mischen zu wollen, nur daß er die baldige Wiederherstellung der Ordnung in Hessen und die Einstellung der Feindseligkeiten gegen Dänemark in der schleswig-holsteinischen Sache für dringend notwendig erachtete. Wer diesen Wünschen des Kaisers nicht Rechnung trüge, fügte er seinen Ausführungen hinzu, würde ihn zum Feinde haben.

Die Sympathien des russischen Kaisers waren somit entschieden auf Österreichs Seite. Dadurch wurden Preußens Gegner immer kühner gemacht, und Graf Brandenburg hatte einen schweren Stand Schwarzenberg gegenüber, der mit seinem Kaiser Franz Joseph ebenfalls nach Warschau kam, um an den Verhandlungen teilzunehmen. Als der Vertreter Preußens aus Warschau heimkehrte, stand bei ihm der Entschluß fest, seinem Könige den Friedensschluß mit Österreich um jeden

Preis vorzuschlagen. Es gab im preußischen Kabinett heftige Stürme nach den Eröffnungen des Grafen Brandenburg. Der Stolz der alten treuen Preußenherzen bäumte sich mächtig gegen eine Unterwerfung unter Österreichs Pläne, gegen das Aufgeben des Unionswerkes und die Wiederaufrichtung des Bundes.

Den Grafen Brandenburg hatten diese Vorgänge derart erregt, daß er in eine heftige Krankheit verfiel, die ihn in wenig Tagen dahinraffte. Die allzugeschäftige Volksphantasie hat das Ende des preußischen Staatsmannes zu einem bewegt dramatischen umgestaltet, indem sie erzählt, daß demselben, als er sich gegen seine Überzeugung den friedfertigen Wünschen seines Königs habe fügen müssen, der Schmerz über das Schicksal seines Vaterlandes das Herz gebrochen und er noch in den Fieberträumen seiner Krankheit nach Helm und Schwert gerufen habe. Erwiesen dagegen ist, daß gerade Graf Brandenburg der preußischen Politik im entscheidenden Zeitpunkt die Wendung zu nachgiebigem Frieden gegeben hat.*)

Der Nachfolger Brandenburgs, Freiherr von Manteuffel, schritt auf demselben Wege fort. Der preußische Ministerpräsident unternahm im Herbst des Jahres 1850, nachdem es bei Bronnzell in der Nähe von Fulda zwischen österreichisch-bayrischen und preußischen Truppen bereits zu einem kleinen Scharmützel gekommen, jene Reise nach Olmütz, welche für Preußen eine so verhängnisvolle werden sollte. Nach längeren Verhandlungen Manteuffels und Schwarzenbergs kam es am 29. November 1850 zur Unterzeichnung eines Vergleichs zwischen Österreich und Preußen. Nach demselben sollte die Einstellung der gegenseitigen Feindseligkeit und die Abrüstung der Heere erfolgen, Preußen den Einspruch gegen die Bundesexekution in Hessen und sein Unionswerk aufgeben und die Ordnung der deutschen Verfassungsangelegenheit einer in Dresden zusammentretenden Konferenz von Bevollmächtigten aller deutschen Staaten unter Österreichs Vorsitz überlassen. Das Ergebnis dieser Dresdener Ministerberatung war dann die Wiederaufrichtung des Deutschen Bundes mit dem alten Bundesrat ohne Volksvertretung beim Bunde und der Eintritt Gesamtösterreichs in den Bund.

*) Vergleiche „Die Begründung des Deutschen Reichs durch Wilhelm I." von H. v. Sybel, Bd. II. Seite 4.

Das war das klägliche Ende der deutschen Einheitsbewegung und der preußischen Unionsbestrebungen, des phaëtonischen Fluges des Preußenadlers, wie Otto von Bismarck die damalige Politik seiner Regierung genannt hatte. Die Schmach, welche Preußen durch seine Schwäche und Nachgiebigkeit damals erlitt, erfüllte die Herzen der Unterthanen mit tiefem Grimm und Schmerz, nicht minder viele Tausende der deutschen Brüder.

Eine der schwersten und undankbarsten Aufgaben jener Zeit fiel Otto von Bismarck zu, der als treuer Vasall seines Königs den Olmützer Vertrag auf die Bitte des bedrängten Ministeriums vor dem preußischen Abgeordnetenhause zu rechtfertigen übernahm. Seine Rede vom 3. Dezember 1850 gehört zu seinen glänzendsten Leistungen, und es ist tief zu bedauern, daß seiner Beredsamkeit nicht ein würdigerer Gegenstand gegeben ward. Er schilderte die Schrecken des allgemeinen Weltbrandes, der entstanden sein würde, wenn Preußen nicht den Ausweg des Friedens vorgezogen hätte; er sagte:

„Es ist leicht für einen Staatsmann, sei es im Kabinett oder in der Kammer, mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm verwirklicht oder nicht. Es ist nichts leichter als das; aber wehe dem Staatsmann, der sich in dieser Zeit nicht nach einem Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist. —

„Wenn Sie nach einem solchen Kriege rückwärts durch eine lange Perspektive von Schlachtfeldern und Brandstätten, Elend und Jammer, von 100000 Leichen und 100 Millionen Schulden blicken, werden Sie dann den Mut haben, zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: Ihr habt viel gelitten, aber freut euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet! Freut euch mit uns, Hassenpflug ist nicht mehr Minister, unser Bayrhofer regiert in Hessen? — Zeigen Sie mir ein des Krieges würdiges Ziel, und ich will Ihnen beistimmen

Die preußische Ehre besteht nach meiner Überzeugung nicht darin, daß Preußen überall den Don Quixote spielt für gekränkte Kammercelebritäten, welche ihre lokale Verfassung für gefährdet halten. Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie fern halte, daß Preußen in der vorliegenden wie in allen Fragen nicht zugebe, daß in Deutschland etwas geschehe ohne Preußens Einwilligung. — Ein Krieg, für die Union von Preußen geführt, könnte mich nur lebhaft an jenen Engländer erinnern, der ein siegreiches Gefecht mit einer Schildwache bestand, um sich in dem Schilderhause hängen zu können, ein Recht, welches er sich und jedem freien Briten vindizierte. Sollten wir trotzdem dahin getrieben werden, für die Idee der Union Krieg zu führen, meine Herren, es würde nicht lange dauern, daß den Unionsmännern von kräftigen Fäusten die letzten Fetzen des Unionsmantels heruntergerissen würden, und es würde nichts bleiben als das rote Unterfutter dieses leichten Kleidungsstückes. — Sollte niemand im Lande den Krieg verlangen als die Majorität der Kammer, so ist dies meiner Meinung nach kein Grund zum Kriege mit Österreich, sondern zum Kriege mit dieser Kammer."

Es berührt uns heute gar seltsam, den nachmaligen Vertreter der Politik von Blut und Eisen hier in solcher Weise reden zu hören. Er mußte noch durch eine hohe Schule gehen, ehe ihm die Augen aufgingen über das, was dem deutschen Vaterlande wahrhaft frommte, und er zu der Meisterschaft der Staatskunst gelangte, daß er das zu herrlicher Vollendung zu führen vermochte, was damals mit so heißem Bemühen erstrebt, aber nicht erreicht werden konnte: des geeinten Reiches Zepter und Krone.

IX.

Dornröschen Germania.

„O deutsches Land, o Vaterland,
Germania, du armes Weib!
Wer löst dich aus dem Zauberbann,
Der lang umstrickt den schönen Leib?
Wann kommt der kühne Wölsungsohn,
Der dich mit starkem Arm befreit
Und neu errichtet deinen Thron
Auf Deutschlands Stammeseinigkeit?
O Vaterland, Dornröschen gleich,
Wer macht dich wieder groß und reich,
Wen wirst du Siegfried heißen?"

Hermann Hoffmeister.

Wie der Zauberspruch der bösen Fee wirkte der Vertrag von Olmütz auf unser deutsches Vaterland. Dornröschen Germania, von der verderblichen Spindel der Zwietracht geritzt, versank in einen todesähnlichen Schlaf. Das zuvor so frische, blühende vaterländische Leben schien ganz erstorben; Erstarrung und ohnmächtige Schwäche hielt alle Kräfte umfangen; üppig aber umwucherten die Dornen und Schlingpflanzen schnöder Volksknechtung die Königsburg deutscher Einheit, Macht und Freiheit. Wie eine verklungene Sage ging bald die Erinnerung an die lebensvolle Zeit der deutschen Frühlingstage durch die Herzen der Vaterlandsfreunde, welche kaum noch zu hoffen wagten, daß uns je ein Erretter aus der Not und Schmach erscheinen werde.

Und doch lebte der, welcher dereinst den Dornwall deutscher Zwietracht und Ohnmacht durchbrechen und die schlafende Germania zu

neuem Leben und nie geahnter Herrlichkeit erwecken sollte, mitten unter seinem Volke. Freilich hatte Deutschlands neuer Siegfried selbst noch keine Ahnung von dem großen Erlösungswerke, für welches ihn der Genius unseres Vaterlandes ausersehen hatte. Noch mußte derselbe auf des Lebens Wanderfahrt reisen und erstarken, in der Zauberschmiede des Frankfurter Bundestages die Waffen fertigen lernen, die zu seiner rettenden That erforderlich waren; vor allem aber mußte ihm dort die Erkenntnis dessen, was notthat, aufgehen und sein Charakter in der Flut der Lebenserfahrung fest und eisenhart werden.

Nur noch kurze Zeit wirkte Otto von Bismarck nach seiner Verteidigungsrede auf die Olmützer Abmachungen in der preußischen Kammer. Schon in den nächsten Monaten wurde er auf einen Posten gerufen, der für ihn zu einer hohen politischen Schule werden sollte. Mannhaft und mutig focht er als Volksvertreter bis zum letzten Augenblick für seine Überzeugung und die Partei, welcher er angehörte, wie für seinen Stand als preußischer Edelmann. Letzteren gegen ungerechte und böswillige Angriffe zu verteidigen, fand er Gelegenheit in der Landtagssitzung vom 8. April 1851.

Der Abgeordnete für Königsberg, Dr. Simson, hatte die Ansicht ausgesprochen, daß es niemand im preußischen Staate gebe, der sich dazu rechne, wenn von einer Gattung des Junkertums die Rede sei. Darauf entgegnete Bismarck in längerer geharnischter Rede.

„Ich muß in Bezug auf meine Person dieser Behauptung widersprechen", sagte er. „Wenn die Rede vom Junkertum ist, so glaube ich, dasselbe Recht zu haben, diesen Ausdruck auf mich und meine politischen Freunde zu beziehen, welches beispielsweise ein pflichttreuer Offizier hat, sich gemeint und geehrt zu finden, wenn Demokraten von Söldlingen und dergleichen reden. — Auch in der neuesten Zeit dürfen Sie die Verdienste dieses Standes, sei es innerhalb des Offizierkorps der Armee, sei es in denjenigen Stellungen, welche ihm der Grundbesitz anweist, um Unterdrückung der Anarchie und um Rettung Preußens von der schmählichsten Tyrannei nicht zu gering anschlagen. Preußens Adel hat unter diesen Verhältnissen im ganzen keine Seide gesponnen. Nichtsdestoweniger werden Sie die Söhne dieses Standes stets unter

den treueſten Dienern des Vaterlandes finden. Es iſt wahr, der preußiſche Adel hat ſein Jena; er hat in Gemeinſchaft mit den politiſchen Glaubensgenoſſen derer, welche ihn heute angreifen, ſeinen Zweiten Vereinigten Landtag gehabt; aber wenn ich im großen und ganzen auf ſeine Geſchichte zurückblicke, ſo glaube ich, findet ſich kein gerechter Anlaß zu Angriffen, wie ſie hier gehört worden ſind, und ich glaube, es iſt nicht nötig, daran zu zweifeln, daß ſich innerhalb dieſes Standes würdige Mitglieder einer preußiſchen Pairie finden können. Ich bin ſtolz darauf, ein preußiſcher Junker zu ſein und fühle mich durch dieſe Benennung geehrt. Die Whigs und Torries waren auch Ausdrücke, die urſprünglich etwas Geringſchätziges bedeuteten, und ſeien Sie verſichert, wir werden unſerſeits den Namen des Junkertums auch noch zu Ehren und Anſehen bringen!"

Erfriſchung und Erholung von den Erregungen und Anſtrengungen des politiſchen Kampfes fand Bismarck im geſelligen Verkehr mit ſeinen Freunden und in ſeinem Heim, das ihm ſeine ſanfte, liebevolle Johanna zu einer Stätte traulicher Freude geſtaltete, und welches durch das Daſein zweier lieblichen Kinder noch höheren Wert erhielt.

Am 21. Auguſt 1848 war dem Bismarckſchen Paare eine Tochter, Marie Eliſabeth Johanna, und am 28. Dezember 1850 ein Sohn geboren worden. Letzterer hatte in der durch den Prediger Goßner in Berlin vollzogenen Taufe die Namen Nikolaus Heinrich Ferdinand Herbert erhalten.

Einen intereſſanten Blick in die Freuden und Leiden des jungen Familienvaters gewähren uns zwei mit köſtlichem Humor geſchriebene, die Vorbereitungen zu einer Badereiſe ſchildernde Briefe an die Schweſter, Frau von Arnim. Das erſte Schreiben, in Schönhauſen am 28. Juni 1850 geſchrieben, lautet:

„Einen feierlichen Gratulationsbrief ſchreibe ich Dir zu Deinem, wie mich dünkt, 24ſten (ich ſage es nicht weiter!) Geburtstag. Du biſt nun wirklich majorenn oder würdeſt es doch ſein, wenn Du nicht das Unglück hätteſt, dem weiblichen Geſchlecht anzugehören, deſſen Glieder nach Anſicht der Juriſten ſelbſt dann nicht, wenn ſie Mütter der dickſten Hänſe ſind, aus der Minderjährigkeit heraustreten. Warum dies trotz

seiner anscheinenden Ungerechtigkeit eine sehr weise Einrichtung sei, werde ich Dir auseinandersetzen, wenn ich Dich hoffentlich in etwa 14 Tagen à portée de voix humaine vor mir habe. Johanna, welche augenblicklich noch in den Armen des Leutnants Morpheus ruht, wird Dir geschrieben haben, was mir bevorsteht. Der Junge in Dur brüllend, das Mädchen in Moll, zwei singende Kindermädchen, zwischen nassen Windeln und Milchflaschen ich als Familienvater. Ich habe mich lange gesträubt; aber da alle Mütter und Tanten darüber einig waren, daß nur Seewasser und Luft dem armen Mariechen helfen können, so würde ich, wenn ich mich weigerte, bei jedem Schnupfen, der das Kind bis in sein 70stes Jahr befällt, meinen Geiz und meine väterliche Barbarei anklagen hören mit einem: ‚Siehst du wohl, ach, wenn das arme Kind hätte die See gebrauchen können!‘ Das kleine Wesen leidet übrigens seit einigen Tagen sehr an den Augen, die ihm thränig und verklebt sind. Vielleicht kommt es von den Salzbädern, die sie braucht, vielleicht von Augenzähnen. Johanna ist über Gebühr beunruhigt davon, und ich habe zu ihrer Genugthuung heute den Dr. Bünger aus Stendal zitiert, den Fanninger der Altmark. Wir setzen voraus, daß Ihr einheimisch seid im nächsten Monat und nicht etwa selbst eine Exkursion vorhabt; in dem Falle würden wir unsern Besuch bis zur Heimreise verschieben. — Ich habe mich sehr ungern entschlossen, meine ländliche Faulheit hier aufzugeben; nun es aber geschehen ist, gewinne ich der Sache auch eine rosenfarbene Seite ab und freue mich herzlich, Euch in der Höhle aufzusuchen, die ich nur erst, zehn Fuß über die Erde ragend, kenne, um demnächst den Küstenhering eigenhändig in den Tiefen des Baltischen Meeres zu greifen. Johanna liegt noch im Schlaf, sonst würde sie gewiß viel grüßen; ich stehe nämlich jetzt aus Gesundheitsrücksichten um 6 Uhr auf. In der Hoffnung, Dich bald zu sehen, wünsche ich Dir nochmals Gottes Segen für Dich und die Deinen in diesem Jahre und in allen folgenden!“

In dem zweiten, bald darauf ebenfalls von Schönhausen aus geschriebenen Briefe heißt es in Bezug auf die Badereise:

„Eigentlich giebt mir diese Reise, das sehe ich je näher desto mehr ein, eine Anwartschaft auf das neue Irrenhaus oder wenigstens zeit-

lebens Zweite Kammer. Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen mit allerlei kindlichen Bedürfnissen, naserümpfender Gesellschaft; Johanna geniert sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau, dann Legitimationsgedränge, Wirtshaus, mit beiden Brüllaffen auf dem Stettiner Bahnhofe und in Angermünde eine Stunde auf die Pferde warten, einpacken, und wie kommen wir von Kröchlendorff nach Külz? Wenn wir in Stettin die Nacht bleiben müßten, das wäre schauderhaft. Ich habe das im vorigen Jahre mit Marie und ihrem Schreien durchgemacht. Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben, und ich ging noch mit dem Entschluß zu Bett, wenigstens gerade durchzufahren ohne irgend anzuhalten. Aber was thut man nicht um den lieben Hausfrieden? Die jungen Vettern und Kousinen müssen sich kennen lernen, und wer weiß, wenn Johanna Dich einmal wiedersieht; sie hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arme überfallen und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim alten bleibt. Aber ich komme mir vor, wie einer, dem furchtbar Unrecht geschieht. Im nächsten Jahre muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln und Bettstücken reisen. Ich wache schon um 6 Uhr in gelinder Wut auf und kann nicht schlafen vor allen Reisebildern, die meine Phantasie mir in den schwärzesten Farben ausmalt bis zu den „Landpartieen“ in den Dünen von Stolpmünde. Und wenn man dafür noch Diäten bekäme; aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen — ich bin sehr unglücklich!“ —

Von den Freunden, welche damals in dem einfachen, gemütlichen Heim Bismarcks während der winterlichen Kammerverhandlungen in Berlin Dorotheenstraße 37 verkehrten, sind besonders André, von Kleist-Retzow und Savigny zu nennen. Daß er auch in dem vertraulichen Umgange mit diesen Freunden gern den Ton des frischen Humors anschlug, beweist ein Gelegenheitsgedicht, welches er dem pommerschen Landsmanne, einem unverbesserlichen Junggesellen, Kleist-Retzow, mit der gleichzeitigen Übersendung einer großen braunen Kaffeetasse zu seinem Geburtstage widmete. Dasselbe lautet:

„Nicht ganz so schwarz wie Ebenholz,
Doch braun wie Mahagonig,
Wünsch ich Dir, aller Pommern Stolz,
Ein Leben süß wie Honig.
Wenn Wenzel Dich gelangweilt hat,
Schwerin den Zorn erregt in Dir,
Wenn übel Dir vom Beckerath,
Dann, Hans, erhole Dich bei mir.

Wenn dann der Kaffee Dir behagt
Und Du, um streng Dich zu kasteien,
Die zweite Tasse Dir versagt,
Dann, Hans, laß mich die erste sein!
Und schein' ich Dir zu groß und weit
Für ein so kleines Landrätlein,
So denk': es ist die höchste Zeit,
Dir eine Gattin anzufrei'n.

Ihr trinkt aus mir dann alle beide
Kaffee, Chok'lade oder Thee
Zu Tante Adelgundens Freude
In Kiekow auf dem Kanapee.
Geliebter Onkel Schiefelbein,
Schaff' bald uns eine Tante,
Dann wirst Du alles hoch erfreu'n,
Was jemals Hans Dich nannte!" —

Neun Monate nach der Zeit, da Otto von Bismarck in Stolpmünde zur Badekur seiner Sprößlinge weilte und „in den Tiefen des Baltischen Meeres eigenhändig den Küstenhering fing", ward die Dresdener Ministerkonferenz beendet. Bald darauf, ausgangs Mai 1851, wurde der alte Bundestag, von den deutschen Mächten allseitig anerkannt, wieder eröffnet. Nach heißen Geisteskämpfen und blutigem Ringen im Schlachtendonner war Deutschland genau wieder auf dem Punkt angekommen, auf dem es am 1. Februar 1848 beim ersten Aufbrausen der freiheitlichen Völkerflut gestanden hatte. Welch ein Triumph für den alten Fürsten Metternich, der mit innerem Frohlocken den Bewegungen von seinem Schloß Johannisberg am Rhein aus gefolgt war. Er konnte nicht umhin, seiner Befriedigung über die Wiedererstehung des Bundes, der Schöpfung seines Geistes, in einer Denkschrift Ausdruck zu geben, die er einige Jahre darauf, am 10. November 1855, veröffentlichte, und worin er sagte:

„Alle Strebungen, welche der Parteigeist gegen den Begriff des Bundes in seiner gesetzlichen Gestaltung in den Jahren 1848 und 1849 bis zum heutigen Tage gerichtet hat, haben sich als schale, der Natur der Dinge entgegenstehende Unternehmen erwiesen. Die Fragen, welche sich das österreichische Kabinett im Jahre 1813 stellte waren damals und werden in allen Zeiten die allein prinzipiell denkbaren und keiner anderen praktischen Lösung fähig sein als derjenigen, welche dieselben in der Bundesakte gefunden haben."

Es hatte den Anschein, als sollte der alte Wetterprophet von Johannisberg mit seiner bösen Weissagung recht behalten. Der deutsche Bund begann nach der Ruhe seines dreijährigen Winterschlafes eine so rüstige Kraft zu entwickeln, daß es schien, als werde er in seiner Verjüngung nun zu einem ewigen Erbübel für das deutsche Vaterland bestehen bleiben. Besonders in dem Bestreben, „den demokratischen und liberalen Schmutz des Jahres der Schande", wie sich König Friedrich Wilhelm IV. ausdrückte, aus den Verfassungen der Einzelstaaten zu entfernen, bewies er einen Eifer, den ihm, nach seinen früheren Lebensregungen beurteilt, niemand zugetraut hatte.

Überall wurde danach getrachtet, die errungenen Rechte und Freiheiten so viel als möglich auszutilgen und die Völker in das Joch unumschränkter Herrschergewalt und willkürlicher Polizeimacht zu zwängen. Allen deutschen Staaten voran schritt Österreich, wo Fürst Schwarzenberg die Zügel auf das straffste anzog in der Meinung, daß eine Staatsordnung nur insofern als brauchbar anzuerkennen sei, als sie die Unterthanen zu unbedingtem Gehorsam nach militärischem Muster verpflichte. Um einer strengen absolutistischen Landesverwaltung möglichst festen Halt zu geben, wurden an den Orten, wo der Belagerungszustand in dem Kampf mit der Revolution nicht verkündet worden war, die Militärbehörden mit weitreichenden Vollmachten zur Sicherung allgemeiner Botmäßigkeit versehen. Zu gleichem Zwecke wurde in noch stärkerem Maße die Macht der katholischen Kirche mit herangezogen, das Heer der Jesuiten und Ligorianer in das Reich zurückgerufen, das ganze Schulwesen der Aufsicht der Bischöfe unterstellt und das weltliche Beamtentum zu kräftiger Unterstützung der kirchlichen Gewalt und

Sittenzucht angewiesen. So handelte Fürst Schwarzenberg nach dem Grundsatze Napoleons I., welcher da sagte: „Mit meinen Soldaten, Polizisten und Klerikern thue ich im Lande, was ich will."

Dem Beispiele Österreichs folgten die kleineren Mächte. In Mecklenburg-Schwerin wurde die alte Adelsgewaltherrschaft wieder hergestellt. In Sachsen löste die Regierung die Kammern auf, erklärte die Gesetze von 1848 für erloschen und führte die Verfassung von 1831 wieder ein. Ebenso verfuhr man in Württemberg; die Volksvertretung wurde nach Hause geschickt und die Verfassung von 1819 von neuem in Kraft gesetzt. Auch in den übrigen Klein- und Mittelstaaten wütete die Reaktion auf das empörendste.

Nach Berlin ließ die kaiserliche Regierung in Wien im September 1851 die dringende Mahnung gelangen, auf dieselbe Weise auch in Preußen den Erzeugnissen der Revolution den Garaus zu machen und vor allen Dingen die Verfassung von 1850 wieder aus der Welt zu schaffen. In der That waren hier, wenn auch nicht in amtlicher Weise im Ministerium, so doch in der persönlichen Umgebung des Königs Erwägungen über dergleichen Schritte bereits gepflogen worden. Ein königlicher Freibrief sollte an die Stelle der vertragsmäßig vereinbarten und vom König durch feierliches Gelöbnis besiegelten Verfassung treten. Indessen trug der fromme König Friedrich Wilhelm IV. doch Bedenken, seinem Volke den Verfassungseid zu brechen, obwohl er in seinem Herzen für das System des Vereinigten Landtages von 1847 noch immer mehr Sympathie hegte als für die unter dem Drängen der freiheitlichen Volksbewegung erlassene Verfassung. In seiner Gewissensnot wandte sich der König an einen seiner liberalen Freunde, an Bunsen, den einsichtsvollen Gesandten in London, dem er die Frage zur Begutachtung vorlegen ließ. Bunsen riet auf das dringendste von einem Staatsstreich ab, der mit einem Eidbruch beginnen und durch seine Schöpfungen den innern Frieden von Grund aus aufwühlen mußte.

„Wie mir aus zuverlässiger Quelle berichtet wird," schreibt Heinrich von Sybel hierüber*), „gaben damit die Advokaten des Staatsstreiches

*) Vergleiche: „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", Bd. 2, Seite 105 u. 106.

ihren Plan noch nicht auf. Sie sprachen dem „liberalen Schwätzer" in London jede Urteilsfähigkeit in der Sache ab; sie fanden, es sei tugendhafter, einen sündhaften Eid zu brechen als ihn zu halten. Sie fragten: Wenn König Herodes sein der Herodias eidlich gegebenes Versprechen, ihr den Kopf des Täufers zu schenken, gebrochen hätte, wäre das vor Gott eine Sünde gewesen? Gegen sie aber erhob sich ein Royalist reinsten Wassers, ein Mann, welcher damals bei allen Liberalen als Gegner aller Freiheit verrufen war: der Oberpräsident der Provinz Sachsen, Freiherr von Senft-Pilsach. Er schrieb dem Könige in ehrfürchtigen und ernsten Worten, Majestät möge sich durch kein frommes Sophisma von dem geraden Wege der Ehre und Treue verlocken lassen; niemals würde unser norddeutsches, bedächtiges und kräftiges Volk einen Eidbruch seines Königs verwinden und vergessen. Der König entschied, das sei die Wahrheit, und von dem Freibrief war keine Rede mehr." —

Allein die Männer der Reaktion, welche jetzt wie Pilze aus dem Boden wuchsen, fanden auch ohne den vereitelten Staatsstreich Mittel und Wege, ihr Ziel zu erreichen. Eine gewissenlose Auslegung bestimmter Artikel der Verfassung von allgemeiner Bedeutung, welche erst durch spezielle Ausführungsgesetze bindende Kraft erhalten sollten, gab dem Minister des Innern, Herrn von Westphalen, eine schneidige Waffe in die Hand, womit auch in Preußen die errungenen Volksrechte und Freiheiten auf das kleinste Maß zugestutzt wurden. Den wichtigsten Abschnitten der Verfassungsurkunde: der Gleichheit vor dem Gesetz, der Aufhebung der Standesvorrechte, der Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Aufhebung gutsherrlicher Polizei, wurde durch spitzfindige Deutung und willkürliche Ausführung die gesetzliche Kraft entzogen. Beamtentum, Adel und Kirche waren bald wetteifernd bemüht, die Geschäfte der finstersten Reaktion zu betreiben. Verwaltungs- und Polizeibehörden griffen nach den Weisungen ihres obersten Leiters auf das empfindlichste in die Rechte der freien Selbstverwaltung der Gemeinden ein, die Preßfreiheit wurde auf das engste eingeschnürt, indem man mißliebigen Buchhändlern die Konzession entzog; den Großgrundbesitzern wurde die alte, oft harte und willkürliche Polizeigewalt in möglichst weitem Maße wieder eingeräumt, und was die Hauptsache war.

die bisher wählbare erste Kammer verwandelte man durch eine jener zweifelhaften Gesetzesauslegungen, welche die Rückwärtsschrauber so meisterhaft verstanden, in ein Herrenhaus, in welchem feudale Grafen, Freiherren und Rittergutsbesitzer ein ganz entschiedenes Übergewicht erhielten. An die Kirche, die evangelische wie die katholische, lieferte der Staat ein hohes Maß von seinen Rechten aus und ließ dieselbe in demselben reaktionären Geiste wirken, der die Völker Österreichs knechtete.

Überhaupt waren in der Unterdrückung der Freiheit die beiden großen feindlichen Brüder Deutschlands, Österreich und Preußen, von selten gesehener Einmütigkeit. Die Völker der Mittel- und Kleinstaaten mußten dies bald ebenso schmerzlich fühlen als die eigenen Unterthanen. Die vom Bunde eingesetzte Zentralgewalt legte sich nach willkürlichem Ermessen der Großmächte mit schwerer Hand auf alle freiheitlichen Regungen, wo immer solche in irgend einem Winkel Deutschlands auftauchten. Am fühlbarsten hatte das arme Hessenvolk darunter zu leiden, das durch österreichische Eingriffe mit so grausamer, roher Gewalt wieder unter das Joch seines entflohenen Tyrannen gebeugt wurde, daß selbst Preußen, von Mitleid ergriffen, dem schändlichen Treiben Einhalt zu gebieten versuchte, wenn auch erfolglos. Daß unter solchen Verhältnissen Mutter Germania, die ihre rechten Kinder also mißhandeln ließ, auch für die von den Dänen auf das ärgste gepeinigten Stiefkinder Schleswig und Holstein keinen Schutz und keine Hilfe hatte, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Welcher deutsche Vaterlandsfreund hätte es in den Tagen des Völkerfrühlings von 1848 wohl für möglich gehalten, daß die vor den gewaltigen Märzstürmen zitternden Fürsten schon nach drei Jahren wieder zu solcher Gewalt über die Völker gelangen würden, vor deren souveränem Willen sie damals im Staube lagen? Das deutsche Volk hatte durch seine Handlungen während jener sturmvollen Zeit dargethan, daß es noch nicht fähig und würdig war, ein größeres Maß von Rechten und Freiheit zu ertragen und gedeihlich zu verwerten. Es mußte noch im Feuer der Trübsal geläutert, in harter Schule des Schicksals erzogen werden, bis es zur politischen Reife und Vollendung gelangte, wie auch der Held, der es nach dem Willen der Vorsehung

aus seiner Schmach und Not erlösen, es auf seinem Wege zur Einheit, Macht und Größe leiten und führen sollte, noch in der Schule des Lebens geistig wachsen und darin geläutert werden mußte, ehe er zum Retter seines Volkes berufen und auserwählt wurde.

Otto von Bismarck war während der Vertagung der Kammerverhandlungen in den Osterferien 1851 zum Besuche seiner Schwiegereltern nach Reinfeld in Pommern gereist. Hier traf ihn ganz unerwartet eine Nachricht von höchster Bedeutung. Der Ministerpräsident von Manteuffel richtete die vorläufige Anfrage an ihn, ob er geneigt wäre, das Amt eines Bundestagsgesandten in Frankfurt a. M. zu übernehmen. In diesem Falle möge er nach Potsdam kommen, um seinen Entschluß dem Könige persönlich mitzuteilen. Diese Botschaft erregte Bismarck in hohem Maße. So ehrenvoll ein solcher Ruf seines Königs für ihn auch sein mochte, die Übernahme des wichtigen, verantwortungsvollen Postens mußte für ihn, der auf diplomatischem Gebiete durchaus Neuling war, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft sein. Indessen Otto von Bismarck war keine Natur, die leicht vor einem Wagnis zurückschreckte. Die ihm gestellte Aufgabe reizte seine Thatkraft. Nach reiflicher Erwägung und Beratung mit seinen Anverwandten und Freunden kam er zu der Entscheidung, zustimmend zu antworten. Alsbald machte er sich zur Abreise bereit und begab sich auf den Weg nach Potsdam zum Könige.

Bei der Wahl Bismarcks für den Gesandtschaftsposten in Frankfurt waren bei den maßgebenden Persönlichkeiten folgende Gründe ausschlaggebend gewesen: Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte schon seit längerer Zeit mit Wohlgefallen die hohe politische Begabung seines treuen Ritters wahrgenommen, hatte ihm zu wiederholten Malen seine Ergebenheit und sein Vertrauen bewiesen und sich vorgesetzt, den mutigen Kämpfer für das preußische Königtum von Gottes Gnaden zu hoher Bestimmung heranzubilden. Nun galt es für den als Gesandten an den Petersburger Hof zurückkehrenden General von Rochow, der einstweilen die Geschäfte Preußens am Bundestage zu Frankfurt vertreten hatte, Ersatz zu finden. Dazu bedurfte man einer Persönlichkeit, welche die Interessen Preußens ganz und voll zu wahren im stande war und

zugleich Gewähr dafür bot, daß bei den Beratungen der deutschen Angelegenheiten das gute Einvernehmen mit Österreich nicht getrübt würde, eine Aufgabe, die bei dem gegenseitigen Verhältnisse der beiden deutschen Großmächte höchste Vorsicht und Festigkeit zugleich erforderte. Denn trotz aller scheinbaren Eintracht beider Regierungen in gewissen Fragen war doch der alte Eifersuchtsstreit um die Führerrolle in Deutschland nicht erloschen. Ja, Schwarzenberg hatte nach dem Triumph Österreichs über Preußen in Olmütz sich die völlige Verdrängung des preußischen Einflusses in Deutschland zum Ziel seiner Politik gesetzt und das Wort: „Preußen muß erst erniedrigt und dann vernichtet werden!“ zur Losung erwählt. Wohl waren die beiden Nachbarmächte Europa gegenüber auf feste gegenseitige Freundschaft angewiesen; aber auf deutschem Boden waren ihre Lebensinteressen unvereinbar, und in den wichtigsten Beziehungen war der Streit unvermeidlich. Dies wußte der König von Preußen sehr wohl; hatte ihm sein Bruder, Kaiser Franz Joseph, doch auf seine Klagen über das oft feindselige Verhalten Österreichs gegen seine Regierung geschrieben: „Die Dinge sind stärker als die Menschen . . .“ Und so mußte Preußen denn trotz aller Hinneigung des Königs zur Freundschaft mit Österreich doch stets auf der Hut sein, um sich vor den Intriguen desselben zu schützen. Die Vertretung Preußens am Bundestage gehörte also nach allen Erwägungen zu den wichtigsten und schwersten Aufgaben der Regierung. Allen Anforderungen, die an eine zu dem bedeutungsvollen Posten in Frankfurt a. M. ausersehene Persönlichkeit gestellt werden mußten, schien der junge Deichhauptmann von Schönhausen, der ritterliche Verteidiger des Vertrages von Olmütz am meisten gewachsen zu sein, obwohl derselbe in diplomatischen Dingen wie im Staatsdienste überhaupt ohne Erfahrung war.

Als der König Bismarcks kurzen Entschluß, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen, erfuhr, zeigte er sich doch verwundert und sprach demselben, als er sich ihm in Sanssouci vorstellte, sein Erstaunen über seinen Mut auch unverhohlen aus. Bismarck aber erwiderte: „Euer Majestät können es ja mit mir versuchen; geht es nicht, so ist es ja leicht, die Ernennung rückgängig zu machen. Wenn indessen,“

fügte er hinzu, „Euer Majestät den größeren Mut haben, mich zu diesem Amte zu berufen, so hoffe ich auch mit Gott die Kraft zu finden, meinen Beruf auszufüllen."

In dem Tone Bismarcks lag eine so entschiedene Entschlossenheit und feste Zuversicht auf das Gelingen seines ihm bevorstehenden Werkes, daß der König ebenfalls von Vertrauen erfüllt wurde. In huldvoller Freundlichkeit sagte er: „Versuchen Sie es mit Gott!"

Der König ernannte Otto von Bismarck sodann am 8. Mai 1851 zunächst zum ersten Sekretär der Bundestagsgesandtschaft mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates. Am 14. Mai traf derselbe in Frankfurt a. M. ein.

Die Berufung Bismarcks zu dem Gesandtschaftsposten rief in allen Kreisen Erstaunen und Verwunderung hervor. Als der Prinz Wilhelm von Preußen anfangs Juli nach Frankfurt kam, äußerte er dem General von Rochow gegenüber sein Bedenken darüber, daß man den jungen Landwehrleutenant von Bismarck, der sich ihm in Uniform vorgestellt und dem er bisher viel Wohlwollen und Achtung bewiesen, an eine so wichtige Stelle gesetzt habe. Rochows Urteil über Bismarck beruhigte indessen den Prinzen vollständig.

Wie Bismarcks Gegner auf dem politischen Kampfplatze seine Ernennung aufnahmen, hat er später, in der Reichstagssitzung vom 21. Februar 1879, selbst geschildert, als er sich gegen die Angriffe auf seine Befähigung in Sachen der Wirtschaftspolitik verteidigte.

„Ich bin, ehe ich überhaupt in das Amt trat", sagte er, „in derselben Weise beurteilt worden auf jede politische Befähigung, wie ich jetzt beurteilt werde in Bezug auf mein Recht, ich möchte sagen, meine Pflicht, in wirtschaftlichen Dingen mitzureden. Ich erinnere mich, wie ich nach Frankfurt als Bundestagsgesandter berufen wurde, kam in den liberalen Blättern die Bemerkung über mich: Dieser Mensch würde, wenn man ihm das Kommando einer Fregatte anvertraute oder eine chirurgische Operation zumutete, sagen: Nun, ich habe es noch nicht probiert; ich will es einmal versuchen. Das war die Schilderung, mit der man mich den Frankfurter Kollegen und vor allen den österreichischen in den liberalen Blättern empfahl. Nun, meine Herren, diese chirurgische

Operation ist nachher zu Ihrer Zufriedenheit, wie ich glaube, vollzogen worden."

Über die Persönlichkeit unseres Helden, wie sich dieselbe damals beim Beginn seiner diplomatischen Laufbahn in körperlicher und geistiger Beziehung den Herren in Frankfurt darstellte, giebt ein berufener Beurteiler, Heinrich von Sybel, eine Schilderung, aus welcher hier die nachstehenden Sätze Platz finden mögen.*)

„Bismarck stand damals mit 36 Lebensjahren in der vollen Blüte des kräftigsten Mannesalters. Eine hohe Gestalt, welche die Mehrzahl der Menschenkinder um eine Kopfeslänge überragte, ein gesundheitstrahlendes Antlitz, ein von Intelligenz belebter Blick, um Mund und Kinn der Ausdruck unbeugsamen Willens, so erschien er damals den Zeitgenossen, in jedem Gespräch erfüllt von originellen Gedanken, farbigen Bildern, frappanten Wendungen, von gewinnender Liebenswürdigkeit im geselligen, von schneidender Überlegenheit im geschäftlichen Verkehr. Sein Bildungsgang war großenteils der eines Autodidakten gewesen; die frische Ursprünglichkeit seiner Natur hatte er weder durch mechanische Schulung noch durch äußerlichen Dienstzwang einschnüren noch umschleifen lassen. —

„Vor allem hatte er sich, wie nach einem Vorgefühl des künftigen Wirkens, historischen Studien gewidmet. Nach der eigenen weiteren Erfahrung sprach er später einmal den Grundsatz aus, für jeden Staatslenker sei ein richtig geleitetes Studium der Geschichte die wesentliche Grundlage des Wissens; hier allein sei zu lernen, was bei der Verhandlung mit anderen Staaten in jeder Frage erreichbar sei; in der Befähigung aber, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, sei die höchste Aufgabe der diplomatischen Kunst bezeichnet. —

„Ganz im Sinne des Königs hat man oft von Bismarcks Frankfurter Lehrjahren geredet, ungefähr ebenso passend, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches sprechen wollte. Gewiß, er, der bisher niemals im diplomatischen Dienste sich geübt hatte, trat hier

*) Siehe: „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.", Bd. 2, S. 142 ff.

in eine ihm fremde Welt und hatte manche Kenntnis von Personen und Sachen sich erst anzueignen. Aber nachdem er sich binnen wenigen Wochen auf dem neuen Boden orientiert hatte, entwickelte er seit den ersten Schritten seines Wirkens seine politische Meisterschaft. Er war ein Staatsmann von Geburt. Eine freigebige Natur hatte ihn mit allen Erfordernissen des Herrscherberufes ausgestattet, mit rascher und durchdringender Auffassung aller Verhältnisse, mit scharfer Erkenntnis der Stärken und Schwächen jeder Position, mit sicherem Blick für die Brauchbarkeit der verschiedensten Menschen zur Förderung seiner Zwecke. Mit einer unerschütterlichen Willenskraft in der Verfolgung seiner Absichten verband er eine niemals versagende Elastizität des Geistes in der wechselnden Anwendung des jedesmal zweckmäßigen Verfahrens. Ohne jemals einen systematischen Unterricht durchgemacht zu haben, besaß er die Fähigkeit, welche Thucydides von Themistokles rühmt, durch die Macht seiner Natur in kurzem Nachdenken das Erforderliche sofort zu treffen. —

„Alle diese Züge werden bereits in seiner Frankfurter Korrespondenz gleich deutlich wie in seinem späteren Wirken auf höherer Stufe sichtbar. Überall bewundert man die Umsicht der jede Frage allseitig beleuchtenden Erörterung, den Mut in der Aufstellung des anzustrebenden Ziels, die unerschöpfliche Fülle immer neuer, den Gegner überraschender und verwirrender Evolutionen und dabei den festen Pulsschlag einer stets vom Verstande geleiteten Energie. Noch befand er sich nicht in der leitenden Stellung, sondern hatte den Befehlen der vorgesetzten Behörde zu gehorchen; aber stets traf der Gang seiner Berichte in thatsächlicher Begründung und zwingender Logik so unwiderstehlich zum Zweck, daß sich nur in seltenen Fällen dem Minister die Möglichkeit einer abweichenden Auffassung darbot. Herr von Manteuffel brummte wohl in aufkeimender Eifersucht: ‚Der junge Schönhäuser scheint ja seiner Sache sehr gewiß zu sein!‘ — schrieb dann aber sein ‚Einverstanden‘ unter den Bericht.

„Durch die Frühreife des Talents und die indirekte Beherrschung der Vorgesetzten erinnert Bismarck lebhaft an das Auftreten des Generals Bonaparte im Jahre 1796. In allem übrigen aber erscheint

neben der Ähnlichkeit der tiefste Gegensatz der Charaktere zwischen beiden Männern. Statt der kolossalen, jedes andere Gefühl erdrückenden Selbstsucht des korsischen Imperators zeigt sich bei dem preußischen Beamten die patriotische Hingabe an den Staat, die unbedingte Pflichttreue gegen König und Vaterland. Seine Seele war erfüllt von dem Berufe, Preußen zu Macht und Blüte zu erheben; jeder Schritt seines Wirkens war abhängig von dieser einzigen und beherrschenden Aufgabe." —

Also erschien damals das Bild des ritterlichen Helden, der berufen war, Dornröschen Germania aus dem bösen Zauberbanne zu erlösen.

Otto von Bismarck als Bundestagsgesandter.

Nach dem Oelgemälde von Prof. Jakob Becker im Besitze Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck.

Gezeichnet von Reinh. Hoberg.

X.

Siegfried in der Zauberschmiede.

„Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im dunklen Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.
O Meister, lieber Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein,
Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht!
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt;
Er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert so breit, so lang.
Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert.
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld!"

Ludwig Uhland.

Am 18. August 1851 erfolgte Bismarcks Ernennung zum Gesandten des Deutschen Bundestags, und am 29. desselben Monats überreichte er seine Beglaubigungsurkunde an den Bundestagspräsidenten, den Grafen Thun.

Otto von Bismarck begann mit diesem Schritte seine Laufbahn als Diplomat, eine Laufbahn von hoher weltgeschichtlicher Bedeutung.

Der Weg, den der geniale Mann damals betrat und welcher jetzt bis zu seinem Ausgange vor den Blicken der Welt liegt, war voll der glänzendsten Siege und Ehren; aber er war auch ein Pfad voller Dornen, auf welchem fast jeder Tritt vorwärts unter Mühsalen und Beschwerden, unter Kämpfen und Ringen gethan werden mußte.

Charakteristisch und von sinnbildlicher Bedeutung für das fernere Schaffen und Wirken unseres Helden war die Übernahme seines Amtes in Frankfurt am Main. Sein Vorgänger, der General von Rochow, hatte ein Gefühl von Eifersucht auf den an seiner Stelle zum Bundestagsgesandten ausersehenen jungen Landwehrleutnant nicht ganz zu unterdrücken vermocht. Bei seiner Abreise nach Petersburg übersandte er demselben angeblich die Aktenstücke über die laufenden Sachen in einer grünen Mappe. Als Bismarck diese grüne Mappe öffnete, fand er sie leer. Er begab sich nun sogleich auf den Bahnhof, wo Rochows Abfahrt von Frankfurt eben erfolgen sollte. In fein gewählten Worten dankte Bismarck seinem Vorgänger für alle empfangene Freundlichkeit und fügte hinzu, daß er dieselbe wohl lediglich der Freundschaft zuzuschreiben habe, in welcher Rochow mit seinem seligen Vater gestanden habe. So schnell als möglich bestieg der greise General den Eisenbahnwagen, um sich der Verlegenheit zu entziehen, welche ihm diese unerwartete Freundlichkeit des jungen Diplomaten bereitete.

Das Feld, welches Otto von Bismarck zur Bearbeitung vorfand, war vollständig Neuland für ihn. Doch mit klarem, sicherem Blick fand er bald, wie dasselbe zu behandeln sei, und mit frischem Mute und rüstiger Thatkraft ging er ans Werk. Als Gehilfen standen ihm in seinem Amte zur Seite der Legationsrat Otto Wentzel und die Gesandtschafts-Attachés Graf zu Lynar und Graf Theodor zu Stolberg-Wernigerode.

Welch eine Welt war es, die den jungen märkischen Edelmann hier in Frankfurt umgab! Das Heer der hier versammelten Staatsmänner bildete im Grunde nur die Schar der Meister und Gesellen einer großen Ränkeschmiede, wie es in der Diplomatie der alten Schule Herkommens war. Auf diesem Gebiete herrschte stets ein reges Treiben, während sonst der neuerweckte Bundestag dem im Jahre 1848 selig

entſchlafenen in Bezug auf ſeine ſprichwörtlich gewordene Geſchäftsträgheit, öde Langeweile und winzige Kleinigkeitskrämerei vollkommen gleich war. Wie ſeltſam mußte dies Leben der geraden, offenen, von friſcher Thatenluſt erfüllten Siegfriednatur Bismarcks anmuten!

In ſeiner ihm eigenen Weiſe ſchildert Otto von Bismarck in einem Briefe an ſeine Gemahlin das Treiben in der Frankfurter Zauberſchmiede alſo:

„Frankfurt iſt gräßlich langweilig. Ich bin ſo verwöhnt mit viel Liebe um mich und viel Geſchäften und merke erſt, wie undankbar ich gegen ſo manche Leute in Berlin immer geweſen bin. Denn von Dir und Zubehör will ich ganz abſehen; aber ſelbſt das kühlere Maß von landsmannſchaftlicher und Parteizuneigung, das mir in Berlin wurde, iſt ein inniges Verhältnis zu nennen gegen den hieſigen Verkehr, der im Grunde nichts als gegenſeitiges Ausſpionieren iſt. Und wenn man noch etwas auszuſpionieren und zu verbergen hätte! Es ſind lauter Lappalien, mit denen die Leute ſich quälen, und dieſe Diplomaten ſind mir ſchon jetzt mit ihrer wichtigthuenden Kleinigkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl ſeiner Würde. Wenn nicht äußere Ereigniſſe zutreten, und die können wir ſuperklugen Bundestagsmenſchen weder leiten noch vorherbeſtimmen, ſo weiß ich jetzt ganz genau, was wir in einem, zwei oder fünf Jahren zu ſtande gebracht haben, und will es in 24 Stunden zu ſtande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang wahrheitsliebend und vernünftig ſein wollen. Ich habe nie daran gezweifelt, daß ſie alle mit Waſſer kochen; aber eine ſolche nüchterne, einfältige Waſſerſuppe, in der auch nicht ein Fettauge zu ſpüren iſt, überraſcht mich. Schickt den Schulzen X. oder Herrn von ? arski aus dem Chauſſeehauſe her, wenn ſie gewaſchen und gekämmt ſind, ſo will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen. In der Kunſt, mit vielen Worten gar nichts zu ſagen, mache ich reißende Fortſchritte, ſchreibe Berichte von vielen Bogen, die ſich nett und rund wie Leitartikel leſen, und wenn Manteuffel, nachdem er ſie geleſen hat, ſagen kann, was drin ſteht, ſo kann er mehr als ich. Jeder von uns ſtellt ſich, als glaubte er vom andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe ſtecke, wenn er's nur ausſprechen wollte, und

dabei wissen wir alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie hier steckt." —

Die diplomatischen Ränkeschmiede schraken bei ihrem Geschäft des Ausspionierens vor keinem Mittel zurück; selbst das Briefgeheimnis war ihnen nicht heilig. Das Netz ihrer Intriguen spann sich über Länder und Meere, so daß oft heimliche Dinge, welche an weit entfernten Orten gesprochen wurden, zu ihren Ohren drangen. Eine Stelle in einem anderen Briefe Bismarcks an seine in einem Seebade weilende Gattin deutet darauf hin. Er schreibt:

„Sei vorsichtig in Deinen Reden gegen alle dort ohne Ausnahme, nicht bloß gegen X., namentlich in Urteilen über Personen; denn Du glaubst nicht, was man in dieser Art erlebt, wenn man erst Gegenstand der Beobachtung wird. Sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was Du etwa in den Bassalken oder in der Badehütte flüsterst. Verzeih, daß ich so ermahnend bin, aber nach Deinem letzten Brief muß ich etwas die diplomatische Heckenschere zur Hand nehmen. Wenn die *** und andere Leute in unserm Lager Mißtrauen säen können, so erreichen sie damit einen Hauptzweck ihrer Briefdiebstähle." —

„Über Politik und einzelne Personen kann ich Dir nicht viel schreiben", heißt es an anderer Stelle, „weil die meisten Briefe geöffnet werden. Wenn sie Deine Adresse auf meinen und Deine Hand auf Deinen Briefen erst kennen, werden sie sich's wohl begeben, da sie nicht Zeit haben, Familienbriefe zu lesen."

Allein auch in dieser hier ausgesprochenen Annahme sollte sich unser Diplomat irren. Er sah sich bald genötigt, auf andere Mittel zu sinnen, um seine Briefe und Depeschen vor geheimer Ausschnüffelei zu sichern. Er fand endlich einen Weg, der ebenso eigenartig war, wie er sich als zweckmäßig erwies. Es ist neuerdings folgendes darüber bekannt geworden:

Auch der Vertreter Hannovers glaubte annehmen zu müssen, daß seine Briefschaften auf einem geheimen, aber durchaus nicht mehr

ungewöhnlichen Wege zur Kenntnis des Bundestags-Präsidiums kamen. Er richtete eines Tages an seinen preußischen Genossen die Frage, wie er es nur anfange, daß seine Briefe und Depeschen ungeöffnet durch die gefährliche Straße der Spionage gelangten. Bismarck forderte seinen Leidensgefährten, dem er Vertrauen schenken durfte, auf, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten. Er führte ihn in eine entlegene Gasse, wo nur kleine Leute und Gewerbetreibende der bescheidensten Art ihre Wohnung hatten. Dort angelangt, zog er zum Erstaunen seines Begleiters Handschuhe an und und trat dann mit ihm in einen Krämerladen. „Habt ihr hier auch Seife?“ fragte er den Ladendiener. — „Ja wohl.“ — „Welche Sorten?“ — Der Kommis nannte verschiedene und legte Bismarck einige Stücke vor, von denen dieser ein besonders stark riechendes wählte und in seine Tasche gleiten ließ. Dann fragte er nach Briefumschlägen, und der Verkäufer legte ihm einige der gewöhnlichsten Art vor. Darauf zog Bismarck eine Depesche aus der Brusttasche seines Rockes, steckte sie in den Briefumschlag, forderte Tinte und Feder und fing an, die Adresse zu schreiben. Aber mit den Handschuhen ging das nicht, er bat daher den Handlungsdiener, diese Arbeit für ihn zu besorgen, und der junge Mann that dies willig genug. Nun steckte Bismarck die Depesche in die Tasche zu der Seife und sagte auf der Straße zu dem Hannoveraner: „So, unter dieser Aufschrift und diesem aus den Düften von Seife, Heringen, Talg und Käse zusammengesetzten Parfüm sollen sie nun einmal meine Depesche herausschnüffeln.“

Das schale, nichtige Leben, das unehrliche Treiben der diplomatischen Frankfurter Welt mußte einen ernstdenkenden und tieffühlenden Mann, wie Otto von Bismarck es war, anwidern! Er suchte demselben, so oft es nur seine Amtspflichten gestatteten, zu entfliehen. Er erfrischte und erquickte seine Seele wieder im Genuß der freien, schönen Gottesnatur, indem er häufig Ausflüge in die Umgegend: in die bewaldeten Höhen und Thäler des Taunus, des Neckargebietes, des Odenwaldes oder des Schwarzwaldes, an die rebumkränzten Ufer des herrlichen Rheinstromes, machte. Welche Stimmungen dabei oft sich seines Gemütes bemächtigten, das offenbaren die Briefe an seine Gattin.

„Die Exkursionen mit der Eisenbahn", schreibt er, „sind noch das Beste hier. Nach Heidelberg, Baden-Baden, Odenwald, Homburg, Soden, Wiesbaden, Bingen, Rüdesheim, Niederwald kann man bequem in einem Tage, 5—6 Stunden dableiben und abends wieder hier sein. — — Vorgestern war ich zu Mittag in Wiesbaden bei ** und habe mit einem Gemüt von Wehmut und altkluger Weisheit die Stätten früherer Thorheit angesehen. Möchte es doch Gott gefallen, mit seinem klaren und starken Weine dies Gefäß zu füllen, in dem damals der Champagner einundzwanzigjähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen ** und Miß ** jetzt leben? Wie viele sind begraben, mit denen ich damals liebelte, becherte und würfelte! Wie hat meine Weltanschauung doch in den vierzehn Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles ist ehrwürdig, was ich damals verspottete! Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten, rauschen und wertlos welken, bis wieder vierzehn Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wir's erleben! Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe. Sollte ich jetzt leben wie damals ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder, — ich wüßte doch in der That nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde, und doch sind die meisten meiner Bekannten so und leben. Wenn ich mich bei dem einzelnen frage, was er für Grund bei sich haben kann, weiter zu leben, sich zu mühen und zu ärgern, zu intriguieren und zu spionieren, ich weiß es wahrlich nicht. Schließe nicht aus diesem Geschreibsel, daß ich gerade besonders schwarz gestimmt bin; im Gegenteil, es ist mir, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet: gesund, heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wüste, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven vermischt. Statt dessen muß ich nun langweilige ** besuchen und endlose Ziffern über deutsche Dampf-

korvetten und Kanonenjollen lesen, die in Bremerhafen faulen und Geld fressen." —

„Gestern und heute wollte ich gern an Dich schreiben", heißt es in einem folgenden Briefe Bismarcks an seine Gemahlin, „kam aber vor allem Geschäftswirrwarr nicht eher dazu, als jetzt spät am Abend, wo ich von einem Spaziergang zurückkomme, auf dem ich in reizender Sommernachtluft, Mondschein und Pappelblättergeschwirr den Aktenstaub des Tages abgestreift habe. — Am Sonnabend bin ich nachmittags nach Rüdesheim gefahren. Da nahm ich mir einen Kahn, fuhr auf den Rhein hinaus und schwamm im Mondschein, nur Nase und Augen über dem lauen Wasser, bis nach dem Mäuseturm bei Bingen, wo der böse Bischof umkam. Es ist etwas seltsam Träumerisches, so in stiller, warmer Nacht im Wasser zu liegen, vom Strom langsam getrieben und den Himmel mit Mond und Sternen und seitwärts die waldigen Berggipfel und Burgruinen im Mondlicht zu sehen und nichts als das leise Plätschern der eigenen Bewegung zu hören. Ich möchte alle Abende so schwimmen. — Am andern Morgen fuhr ich nach Koblenz und kehrte auf demselben Wege nach Frankfurt zurück, wo ich abends eintraf. Ich unternahm die Expedition eigentlich in der Absicht, den alten Metternich auf Johannisberg zu besuchen, der mich hat einladen lassen, aber der Rhein gefiel mir so, daß ich lieber spazieren fuhr und den Besuch verschob ...."

Der denkende Leser findet in dem hier am Schlusse so einfach und natürlich erzählten Vorgange eine wunderbare Symbolik. Der junge preußische Staatsmann, der die Geschicke seines Vaterlandes mit starker Hand höchsten Zielen zuzuführen von der Vorsehung berufen ist, läßt sich, einem unwiderstehlichen dunklen Triebe in seiner Brust folgend, von den Fluten des deutschen Rheinstromes forttragen weitabseits von dem eigentlichen Zwecke seiner Ausfahrt. Der Weg des neuen zukunftreichen Preußens, durch den jungen genialen Frankfurter Staatsmann verkörpert, führte nicht zu Metternich, dem greisen, abgethanen Vertreter des altersschwachen, die Einheit und Freiheit Deutschlands hemmenden Österreichs.

Otto von Bismarck war mit dem Gefühl aufrichtiger Zuneigung

für Österreich nach Frankfurt am Main gekommen. Er hatte wohl noch beim Antritt seines Amtes als Bundestagsgesandter die Absicht, die österreichfreundliche Politik Preußens, welche er als Abgeordneter in Berlin wiederholt verteidigt hatte, auch fernerhin voll zu vertreten; denn es war seine Überzeugung, daß zu einer gesunden Entwicklung der deutschen Staatsverhältnisse das feste Zusammenhalten der beiden Großmächte Deutschlands und ein einmütiges Streben derselben notwendig sei. Er zeigte sich deshalb seinen Genossen am Bundestage anfangs auch durchaus entgegenkommend und war stets darauf bedacht, jede etwa auftauchende Meinungsverschiedenheit durch freundliches Benehmen mit dem Vertreter Österreichs, dem Präsidialgesandten Grafen Thun, auf friedlichem Wege zum Ausgleich zu bringen, um nicht den kleinen Staaten das Schauspiel einer Spaltung zwischen den beiden führenden Mächten des Bundes zu geben. Allein:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

Den friedlichen Bestrebungen des preußischen Vertreters fehlte die Gegenseitigkeit. Der Leiter der österreichischen Politik, Fürst Schwarzenberg, hatte durchaus nicht die Absicht, die Gleichberechtigung Preußens in Deutschland anzuerkennen; er war vielmehr, wie bereits weiter oben ausgeführt worden ist, bestrebt, den Herrscher des Nachbarstaates zu einem Vasallen Österreichs herabzuwürdigen. Für diese Politik fand er in dem Vertreter am Bundestage ein williges Werkzeug.

Der Graf Thun war in all seinen Lebensäußerungen genau das Abbild seines Vorgesetzten in Wien, des im Privatverkehr äußerst leichtfertigen, in Amtsgeschäften aber strengen und rücksichtslosen Fürsten Schwarzenberg. Bismarck entwirft von seinem bundestäglichen Genossen in einem Bericht an den Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel folgendes Bild:

„Der Graf Thun trägt in seinem Äußern etwas von burschikosem Wesen zur Schau, gemischt mit einem Anflug von Wiener Roué. Die Sünden, die er in letzterer Eigenschaft begehen mag, sucht er durch strenge Beobachtungen der Vorschriften der katholischen Kirche in seinen oder doch in den Augen der Gräfin aufzuwiegen. Er spielt auf dem

Klub bis 4 Uhr morgens Hazard (macao), tanzt von 10—5 Uhr ohne Pause und mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner und macht den hübschen Frauen der Kaufmannschaft mit einer Ostentation den Hof, die glauben läßt, daß es ihm ebenso sehr um den Eindruck auf die Zuschauer als um das eigene Vergnügen zu thun ist. Unter dieser äußerlichen Richtung birgt Graf Thun, ich will nicht sagen, eine hohe politische Thatkraft und geistige Begabung, aber doch einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit und Berechnung, die mit großer Geistesgegenwart aus der Maske harmloser Bonhomie hervortritt, sobald die Politik ins Spiel kommt. Ich halte ihn für einen Gegner, der jedem gefährlich ist, der ihm ehrlich vertraut, anstatt ihm mit gleicher Münze zu zahlen. Wie ich höre, ist Graf Thun in Beobachtung der löblichen Disziplin, welche der österreichischen Diplomatie eigen ist, gewissenhaft bemüht, das treueste Organ der Absichten des Fürsten Schwarzenberg zu sein, und beweist in dieser Beziehung eine nachahmenswerte Genauigkeit und Pflichttreue. Wenn ich mir bei der Neuheit meiner Erfahrungen ein Urteil erlauben darf, so ist von den österreichischen Staatsmännern und der Schwarzenbergschen Schule niemals zu erwarten, daß sie das Recht aus dem alleinigen Grunde, weil es das Recht ist, zur Grundlage ihrer Politik nehmen oder behalten werden; ihre Auffassung scheint mehr die eines Spielers zu sein, der die Chancen wahrnimmt, in ihrer Ausbeutung zugleich Nahrung für Eitelkeit sucht und zu letzterem Behufe die Drapierung der kecken und verachtenden Sorglosigkeit eines eleganten Kavaliers aus leichtfertiger Schule zu Hilfe nimmt. Man kann von ihnen mit jenem herabstürzenden Dachdecker sagen: „Ça va bien, pourvu que cela dure!“*)

Es gehörte damals nach dem Tage von Olmütz in Frankfurt zum guten Ton der Gesellschaft, die Sympathie für Österreich offen an den Tag zu legen. Die österreichischen Farben spielten eine hervorragende Rolle, selbst in den Schleifen und Bändern der Damen. In der preußenfeindlichen Gesinnung leisteten die meisten Vertreter der Klein- und Mittelstaaten der österreichischen Diplomatie willig Heeresfolge. Das

*) „So geht's gut, wenn's nur von Bestand wäre!“

zeigte sich bei allen Gelegenheiten. Ein Bericht Bismarcks läßt in die damaligen Verhältnisse einen interessanten Einblick thun. Er schreibt: „Die hiesige Geselligkeit hat mir am vorigen Freitag ein Lebenszeichen von sich gegeben, wo bei Lord Cowley ein Zauberfest zu Ehren der Königin Viktoria stattfand. Die Herzogin-Witwe von Nassau (geb. Prinzessin von Württemberg) war mit ihrer unverheirateten Prinzessin dort. Letztere tanzte mit allen vertretenen Mächten, nur mit keinem Preußen. Die hiesige Diplomatie ist eine springlustige; nicht nur Thun, sondern der mehr als fünfzigjährige Tallenay (französischer Gesandter) und der Vertreter Belgiens, Graf Briey, sowie Lord Cowley selbst tanzten und nahmen an einem zweistündigen Kotillon als ordentliche Mitglieder teil. Die Räume waren mit Farben aller Staaten sehr bunt dekoriert, und dem englischen Wappentransparent gegenüber hing das des Deutschen Bundes: der Doppeladler ohne Krone."

Der Vertreter Österreichs versuchte auch im amtlichen Verkehr, den preußischen Genossen die Überlegenheit seiner Regierung fühlen zu lassen. Doch hiermit hatte er bei Otto von Bismarck, dem mutigen Verteidiger des Preußentums und der Preußenehre, wenig Erfolg. Dieser erkannte bald genug, daß seine Vorsätze, Österreich mit schonender Freundlichkeit zu behandeln, nicht durchzuführen waren. Er war nicht der Mann, Anmaßung und Überhebung gleichmütig zu ertragen. Er duldete keinerlei Zurücksetzung, am allerwenigsten an der Würde und den Rechten des von ihm vertretenen Staates. Das Verhalten seiner Genossen erforderte ein festes, trutziges Auftreten. Damit war seine fernere Haltung denselben gegenüber entschieden. Gleich in den ersten Wochen seiner Amtsführung fanden sich Anlässe, diese Gesinnung zu bethätigen.

Charakteristisch für die Art und Weise, wie Otto von Bismarck Aufgeblasenheit und Überhebung zurückzuweisen verstand, ist ein heiterer Vorgang, der sich in den ersten Sitzungen des Militärausschusses abspielte. Dieser Militärausschuß, die wichtigste Körperschaft in der Gliederung des Bundestages, bestand aus den Gesandten Österreichs, Preußens, der vier Königreiche, Bayern, Hannover, Württemberg, Sachsen, und Hessen-Darmstadts. Nun war in den Verhandlungen desselben

zur Sitte oder besser Unsitte geworden, daß der Herr Präsidialgesandte während der Sitzung rauchte und mit brennender Havanna aus seiner Wohnung in das Versammlungszimmer zu kommen pflegte, während die übrigen Mitglieder des Ausschusses sich den Genuß des edlen Tabakkrautes aus Respekt vor der hohen Präsidialmacht versagen zu müssen glaubten. Selbst der bisherige Vertreter Preußens, General von Rochow, hatte sich, obwohl er ein leidenschaftlicher Raucher war, diese Entsagung auferlegt, sei aus gleichem Respektsgefühl oder aus Achtung vor den ernsten Geschäftsverhandlungen, welche dem pflichtstrengen preußischen Beamten innewohnte. Bismarck aber war anderer Meinung. Er sah in diesem Benehmen des österreichischen Gesandten ein prinzipiell ausgeübtes Vorrecht, das er nicht zu dulden gesonnen war. Er brachte in der nächsten Sitzung denn auch eine Zigarre mit, und es rauchten nun die beiden Großmächte des Deutschen Bundes. Dies wirkte verblüffend auf die kleineren Mächte, denen nun erst ein Verständnis davon aufging, was Österreichs Rauchen zu bedeuten hatte. Und siehe, in der nächsten Sitzung erschien auch der Gesandte Bayerns mit der Zigarre bewaffnet. Trotzdem derselbe des Rauchens durchaus unkundig war, schlug er sich mit möglichst hoher Würde klirrend Feuer und zündete sich seine, freilich recht blonde, Zigarre an, rauchte jedoch nur so lange, bis eine auffällige Blässe seines Angesichts die übrigen Mitglieder des Ausschusses darauf vorbereitete, daß er im nächsten Augenblicke seine Partie aufgeben würde. In den nächsten Sitzungen folgte zunächst Hannover und darauf auch Württemberg und Sachsen seinem Beispiele, bis zuletzt der ganze Ausschuß seine Geschäfte mit Dampf betrieb, ausgenommen der hessische Gesandte, der entweder den Widerwillen gegen das Nikotin oder das Bewußtsein der Schwäche des von ihm vertretenen untergeordneten Staates nicht zu überwinden vermochte.

Das lustige Rauchscharmützel war das Vorspiel zu ernsten Kämpfen, wozu die Anmaßung und Überhebung Österreichs oder dessen feindliche Absichten den Vertreter Preußens herausforderten. Einen der ersten Anlässe, die Rechte und die Ehre Preußens seinen Gegnern gegenüber zu wahren, bot sich Bismarck in folgender Frage:

Durch die Beschlüsse der Frankfurter Nationalversammlung war Ost- und Westpreußen mit in das Bundesgebiet eingefügt worden. Zur Herstellung der rechtlichen Grundlage seiner europäischen Selbständigkeit beantragte die preußische Regierung beim Bunde jetzt die Wiederausscheidung der genannten Provinz. Dieser Antrag kam aber Österreich, das die Einfügung seiner sämtlichen außerdeutschen Gebiete in den Bund erstrebte, durchaus ungelegen. Es wirkte daher im Verein mit seinen Genossen am Bundestage eifrig dahin, die Absichten Preußens zu vereiteln. Als Bismarck dies merkte, trat er mit voller Energie für den Antrag seiner Regierung ein. Mit welchem Nachdruck dies geschah, zeigt ein Gesuch an Manteuffel, in welchem er die Erlaubnis zu einer Erklärung verlangte, daß Preußen die von ihm beabsichtigte Maßregel selbständig durchführen würde, wenn die gegnerische Partei bei ihrem Widerspruch beharre. Es bedurfte indes dieses Mittels nicht, da durch Bismarcks thatkräftiges Einwirken die Genehmigung des Antrages seitens der Mehrheit der Bundestagsmitglieder sehr bald erlangt wurde.

Gleichen Erfolg erzielte Bismarck in einer anderen Streitsache, bei welcher Gelegenheit wieder die am Bundestage herrschende preußenfeindliche Stimmung hervortrat. Auf Österreichs Betreiben war ein besonderer Ausschuß zu dem Zwecke eingesetzt worden, die Sitzungsprotokolle einer Prüfung zu unterziehen und zu bestimmen, inwieweit der Inhalt derselben zur Veröffentlichung geeignet sei. Die erste Arbeit dieses Ausschusses, in welchem der preußische Gesandte keinen Platz erhalten hatte, zeigte sogleich, daß sich Österreich hier ein Organ geschaffen habe, um in seinem Interesse zu ungunsten Preußens wirken zu können. Auch diesem Beginnen trat Bismarck sowohl öffentlich in der Presse, als durch eine geharnischte Erklärung in der Versammlung entgegen, was zur Folge hatte, daß die Wiederholung des Verfahrens unterblieb.

Die ganze Jämmerlichkeit des Deutschen Bundes sowie die Unnatur und Zweckwidrigkeit seiner Einrichtung zeigte sich in dem Streit um die Erhaltung und Verwaltung der deutschen Kriegsflotte, welche teils aus Beträgen freiwilliger Opfergaben des Volkes, teils aus Beiträgen

der Regierungen im Jahre 1848 geschaffen worden war. Preußen war an der Aufbringung der Kosten in hervorragendem Maße beteiligt gewesen, während Österreich und eine Anzahl der Binnenstaaten mit ihren Beiträgen ganz oder teilweise im Rückstande geblieben waren. Nun handelte es sich darum, die Summen herbeizuschaffen, welche zur Erhaltung und Verstärkung dieser Flotte, die in den Häfen der Nordsee „faulte und Geld fraß", wie Bismarck schrieb, nötig waren. Darüber entstand bald ein Feilschen und Zanken unter den Bundesmitgliedern, ebenso unerquicklich für die Beteiligten wie beschämend für das deutsche Volk.

Preußen erklärte sich zur Opferung weiterer Mittel bereit, wenn man die deutsche Flotte mit seiner eigenen Marine dergestalt in Verbindung brächte, daß der König der gemeinsame Kriegsherr würde. Das glaubten die anderen Staaten aber nicht dulden zu dürfen; es wurde daher eine Reihe anderer Vorschläge für die Verwendung der Flotte gemacht, über welche ebensowenig eine Einigung erzielt werden konnte. Da verfügte der Bund auf Beschluß der Mehrheit seiner Mitglieder im Februar 1852 die Auflösung der Flotte, falls bis zum April desselben Jahres sich nicht, wie in Aussicht genommen war, ein engerer Staatenverein zur Erhaltung derselben gebildet haben würde. Dieser Verein kam aber nicht zu stande, und so erlebte das deutsche Volk die Schmach, daß seine Kriegsflotte, für deren Erbauung manches Herz in Begeisterung geschlagen und wofür so große Opfer gebracht worden waren, — unter den Hammer kam. Der oldenburgische Staatsrat Hannibal Fischer hatte die traurige Ehre, die Schiffe öffentlich zu versteigern.

In einer der Sitzungen des hohen Bundestages zu jener Zeit mag es wohl gewesen sein, wo Otto von Bismarck an seine Frau Schwester jenen Brief ohne Datum geschrieben hat, um darin die Schale seines Spottes über die ehrenwerte Gesellschaft auszugießen, welche damals die Geschicke des deutschen Vaterlandes in Händen hielt.

„Während ich genötigt bin", schreibt er, „in der Sitzung einen ganz unglaublich langweiligen Vortrag eines hochgeschätzten Kollegen über die anarchischen Zustände in Ober-Lippe anzuhören, dachte ich

darüber nach, wie ich diesen Moment utilisieren könnte, und als hervorragendstes Bedürfnis meines Herzens stellte sich ein Erguß brüderlicher Gefühle heraus. Es ist eine sehr achtungswerte, aber wenig unterhaltende Tafelrunde, die mich an einem grünbehangenen, etwa 20 Fuß im Durchmesser haltenden, kreisrunden Tisch im Parterre des Taxisschen Palais mit Aussicht auf den Garten umgiebt. Der durchschnittliche Schlag ist etwa der von N. N. und Z. in Berlin; die haben ganz bundestäglichen pli. — — Ich gewöhne mich daran, im Gefühle gähnender Unschuld die Stimmung gänzlicher Wurschtigkeit in mir vorherrschend werden zu lassen, nachdem ich, den Bund allmählich mit Erfolg zum Bewußtsein des durchbohrenden Gefühls seines Nichts zu bringen, nicht unerheblich beigetragen zu haben mir schmeicheln darf. Das Lied von Heine: „O Bund, du Hund, du bist nicht gesund" ꝛc. wird bald durch einstimmigen Beschluß zum Nationalliede der Deutschen erhoben werden." —

Um sich das Frankfurter Leben einigermaßen erträglich zu machen, hatte Bismarck bald nach seiner endgiltigen Übernahme des Gesandtschaftspostens seine Frau und Kinder nachkommen lassen. In einer von Gartenanlagen umgebenen Villa an der Bockenheimer Landstraße (Nr. 40, jetzt 104) hatte er sein Heim aufgeschlagen. Das Haus des preußischen Gesandten wurde zum Sammelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft. Vereinigte der Graf Thun in seinem Hause vorzugsweise den gut österreichisch gesinnten hohen Geburts- und Geldadel, so wußte Bismarck mehr die Vertreter der geistigen Aristokratie an sich zu ziehen, bei welcher das Landhaus an der Bockenheimer Landstraße Nr. 40 für das gastfreieste von ganz Frankfurt galt. Hier verkehrten Maler, Bildhauer, Musiker, Schriftsteller und Gelehrte. Eines besonders vertraulichen Umganges wurde der Maler Jakob Becker aus Worms mit seiner Frau und seinen anmutigen Töchtern gewürdigt. Bald kamen auch Gäste von hohem Rang und Stand in diesen Kreis, wie der Prinz Georg von Preußen, der später unter dem Namen Georg Konrad als Dichter rühmlich hervorgetreten ist, und die einflußreiche und geistvolle Großfürstin Helene von Rußland, geborne Prinzessin von Württemberg, Witwe des Großfürsten Michael Pawlowitsch, welche sich gleichfalls von

der durch das Bismarckſche Haus wehenden eigenartigen, friſchen Geiſtesatmoſphäre angezogen fühlte.

Bismarck verſtand es wie ſelten einer die Kunſt einer edlen, wahren Gaſtfreundſchaft zu üben. In ungezwungener und ungekünſtelter Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit entfaltete er ſeinen Gäſten gegenüber den ganzen Reichtum ſeines tiefen Gemütes und den Glanz ſeines genialen Geiſtes. Dem Humor, dieſem reinen Ausfluß der echten deutſchen Herzlichkeit, wurde in dem geſelligen Verkehr nicht ſelten ein bedeutender Platz eingeräumt. Die edle, ſanfte Erſcheinung der Frau von Bismarck trug das ihrige dazu bei, den Aufenthalt in dem gaſtfreien Hauſe zu einem angenehmen zu machen.

Das Bismarckſche Paar hatte hier auch die Ehre, den Prinzen von Preußen als Gaſt zu bewirten. Hierbei ereignete ſich die folgende heitere Epiſode. Der hohe Herr erhielt, nachdem er ſich bereits bei Bismarck zum Beſuch angemeldet hatte, auch die Einladung zu einem Gaſtmahle im Hauſe des Geldfürſten Baron von Rothſchild, der ſich, als er eine abſagende Antwort erhalten hatte, perſönlich zu dem Prinzen begab, um ihn zu einer Annahme ſeiner Einladung zu bewegen. Der Prinz erteilte Rothſchild endlich den Beſcheid, er möge die Sache mit Bismarck abmachen. Baron von Rothſchild eilte nun zu Bismarck, um dieſen zu beſtimmen, ihm den hohen Gaſt abzutreten; er könne ja bei ihm mitſpeiſen, meinte der Geldfürſt. Als ihm dies abgelehnt wurde, machte er den Vorſchlag, ſein Gaſtmahl in dem Bismarckſchen Hauſe auftragen zu laſſen. Doch auch hiermit hatte der Herr Baron kein Glück. Der Prinz von Preußen ſpeiſte im Bismarckſchen Hauſe und am Bismarckſchen Tiſche.

Bismarck hatte hier auch die Freude, einen alten Jugendfreund aus der Göttinger Studienzeit in ſeinem Hauſe zu beherbergen. Es war der Amerikaner Dr. John Lothrop Motley, welcher den Beſuch bei ſeinem ehemaligen Genoſſen in einem Briefe in die Heimat alſo ſchildert:

„Ich kann in Worten nicht ausdrücken, wie herzlich er mich empfing. Wenn ich ſein Bruder ſtatt ſeines Freundes geweſen wäre, ſo hätte er nicht wärmere und liebevollere Freude bezeugen können. Ich finde, daß

ich ihn noch weit lieber habe, als ich glaubte, und Du weißt am besten, was für eine hohe Meinung ich immer von seinen Talenten und Überzeugungen hatte. Es ist ein Mann von ungemein starkem Charakter und im Besitze außerordentlicher Geisteskräfte. Der hervorragende Platz, den er als Staatsmann einnimmt, suchte ihn auf; er wurde ebensowenig wie ein anderes Amt von Bismarck aufgesucht. Der Standpunkt, auf welchen er sich im Jahre 1848 stellte, brachte ihn gleich allen Parteien als einen der leitenden Charaktere Preußens vor Augen. Die größte Änderung an Bismarck ist in Bezug auf seine Körperfülle vor sich gegangen; er ist wohlbeleibter geworden, was ihm bei seiner mächtigen Gestalt zum Vorteil gereicht. Seine Stimme und sein Benehmen dagegen sind in ganz auffälliger Weise unverändert geblieben .... Eine solche Ehrlichkeit, einen solchen Mut der Überzeugung, ein solches hohes Ehrgefühl und einen solchen tiefen religiösen Glauben, verbunden mit merkwürdigen und hervorragenden Talenten, findet man selten an einem Hofe in einem Manne vereinigt. Ich hege keinen Zweifel, daß er bestimmt ist, Premierminister zu werden, wenn sonst nicht seine nicht zu unterdrückende Geradheit und Ausgesprochenheit für ihn, wie gewöhnlich für Politiker, zum Stein des Anstoßes wird und ihm den Weg verlegt."

Das Leben und Treiben im Bismarckschen Hause beschreibt der Amerikaner in folgender Weise:

„Es ist eins derjenigen Häuser, wo jeder thut, was er will. Die von der Familie benutzten Räume, ein Salon und das Speisezimmer, sind nach hinten hinaus gelegen und haben die Aussicht in den Garten. Hier ist alles versammelt: jung und alt, Großeltern und Kinder und Hunde; da wird gegessen, getrunken, geraucht, Pfand gespielt und Pistolen geschossen, alles zu gleicher Zeit. Es ist eins derjenigen Häuser, wo einem alles angeboten wird, was auf Erden immer gegessen und getrunken werden kann: Portwein, Sodawasser, Lagerbier, Champagner, Burgunder, Bordeauxwein sind immer vorhanden; und jeder raucht beständig nur die besten Havanna-Zigarren."

Hier in Frankfurt wurde das Bismarcksche Paar am 1. August 1852 noch durch die Geburt eines zweiten Sohnes beglückt. Der Neugeborene erhielt am 20. September in der heiligen Taufe die

Namen Wilhelm Otto Albrecht. Der erste Name, gleichzeitig der Rufname, ward ihm nach seinem hohen Paten, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, beigelegt.

Im Herbst desselben Jahres wurde Bismarck durch den Verkauf des Hauses gezwungen, seine Wohnung zu wechseln. Er fand nach längerem Suchen ein geeignetes Unterkommen in dem Hause Große Gallusstraße Nr. 19, welches einem gewissen Seufferheld gehörte, und wo er bis zum Abschluß seines Frankfurter Aufenthaltes verblieb. Über diesen Wohnungswechsel heißt es in einem Schreiben Bismarcks:

„Ich bin durch Verkauf meines Hauses in eine unbehagliche Lage versetzt. Die sonderbarsten Umstände mußten zusammentreffen, mich zu delogieren. Ein Westfale namens Lehmkuhl mußte nach Kuba gehen, dort, obschon selbst häßlich, eine schöne Spanierin heiraten, mit dieser hierher kommen, an meinem Hause ein sonderbares Gefallen finden und dem Eigentümer einen übermäßigen Preis dafür bieten. Kauf bricht hier die Miete; ich muß schleunigst räumen, und in der ganzen Stadt ist kein geeignetes Quartier zu haben."

Es ist leicht erklärlich, daß die Erscheinung Bismarcks in den Kreisen der Bundestags-Diplomatie wie in der Frankfurter Gesellschaft überhaupt nicht geringes Aufsehen erregte. Seine originelle Art des geselligen Verkehrs war den Damen und Herren in der Stadt am blauen Main etwas ganz Ungewöhnliches. Geradezu verblüffend wirkte oft seine rücksichtslose Offenheit und Ehrlichkeit, die bisher noch an keinem Diplomaten bemerkt worden war. „Er sagt stets das Unerwartete", hieß es von ihm in den Salons der Damen wie in den Klubs der Herren, wo die Person des preußischen Gesandten Gegenstand lebhafter Unterhaltungen war. Den Denkenden und namentlich den Edeldenkenden mißfiel das feste und ritterliche Auftreten desselben durchaus nicht; es trug im Gegenteil außerordentlich dazu bei, das verachtete Preußentum wieder zu Ehren zu bringen.

So begann Preußen durch Bismarcks Verhalten schon damals, in Deutschland moralische Eroberungen zu machen, ein Streben, welches später unter der Regierung König Wilhelms in das Programm der preußischen Politik mit aufgenommen wurde. Man fing an, der

Gesandtschaft Preußens in Frankfurt in höherem Maße Beachtung zu teil werden zu lassen. Durchreisende Staatsmänner und Würdenträger deutscher und auswärtiger Mächte versäumten nicht, bei Bismarck vorzufahren und ihm ihre Aufwartung zu machen. Mit seinem Bestreben, die Herzen zu erobern, hatte Bismarck besonders auch in den militärischen Kreisen, den höheren wie den niederen, Erfolge. Dazu trug vor allem die Veranstaltung von Festlichkeiten bei, welche vaterländische Gedenktage, besonders den Geburtstag des Königs am 15. Oktober, verherrlichen sollten. Dann erschien Bismarck mit dem ganzen Personal der Bundestags-Gesandtschaft beim Gottesdienst, der vormittags in der großen Reformierten Kirche am Kornmarkt stattfand, dem dann mittags ein glänzendes Festmahl folgte, und am Abend verschmähte er es nicht, auch den preußischen Soldaten, welche in Frankfurt in Garnison lagen, bei ihren Festlichkeiten einen Besuch abzustatten und mit ihnen in leutseliger Weise zu verkehren. Noch mehr Verwunderung als der Verkehr Bismarcks mit Malern, Bildhauern, Schriftstellern und gemeinen Soldaten erregte die Feier gewisser häuslicher Feste, von denen man in Frankfurt bisher keine Ahnung gehabt hatte, die ihm aber auch niemand nachmachte. So gab er z. B. nach Art der pommerschen oder märkischen Gutsherren seiner Dienerschaft jedes Jahr zur Fastnacht ein Fest, bei welchem nach der heimatlichen Sitte auch die „Pannkauken" nicht fehlten. „Seine Exellenz der Herr Leutnant von Bismarck" so pflegten die preußischen Soldaten den Vertreter ihres Staates am Bundestage zu nennen; ihre freudestrahlenden Blicke leuchteten ihm entgegen, wenn er in seiner Uniform als Landwehrleutnant, die Brust mit der Rettungsmedaille geschmückt, bei Paraden und Truppenvorstellungen erschien. Die wackeren Söhne des Vaterlands liebten ihn, weil sie fühlten, daß er jeden preußischen Soldaten liebte.

Es blieb nun übrigens die Rettungsmedaille nicht lange mehr das einsame Ehrenzeichen auf Bismarcks Brust; bald erglänzten neben derselben Sterne und Großkreuze, welche ihm die Gunst seines Königs und fremder Machthaber zu teil werden ließ. So wurde ihm am 23. Januar 1853 vom Kaiser von Österreich der Orden der „Eisernen Krone" 1. Klasse „als ein öffentliches Merkmal der Kaiserlichen Gewogenheit", am

7. Januar 1855 vom Großherzog von Heſſen das Großkreuz des Ordens Philipps des Großmütigen verliehen, und am 24. Juni 1858 wurde er zum Ritter des Johanniterordens geſchlagen.

Zu den ſeltſamſten Erfolgen Bismarcks auf dem Gebiete der moraliſchen Eroberungen während ſeiner Frankfurter Zeit gehörte wohl die Gewinnung der beſonderen Gunſt des Fürſten Metternich, den er von Frankfurt aus zweimal auf dem Johannisberg beſuchte. Nach dem erſten Beſuch ſagte Graf Thun zu Bismarck: „Was haben Sie nur dem alten Fürſten angethan, der hat ja in Sie wie in einen goldenen Kelch hineingeſchaut und meinte: Wenn Sie mit dem nicht zurecht kommen, ſo weiß ich nicht.“ — „Ja“, erwiderte Bismarck, „das will ich Ihnen erklären: ich habe ſeine Geſchichten ruhig mit angehört und nur manchmal die Glocke angeſtoßen, daß ſie weiter klang. Das gefällt ſolchen alten redſeligen Leuten.“

Es war gewiß eine denkwürdige Begegnung, als dieſe beiden Staatsmänner am Ufer des deutſchen Rheinſtromes zuſammentrafen: der eine das geſchwätzige Alter, die Verkörperung der ſchmachvollen, trüben Vergangenheit Deutſchlands, der andere die verheißungsvolle, ſchweigende Zukunft, in ſeinem geheimnisvoll ſchaffenden Geiſt die Einheit, Freiheit und Herrlichkeit des Vaterlandes tragend! Unbewußt muß der alte Diplomat, der weiland ränkevolle Hagen des deutſchen Volkes dem jungen Siegfried, dem Wiedergewinner des Nibelungenſchatzes, der Kaiſerkrone, ſeine Huldigung darbringen! — —

Eine wichtige diplomatiſche Sendung führte Bismarck im Juni 1852 nach Wien. Es handelte ſich um den Ausgleich eines ernſteren Zerwürfniſſes, das durch eine handelspolitiſche Frage zwiſchen Öſterreich und Preußen herbeigeführt worden war. Preußen hatte, wie wir wiſſen, durch die Gründung und Erhaltung des Zollvereins ein gemeinſames nationales Band um die Mehrzahl der deutſchen Staaten auch in der Zeit der ärgſten Zerklüftung Deutſchlands gewebt. Ein wohlthätiger Einfluß war hierdurch von ihm auf die beteiligten Völker ausgeübt worden. Zwar hatte es in dieſem Bündnis nicht an dem alten Erbübel, der Zwietracht, ganz gefehlt, ſo daß Hannover, Oldenburg, Braunſchweig und Lippe-Schaumburg 1834 zu einem beſonderen

Steuervereine zusammengetreten waren. Nun aber war es Preußens Bemühungen gelungen, im September 1851 mit den genannten Mächten eine Übereinkunft zu schließen, welche deren Eintritt in den Zollverein vorbereitete. Dieses Abkommen erregte Österreichs ganzen Unmut; es suchte die Verwirklichung des Planes mit allen Mitteln zu vereiteln und dahin zu wirken, daß die deutschen Staaten den bestehenden Zollverein kündigten und sich zu einem neuen zusammenschlössen, welcher auch Österreich mit einbegriffe. Diesem Beginnen seines alten Gegners mußte Preußen thatkräftig entgegentreten, weil mit dem Eintritt desselben in den Zollverein nicht nur seine Machtstellung beeinträchtigt worden wäre, sondern die zerrütteten Finanzverhältnisse Österreichs hohe Schutzzölle zur Folge haben und so den freien Handel in Deutschland beeinträchtigen mußten. Die alte Zuneigung einer Anzahl der Klein- und Mittelstaaten zu Österreich schien dessen Politik den gewünschten Erfolg in Aussicht zu stellen, namentlich da nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg im April 1852 Graf Buol-Schauenstein an das Ruder kam und die Sache mit frischer Kraft und neuem Eifer betrieb. Die Lage Preußens wurde bedenklich; die Regierung entschloß sich, Österreich möglichst weitgehende Zugeständnisse zu machen, fand aber hier wenig Entgegenkommen. Da entsandte der König seinen treuen Ritter Otto von Bismarck nach Wien mit dem Auftrage, dort am Kaiserlichen Hofe für einen Ausgleich des Streites thätig zu sein.

Wie sehr dem Könige eine gütliche Beilegung des Zwistes am Herzen lag, und welche Hoffnung er auf die Sendung Bismarcks und dessen persönliches Wirken in dieser Sache setzte, geht aus einem Briefe hervor, den er demselben als Empfehlung an den Kaiser von Österreich mit auf den Weg gab. Dieses neuerdings in authentischer Fassung bekannt gewordene*), denkwürdige Königliche Handschreiben, das ein hohes Lob für unsern Helden in sich schließt, lautet:

„Ew. Kaiserliche Majestät

Wollen es mir gütig gestatten, daß ich den Überbringer dieses Blattes mit meinen eigenhändigen Schriftzügen an Ihrem Hoflager

*) In den Grenzboten.

introduziere.*) Es ist der Herr von Bismarck-Schönhausen. Er gehört einem alten Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in den Marken seßhaft, von jeher und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir mit seinen furchtlosen und energischen Mühen in der bösen Zeit der nun verflossenen Jahre. Ew. Majestät wissen, daß Herr von Bismarck die Würde meines Bundestagsgesandten bekleidet. Da jetzt der Gesundheitszustand meines Gesandten an Ew. Majestät Kaiserlichem Hofe, des Grafen von Arnim, dessen zeitweilige Abwesenheit nötig gemacht hat, das Verhältnis unserer Höfe aber eine subalterne Vertretung nicht zuläßt, so habe ich Herrn von Bismarck ausersehen, die Vices für Graf Arnim**) während dessen Abwesenheit zu versehen. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Ew. Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von vielen verehrt, von manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen und sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungsweise, meines Willens, und ich setze hinzu, meiner Liebe zu Österreich und Ew. Majestät nach Wien. Er kann, wenn es der Mühe wert gefunden wird, Ew. Majestät und Ihren höchsten Räten über viele Gegenstände Rede und Antwort geben, wie wohl wenige im stande sind; denn wenn nicht unerhörte, lang vorbereitete Mißverständnisse zu tief eingewurzelt sind, was Gott in Gnaden verhüte, kann die kurze Zeit der Amtsführung in Wien wahrhaft segensreich werden. Herr von Bismarck kommt aus Frankfurt, wo das, was die rheinbundschwangeren Mittelstaaten mit Entzücken die „Differenzen Österreichs und Preußens“ nennen, jederzeit seinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt hat, und er hat diese Dinge, das Treiben daselbst mit scharfem und richtigem Blick beobachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf gerichtete Frage Ew. Majestät und Ihrer Minister so zu beantworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet. Sollte es

*) einführe. — **) dessen Stelle zu vertreten.

Ew. Majestät gefallen, von ihm Aufklärung über meine Auffassung und meine Behandlung der hessischen Verfassungsangelegenheit zu verlangen, so lebe ich der Gewißheit, daß mein Betragen in diesen Dingen, wenn auch vielleicht nicht das Glück Ihres Beifalls, doch sicher Ihre Achtung erringen wird. Die Anwesenheit des teuern und herrlichen Kaisers Nikolaus ist mir eine wahre Herzstärkung gewesen. Die gewisse Bestätigung meiner alten und starken Hoffnung, daß Ew. Majestät und ich in der Wahrheit einig sind: daß unsere dreifache, unerschütterliche, gläubige und thatkräftige Eintracht allein Europa und das unartige und doch so geliebte Teutsche Vaterland aus der jetzigen Krise retten könne, erfüllt mich mit Dank gegen Gott und steigert die alte treue Liebe zu Ew. Majestät. Bewahren auch Sie, mein teuerster Kaiser, mir Ihre Liebe aus den fabelhaften Tagen von Tegernsee, und stärken Sie Ihr Vertrauen und Ihre so wichtige und so mächtige, dem gemeinsamen Vaterlande so unentbehrliche Freundschaft zu mir! Dieser Freundschaft empfehle ich mich aus der Tiefe meines Herzens als Ew. Majestät innigst ergebenster Onkel, Bruder und Freund."

Das Datum des Briefes ist der 5. Juni 1852.

„Die Dinge sind stärker als die Menschen!" Dieses Wort hätte Kaiser Franz Joseph auch den mit so herzlichen Worten ausgesprochenen Wünschen seines königlichen Oheims gegenüber wiederum sagen können. Ehe noch der preußische Gesandte seinen Empfehlungsbrief dem in der Hauptstadt Ungarns weilenden Kaiser überreichen konnte, hatten die Vertreter der österreichischen Politik in Wien ihre Grundsätze bereits kundgegeben, welche für die fernere Behandlung der Frage maßgebend werden sollten.

Am 9. Juni wurde Bismarck durch den Grafen Arnim dem Ministerpräsidenten Grafen Buol vorgestellt. Die nun folgende Unterhandlung nahm einen ziemlich heftigen Verlauf. Graf Buol erklärte, Österreich lasse sich von Deutschland nicht als Ausland behandeln. Dies aber würde geschehen, wenn man ihm einen bloßen Handelsvertrag statt der völligen Zolleinigung anböte. Übrigens gehöre die Behandlung dieser Dinge vor den Bundestag, und er müsse bedauern, fügte er in eben nicht höflicher Weise hinzu, daß in diesem Augenblicke, in

dem Graf Thun wichtige Instruktionen erhalten habe, Herr von Bismarck sich nicht auf seinem Posten in Frankfurt am Main befinde.

Es läßt sich ermessen, unter welchen Gefühlen Bismarck die folgenden Tage in Wien verlebte. Selbst die Schönheit der Kaiserstadt und seine freundliche Aufnahme bei anderen hohen Persönlichkeiten, bei Metternich, der Fürstin von Schönbrunn u. a., vermochten seine trübe Stimmung nicht wieder zu erhellen. Dieser Empfindung gab er Ausdruck in einem Briefe an seine Gemahlin, mit welcher er im Jahre 1847 auf seiner Hochzeitsreise Wien und Umgegend besucht hatte. Er schreibt am 16. Juni 1852:

„'s g'fallt mir hier gar net, wie Schrenk sagt, obschon es so nett war Anno 47 mit Dir; aber nicht bloß Du fehlst mir, sondern ich finde mich hier überflüssig, und das ist schlimmer als ich Deinem unpolitischen Gemüt verständlich machen kann. Wenn ich wie damals nur zum Vergnügen hier wäre, so könnte ich nicht klagen; alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswert liebenswürdig, und die Stadt ist zwar heiß und engstraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im Geschäft dagegen herrscht große Flauheit. Die Leute haben entweder nicht das Bedürfnis, sich mit uns zu arrangieren, oder sie setzen es bei uns in höherem Grade voraus, als es vorhanden ist. Ich fürchte, die Gelegenheit der Verständigung geht ungenützt vorüber. Das wird bei uns einen bösen Rückschlag üben; denn man glaubt, einen sehr versöhnlichen Schritt durch meine Sendung gethan zu haben, und sie werden sobald nicht wieder einen herschicken, der so geneigt ist, sich zu verständigen, und dabei so freie Hand hat wie ich. Verzeih', daß ich Dir Politik schreibe; aber wes das Herz voll ist u. s. w. Ich trockne geistig ganz auf in diesem Getriebe, und ich fürchte, ich bekomme noch einmal Geschmack daran. — Gestern war ich in Schönbrunn und gedachte an unsere abenteuerliche Mondscheinexpedition beim Anblick der himmelhohen Hecken und der weißen Statuen in den grünen Büschen, besah mir auch das heimliche Gärtchen, in das wir zuerst gerieten." —

Am 23. Juni fuhr Bismarck zu Schiffe die Donau hinauf nach Ofen, wo er am folgenden Tage beim Kaiser sehr freundliche Aufnahme fand. Über die Fahrt, seinen Aufenthalt in der Ungarnhaupt-

ſtadt und ſeine Ausflüge in die Umgegend berichtet er in mehreren Briefen an ſeine Gemahlin, die des Intereſſanten und Bedeutenden ſo viel enthalten, daß einige Stellen daraus hier Platz finden mögen. Er ſchreibt am Tage der Ankunft in Ofen:

„Soeben komme ich vom Dampfſchiff und weiß den Augenblick, der mir bleibt, bis Hildebrandt mit meinen Sachen nachfolgt, nicht beſſer anzuwenden, als indem ich Dir ein kleines Lebenszeichen von dieſer ſehr öſtlich gelegenen, aber ſehr ſchönen Welt ſchicke. Der Kaiſer hat die Gnade gehabt, mir ein Quartier in ſeinem Schloſſe anzuweiſen, und ich ſitze hier in einer großen, gewölbten Halle am Fenſter, zu dem die Abendglocken von Peſt hereinläuten. Der Blick hinaus iſt reizend. Die Burg liegt hoch, unter mir zuerſt die Donau, von der Kettenbrücke überſpannt, dahinter Peſt und weiterhin die endloſe Ebene über Peſt hinaus in blaurotem Abendduft verſchwimmend. Neben Peſt links ſehe ich die Donau aufwärts; weit, ſehr weit links von mir, d. h. auf dem rechten Ufer, iſt ſie zuerſt von der Stadt Ofen beſäumt, dahinter Berge, blau und blauer, dann braunrot im Abendhimmel, der dahinter glüht. In der Mitte beider Städte liegt der breite Waſſerſpiegel wie bei Linz, von der Kettenbrücke und einer waldigen Inſel unterbrochen. Auch der Weg hierher, wenigſtens von Gran bis Peſt, würde Dich gefreut haben. Die Schattenſeite der Fahrt war die Sonnenſeite; es brannte nämlich, als ob Tokayer auf dem Schiffe wachſen ſollte, und die Menge der Reiſenden war groß; aber denke Dir, nicht ein Engländer; die müſſen Ungarn noch nicht entdeckt haben. — Wärſt Du doch einen Augenblick hier und könnteſt jetzt auch die mattſilberne Donau, die dunklen Berge auf blaßrotem Grund und die Lichter ſehen, die unten aus Peſt heraufſcheinen; Wien würde ſehr bei Dir im Preiſe ſinken gegen Buda-Peſt, wie der Ungar ſagt. Du ſiehſt, ich bin ein Naturſchwärmer.“ —

In dem am folgenden Tage fortgeſetzten Schreiben heißt es:

„Das Dampfſchiff fuhr geſtern dem Vertreter des Königs zu Ehren unter großer preußiſcher Flagge, und dank dem Telegraphen wartete die kaiſerliche Equipage am Landungsplatz. Sage das nicht N. N., ſonſt ſchreibt er Artikel darüber. — Ich habe heut viel Uniform getragen, in förmlicher Audienz dem jungen Herrſcher dieſes Landes meine Kreditive

überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck erhalten. Nach der Tafel wurde vom ganzen Hofe eine Exkursion ins Gebirge gemacht zur ‚schönen Schäferin', die aber lange tot ist. Der König Mathias Corvinus liebte sie vor etlichen hundert Jahren. Ein Volksfest hatte Tausende hinangeführt, die den Kaiser, der sich unter sie mischte, mit tobenden Eljen (Hochrufen) umdrängten, Csardas tanzten, walzten, sangen, musizierten, in die Bäume kletterten und den Hof drängten. Auf einem Rasenabhange war ein Soupertisch von etwa 20 Personen, nur auf einer Seite besetzt, die andere für die Aussicht auf Wald Burg, Stadt und Land freigelassen; über uns hohe Buchen mit kletternden Ungarn in den Zweigen, hinter uns dichtgedrängtes und drängendes Volk in nächster Nähe, weiterhin Hörnermusik mit Gesang wechselnd, wilde Zigeunermelodien. Beleuchtung: Mondschein und Abendrot, dazwischen Fackeln durch den Wald. Du siehst, das Gemälde war reich an Kontrasten. Dann fuhren wir unter Fackeleskorte im Mondschein nach Hause. — — — Eben erhielt ich eine telegraphische Depesche aus Berlin; sie enthielt nur vier Buchstaben: ‚Nein'. Ein inhaltschweres Wort!"

Dieses inhaltschwere Nein bezeichnete den Standpunkt, auf dem Preußen in der Zolleinigungsfrage den Forderungen Österreichs gegenüber verharrte. Nach mancherlei weiteren Verhandlungen kam es am 19. Februar 1853 zur Unterzeichnung des von Preußen vorgeschlagenen Handelsvertrages zwischen den beiden Mächten, und am 8. April schloß darauf Preußen einen Vertrag mit den Staaten des Zollvereins ab, der diesen auf weitere zwölf Jahre hinaus verlängerte, und dem auch die Staaten des früheren Steuervereins beitraten.

Zu diesem für Preußen günstigen Ergebnis hatte Bismarcks Sendung wesentlich beigetragen; aber auch die Kunst seiner Diplomatie wäre wohl an der Hartnäckigkeit des österreichischen Kabinettes gescheitert, wenn dieselbe nicht durch die Einwirkung anderer Umstände kräftig unterstützt worden wäre.

Von Westen her zogen drohende Wetterwolken am europäischen Himmel herauf. Prinz Louis Napoleon, der Neffe des großen Korsen, war aus den Wirren des Jahres 1848 als Präsident der Republik

Frankreich hervorgegangen. Er hatte seither Schritt auf Schritt zu den Stufen des Kaiserthrones hinangethan und stand nun im Begriff, unter der Gunst des Volkes auch den letzten entscheidenden Schritt zu wagen, trotz der Verträge von 1815, welche das Haus Bonaparte für immer von dem französischen Throne ausschlossen. Die Gefahr, welche eine etwaige Thronbesteigung Napoleons für die Nachbarmächte, vor allem für Deutschland im Gefolge haben mußte, hielt Österreich davon zurück, einen förmlichen Bruch mit Preußen herbeizuführen, zumal da auch der Kaiser von Rußland, zum Frieden mahnend, sich einmischte.

So hatte Österreich, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe", sich zu einer Verständigung mit Preußen bewegen lassen. Daß dadurch die Risse in dem Verhältnis zwischen den beiden deutschen Großmächten nur verklebt und keineswegs geheilt worden waren, sollte sich in einer Sache zeigen, welche bald darauf die Völker Europas in heftige Bewegung brachte. Es war die orientalische Frage, welche im Jahre 1852 den politischen Horizont wie eine Wetterwolke umzog.

Zu derselben Zeit, als in Frankreich das gefürchtete Ereignis eingetroffen, der dritte Bonaparte sich auf den Kaiserthron geschwungen hatte, trat der Selbstherrscher aller Reußen mit dem Plane hervor, das alte Gebiet des moskowitischen Ehrgeizes, das osmanische Reich, unter sein Zepter zu bringen. Der Zeitpunkt schien ihm günstig für sein Vorhaben, da er die Verhältnisse des übrigen Europas nach seinen Weisungen leidlich geordnet, die Türkenherrschaft in Europa aber infolge innerer Zerrüttung dem Falle nahe glaubte. Er bedrohte den Sultan unter dem Vorwande, die im Türkenreiche lebenden zwölf Millionen Christen zu befreien, mit Krieg. Wirklich hätte der „Kranke Mann" am Bosporus sich einer Radikalkur seitens seines Nachbarn unterwerfen müssen, wenn sich nicht gute Freunde gefunden hätten, die sich seiner Not annahmen. Napoleon der Dritte sah in dieser Frage eine willkommene Gelegenheit, durch Eingreifen in den Streit dem Ehrgeiz der Franzosen ein Ziel und so seinem neugezimmerten Kaiserthrone die nötige Festigkeit zu geben. Er setzte sich mit England, dessen Interessen im Mittelmeere durch das Vorgehen Rußlands bedroht wurden, in Verbindung, und die beiden europäischen Westmächte warfen sich, indem

sie die Idee der Zivilisation auf ihre Fahnen schrieben, zu Schutzherren der bedrohten ottomanischen Pforte auf. Sie entsandten ihre Flotten nach dem Bosporus, und bald drangen die Nachrichten von blutigen Türkenschlachten zu Wasser und zu Lande in die Welt.

Dieser Krieg, der zumeist die Küsten der Krim zum Schauplatz hatte, setzte auch die Gemüter in Deutschland in lebhafte Erregung. Zunächst kamen freilich nur wichtige Lebensinteressen Österreichs in Betracht, dessen Nord- und Ostgrenzen von Rußland bereits umfaßt wurden und das in Gefahr stand, auch im Süden durch dieselbe Riesenmacht umklammert zu werden. Wohl war Österreich dem Kaiser von Rußland Dank schuldig, da es mit dessen Hilfe in den Sturmjahren die Empörung in Ungarn zu unterdrücken vermocht hatte, und der junge Kaiser Franz Joseph blieb sich dieser Pflicht auch bewußt. Die Verhältnisse drohten indessen auch in diesem Falle wieder stärker zu werden als der menschliche Wille. „Die Welt wird staunen über Österreichs Undankbarkeit", hatte Schwarzenberg einst im Hinweis auf die Vergeltung der russischen Hilfe geäußert. Dies Wort sollte sich jetzt erfüllen. Graf Buol hatte sich in allen Dingen die losen Grundsätze Schwarzenbergs zu eigen gemacht. Ihm bereitete die Dankbarkeitspflicht gegen Rußland nur wenig Gewissenspein, als es galt, aus der Notlage des Nachbarn für Österreich Vorteile zu ziehen. Sein Streben richtete sich daher auf Anschluß an die Westmächte, um mit diesen im Bunde Rußland anzugreifen. Allerdings legten ihm die innern finanziellen und politischen Verhältnisse seines Landes Einschränkungen auf. Er mußte darauf bedacht sein, sich für den Kriegsfall außer der Bundesgenossenschaft der weit entfernten Westmächte auch den Beistand des nahen Preußens und Deutschlands zu sichern. Hier stießen seine Pläne aber auf entschiedenen Widerstand.

Wohl gab es in Preußen sowohl als in Deutschland eine große Partei, welche in lebhafter Erinnerung an das Verhalten Rußlands der deutschen Bewegung gegenüber und in der Sache Schleswig-Holsteins für einen Krieg mit Rußland unter den obwaltenden Verhältnissen begeistert eintrat. Die Regierungen aber gaben in ruhiger Erwägung der wirklichen Verhältnisse weder den Wünschen des österreichischen Ministeriums

noch dem romantischen Gedankenfluge der russenfeindlichen deutschen und preußischen Volkselemente Raum. Sie bewahrten trotz heftiger Verhandlungen herüber und hinüber in dieser Streitsache, welche ihre Interessen durchaus unberührt ließ, strenge Neutralität.

Diese Politik vertrat auch Bismarck sowohl der preußischen Regierung als auch dem Bundestage gegenüber. Seine Meinung machte er auf folgende Weise geltend*): Für die Westmächte bringe der Kampf keine erhebliche Gefahr, der Sieg aber höchst fruchtbaren Gewinn. Für Preußen sei das Umgekehrte der Fall. Auf Preußen würde die Hauptlast des Kampfes drücken; auch nach dem glorreichsten Siege biete sich ihm kein Vorteil. „Was haben wir im Orient zu suchen? Um so mehr haben wir Grund, unsere freundlichen Beziehungen zu Rußland zu schonen, die in der Zukunft uns vielleicht äußerst wertvoll, ja unentbehrlich werden könnten. Unser einziger Gegner, wie Zollverein und Bundestag fortdauernd darthun, ist Österreich und zugleich die einzige Macht, deren Einschränkung uns wirklichen Nutzen bringen kann. Müßte durchaus gekämpft werden, so hätten wir auf die Österreich feindliche Seite zu treten; es wäre denn, daß der Wiener Hof uns wichtige Einräumungen in den deutschen Angelegenheiten machte. Einstweilen aber ist eine festbewehrte Neutralität das Beste, zumal sie auch dem Wunsche aller andern deutschen Staaten entspricht." Das war die Ansicht, welche er im Rate seiner Regierung darlegte. Der junge Diplomat zeigte sich hier bereits als der weitschauende, streng nur mit den Verhältnissen der Wirklichkeit rechnende und dieselben greifbaren Zwecken nutzbar machende Politiker, der nachmals auf diesem Wege so überaus Großes erreicht hat. Namentlich hat sich das, was er damals in Bezug auf Preußens Verhältnis zu Rußland sagte, in der Folge als durchaus zutreffend erwiesen.

Den festen und thatkräftigen Einwirkungen Bismarcks auf den Ministerpräsidenten sowohl als auf den König, der im Drange seines überschwenglichen Gefühls zwischen seinen Neigungen zu Rußland und zu Österreich hin und her schwankte, ist es zu verdanken, daß Preußen

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. II, Seite 183.

damals vor einem für ihn unter allen Umständen verhängnisvollen Kriege bewahrt blieb. Eine Äußerung Bismarcks deutet auf die Standhaftigkeit hin, welche die Vertreter der Neutralität in der preußischen Regierung den allseitigen Verlockungen und Drohungen gegenüber damals bewahren mußten. Er sagte in der Reichstagssitzung am 19. Februar 1878: „Ich weiß, welche Kunst der Überredung und Drohung bei Preußen angewendet wurde, uns hinein zu treiben wie einen Hatzhund in einen fremden Krieg.“ Die gefährliche Lage, in welche Preußen gekommen wäre, wenn es diesen Einwirkungen Gehör gegeben hätte, kennzeichnete Bismarck in folgendem Ausspruche. „Von dem Augenblicke an“, führte er in derselben Reichstagsverhandlung in Bezug auf den Krimkrieg aus, „wo wir den ersten Schuß gethan hätten, wäre der Krieg der unsrige geworden, und alle hinter uns und neben uns hätten eine gewisse Erleichterung empfunden und uns gesagt, wenn es genug gewesen wäre.“

Daß Bismarck keineswegs auch für die wahre Gesinnung, welche Rußland gegen Preußen und Deutschland hegte und so oft zum Nachteile für dieselben bethätigt hatte, blind war, beweist eine Äußerung, welche er in einem Schreiben an Manteuffel vom 8. Dezember 1854 that. Dieselbe lautet:

„Meine hauptsächliche Besorgnis ist, daß wir allmählich durch den Strom der Ereignisse zu einem Kriege gegen Rußland im österreichischen Interesse geführt werden könnten. Ich gehöre nicht zu denen, welche die russischen Interessen mit den unsern identifizieren, im Gegenteil, Rußland hat vieles an uns verschuldet. So ernst ein Krieg mit letzterem auch für uns sein mag, würde ich doch nicht dagegen zu raten versuchen, wenn dabei ein würdiger Kampfpreis für uns in Aussicht stände. Mir schwebt nur der Gedanke als Schreckbild vor, daß wir die Anstrengungen und Gefahren im Dienste Österreichs übernehmen könnten, für dessen Sünden der König soviel Nachsicht hat, als ich mir von unserem Vater im Himmel für die meinigen wünsche.“

Trotz der weit auseinandergehenden Meinungen und der Verschiedenheit ihrer Interessen schlossen nach längeren Verhandlungen die beiden deutschen Großmächte am 20. April 1854 dennoch ein Bündnis

zu gegenseitigem Schutz und Trutz ab. Es war freilich auch ein Bündnis seltsamster Art: „Herzliche Einigkeit unter größter Vorsicht, brüderliches Vertrauen unter allseitigen Verwahrungen.“*) Für Österreich lag der Hauptzweck des Bündnisses in dem Schutz seines Gebietes bei etwaigem Vorgehen gegen Rußland; Preußen aber suchte darin die Sicherung seiner Neutralität und die Deckung gegen hervortretende Gelüste Frankreichs und gegen die drohende Revolution im Westen. Die Regierungen der deutschen Bundesstaaten, welche sich in einer Konferenz zu Bamberg über die von ihnen zu beobachtende Haltung geeinigt hatten, erklärten endlich ihren Beitritt zu dem Vertrage der Großmächte.

Die schwankende Politik Österreichs, welche in dem Kriege der Nachbarn ohne viele Mühe und Opfer möglichst große Beute zu erhaschen strebte, bald nach dieser, bald nach jener Seite das Bündel Heu zu erschnappen trachtete und auch mit Preußen und den Bundesstaaten ein hinterhaltiges Spiel trieb, verhinderte es, daß Deutschland zu der einmütigen Machtentfaltung gelangte, welche nötig war, um in der europäischen Streitfrage ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Österreich entblödete sich nicht, mit Frankreich wegen des Durchmarsches einer Truppenmacht durch deutsches Gebiet nach dem Kriegsschauplatze zu verhandeln, so daß es Preußens hartnäckigen Widerstand erforderte, diesen gefährlichen Plan Frankreichs zu verhindern.

Die Stellung, welche Preußen zu diesem anmaßenden Unterfangen des westlichen Nachbarn einnahm, kennzeichnet Bismarck in einem Schreiben an Manteuffel vom 11. Februar 1855, worin es heißt:

„Wenn die französischen Absichten, Truppen durch Deutschland zu führen, praktisch näher treten, so ist meine Ansicht die, daß man ihnen Marsch- und Operationslinien durch Baden, Württemberg u. s. w. unter keinen Umständen gestatten kann; lieber das Bajonett fällen; denn es würde daraus ohne Zweifel bald die militärische Herrschaft Frankreichs in diesen Ländern, halb mit Liebe, halb mit Gewalt, sich entwickeln, und der Bund wäre damit schon als Gesamtheit entarmiert und paralysiert. Für den Bund, für dieses Glashaus, in dem allein

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 2, Seite 196.

die Existenzen der meisten deutschen Staaten möglich bleiben, schlagen sie sich unter Umständen doch, wenn sich alles regelmäßig und verfassungsmäßig dazu entwickelt. Die Bundesakte ist das Brett unter ihren Füßen auf der stürmischen See von Europa; sie klammern sich daran und fürchten nur, daß Preußen es selbst aus den Fugen stoßen könnte."

Österreichs Unzuverlässigkeit als Bundesgenosse erwies sich noch in mancherlei anderen Fragen, in denen dasselbe eigenmächtig handelte und seine eigenen selbstsüchtigen Zwecke verfolgte, ohne sich um die Interessen Deutschlands zu kümmern. Das Ergebnis war, daß unter den deutschen Völkern zu jener kritischen Zeit eine Uneinigkeit herrschte, die in jedem Falle verhängnisvoll werden mußte. Dies zeigte sich so recht fühlbar beim Abschluß des Krieges, in dem Österreich trotz aller kriegerischen Gelüste und wiederholter Anläufe zu einem thätigen Eingriff mit den Waffen nicht kam.

Am 2. März 1855 starb der Kaiser Nikolaus von Rußland. Das tragische Ende des einst so gewaltigen Zaren, der nach einer langen ehrenvollen Regierung am Abende seines Lebens sein Riesenreich dem Einsturze nahe sehen und den Schmerz über den Undank, die feindliche Haltung Österreichs, des Genossen in der 1815 geschlossenen Heiligen Alliance, erfahren mußte, führte eine schnelle Entscheidung des Kampfes herbei. Am 23. September des eben genannten Jahres fiel die stolze, zwölf Monate lang ruhmreich verteidigte Krimfeste Sebastopol. Damit hatte sich der Waffenruhm der Westmächte glänzend bewährt und war namentlich der Ehrsucht des französischen Volkes Genüge geschehen. Napoleon III. gab am Schlusse einer Pariser Weltausstellung im Herbst desselben Jahres seinem früheren Ausspruche: „Das Kaiserreich ist der Friede", durch feierliche Erklärung seiner friedlichen Gesinnung von neuem Nachdruck, und bald darauf eilten die Bevollmächtigten der Großmächte nach Paris, um dort über den Abschluß des Friedenswerkes zu beraten.

Der Zustand der Ohnmacht, in welchen Deutschland durch die Uneinigkeit seiner Völker von neuem gesunken war, zeigte sich jetzt wieder in so recht beschämender Weise. Während Frankreich, das sich

dem rätselhaften Abenteurer Napoleon in die Arme geworfen, mit stolzer Überlegenheit die Geschicke zweier Weltteile mit entscheiden half, kam Deutschland in den Friedensverhandlungen fast gar nicht zur Geltung. Österreich wurde zufolge seiner hinterhaltigen Politik von beiden Parteien geradezu schnöde behandelt. Es hatte Rußlands Freundschaft verscherzt und sich bei den Westmächten keine Sympathie erworben; so stand es allein da und erlitt namentlich in seinen italienischen Interessen zu gunsten Sardiniens schwere Einbuße.

Preußen war anfangs infolge englischer Intriguen zu der Friedenskonferenz gar nicht eingeladen worden. Erst vierzehn Tage später erfolgte sein Eintritt in die Beratungen, und nun zeigten sich die Früchte der Behauptung seiner Neutralität. Es stand in warmer Freundschaft mit Petersburg, während sich Frankreich sichtlich um seine Gunst bemühte. Auch am Bundestage hatte es durch sein Verhalten den Einfluß Österreichs bei weitem überflügelt.

Mehr denn je machte sich jetzt wieder der Ruf nach einer Reform der Bundesverhältnisse im deutschen Volke geltend. Mit tiefer Beschämung hatte man gesehen, welche Rolle Deutschland auf dem Pariser Friedenskongresse gespielt hatte. „Wie sollte ein Volk, ob es in seiner Gesamtheit auch noch so mächtig war, bei dem Elend seiner Zersplitterung, bei dem Mangel jedes einheitlichen und kräftigen Organs, bei der erdrückenden Masse von Trägheit, Feigheit und Eifersucht auch zur Geltung kommen?“ *)

Von neuem brach sich die Einsicht bei den Vertretern der deutschen Einheitsidee Bahn, daß unter dem Einfluß Österreichs Deutschland nie zu einer gesunden Entwickelung seiner Machtverhältnisse gelangen könne. Wieder richteten sich die Blicke der wahren Vaterlandsfreunde auf Preußen als den Retter aus dieser Not. Von Österreich war für die deutsche Sache nichts zu hoffen. „Kein Gedanke ist verruchter als der der deutschen Einheit,“ hatte Metternich einst gesagt. Derselben Meinung war Fürst Schwarzenberg gewesen. Als im Jahre 1851 der Herzog Ernst von Koburg mit ihm eine Unterredung über die

*) Sybel: Die Begründung des deutschen Reichs. Bd. 2, Seite 234.

Entwickelung Deutschlands zu beginnen versuchte, fiel er ihm ins Wort und sagte: „Reden wir überhaupt nicht von Deutschland; es existiert nicht; niemand kennt es.“ Desgleichen hielt sein Nachfolger Graf Buol den deutsch-nationalen Gedanken für Chimäre. Die Hoffnung der Vaterlandsfreunde aber wuchs, je mehr die Spannung der beiden Großmächte zunahm, indem sie meinten, daß endlich Preußen den gordischen Knoten der deutschen Wirrungen mit seinem guten Schwerte zerhauen und seine nationale Mission erfüllen werde.

Die feindliche Gesinnung Österreichs gegen Preußen mußte freilich immer mehr zu diesem Ziele führen. Bei keiner Veranlassung empfand Preußen den seine Interessen schädigenden Einfluß Österrreichs in dem Maße wie in den Verwickelungen, in die es im Jahre 1856 mit der Schweiz wegen des Ländchens Neuenburg geriet. Dieser schweizerische Kanton war seit 1707 mit der preußischen Krone rechtlich vereinigt gewesen; im Jahre 1848 hatten die Bewohner das Band gewaltsam zerrissen und waren der Eidgenossenschaft beigetreten. Der König von Preußen hatte zwar gegen diese Losreißung Verwahrung eingelegt, hatte aber sein Recht auf das Land nicht weiter geltend gemacht, selbst dann nicht, als die preußischen Truppen 1849 in dem Badener Aufstande siegreich bis an den Bodensee gedrungen waren. Nachdem nun Preußens Recht auf Neuenburg 1852 von den europäischen Großmächten anerkannt worden war, brachten die Anhänger an das preußische Königshaus durch einen kühnen Handstreich die Regierung des Kantons zu Fall, bemächtigten sich des Neuenburger Schlosses und pflanzten daselbst das Hohenzollernsche Banner auf. Aber schweizerische Truppen unterdrückten diese Erhebung der Königstreuen in Neuenburg gewaltsam; die Urheber des Aufstandes wurden gefangen gesetzt und sollten als Rebellen verurteilt werden, während alle der preußischen Gesinnung Verdächtigen im Lande harte Unbilden zu erdulden hatten. Der König, empört über dieses Verfahren, entschloß sich, seinen Getreuen zu Hilfe zu kommen.

Die Verhandlungen, welche die preußische Regierung in dieser Streitfrage mit den beteiligten europäischen Großmächten pflog, führten zu seltsamen, überraschenden Ergebnissen. Österreich, welches sonst stets

so schnell bereit war, wenn es galt, irgendwo revolutionäre Regungen zu unterdrücken, zeigte sich in dieser Sache kühl bis ans Herz hinan, ja, nahm bald für die Schweizer Demokraten offen Partei. Eine gleiche Haltung zeigte England.

Unter solchen Umständen wuchs dem kleinen Volk der Schweizer, damals von der radikalen Partei beherrscht, der Mut gewaltig. Der Bundesrat erklärte sich zur Erfüllung der Forderungen des preußischen Gesandten in Bern auf Niederschlagung des Prozesses gegen die gefangenen Königstreuen nur unter der Bedingung bereit, daß die Krone Preußens vorher auf alle Rechtsansprüche auf Neuenburg verzichte. Die Schweizer Zeitungen führten eine kühne, herausfordernde Sprache gegen Preußen, dessen König sie mit groben Schmähungen überhäuften. Man berief sich auf das Beispiel der Waldstädter Kantone. Wie diese einstmals die österreichischen Vögte und Ritter mit blutigen Köpfen heimgeschickt, so würden jetzt die Söhne Tells und Winkelrieds den Preußen, falls dieselben mit bewaffneter Macht kämen, ein zweites Sempach bereiten.

Auf diese Sprache hätte es nun für Preußen nur eine würdige Antwort geben dürfen, die der Waffen. In der That war die Regierung auch entschlossen, mit einem Heere von 160 000 Mann eine Schweizerreise zu unternehmen. Schon hatte man sich mit den süddeutschen Staaten wegen Durchzugs und Verpflegung der Truppen verständigt.

Ein gefühlvoller Brief, den König Friedrich Wilhelm IV. an Kaiser Napoleon, wie es in dem Schreiben hieß, „mit blutendem Herzen, die Thränen in den Augen" geschrieben, hatte diesen tief gerührt, so daß er dem Unternehmen Preußens nicht nur keine Hindernisse zu bereiten, sondern die gerechten Ansprüche des Königs nach Kräften mit zur Geltung bringen zu helfen versprach. Durch österreichisches und englisches Ränkespiel aber wurden der preußischen Politik auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die Preußenfeindlichkeit machte das österreichische Kabinett geradezu blind, so daß es, um Preußen zu schaden, eigene Vorteile für die Zukunft außer acht ließ. Statt die süddeutschen Staaten zu ermutigen, die militärischen Maßregeln Preußens gegen die Schweiz zu unterstützen und sich auf

diese Weise für einen zukünftigen Kampf um seine außerdeutschen Besitzungen in Italien eine thatkräftige Mithilfe der deutschen Bundesgenossen zu sichern, suchte Österreich jetzt beim Bundestage dahin zu wirken, daß Preußen der Durchzug seines Heeres durch süddeutsches Gebiet verweigert werde. Zwar hätte die preußische Regierung durch einen Mehrheitsbeschluß ihre Sache durchbringen können; aber der Vertreter Preußens am Bundestage, Herr von Bismarck, riet in weitschauender weiser Voraussicht entschieden von der Herbeiführung eines solchen Beschlusses ab. Preußen zog seinen Antrag, der keine Aussicht auf einstimmige Annahme hatte, zurück, um für künftige Fälle ähnlichen Anträgen dem feindlichen Österreich gegenüber freie Hand zu behalten.

Bismarck, welcher in dieser Zeit manch harten Strauß mit den Gegnern am Bundestage zu bestehen hatte, wurde im Frühjahr 1857 in der Neuenburger Angelegenheit vom Könige mit einer geheimen diplomatischen Sendung nach Paris betraut. Er sollte mit dem Kaiser Napoleon wegen Durchzugs preußischer Truppen durch Elsaß-Lothringen verhandeln. Napoleon zeigte sich, wie Bismarck später erzählte,*) auch jetzt dem Sendboten des preußischen Königs gegenüber sehr nett und liebenswürdig. Zwar könne er in den Wunsch des Königs, durch französisches Gebiet seine Truppen marschieren zu lassen, nicht willigen, da das in Frankreich zuviel Aufregung hervorrufen würde. Sonst aber billige er das Unternehmen vollkommen. Es könne ihm nur lieb sein, wenn das Nest der Demokraten ausgenommen würde.

Die bewaffnete Schweizerreise Preußens unterblieb. Durch Napoleons kräftiges Miteingreifen in die Streitsache zu gunsten Preußens gab der schweizerische Bundesrat endlich nach. Der Prozeß gegen die Anhänger des Königs in Neuenburg wurde niedergeschlagen; der König verzichtete dagegen auf seine Hoheitsrechte in dem Ländchen; eine ihm dafür gebotene Geldentschädigung wies er mit Würde zurück.

Der König Friedrich Wilhelm IV. war besonders durch Österreichs Verhalten in dieser Sache auf das tiefste gekränkt worden; es sollte aber noch nicht der letzte Verdruß sein, den ihm Österreich bereitete.

*) Siehe: „Graf Bismarck und seine Leute" von Moritz Busch, Bd. 2, S. 47.

Bald brach wegen der Unterhaltung und der Besatzung der Bundesfestung Rastatt ein neuer Streit aus. Den König bewegte die fortdauernde Feindseligkeit des benachbarten Bundesstaates, dessen Kaiserhaus ihm nahe verwandt war und zu dem ihn wahre Herzensneigung trotz allen bitteren Erfahrungen immer wieder hinzog, so sehr, daß er sich entschloß, nach Wien zu reisen, um, wenn möglich, durch persönliche friedliche Einwirkung bessere Beziehungen herzustellen. Die Hoffnung, mit welcher er abreiste, war freilich nicht groß; aber in völliger Enttäuschung kehrte er zurück. Erfüllt von ahnungsschweren, trüben Gedanken kam er nach Dresden, wo ihm die Intriguen des sächsischen Ministerpräsidenten Herrn von Beust neue bittere Enttäuschung bereiteten. Solchen Stürmen des Gemütes war seine ohnehin geschwächte Kraft nicht gewachsen. Ein Schlaganfall warf ihn darnieder. Er erholte sich zwar von demselben wieder; aber die Folge desselben war ein schweres Gehirnleiden, das seinen Geist endlich ganz umnachtete.

Diese Vorgänge mußten wohl die Zuneigung, welche Otto von Bismarck einst in seinem Herzen für Österreich gehegt, nicht nur gänzlich zerstören, sondern geradezu in das Gegenteil umwandeln. Das Verlangen, für das schnöde Verhalten der nachbarlichen Großmacht einmal Vergeltung an derselben zu üben, durchglühte endlich seine Seele. Diesem Gefühl suchte er, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot, auch offen Ausdruck zu geben, sei es in Form des Spottes oder im freimütigen Kampf der Rede.

Im Dezember 1855 führte ihn ein Auftrag seiner Regierung nach München. Während seiner Anwesenheit in der bayrischen Hauptstadt fand daselbst eine Heerschau statt, welcher er in seiner Uniform als preußischer Landwehroffizier beiwohnte. Ein österreichischer General begrüßte Bismarck, und auf dessen Orden deutend, die derselbe zu Ehren des Tages angelegt hatte, richtete er mit einer boshaften Anspielung auf die Neutralität Preußens während des Krimkrieges an ihn die Frage: „Schaun S' Exzellenz, alle vor'm Feinde erworben?“ — Augenblicklich versetzte Bismarck dem vorlauten Herrn General den Gegenhieb, indem er erwiderte: „Ja wohl, Exzellenz, alle vor'm Feinde, alle in Frankfurt am Main erworben.“

Mit drei Hauptgegnern hatte sich Bismarck während seiner Frankfurter Zeit herumzuschlagen. Es waren die Präsidial-Gesandten: Graf Thun, Graf Rechberg und Herr von Prokesch-Osten, welche Österreich nacheinander am Bundestage vertraten. Bismarck charakterisiert diese Herren in folgender Weise: „Mit Thun war auszukommen", erzählte er später einmal,*) „der war ein anständiger Mensch. Rechberg war im ganzen auch nicht übel, wenigstens persönlich ehrlich, wenn auch sehr heftig und aufbrausend — einer von den hitzigen Hochblonden — als österreichischer Diplomat damaliger Schule freilich durfte er's mit der Wahrheit nicht genau nehmen. — Der Dritte aber, Prokesch, war gar nicht mein Mann. Der hatte aus dem Orient die ärgsten Intriguen mitgebracht. Die Wahrheit war ihm ganz gleichgiltig. Ich entsinne mich, einmal in einer großen Gesellschaft wurde von irgend einer österreichischen Behauptung gesprochen, die nicht mit der Wahrheit stimmte. Da sagte er, daß ich's hören sollte, mit erhobener Stimme: ‚Wenn das nicht wahr wäre, da hätte ich ja im Namen der kaiserlichen Regierung — er betonte das Wort stark — gelogen!' — Dabei sah er mich an. Ich sah ihn wieder an und sagte gelassen: ‚Allerdings, Exzellenz!' Er war offenbar erschrocken, und als er sich umblickte und lauter niedergeschlagenen Augen begegnete und einem tiefen Schweigen, das mir recht gab, wendete er sich still ab und ging ins Speisezimmer, wo gedeckt war. Nach Tische aber hatte er sich erholt. Da kam er auf mich zu — mit einem gefüllten Glase; sonst hätte ich gedacht, er wollte mich fordern — und sagte: ‚Na, lassen Sie uns Frieden machen!' — ‚Warum denn nicht?' sagte ich. ‚Aber das Protokoll muß doch geändert werden.' — ‚Sie sind unverbesserlich', erwiderte er lächelnd, und damit war's gut. Das Protokoll wurde geändert und damit anerkannt, daß es die Unwahrheit enthalten hatte."

Die Vertreter der Mittel- und Kleinstaaten am Bundestage charakterisiert, wenigstens ihrer Mehrzahl nach, treffend ein Vorgang, welcher sich kurz nach Beendigung des Krimkrieges zutrug. Der österreichische Ministerpräsident Graf Buol verweilte auf seiner Reise zur Pariser

*) Siehe: Busch, „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. 2, S. 87.

Friedenskonferenz kurze Zeit in Frankfurt. Die Herren Diplomaten, welche zur österreichischen Politik schwuren, wollten die Gelegenheit, dem Herrn Minister einen Beweis ihrer Ergebenheit zu geben, nicht vorübergehen lassen. Auf ihre Anfragen hatten sie von Rechberg erfahren, daß der Herr Graf Buol zwar, ermüdet von der Reise, keine offiziellen Besuche zu empfangen geneigt, zu einer bestimmten Stunde aber bei sich im Hause behufs einer „zufälligen Begegnung und vertraulichen Unterredung" anzutreffen sein werde. Bismarck erhielt, ohne daß er danach gefragt hätte, eine Andeutung derselben Art. Dieser aber meinte, daß es durchaus nicht in seiner Absicht läge, die kostbare Zeit des Grafen Buol irgendwie in Anspruch zu nehmen. Zur bestimmten Stunde fanden sich denn die Gesandten der deutschen Staaten mit Ausnahme des preußischen pünktlich im Vorzimmer des Grafen Rechberg ein, wo der österreichische Ministerpräsident die Huldigungen der Herren Bundesdiplomaten mit Würde und Hoheit entgegennahm. Das Verhalten des preußischen Gesandten mußte dem österreichischen Ministerpräsidenten doch wohl mehr Achtung abgenötigt haben als das seiner Genossen. Er ließ sich trotz seiner Erschöpfung von der Reise dazu herbei, Herrn von Bismarck in seiner eigenen Wohnung einen Besuch abzustatten.

Im April 1856 legte Bismarck in einer Denkschrift, die Herr von Manteuffel einen „Prachtbericht" nannte, der Regierung seine Gedanken über die politische Lage Preußens dar, stellte darin den mutmaßlichen Entwicklungsgang der europäischen Staatenverhältnisse fest und wies schon damals die Notwendigkeit eines Kampfes zwischen Österreich und Preußen nach. Er hatte genugsam erfahren, daß die österreichische Politik nicht nur der Hemmschuh der gedeihlichen Entwicklung Preußens, sondern aller deutschen Interessen sei. Das mußten die armen Schleswig-Holsteiner und die Hessen am fühlbarsten erkennen, die nach Wiedererrichtung des Deutschen Bundes von ihren Peinigern die ärgsten Mißhandlungen zu dulden hatten, obwohl ihre Klagen laut genug zu den Ohren des Bundestages drangen.

Ein Brief Bismarcks aus Reinfeld vom 11. September 1856*)

*) Adressat ungenannt.

verbreitet in dieser Hinsicht ein eigentümliches Licht über die damaligen Zustände am Bundestage. Es heißt darin:

„Im November, denke ich, wird der Bund mit mehr Wohlwollen als Erfolg seine Sitzungen den Holsteinern widmen. In dieser Sache werden äußerlich alle Regierungen einig sein. Österreich aber wird heimlich ein Freund der Dänen bleiben und in seiner Presse den Mund voll deutscher Phrasen haben und Preußen die Schuld aufbürden, daß nichts geschieht. Der Schwerpunkt der Sache liegt faktisch nicht in Frankfurt, sondern in der Frage, ob die Dänen eines Rückhaltes an einer oder mehreren der außerdeutschen Großmächte sicher sind. Sind sie das, so werden sie in jenem Bundesbeschluß ein Kompetenzloch finden."

Ein Auftrag seiner Regierung in der schleswig-holsteinischen Frage führte Bismarck im August 1857 nach Kopenhagen. Wenn Preußen auch durch seine Unterhandlungen mit Dänemark ohne die thatkräftige Unterstützung der anderen deutschen Bundesstaaten das schwere Los der stammverwandten Bewohner der Elbherzogtümer wenig zu mildern vermochte, so gelang es, dank den Bemühungen und dem diplomatischen Geschick Otto von Bismarcks, für den Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg eine recht stattliche Abfindungssumme von Dänemark zu erlangen, wofür der hocherfreute Herzog und seine Familie dem jungen Diplomaten damals sich zu großem Danke verpflichtet fühlten.

Bismarck benutzte die Reise nach Kopenhagen, um von dort mehrere Jagdausflüge über Malmö nach Näsbyholm und ferner nach Helsingborg und Tomsjonäs in Schweden zu unternehmen, die, wie aus Briefen an seine Gemahlin hervorgeht, an abenteuerlichen Erlebnissen und großartigen Natureindrücken reich genug waren. In den Briefen aus Tomsjonäs heißt es:

„Denke Dir von der wüstesten Gegend bei Viartlum (Puttkamersches Gut in Pommern), etwa 100 Quadratmeilen auseinander, hohes Heidekraut mit kurzem Gras und Moor wechselnd und mit Birken, Wachholder, Tannen, Buchen, Eichen, Erlen, bald undurchdringlich dick, bald öde und dünn besetzt, das Ganze mit zahllosen Steinen bis zur Größe von hausdicken Felsblöcken besät, nach wildem Rosmarin und Harz riechend; dazwischen wunderlich gestaltete Seeen, von Heidehügeln und

Wald umgeben: so hast Du Smaland, wo ich mich dermalen befinde. Eigentlich das Land meiner Träume, unerreichbar für Depeschen, Kollegen und N. N.; leider auch für Dich. Ich möchte wohl an einem dieser stillen Seeen ein Jagdschlößchen haben und es mit allen Lieben, die ich mir jetzt in Reinfeld versammelt denke, auf einige Monate bevölkern." — —

„Ich war vorgestern, als eben der Hund stand, und ich mehr auf ihn als auf den Boden sah, über den ich ging, gefallen und hatte mich am linken Schienbein verletzt. Gestern hatten wir eine ungewöhnlich anstrengende Jagd, weit fort und felsig, die mir einen jungen Auerhahn einbrachte, aber mich auch so zahm gemacht, daß ich heute zu Hause sitze und Umschläge mache. — Reizende Gegenden hatten wir gestern, sechs große Seeen mit Inseln, Bergströme über Felsblöcke, Granitufer mit Tannen und grauen Felsmassen, meilenweite Flächen ohne Häuser und ohne Acker, alles, wie es Gott geschaffen hat: Wald, Feld, Heide, Sumpf, See. Ich werde doch wohl noch hierher auswandern...."

Die Krankheit Friedrich Wilhelms IV. machte eine Stellvertretung der Regierung notwendig, welche im Herbst 1857 dessen Bruder, der Prinz Wilhelm von Preußen, übernahm. Da sich das Leiden des Königs aber bald als unheilbar erwies, so wurde ein Jahr darauf, im Oktober 1858, dem Prinzen die Regentschaft des Landes übertragen. Den erschütternden Vorgang der Unterzeichnung der betreffenden Urkunde seitens des leidenden Königs schildert Heinrich von Sybel*) nach sicheren Nachrichten also:

„Auf ärztlichen Rat war beschlossen, daß der König den Winter in Italien zubringen sollte. An einem Tage, wo seine Stimmung freier war, am 7. Oktober, sagte ihm die Königin, da ihr Aufbruch zu einer längeren Abwesenheit bevorstehe, müsse der Prinz doch wohl eine größere Machtbefugnis erhalten und Regent werden. Der König äußerte ruhig seine Zustimmung, und so legte sie ihm die Urkunde zur Unterschrift vor. Der König las sie schweigend, unterzeichnete sie, stets schweigend; dann schlug er beide Hände vor das Gesicht, brach in einen Thränenstrom aus und verließ das Zimmer." —

*) Begründung des Deutschen Reiches. Bd. 2, S. 296.

Das war die letzte Regierungshandlung des gefühlsinnigen Königs Friedrich Wilhelms IV., das tragische Ende des „Romantikers auf dem Preußenthrone". Der Mann, der das Steuer des so vielfach mißleiteten preußischen Staatsschiffes mit thatkräftiger Hand und gläubigem Vertrauen auf Gottes Beistand ergriff, schrieb von diesem denkwürdigen Vorgange an seine Gemahlin:

„Der entscheidende Schritt ist also geschehen! Gott gebe seinen Segen zu dem ernsten Werke, was nun durch mich für das Vaterland beginnt. Du kannst denken, in welcher Aufregung ich bin, und wie ich nur im Gebet mich stärken und kräftigen konnte und mich Gottes Barmherzigkeit anheimgeben. — Wenn somit vielen ein Stein vom Herzen fällt, so beginnt für mich nun erst die wahre Sorge und Qual, die mir schwerlich (bei der voraussichtlichen Unheilbarkeit des Königs) wieder entnommen werden wird. Ich schließe mit der Bitte, daß Du für mich und das Vaterland und das schmerzlich berührte Königspaar beten mögest. Dein Wilhelm."

Hatte der Prinzregent als stellvertretender Leiter der Staatsgeschäfte aus Pietät für den von ihm inniggeliebten königlichen Bruder die Regierung streng in den bisherigen Bahnen weitergeführt, so hielt er es jetzt für seine heilige Pflicht gegen das Vaterland, eine völlig neue, zeitgemäße Richtung der Politik einzuschlagen. Einer der ersten Schritte seiner Regierung war die Entlassung des feudal-konservativen Ministeriums Manteuffel-Westphalen, an dessen Stelle bald darauf ein anderes Kabinett, aus Männern von liberaler Gesinnung bestehend, trat. An die Spitze desselben wurde der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen berufen, während Auerswald, Schleinitz, Flottwell, Patow, Bethmann-Hollweg, Bonin und Pückler sich um denselben als „neues politisches Siebengestirn", wie Bismarck sich ausdrückte, reihten. In einer feierlichen Ansprache, womit der Prinzregent am 8. November 1858 die erste Sitzung des neuen Kabinetts persönlich eröffnete, legte derselbe die Grundsätze dar, nach welchen fortan die Geschicke Preußens geleitet werden sollten. Die Rede enthielt des Vortrefflichen und Überraschenden so viel, daß sie bald im Lande wie in weiteren Kreisen die Meinung hervorrief, eine völlig neue Zeit sei für Preußen angebrochen,

und daß das Kabinett Hohenzollern im Volksmunde bald als das „Ministerium der neuen Aera" bezeichnet wurde. Lebhafte Freude erweckten besonders die Worte des Prinzen über die Verquickung politischer und kirchlicher Tendenzen, welche nicht Frömmigkeit, sondern Heuchelei erzeuge; auch seine Ausführungen über Preußens Mission in Deutschland riefen Befriedigung hervor. In Deutschland habe Preußen moralische Eroberungen zu machen durch die Weisheit seiner eigenen Gesetzgebung und durch die Ergreifung von Einigungselementen, wie z. B. den allerdings reformbedürftigen Zollverein. Die Welt müsse wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit sei.

Bei der Neubildung des Kabinetts war dem Prinzregenten durch den früheren Finanzminister von Alvensleben-Erxleben auch der Bundestagsgesandte Otto von Bismarck als Minister des Auswärtigen in Vorschlag gebracht worden. Der Prinz, welcher dem politischen Entwicklungsgange Bismarcks, des überzeugungstreuen Verteidigers der Preußenkrone, mit Interesse gefolgt war und mit besonderer Befriedigung wahrgenommen hatte, daß er dem Anschauungskreise der ihm verhaßten feudal-konservativen Kreuzzeitungspartei längst entwachsen war, hatte die Wahl bereits genehmigt und auch Bismarcks Zusage erhalten. Allein der Prinz wurde in seinem Entschlusse doch bald durch die Erwägung wankend gemacht, daß Bismarck im Volke nur noch als der Politiker der Zweiten Kammer und des Erfurter Parlaments bekannt und als solcher durchaus unbeliebt war. Sein Wirken am Bundestage war weiteren Kreisen damals noch wenig bekannt geworden. So war für Bismarck kein Platz in dem Ministerium der neuen Ära; die Berufung unterblieb.

Während diese Zurücksetzung Bismarcks in seiner Familie Verstimmung hervorrief, nahm er sie selbst durchaus gleichmütig auf. Hat er sich doch niemals, weder früher noch später, um eine amtliche Stellung bemüht. Mit frischem Humor schilderte er seine damalige Stimmung in einem Briefe an seine Schwester, worin er gleichzeitig, wahrscheinlich auf Wunsch der Schwester, auch seine Ansicht über das neue Ministerium aussprach, dessen Berufung er mit dem Erscheinen eines Kometen in Beziehung brachte. Er schrieb am 12. November 1858 von Frankfurt aus:

„Ich bin nicht eher zum Antworten gekommen, teils Geschäfte, Erkältung, Jagd nahmen meine Zeit in Anspruch, teils wußte ich selbst nicht, was ich Dir über die neue Erscheinung am politischen Himmel schreiben sollte, was ich nicht auch über den Kometen hätte sagen können Eine interessante Erscheinung, deren Eintritt mir unerwartet, deren Zweck und Beschaffenheit mir noch unbekannt ist. Doch die Laufbahn des Kometen berechneten unsere Astronomen ziemlich genau, und das dürfte ihnen in betreff des neuen politischen Siebengestirns schwer werden. Johanna ist heute früh mit den Kindern hier eingetroffen, Gott sei Dank, gesund; aber sie ist nicht heiter. Sie ist niedergedrückt von allen den politischen Ängsten, die man ihr in Pommern und Berlin eingeflößt hat, und ich bemühe mich vergebens, ihr die gebührende Heiterkeit einzuflößen. — Sie kam mit dem Glauben hier an, daß ich den Abschied sofort nehmen würde. Ich weiß nicht, ob man ihn mir nicht unaufgefordert giebt, oder mich so versetzt, daß ich ihn anstandshalber nehmen muß. Bevor ich es aber freiwillig thue, will ich doch erst abwarten, daß das Ministerium Farbe zeigt.

„Wenn die Herren die Fühlung der konservativen Partei beibehalten, sich aufrichtig um Verständigung und Frieden im Innern bemühen, so können sie in unsern auswärtigen Verhältnissen einen unzweifelhaften Vorzug haben, und das ist mir viel wert; denn wir ‚waren heruntergekommen und wußten doch selber nicht wie'. Das fühle ich hier am empfindlichsten. Ich denke mir, daß man den Fürsten gerade deshalb an die Spitze gestellt hat, um eine Garantie gegen eine Parteiregierung und gegen Rutschen nach links zu haben. Irre ich mich darin, oder will man über mich lediglich aus Gefälligkeit für Stellenjäger disponieren, so werde ich mich unter die Kanonen von Schönhausen zurückziehen und zusehen, wie man in Preußen, auf linke Majoritäten gestützt, regiert, mich auch im Herrenhause bestreben, meine Schuldigkeit zu thun. Abwechselung ist die Seele des Lebens, und hoffentlich werde ich mich um zehn Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition befinde wie 1848—49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr mit einander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt

mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kinder gesund erhält wie bisher, so sage ich: ‚vogue la galère'*), in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es mir wohl gleichgiltig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen, ehrlichen Kampf, ohne durch irgend eine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebensoviel Reiz für mich als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler. Mehr als diese meine persönlichen Empfindungen kann ich Dir bisher nicht melden, das Rätsel steht auch mir noch ungelöst gegenüber."

Das Rätsel der plötzlichen Kursänderung in der Leitung des preußischen Staatsschiffes verursachte in weitesten Kreisen Kopfzerbrechen. Während Bismarck die Sache humoristisch betrachtete, gerieten seine früheren Gesinnungsgenossen der konservativen Partei in nicht gelinde Besorgnis. Auch die Herren am Bundestage fühlten ob der Sprache, welche der preußische Prinzregent beim Antritt seines Herrscheramtes geredet, Herzbeklemmungen. Ergötzlich schildert Bismarck dieselben in der Fortsetzung des Briefes an seine Schwester:

„Eine besondere Freude", schreibt er, „habe ich einstweilen am Bunde; alle die Herren, die noch vor sechs Monaten meine Abberufung als Erfordernis der deutschen Einheit verlangten, zittern jetzt bei dem Gedanken, mich hier zu verlieren: N. N.**) winkt als Schreckbild achtundvierziger Reminiscenzen, und sie sind wie ein Taubenschlag, der den Marder merkt, so verängstigt von Demokratie, Barrikaden, Parlament und N. N. — X. sinkt mir gerührt in die Arme und sagt mit krampfhaftem Händedruck: ‚Wir werden wieder auf ein Feld gedrängt werden!' Der Franzose natürlich, aber selbst der Engländer sieht uns für Brandstifter an, und der Russe fürchtet, daß der Kaiser an unserm Beispiel in seinen Reformplänen irre werden würde. Ich sage allen

*) Etwa: Rücke an, fahr' zu, Galeere! (Schiff.)

**) Vermeintlicher Nachfolger Bismarcks, der für liberal gesinnt geltende Herr von Usedom.

natürlich: ‚Nur ruhig Blut; die Sache wird sich schon machen‘, und habe die Genugthuung, daß sie antworten: ‚Ja, wenn Sie hier blieben, da hätten wir eine Garantie, aber N. N.!‘ Der Bamberger Diplomat (Herr von Beust?) spricht von einer kontinentalen Assekuranz gegen preußische Brandstiftung, Dreikaiserbündnis gegen uns und neues Olmütz mit ‚thatsächlichen Operationen‘; kurz, es fängt an, weniger langweilig in der politischen Welt zu werden. —

„Lebe herzlich wohl, mein sehr Geliebtes“, also schließt das interessante Schreiben, „und grüße Oskar; er soll nur die Ohren nicht hängen lassen; es ist doch alles Kaff!“

Die Befürchtung Bismarcks, von dem Prinzregenten eine Behandlung zu erfahren, welche ihn zwingen würde, sich aus dem Staatsdienst zurückzuziehen, traf keineswegs ein. Der neue Herrscher Preußens war ein durch Erfahrungen gereifter Mann, dessen Weisheit und Menschenkenntnis eine Kraft wie die Bismarcks wohl zu würdigen wußte, wenn er sich die Verwendung derselben an einer ganz geeigneten Stelle für jetzt auch hatte versagen müssen. Bismarck blieb zunächst noch auf seinem Posten und — kämpfte weiter mit seinen Gegnern am Bundestage. Sein scharfblickendes Auge erkannte bald, daß für Preußen jetzt wirklich eine neue Zeit begonnen habe; alle Maßnahmen des Prinzregenten deuteten darauf hin, vor allem aber, daß derselbe sein Augenmerk auf die Verstärkung und Umgestaltung des preußischen Heerwesens richtete. Ein zweites Olmütz, von dem die Gegner Preußens träumten, war, das wußte er, jetzt nicht mehr möglich. Das ließ der preußische Gesandte in Frankfurt seine Gegner auch fühlen.

„Es war am 24. Februar 1859“, erzählte Bismarck später,*) „als wir in Frankfurt eine besonders niederträchtige Geschichte erlebten. Ich sagte ihnen damals: ‚Das wird euch vergolten werden! Ihr werdet schon sehen! Exoriare aliquis —‘**)

Acht Jahre später erfüllte sich dies Wort. Am 24. Februar 1867 wurde der konstituirende Reichstag des Norddeutschen Bundes in Berlin eröffnet.

---

*) Vergl.: Moritz Busch, „Graf Bismarck und seine Leute“, Bd. 2, S. 339.

**) Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor — „Erstehen wird aus unsern Gebeinen ein Rächer.“ (Worte des Großen Kurfürsten.)

„Es thut mir nur leid", fügte Bismarck obiger Erzählung hinzu, „daß der württembergische Bundestagsgesandte, der alte Reinhart, das nicht erlebt hat. Aber Prokesch hat's erlebt, und das freut mich; das war der schlimmste!"

Nur noch wenige Tage nach diesem Ereignis blieb Bismarck in Frankfurt als Bundesgesandter. Er war an leitender Stelle schon zuvor für einen andern ehrenvollen Posten im Staatsdienste ausersehen worden, zum Gesandten in Petersburg. Anfangs war ihm diese Veränderung nicht lieb gewesen; ja, er hatte sie fast als eine Art Strafversetzung empfunden, weil er gemeint, sein Benehmen gegen den italienischen Gesandten Grafen Barral, mit dem er, während Österreich gegen Italien zum Kriege rüstete, in nicht zu verkennender Absicht auf den Frankfurter Spaziergängen Arm in Arm sich zeigte, hätte in Berlin Anstoß erregt. Er glaubte, wie er an seine Schwester schrieb, daß ihn die Regierung für späteren Gebrauch an der Newa „kalt stelle". Der Prinzregent beruhigte ihn indessen bald, indem er ihm auf seine Einwendung klarlegte, daß der ihm zugedachte Posten in Petersburg als der erste in der Diplomatie Preußens gelte, und er seine Versetzung dorthin als ein Zeichen besonderen Vertrauens zu betrachten habe.

So verließ Bismarck denn die Stadt am Main, in welcher er fast acht Jahre lang gewirkt hatte. Diese acht Jahre waren für seine diplomatische Laufbahn eine lehrreiche Zeit. „Es ist mir in Frankfurt am Main wie Schuppen von den Augen gefallen", äußerte er im Jahre 1866 zu einem französischen Diplomaten (J. Vilbort), und vor dem konstituierenden Reichstage des Norddeutschen Bundes im Jahre 1867 erklärte er in Bezug auf die Erfahrungen, welche er in jener Zeit gemacht hatte:

„Ich habe in Frankfurt im Amte erkannt, daß viele der Größen, mit denen meine Erfurter Politik gerechnet, nicht existierten, daß das Zusammengehen mit Österreich, wie es mir aus den Erinnerungen an die Heilige Alliance, die durch Traditionen der früheren Generationen mir überkommen waren, vorschwebte, — daß dieses nicht möglich war, weil das Österreich, mit dem wir rechneten — es war die Periode des Fürsten Schwarzenberg — überhaupt eben nicht existierte."

Einen tiefen Einblick in die politische Denkart Bismarcks am Schlusse seiner diplomatischen Lehrzeit in Frankfurt gestattet ein Gespräch, welches derselbe anfangs März 1859 im Hotel Royal in Berlin mit dem preußischen Abgeordneten Herrn von Unruh führte. Bismarck sagte:

„Wenn es uns nicht gelänge, Österreich aus dem eigentlichen Deutschland zu entfernen und hier Österreich die Oberhand behielte, so würden unsere Könige wieder Kurfürsten und Vasallen Österreichs. — So viel steht fest," führte er weiter aus, „daß Preußen bald vollständig isoliert würde. Es giebt nur einen wirklich zuverlässigen Bundesgenossen, den Preußen erwerben und fest an sich zu knüpfen verstehen muß." —

Auf die Frage des Herrn von Unruh, welchen Verbündeten Bismarck im Sinne habe, antwortete derselbe: „Das deutsche Volk."

Der Abgeordnete gab sein Erstaunen darüber zu erkennen, einen solchen Ausspruch gerade aus Bismarks Munde zu hören. Bismarck lachte, indem er entgegnete: „Nun, was denken Sie denn; ich bin derselbe Junker wie vor zehn Jahren; aber ich müßte kein Auge und keinen Verstand im Kopfe haben, wenn ich die wirkliche Lage der Verhältnisse nicht klar erkennen könnte."

Das Erstaunen des Herrn von Unruh wich einem Gefühl andrer Art. Es klang etwas wie Bewunderung aus seinen Worten heraus, indem er sagte: „Wenn Sie das im stande sind, auch gegen Ihre persönliche Neigung, wenn Sie die gefährliche Situation Preußens so scharf aufzufassen vermögen und die geeigneten Mittel mit solcher Sicherheit angeben, dann wären Sie mir als preußischer Minister des Auswärtigen viel lieber als Herr von Schleinitz, der mir nicht entschieden genug ist."

XI.

In Oſt und Weſt.

„Lande hab' ich viel' geſehn,
Nach den beſten ſpäht' ich allerwärts;
Übel möge mir geſchehn,
Wenn ich je bereden ließ mein Herz,
Daß ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch. —
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch? —
Deutſche Zucht geht über alle."

Walter von der Vogelweide.

„Oſt un Weſt,
To Hus dat beſt!"

Volksmund.

Die Frühlingsſtürme des Jahres 1859 brauſten durch die Welt, als Otto von Bismarck ſeine Reiſe nach der ruſſiſchen Hauptſtadt an der Newa antrat. Ein Frühlingsſturm erhob ſich um jene Zeit auch im Leben der europäiſchen Völker. Die Bewohner der ſchönen apenniniſchen Halbinſel und der dazu gehörigen Inſeln ſahen ſich, obwohl ſie eines Stammes waren, in verſchiedene Völker und Völkchen zerklüftet, ja ſogar zum Teil unter das Joch einer ebenſo drückenden als ſchmachvollen Fremdherrſchaft gebeugt. Wie im deutſchen Volke, welches das gleiche Schickſal hatte, war in den Italienern ſeit längerer Zeit das Verlangen nach nationaler Einigung lebendig, und auf dieſes Ziel war das Streben aller Vaterlandsfreunde gerichtet.

In dem Jahre der allgemeinen Völkerstürme, 1848, hatten die oberitalienischen Stämme, welche unter österreichischer Herrschaft standen, unterstützt von dem König von Sardinien den Versuch gemacht, ihre politische Selbständigkeit zu erkämpfen; die siegreichen Waffen Österreichs aber hatten ein Jahr später den Aufstand unterdrückt. Das Verlangen der unterjochten Völker nach der nationalen Einheit und Freiheit war darauf um so glühender entbrannt. Nun hatte Sardinien in dem jungen König Viktor Emanuel einen Herrscher von seltener Thatkraft und in dessen Minister Cavour einen Staatsmann von außerordentlicher Begabung erhalten. Voll neuer Hoffnung blickten die italienischen Völker auf diese Männer, welche in begeisterter Vaterlandsliebe ihre ganze Kraft einsetzten, das zur Erfüllung zu bringen, wonach alle guten Söhne Italiens sich sehnten, was sie mit patriotischem Eifer erstrebten. Cavour gelang es, den Kaiser Napoleon, der seit den Zeiten des Krimkrieges Groll gegen Österreich hegte, für die Unterstützung seiner Pläne zu gewinnen. Napoleon ging gern auf ein geheimes Abkommen mit Cavour ein, das ihm für die Hilfeleistung Italiens im Kampfe gegen Österreich die Abtretung Savoyens und Nizzas und dadurch mittelbar eine neue Befestigung seines Kaiserthrones in Aussicht stellte. Auch auf den Beistand Rußlands hoffte der sardinische Staatsmann; Österreichs Undank gegen seinen ehemaligen Bundesgenossen gab ihm auch guten Grund dazu. Und Preußen, so rechnete die italienische Politik, könne nach Österreichs Verhalten in den Neuenburger Händeln und anderen Streitigkeiten keine Ursache haben, Österreich Hilfe zu leisten. Der Prinz von Preußen, dem Cavour im Sommer 1858 in Baden-Baden die traurigen Verhältnisse Italiens schilderte, trug denn auch kein Bedenken, ihm seine Bereitwilligkeit auszusprechen, zur Besserung derselben mitzuwirken. Obwohl das Versprechen der Unterstützung nicht in dem Sinne Cavours gemeint war, so erfüllte es denselben doch mit großer Zuversicht auf das Gelingen seiner Pläne.

Wie ein Donnerschlag dröhnten bald darauf durch die Länder Europas die Worte, welche Kaiser Napoleon bei der feierlichen Beglückwünschung am 1. Januar 1859 an den österreichischen Gesandten richtete. „Ich bedaure", lauteten dieselben, „daß die Beziehungen zwischen unsern

Regierungen nicht mehr so gut sind wie früher.“ Überall wurde dieser Ausspruch als die Ankündigung einer nachfolgenden Kriegserklärung empfunden. Man täuschte sich nicht.

Österreich, aufs tiefste empört, begann alsbald zu rüsten und suchte, während die von dem Wiener Kabinett aus geleitete Presse plötzlich von deutsch-nationaler Gesinnung überfloß, die bis dahin so oft mißachtete Freundschaft Preußens. Erzherzog Albrecht erschien in Berlin, um Preußen für ein Schutz- und Trutzbündnis zu gewinnen. Der Prinzregent von Preußen wurde gleich beim Beginn seiner Herrscherlaufbahn auf eine harte Probe gestellt. Es war nicht leicht für ihn, jetzt die rechte Entscheidung zu treffen. Auch ihn zog sein Herz trotz aller bitteren Erfahrungen zur Freundschaft mit Österreich hin; die süddeutschen Fürsten boten alles auf, diese Neigung zu bestärken. England, dessen Herrscherfamilie durch die soeben erfolgte Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal Viktoria dem Hohenzollernhause sehr nahe stand, hegte seit dem Orientkriege warme Sympathien für Österreich und machte seinen Einfluß in gleicher Richtung auf die Politik Preußens geltend. Vor allem aber mußte das Vorgehen Napoleons in der italienischen Sache Bedenken erregen. Wie, wenn derselbe die Pläne seines großen Oheims, die Völker Europas zu isolieren und dann vereinzelt zu schlagen, verfolgte? Diesen Gründen für einen Anschluß an Österreich standen wiederum andere, nicht minder gewichtige gegenüber. Eine Verbindung mit Österreich bedeutete die Verfeindung Rußlands. Im deutschen Norden, im eigenen preußischen Volke waren die Sympathien entschieden auf Seiten des nach Einheit und Freiheit strebenden Italiens; dagegen fand sich eine starke Abneigung gegen Österreich, dem man sein Verhalten weder in der Sache Schleswig-Holsteins und Hessens, noch in der Olmützer und der Zollvereinsangelegenheit vergessen hatte. Dieses Gefühl teilte auch der Nachfolger Bismarcks am Bundestage, Herr von Usedom, welcher für die Befreiung Italiens schwärmte. Mit Spannung sah man im eigenen Volke wie im Auslande den Entschließungen des Prinzregenten entgegen. Das Verhalten Österreichs trug dazu bei, ihm die Entscheidung zu erleichtern und den rechten Weg für seine Politik zu finden. Er entschloß

ſich, ohne mit Öſterreich bindende Verträge einzugehen, ſein Heer zunächſt kriegsbereit zu halten, um etwaigen Übergriffen des weſtlichen Nachbarn Einhalt thun und bei Schlichtung des Streites ſein Schwert mit in die Wagſchale werfen zu können.

Während ſich dieſe Vorgänge auf der politiſchen Bühne abſpielten, war Otto von Bismarck nach beſchwerlicher Reiſe in der noch im winter-

Kaiſer Alexander II. von Rußland (geb. 29./17. April 1818).

lichen Eiſe und Schnee ſtarrenden Kaiſerſtadt an der Newa eingetroffen und hatte, nachdem er im Hotel Demidoff zunächſt ein Unterkommen gefunden, am 1. April, ſeinem 45. Geburtstage, dem Zaren Alexander II. in feierlicher Audienz ſeine Beglaubigungsurkunde überreicht. Die Aufnahme, welche er in Petersburg fand, war eine ſehr freundliche. Beſondere Huld erwieſen ihm der Kaiſer ſelbſt wie die Kaiſerin-Mutter Charlotte, die Schweſter des Prinzregenten und des Königs von Preußen, welche den Bevollmächtigten ihres Heimatſtaates in ihrem Schloſſe in

Peterhof empfing. Der russische Kanzler Fürst Gortschakoff war in den Jahren von 1851 bis 1854 als Bevollmächtigter seiner Regierung am Bundestage in Frankfurt am Main Bismarcks Genosse, und, soweit es das Verhältnis zu Österreich betraf, sein Gesinnungs- und Kampfgenosse gewesen; letzteres war er bisher auch geblieben. Zu diesen alten Beziehungen gesellten sich neue, welche die beiden Staatsmänner zu inniger Freundschaft verbanden, die für die Gegenwart und Zukunft der europäischen Politik von Bedeutung werden sollte.

Bismarck sah gar bald, daß seine Stellung am Petersburger Hofe in der damaligen kritischen Zeit von hoher Wichtigkeit war. Vermochte er einerseits durch sein persönliches Verhältnis zu Gortschakoff in erfolgreicher Weise auf die russische Politik einzuwirken, so konnte er andrerseits seiner Meinung auch bei der eigenen Regierung jetzt mit größerem Nachdruck Geltung verschaffen, als es selbst in seinem früheren Amte der Fall gewesen war. Mit dem stets regen Eifer, seinem Vaterlande nach besten Kräften zu dienen, nahm er jede Gelegenheit wahr, mit seinen Erfahrungen und Einsichten dem Ministerium in schwierigen Fragen helfend und ratend zur Seite zu stehen. Inwieweit die Ratschläge Bismarcks auf die Entschließungen des Prinzregenten schon damals bei Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges Einfluß ausgeübt haben, ist nicht festgestellt. Interessant aber ist es jedenfalls heute für uns, zu erkennen, daß die Regierungsmaßregeln des Prinzregenten in jener Zeit meist mit den Meinungen und Vorschlägen, welche Bismarck, der zukünftige erste Ratgeber und treue Mitarbeiter des großen Herrschers, in seinen Briefen und Gesprächen kundgab, übereinstimmten.

In einer sehr ausführlichen Weise setzte Bismarck seine Ansichten über die damalige Lage Preußens in einem Schreiben an den Minister des Auswärtigen, Herrn von Schleinitz, auseinander. Obwohl die darin gegebenen Ratschläge aus freiem Antriebe, also ungefordert erteilt wurden, haben sie an maßgebender Stelle doch wohl ihre Wirkung nicht verfehlt. Bismarck fürchtete, daß das bisher wenig entschieden auftretende Ministerium sich durch die allgemeine, von der österreichischen Presse beeinflußte Volksstimmung zu einer bewaffneten Hilfeleistung Österreichs

Reichskanzler Fürst Gortschakoff.

werde bestimmen lassen, statt die Gunst der Verhältnisse am Bunde zur Erlangung einer so lange vergeblich erstrebten besseren Stellung Preußens in Deutschland zu benutzen. In diesem Sinne schrieb er am 12. Mai 1859 von Petersburg aus jenen oben erwähnten, inhaltsschweren Brief an den Minister von Schleinitz. Das Schreiben lautet:

„Aus den acht Jahren meiner Frankfurter Amtsführung habe ich als Ergebnis meiner Erfahrungen die Überzeugung mitgenommen, daß die dermaligen Bundeseinrichtungen für Preußen eine drückende, in kritischen Zeiten eine lebensgefährliche Fessel bilden, ohne uns dafür dieselben Äquivalente zu gewähren, welche Österreich, bei einem ungleich größern Maße eigener freier Bewegung, aus ihnen zieht. Beide Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der kleineren Staaten nicht mit gleichem Maße gemessen; die Auslegung des Zweckes und der Gesetze des Bundes modifiziert sich nach den Bedürfnissen der österreichischen Politik. Ich darf mich Ew. ... Sachkenntnis gegenüber der Beweisführung durch detailliertes Eingehen auf die Geschichte der Bundespolitik seit 1850 enthalten, und beschränke mich auf die Nennung der Rubriken von der Wiederherstellung des Bundestages, der deutschen Flottenfrage, der Zollstreitigkeiten, der Handels-, Preß- und Verfassungsgesetzgebung, der Bundesfestungen Rastatt und Mainz, der Neuenburger und der orientalischen Frage. Stets haben wir uns derselben kompakten Majorität, demselben Anspruch auf Preußens Nachgiebigkeit gegenüber befunden. In der orientalischen Frage erwies sich die Schwerkraft Österreichs der unsrigen so überlegen, daß selbst die Übereinstimmung der Wünsche und Neigungen der Bundesregierungen mit den Bestrebungen Preußens ihr nur einen weichenden Damm entgegenzusetzen vermochte. Fast ausnahmlos haben uns damals unsere Bundesgenossen zu verstehen gegeben oder selbst offen erklärt, daß sie außer stande wären, uns den Bund zu halten, wenn Österreich seinen eigenen Weg gehe, obschon es unzweifelhaft sei, daß das Bundesrecht und die wahren deutschen Interessen unserer friedlichen Politik zur Seite ständen; dies war wenigstens damals die Ansicht fast aller Bundesfürsten. Würden diese den Bedürfnissen oder selbst der Sicherheit Preußens jemals in ähnlicher Weise die eigenen

Neigungen und Interessen zum Opfer bringen? Gewiß nicht, denn ihre Anhänglichkeit an Österreich beruht überwiegend auf falschen Interessen, welche beiden das Zusammenhalten gegen Preußen, das Niederhalten jeder Fortentwickelung des Einflusses und der Macht Preußens als dauernde Grundlage ihrer gemeinschaftlichen Politik vorschreiben. Ausbildung des Bundesverhältnisses mit österreichischer Spitze ist das natürliche Ziel der Politik der deutschen Fürsten und ihrer Minister; sie kann in ihrem Sinne nur auf Kosten Preußens erfolgen und ist notwendig nur gegen Preußen gerichtet, so lange Preußen sich nicht auf die nützliche Aufgabe beschränken will, für seine gleichberechtigten Bundesgenossen die Assekuranz gegen zu weitgehendes Übergewicht Österreichs zu leisten und das Mißverhältnis seiner Pflichten zu seinen Rechten im Bunde, ergeben in die Wünsche der Majorität, mit nie ermüdender Gefälligkeit zu tragen. Diese Tendenz der mittelstaatlichen Politik wird mit der Stetigkeit der Magnetnadel nach jeder vorübergehenden Schwankung wieder hervortreten, weil sie kein willkürliches Produkt einzelner Umstände oder Personen darstellt, sondern ein natürliches und notwendiges Ergebnis der Bundesverhältnisse für die kleineren Staaten bildet. Wir haben kein Mittel, uns mit ihr innerhalb der gegebenen Bundesverträge dauernd und befriedigend abzufinden.

„Seitdem unsere Bundesgenossen vor neun Jahren unter der Leitung Österreichs begonnen haben, aus dem bis dahin unbeachteten Arsenal der Bundesgrundgesetze die Prinzipien ans Tageslicht zu fördern, welche ihrem Systeme Vorschub leisten können, seitdem die Bestimmungen, welche nur eine Deutung im Sinne ihrer Stifter haben konnten, soweit sie von dem Einverständnisse Preußens und Österreichs getragen werden, einseitig zur Bevormundung preußischer Politik auszubeuten versucht wurden, haben wir unausgesetzt das Drückende der Lage empfinden müssen, in welche wir durch die Bundesverhältnisse und ihre schließliche historische Entwickelung versetzt worden sind. Wir mußten uns aber sagen, daß in ruhigen und regelmäßigen Zeiten wir das Übel durch geschickte Behandlung wohl in seinen Folgen abzuschwächen, aber nichts zu seiner Heilung zu thun vermochten; in gefahr-

vollen Zeiten, wie es die jetzigen sind, ist es zu natürlich, daß die andere Seite, welche sich im Besitz aller Vorteile der Bundeseinrichtungen befindet, gern zugiebt, daß manches Ungehörige geschehen sei, aber im ‚allgemeinen Interesse' den Zeitpunkt für durchaus ungeeignet erklärt, um vergangene Dinge und ‚innere' Streitigkeiten zur Sprache zu bringen. Für uns aber kehrt eine Gelegenheit, wenn wir die jetzige unbenutzt lassen, vielleicht nicht sobald wieder, und wir sind später von neuem auf die Resignation beschränkt, daß sich in regelmäßigen Zeiten nichts an der Sache ändern läßt.

„Seine Königliche Hoheit der Prinzregent haben eine Haltung angenommen, welche den ungeteilten Beifall aller derer hat, denen ein Urteil über preußische Politik beiwohnen kann, und die sich dasselbe nicht durch Parteileidenschaften getrübt haben. In dieser Haltung sucht ein Teil unserer Bundesgenossen durch unbesonnene und fanatische Bestrebungen uns irre zu machen. Wenn die Staatsmänner von Bamberg so leichtfertig bereit sind, dem ersten Anstoß des Kriegsgeschreis der urteilslosen und veränderlichen Tagesmeinung zu folgen, so geschieht das vielleicht nicht ganz ohne tröstende Hintergedanken an die Leichtigkeit, mit der ein kleiner Staat im Fall der Not die Farbe wechseln kann. Wenn sie sich dabei aber der Bundeseinrichtungen bedienen wollen, um eine Macht wie Preußen ins Feuer zu schicken, wenn uns zugemutet wird, Gut und Blut für die politische Weisheit und den Thatendurst von Regierungen einzusetzen, denen unser Schutz unentbehrlich zum Existieren ist, wenn diese Staaten uns den leitenden Impuls geben wollen, und wenn sie als Mittel dazu bundesrechtliche Theorieen in Aussicht nehmen, mit deren Anerkennung alle Autonomie preußischer Politik aufhören würde — dann dürfte es meines Erachtens an der Zeit sein, uns zu erinnern, daß die Führer, welche uns zumuten, ihnen zu folgen, anderen Interessen dienen als preußischen, und daß sie die Sache Deutschlands, welche sie im Munde führen, so verstehen, daß sie nicht zugleich die Sache Preußens sein kann, wenn wir uns nicht aufgeben wollen.

„Ich gehe vielleicht zu weit, wenn ich die Ansicht äußere, daß wir jeden rechtmäßigen Anlaß, welchen unsere Bundesgenossen uns bieten,

ergreifen sollten, um zu derjenigen Revision unserer gegenseitigen Beziehungen zu gelangen, deren Preußen bedarf, um in geregelten Beziehungen zu den kleineren deutschen Staaten dauernd leben zu können. Ich glaube, wir sollten den Handschuh bereitwillig aufnehmen und kein Unglück, sondern einen Fortschritt der Krisis zur Besserung darin sehen, wenn eine Majorität in Frankfurt einen Beschluß faßt, in welchem wir eine Überschreitung der Kompetenz, eine willkürliche Änderung des Bundeszweckes, einen Bruch der Bundesverträge finden. Je unzweideutiger die Verletzung zu tage tritt, desto besser. In Österreich, Frankreich, Rußland finden wir die Bedingungen nicht leicht wieder so günstig, um uns eine Verbesserung unserer Lage in Deutschland zu gestatten, und unsere Bundesgenossen sind auf dem besten Wege, uns vollkommen gerechten Anlaß dafür zu bieten, auch ohne daß wir ihrem Übermute nachhelfen. Sogar die Kreuzzeitung wird, wie ich aus der Sonntagsnummer ersehe, stutzig bei dem Gedanken, daß eine Frankfurter Majorität ohne weiteres über die preußische Armee disponieren könnte. Nicht bloß an diesem Blatte habe ich bisher mit Besorgnis die Wahrnehmung gemacht, welche Alleinherrschaft sich Österreich in der deutschen Presse durch das geschickt angelegte Netz seiner Beeinflussung geschaffen hat, und wie es diese Waffe zu handhaben weiß. Ohne dieselbe wäre die sogenannte öffentliche Meinung schwerlich zu dieser Höhe montiert worden; ich sage die sogenannte, denn das wirkliche Gros der Bevölkerung ist niemals für den Krieg gestimmt, wenn nicht die thatsächlichen Leiden schwerer Bedrückung es gereizt haben. Es ist so weit gekommen, daß kaum noch unter dem Mantel allgemeiner deutscher Gesinnung ein preußisches Blatt sich zu preußischem Patriotismus zu bekennen wagt. Die allgemeine Piepmeyerei spielt dabei eine große Rolle, nicht minder die Zwanziger, die Österreich zu diesem Zwecke niemals fehlen. Die meisten Korrespondenten schreiben für ihren Lebensunterhalt, die meisten Blätter haben die Rentabilität zu ihrem Hauptzweck, und an einigen unserer und anderer Blätter vermag ein erfahrener Leser leicht zu erkennen, ob sie eine Subvention Österreichs wiederum erhalten haben, sie bald erwarten oder sie durch drohende Winke herbeiführen wollen.

„Ich glaube, daß wir einen erheblichen Umschlag in die Stimmung bringen könnten, wenn wir gegen die Überhebungen unserer deutschen Bundesgenossen die Saite selbständiger preußischer Politik in der Presse anschlügen.

„In diesen Eventualitäten kann sich die Weisheit unserer militärischen Vorsichtsmaßregeln noch nach anderen Richtungen hin bethätigen und unserer Haltung Nachdruck geben. Dann wird das preußische Selbstgefühl einen ebenso lauten und vielleicht folgenreicheren Ton geben als das bundestägliche. Das Wort ‚deutsch‘ für ‚preußisch‘ möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Landsleuten verbunden sind als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es schon jetzt, in Anwendung auf den bundestäglichen Nexus, abnützt.

„Ich fürchte, daß Ew. . . . mir bei diesem brieflichen Streifzug in das Gebiet meiner früheren Thätigkeit ein ne sutor ultra crepidam*) im Geiste zurufen; aber ich habe auch nicht gemeint, einen amtlichen Vortrag zu halten, sondern nur das Zeugnis eines Sachverständigen wider den Bund ablegen wollen. Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et ingni**) werden heilen müssen, wenn wir nicht bei Zeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen. Wenn heute lediglich der Bund aufgehoben würde, ohne daß man etwas anderes an seine Stelle setzte, so glaube ich, daß schon auf Grund dieser negativen Errungenschaft sich bald bessere und natürlichere Beziehungen Preußens zu seinen deutschen Nachbarn ausbilden würden als die bisherigen. Bismarck.“

In Italien entwickelten sich inzwischen die Kriegsereignisse unerwartet schnell. Die österreichischen Rüstungen riefen gleiche Maßregeln in Sardinien hervor; Scharen freiwilliger Krieger zogen aus allen Teilen Italiens heran und stellten sich unter das Banner des aus den vorhergegangenen revolutionären Kämpfen bekannten Freiheitshelden Garibaldi. In Österreich drängten die Häupter des Offizierkorps und

*) Schuster bleib bei deinem Leisten! **) Mit Feuer und Schwert.

des Klerus, welch letzterer die Macht des Papstes in Rom bedroht glaubte, das Kabinett zu schnellem Angriff. Dieselben wußten ihrem Vorgehen solchen Nachdruck zu geben, daß selbst Graf Buol, der in letzter Stunde noch bedenklich geworden war, das Verhängnis nicht aufzuhalten vermochte und seinen Platz als Staatskanzler dem Grafen Rechberg räumte. Alle Vermittelungsvorschläge der unbeteiligten Großmächte abweisend, entsandte die österreichische Regierung am 23. April einen Offizier nach Turin, der dort dem König Viktor Emanuel das Ultimatum zu stellen hatte, binnen dreien Tagen entweder für vollständige Entwaffnung oder für Krieg sich zu entscheiden. Die Entscheidung lautete auf Krieg.

Durch sein blindes, ungestümes Vorwärtsstürmen hatte sich Österreich plötzlich alle Sympathie verscherzt, selbst die der Regierung Englands, wo die Bevölkerung sich jetzt allgemein für die Auferstehung Italiens begeisterte. Rußland machte vier Armeekorps kriegsbereit, um eintretenden Falles einen österreichischen Triumph zu verhindern. Der Kaiser Alexander erklärte, gegen jeden einzuschreiten, der Österreich in dem Kriege Beistand leisten würde. Darauf erließ Preußen am 26. April ein Rundschreiben an die deutschen und auswärtigen Mächte, worin ausgesprochen war, daß es ein Heer zur Beschützung des Bundesgebietes in Kriegsbereitschaft setzen, im übrigen aber in neutraler Stellung verharren werde.

Napoleon, der bis dahin eine abwartende Haltung bewahrt hatte, erschien nun mit einer Streitmacht von 150 000 Mann in Piemont und vereinigte sich mit dem sardinischen Heere und den Freischaren Garibaldis. In stolzer Siegeszuversicht zogen die Österreicher, geführt von dem Grafen Gyulay, den Feinden entgegen, erlitten aber bald Demütigung auf Demütigung. Sie wurden am 4. Juni bei Magenta und am 24. desselben Monats bei Solferino, trotzdem hier der Kaiser Franz Joseph sein Heer persönlich in den Kampf führte, geschlagen.

Der Prinzregent von Preußen hatte inzwischen die Mobilmachung von sechs Armeekorps seines eigenen Heeres, einer Streitmacht von 180 000 Mann, verfügt und beim Bundestage die Bildung eines Observationsheeres von 60 000 Mann aus den beiden süddeutschen

Bundeskorps beantragt. Die gleichzeitig eingeleiteten Verhandlungen mit Österreich wegen Übertragung der politischen und militärischen Leitung Deutschlands während des Krieges an Preußen, sowie der Unterordnung sämtlicher deutschen Streitkräfte unter den Oberbefehl des Prinzregenten scheiterten an der Hartnäckigkeit des österreichischen Kabinetts. An demselben Tage, als Österreichs Heer in der blutigen Schlacht von Solferino seine zweite Niederlage erlitt, sandte der Prinzregent, unbeirrt durch die Halsstarrigkeit des Wiener Kabinetts, gleichlautende Depeschen nach Petersburg und London, worin er den Beginn der bewaffneten Vermittelung Preußens auf den beiden Grundlagen der Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Italien und der Durchführung politischer Reformen in Italien ankündigte und die beiden unbeteiligten Großmächte um Unterstützung dieses Programms ersuchte. Zugleich befahl der Regent die Mobilmachung seines gesamten Heeres und stellte beim Bundestage den Antrag auf Zusammenziehung der beiden norddeutschen Bundeskorps, sodaß hiernach binnen wenigen Wochen eine Armee von nahezu 400 000 Mann kampfbereit dastehen konnte.

Bismarck geriet durch dieses Vorgehen Preußens wiederum in Besorgnis. Mochten die durch den Prinzregenten verfügten preußischen und deutschen Rüstungen immerhin in erster Linie die Verteidigung der Westgrenze Deutschlands, falls dieselbe durch Frankreich bedroht würde, zum Ziel haben, so galten sie doch auch dem Schutz der österreichischen Besitzungen in Italien. Sich aber für Österreichs außerdeutsche Gebiete in einen Krieg zu verwickeln, dazu lag nach Bismarcks Überzeugung für Preußen nach den Erfahrungen, die man in der Neuenburger Angelegenheit gemacht hatte, durchaus kein Grund vor; im Gegenteil erblickte er darin bei der voraussichtlichen Haltung Österreichs Gefahr. Er ergriff die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, seine Meinung über den durch das preußische Kabinett eingeschlagenen Weg auszusprechen, sodaß sie, wenn auch indirekt, an die leitende Stelle kommen mußte. Am 1. Juli beantwortete er einen Brief, der ihn von einem preußischen Staatsmanne aus Frankfurt am Main, also wohl von seinem Nachfolger am Bundestage, Herrn von Usedom, zugegangen war, in folgender Weise:

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief und hoffe, daß Sie diesen ersten nicht den letzten sein lassen. In meiner Teilnahme nehmen die Frankfurter Verhältnisse noch immer nächst dem Drange der Gegenwart die erste Stelle ein, und ich bin erkenntlich für jede Nachricht von dort. — Unsere Politik finde ich bis jetzt korrekt; aber ich blicke doch mit Sorge in die Zukunft; wir haben zu früh und zu stark gerüstet, und die Schwere der Last, die wir uns aufgebürdet, zieht uns die schiefe Ebene hinab. Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich geniert, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Österreichs Reserve, sondern wir opfern uns geradeswegs für Österreich; wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht; Österreich bekommt Luft, und wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? Wird es vielmehr nicht dahin streben, uns das Maß und die Richtung unserer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem spezifisch österreichischen Interesse entspricht? Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten.

„Vielleicht gelingt es, eine gemeinschaftliche Haltung der drei neutralen Großmächte zu kombinieren; wir sind nur schon zu kostspielig gerüstet, um ebenso geduldig wie England und Rußland des Erfolges warten zu können, und unsere Vermittelung wird schwerlich die Zirkelquadratur einer für Frankreich und Österreich annehmlichen Friedensbasis zu Tage fördern können. In Wien ist die Stimmung angeblich sehr bitter gegen die eigene Regierung. — Bei uns ist die Begeisterung für den Krieg auch nur mäßig, und es wird schwer sein, dem Volke zu beweisen, daß der Krieg und seine Übel unvermeidliche Notwendigkeit sind. Der Beweis ist zu künstlich für das Verständnis des Landwehrmannes." —

Wie richtig in diesen Ausführungen beurteilt war, was sich Preußen von seinen Bundesgenossen zu versehen hatte, sollte sich bald zeigen.

Die alte hinterhaltige und eifersüchtige Politik Österreichs gegen Preußen trat auch jetzt wieder hervor, wodurch freilich verhindert wurde, daß die von Bismarck gehegten Besorgnisse in Erfüllung gingen. Preußen stellte am 4. Juli beim Bundestage den Antrag, daß sämtliche Bundestruppen unter seinen Oberbefehl treten sollten; drei Tage darauf erschien der österreichische Gegenantrag, daß der Prinzregent zwar zum Bundesfeldherrn ernannt werden möge, aber daß dies streng nach den Grundsätzen der löblichen Bundeskriegsverfassung zu geschehen habe, mit andern Worten: Der ernannte Bundesfeldherr sollte seine Würde mit siebzehn beaufsichtigenden Bundeskommissarien in seinem Hauptquartier teilen und seine Maßnahmen den Weisungen des hohen Bundestages unterstellen.

Das hieß einfach, Österreich wollte Preußen den Krieg, also den ihm in Aussicht gestellten Beistand verbieten; denn nun und nimmer konnte das Wiener Kabinett annehmen, daß sich der Prinzregent von Preußen zu einer solchen Stellung herablassen würde. Wie verblüffend dieser Antrag Österreichs im Berliner Kabinett wirken mußte, läßt sich denken. Doch der Prinzregent sollte in seiner Rolle als Vermittler zwischen den streitenden Parteien bald noch mehr überraschende Dinge erleben.

Napoleon hatte über London die Kunde von den preußischen Rüstungen und den Vermittlungsvorschlägen des Prinzregenten erhalten; in seinem eigenen Lande, wo der Klerus um den Verlust der weltlichen Herrschaft des Heiligen Vaters in Rom besorgt war und deshalb das Volk gegen die Regierung aufwiegelte, drohten Unruhen auszubrechen. Dabei sah er sich mit seinen zwar siegreichen, aber in den blutigen Schlachten stark gelichteten Scharen dem berühmten, für fast uneinnehmbar geltenden Festungsvierecke gegenüber. Unter diesen Umständen schien es ihm wenig ratsam, den Kampf bis zum äußersten fortzusetzen. Er bot vielmehr kurz entschlossen seinem Gegner die Hand zum Frieden.

Österreich ergriff dieselbe mit Freuden, obwohl die Friedensbedingungen ein schweres Opfer forderten, die Abtretung einer seiner blühendsten Provinzen, des lombardischen Königreichs. Dieser Verlust erschien dem Wiener Kabinett indessen weniger schmerzlich, als ihm die

Vorstellung abscheulich war, daß es sich durch Preußen aus seiner bedrängten Lage sollte retten lassen, daß der Bundesgenosse in einem Kampfe mit Frankreich vielleicht große Siege erringen könne, während die österreichischen Truppen in Italien nur Niederlagen erlitten hatten. Bereits am 11. Juli wurde die Welt durch den Abschluß des Friedens zu Villafranca überrascht, jenes seltsamen Friedens, bei dem der Sieger allem entsagte, um deswillen er den Krieg unternommen hatte, und der Besiegte zwar eine italienische Provinz verlor, dafür aber seine Oberherrschaft in Ober- und Mittelitalien aufs neue zugesichert erhielt.

Die österreichische Staatsleitung rechtfertigte die Einwilligung in diesen Friedensschluß ihrem Volke und der Welt gegenüber, indem sie erklärte, sie wäre gezwungen worden, dies Opfer zu bringen, weil Österreich von seinem nächsten, natürlichen Bundesgenossen in der Not verlassen worden sei.

Die Spannung, welche seit Jahren zwischen beiden deutschen Großmächten bestanden, wurde durch diese Ereignisse in hohem Maße gesteigert. Der Prinzregent, der seine Heermassen eben an den Rhein vorrücken ließ, war auf das tiefste empört. Das Wiener Kabinett wurde durch seine Erbitterung selbst so weit getrieben, daß es eine Zeitungsnachricht, nach welcher die beiden Regierungen im Begriff ständen, sich wieder zu nähern, sowohl in deutschen als in französischen Zeitungen öffentlich Lügen strafte.

Otto von Bismarck schrieb in jenen Tagen von Petersburg aus an seine Gemahlin:

„Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage; Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske vom Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Österreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere

aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los; aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

Wenn Bismarck sich damals solchen düsteren Stimmungen hingab, so mochte freilich auch sein Gesundheitszustand beitragen. War er doch eben von einer sehr schweren Krankheit erstanden und noch nicht wieder im Besitze seiner vollen Kraft. Über dieses Leiden schreibt Bismarck am 29. Juni von Peterhof aus an seine Schwester, Frau von Arnim:

„Ich habe Dir mit dem Postschiff vom 25. meinen Glückwunsch, in ein Paar Pantoffeln gesteckt, schicken wollen, Du hättest ihn dann gerade heut erhalten, aber ich habe in der vorigen Woche auch nicht einmal das thun können, so lag ich erschlagen auf dem Rücken. Ich bin schon seit dem Januar in Berlin nie wieder recht gesund gewesen, und Ärger, Klima und Erkältung trieben mein ursprünglich unscheinbares Gliederreißen vor etwa 10 Tagen auf die Höhe, daß mir der übliche Atem nicht mehr ausreichend zufloß und nur unter sehr schmerzhaften Anstrengungen einzuziehen war. Das Übel, rheumatisch-gastrisch-nervös, hatte sich in der Lebergegend eingenistet, und wurde mit massenhaften Schröpfköpfen wie Untertassen und spanischen Fliegen und Senf über den ganzen Leib bekämpft, bis es mir gelang, nachdem ich schon halb für eine bessere Welt gewonnen war, die Ärzte zu überzeugen, daß meine Nerven durch achtjährigen ununterbrochenen Ärger und stete Aufregung geschwächt wären, und weiteres Blutabzapfen mich mutmaßlich typhös oder blödsinnig machen würde. Gestern vor acht Tagen war's am schlimmsten; meine gute Natur hat sich aber rasch geholfen, seitdem man mir Sekt in mäßigen Quantitäten verordnet hat. Ich bin gestern hierher gefahren, meine erste Ausfahrt, um von der Kaiserin-Mutter Abschied zu nehmen, die für mich die Güte selbst ist, und auf ihren Wunsch bin ich bis zu ihrer Abfahrt, die heute um Mittag stattfinden wird, hier geblieben, um mich nach allen Leiden an Grün und Wasser- und Landluft zu erfreuen. Schreibe über diese Krankheitsdetails nichts an Johanna, ich werde ihr das mündlich sagen; einstweilen habe ich ihr nur von gebräuchlichen Hexenschüssen geschrieben."

Daß auch ein Riesenkörper wie der Bismarcks den ihm auferlegten Anstrengungen einmal unterliegen mußte, ist natürlich. Schon die Reise von Königsberg nach Petersburg hatte Anforderungen an seine Gesundheit gestellt, die üble Folgen haben mußten, auch wenn seine Nerven nicht in dem Maße durch den achtjährigen Bundestagsärger geschwächt gewesen wären.

„Rußland hat sich unter unsern Rädern gedehnt," so schildert Bismarck diese Reise in einem Briefe an seine Gemahlin, „die Werste bekamen Junge auf jeder Station; aber endlich sind wir im Eisenbahnhafen, 96 Stunden von Königsberg ohne Aufenthalt gefahren, nur in Kowno schliefen wir 4 Stunden und 3 in Egypten (Station bei Dünaburg), ich glaube, es war vorgestern. Jetzt ist mir sehr wohl, nur die Haut brennt mir, da ich fast die ganze Nacht draußen saß, und wir zwischen 1 und 12 Grad Kälte wechselten. Wir hatten so tiefen Schnee, daß wir mit 6 bis 8 Pferden buchstäblich stecken blieben und aussteigen mußten. Noch schlimmer waren die glatten Berge, besonders hinunter; auf 20 Schritt brauchten wir 1 Stunde, weil viermal die Pferde stürzten und sich 8 untereinander verwickelten; dazu Nacht und Wind, eine rechte Winterreise in Natur. Auf meinem Außensitz war nicht zu schlafen, schon der Kälte wegen, aber besser doch in der Luft, den Schlaf hole ich nach; der Niemen war frei, die Wilna, ein Dir schwerlich bekanntes Wasser, aber so breit, wie der Main und reißend, ging mit Eis; die Düna hatte nur eine freie Stelle, wo wir mit 4 Stunden Warten und 3 Stunden Arbeit hinüberkamen."

Zum Ausbruch war die Krankheit gekommen, nachdem Bismarck von einer längern Reise in das Innere Rußlands zurückgekehrt war. Obgleich diese Fahrt im Rosenmonat unternommen wurde und der abenteuerlichen Reize gar viele bot, so hatte sie zuweilen doch Ähnlichkeit mit der oben geschilderten Winterreise. Von Moskau aus schreibt Bismarck an seine Gemahlin am 6. Juni:

„Ein Lebenszeichen will ich Dir wenigstens von hier geben, während ich auf den Samovar warte und sich hinter mir ein junger Russe im roten Hemde mit vergeblichen — Heizversuchen abmüht. Er pustet und seufzt; aber es will nicht brennen. Nachdem ich in letzter Zeit über

die ſengende Hitze ſoviel geklagt habe, wachte ich heute zwiſchen Twer und hier auf und glaubte zu träumen, als ich das Land und ſein friſches Grün weit und breit mit Schnee bedeckt erblickte. Ich wundere mich über nichts mehr und drehte mich, nachdem ich über die Thatſache nicht länger in Zweifel ſein konnte, raſch auf die andere Seite, um weiter zu ſchlafen und zu rollen, obſchon das Farbenſpiel von Grün und Weiß im Morgenrot nicht ohne Reiz war. Ich weiß nicht, ob er bei Twer noch liegt; hier iſt er weggetaut, und ein kühler grauer Regen raſſelt auf das grüne Blech der Dächer. — Grün iſt mit vollem Recht die ruſſiſche Leibfarbe. Von den 100 Meilen hierher habe ich etwa 40 verſchlafen; aber die andern 60 waren in jeder Handbreite grün in allen Schattierungen. Städte und Dörfer, überhaupt Häuſer mit Ausnahme der Bahnhöfe, habe ich nicht bemerkt; buſchartige Wälder mit Birken decken Sumpf und Hügel, ſchöner Graswuchs unter ihnen, lange Wieſen dazwiſchen, ſo geht es 10, 20, 40 Meilen fort. Acker erinnere ich mich nicht bemerkt zu haben, auch kein Heidekraut und keinen Sand; einſam graſende Kühe oder Pferde weckten mitunter die Vermutung, daß auch Menſchen in der Nähe ſein könnten Moskau ſieht von oben wie ein Saatfeld aus, die Soldaten grün, die Kuppeln grün, und ich zweifele nicht, daß die vor mir ſtehenden Eier von grünen Hühnern gelegt ſind. Du wirſt wiſſen wollen, wie ich eigentlich hierher komme; ich habe mich auch ſchon danach gefragt und zunächſt die Antwort erhalten, daß Abwechſelung die Seele des Lebens iſt. Die Wahrheit dieſes tiefſinnigen Spruches wird beſonders einleuchtend, wenn man 10 Wochen lang ein ſonniges Gaſthofszimmer mit Ausſicht auf Steinpflaſter bewohnt hat. Außerdem wird man gegen die Freuden des Umziehens, wenn ſie ſich in kurzer Zeit mehrmals wiederholen, ziemlich abgeſtumpft, ich beſchloß daher, auf ſelbige zu verzichten, gab Engel meine Schlüſſel, erklärte, daß ich nach 8 Tagen im Stenbockſchen Hauſe abſteigen würde, und fuhr nach dem Moskauer Bahnhofe. Das war geſtern Mittag 12, und heut früh um 8 ſtieg ich hier im Hotel de France ab. Langſam anzuſpannen und ſchnell zu fahren, liegt im Charakter dieſes Volkes. Vor 2 Stunden habe ich den Wagen beſtellt, auf jede Anfrage, die ich ſeit $1^1/_2$ Stunden von 10 zu 10 Minuten ergehen

lasse, heißt es: sogleich! mit unerschütterlich freundlicher Ruhe, aber dabei bleibt es. Du kennst meine musterhafte Geduld im Warten, aber alles hat seine Grenzen; nachher wird gejagt, daß in den schlechten Wegen Pferd und Wagen brechen, und man schließlich zu Fuß anlangt. Ich habe inzwischen drei Gläser Thee getrunken, mehrere Eier vertilgt, die Heizbemühungen sind auch so vollständig gelungen, daß ich das Bedürfnis fühle, frische Luft zu schöpfen. Ich würde mich aus Ungeduld rasieren, wenn ich einen Spiegel hätte. Sehr weitläufig ist diese Stadt und sonderbar fremdartig durch ihre Kirchen mit grünen Dächern und unzähligen Kuppeln, ganz anders wie Amsterdam; aber beide sind die originellsten Städte, die ich kenne. — Das Haus, in dem ich schreibe, ist, auch wunderlich genug, eins der wenigen, die 1812 überlebt haben."

Um seine geschwächten Kräfte nach überstandener Krankheit vollständig wieder herzustellen, nahm Bismarck Urlaub und reiste anfangs Juli nach der Heimat ab. Die beschwerliche Fahrt, welche damals noch von Dünaburg bis Königsberg zu Wagen erfolgen mußte, verursachte einen Rückfall des Leidens. Abermals schwer krank kam Bismarck in Berlin an, wo er im Hotel d'Angleterre Wohnung nahm. Besonders bösartig trat jetzt das rheumatische Leiden im linken Bein an der Stelle auf, an welcher er vor einem Jahre auf der Jagd in Schweden Schaden gelitten hatte. Die Ärzte behandelten das Übel mit Jod, indessen mit solchem Mißerfolge, daß der Kranke bald wieder in Lebensgefahr schwebte. Er rief nun seine Gemahlin, welcher er noch immer aus zarter Rücksicht die Wahrheit über seinen Zustand verschwiegen hatte, aus Pommern herbei. Frau von Bismarck erschien ihrem kranken Gemahl als rettender Engel. Auf dem Gute ihres Vaters hatte sie sich reiche Kenntnisse und Erfahrung in der Heilkunde erworben, welche sie jetzt vortrefflich verwerten konnte. Zunächst verbannte sie die Jodflaschen aus dem Krankenzimmer, und unter ihrer sorgsamen, aufopfernden Pflege besserte sich das Leiden von Tag zu Tage, so daß der Kranke bald darauf im stande war, weitere Heilung und Kräftigung in den Bädern Nauheim und Baden zu suchen. Wenn er hier auch noch nicht vollständige Genesung erlangte, so war er im September doch wieder soweit gekräftigt, daß er seiner dienstlichen Pflicht genügen konnte. Auf den Ruf des Prinz-

regenten eilte er nach Berlin, um an wichtigen Beratungen im Ministerium teilzunehmen. Von dort fuhr er dem Kaiser Alexander von Rußland bis Warschau entgegen, um denselben nach Breslau zu begleiten, wo eine Zusammenkunft mit dem Prinzregenten stattfinden sollte.

Die Politik scheint damals schon das rechte Lebenselement Bismarcks gewesen zu sein. Was die ärztliche Behandlung, sorgsame Pflege von lieber Hand und die Heilkraft der Bäder nicht zu bewirken vermocht hatten, das brachte die Wiederaufnahme des Dienstes zu stande. Wie aus seinen Briefen hervorgeht, war er während seines Aufenthaltes in Berlin und auf der Reise nach Warschau bereits wieder im Besitz eines guten Appetits und seines alten urgesunden Humors.

Von Berlin aus schreibt er am 24. September 1859 an seine Schwester, Frau von Arnim:

„Das linke Bein ist noch schwach, wird vom Gehen dick, die Nerven von der Jodvergiftung noch nicht erholt; ich schlafe noch schlecht, und nach den vielen Leuten, die ich heute ge- und besprochen habe, bin ich matt und erbittert, ich weiß nicht worauf; aber ich habe doch wieder andere Weltanschauungen wie vor sechs Wochen, wo mir am Weiterleben nichts gelegen war, und die Leute, die mich damals hier gesehen haben, sagen, daß sie nicht geglaubt hätten, dieses Vergnügen heute noch zu haben. Alle preußischen Gesandten sterben oder werden wahnsinnig, sagt mir N. N. mit einem Aussehen, welches die Wahrheit seiner Worte bekräftigt. Andre Menschen aber auch. Ich denke in Reinfeld vierzehn Tage zu bleiben, dann nach Norden aufzubrechen. — Vielleicht aber wird meine Reise durch die des Kaisers verzögert. Winterreise wird es doch, so wie so; in Petersburg haben sie schon Schnee und zwei Grad Frost. Ich kann mir nicht einmal einen andern Posten wünschen, da ich nach ärztlicher Vorschrift faul sein soll; das geht nur in Petersburg, wenn ich nicht ganz ausscheiden will. Ich werde mich in den Bärenpelz wickeln und einschneien lassen und sehen, was nächsten Mai beim Tauwetter von mir und den Meinigen übrig geblieben ist. Ist es zu wenig, so gehe ich zu Bau und schließe mit der Politik ab."

Die Reise des russischen Kaisers verzögerte sich noch längere Zeit. Bismarck fuhr inzwischen noch zu seiner Familie in Reinfeld und kehrte

dann von dort nach Berlin zurück, von wo am 16. Oktober die Abfahrt nach Warschau erfolgte. Tags darauf schrieb er vom Pavillon Stanislaus Augusts in Lagienki, einem kaiserlichen Schlosse bei Warschau, aus augenscheinlich bei bestem Humor an seine Gemahlin:

„Soweit hätten sie mir! Heute früh suchte ich in dem ersten polnischen Bahnhof nach dem Billetbureau, um mich einschreiben zu lassen bis hier, als mich plötzlich ein wohlwollendes Geschick in Gestalt eines weißbärtigen russischen Generals ergriff (P. heißt der Engel) und ehe ich recht zur Besinnung kam, war mein Paß den Polizisten, meine Sachen den Duaniers (Zollbeamten) entrissen, und ich aus dem Bummelzug in den Extrazug verpflanzt, saß mit einer Zigarre dieses liebenswürdigen Herrn im kaiserlichen Salonwagen und gelangte nach einem guten Diner in Petrikau hier auf dem Bahnhofe an. — Wohl eine halbe Stunde lang fuhr man mich dann in rasender Eile durch die Finsternis, und nun sitze ich hier in Uniform mit Ordensband — welches wir sämtlich auf der letzten Station anlegten — Thee neben mir, einen Spiegel vor mir und weiß nichts, als daß ich im Pavillon Stanislaus Augusts in Lagienki bin."

In einem weiteren Bericht über die Tage in Warschau heißt es.

„Besagter Thee, den ich eben trank, bestand übrigens nicht nur aus Thee, sondern auch aus Kaffee, sechs Eiern, drei Sorten Fleisch, Backwesen und einer Flasche Bordeaux, und aus der Bresche, die ich darin frühmorgens schon angerichtet habe, würdest Du ersehen, daß die Reise mir nicht geschadet hat."

„Gestern war großes Diner", heißt es ferner in einem Briefe vom 21. Oktober, „eine Wasser- und Waldillumination, die alles übertraf, was ich in der Art gesehen habe, und Ballet mit Mazurka zum Verlieben! Was gemacht werden kann, wird gemacht, und für amüsable Leute ist es hier wie in Abrahams Schoß. Ich würde empfänglicher dafür sein, wenn ich ein Wort der Nachricht von Euch hätte. — Morgen um 9 Uhr fahren wir nach Skianiawicze (Skierniewicze), wo Jagd im Park ist, morgen abend nach Breslau. Mit Gottes Hilfe bin ich heute über 8 Tage schon in Reinfeld und finde Dich und das kleine Volk gesund und reisefertig. Ich sehne mich nach dem Moment, wo wir

zum erstenmal im Winterquartier ruhig am Theetisch sitzen; mag die Newa so dick gefroren sein, wie sie will."

Die erwähnte Reise über Breslau und Berlin nach Reinfeld vollzog sich nach Bismarcks Wunsch; aber sein Verlangen nach einem ruhigen, geregelten Amts- und Familienleben an der Newa sollte sobald noch nicht gestillt werden. Auf seiner Reise nach Rußland machte er von Elbing aus einen Abstecher, um mit seiner Familie einen in der Nähe wohnenden Freund, Herrn von Bülow auf Hohendorf, zu besuchen. Hier erkrankte er heftig an der Lungenentzündung, so daß die Weiterreise aufgegeben und die Wiederaufnahme seiner Amtsthätigkeit auf längere Zeit hinausgeschoben werden mußte. Wohl lag ein Trost für den Kranken darin, daß er die Seinen in dem gastfreien Hause des Freundes um sich hatte, doch empfand er das Mißgeschick, das ihn verfolgte, immerhin hart genug. Die Krankheit wurde zwar bald überwunden; durch die Folgen derselben aber war er zu ziemlich langer unfreiwilliger Muße verurteilt. In seiner Rolle als unthätiger Zuschauer hatte er wenigstens die Freude, daß er dem Spiel auf dem Welttheater seinen Beifall zollen konnte. Namentlich gewann die preußische Politik in den Bundesangelegenheiten seine Zufriedenheit, die er denn auch gelegentlich in seinen Briefen zu erkennen gab. So schrieb er am 3. Februar 1860 von Hohendorf aus an seinen Nachfolger in Frankfurt am Main, Herrn von Usedom:

„Ich höre immer noch mit Vergnügen und mit einem Anflug von Heimweh alle Nachrichten über Frankfurter Zustände und Personen, und beim Zeitungslesen befällt mich oft der Trieb, kampflustig in die Sitzungen zu eilen. Der Zug mit der Kriegsverfassung war vortrefflich, nur weiter so, offen und dreist mit unsern Ansprüchen herausgetreten; sie sind zu berechtigt, um nicht schließlich, wenn auch langsam, sich Anerkennung zu verschaffen, und die von des Rheinbundes und der Bundesakte Gnaden souveränen Kleinstaaten können ihren Partikularismus auf die Dauer gegen den Strom der Zeit nicht halten. Es kann wie meine Genesung Stillstand und Rückschritt gelegentlich durchmachen; aber im ganzen rückt es vorwärts, sobald wir mutig wollen und uns unseres Wollens nicht mehr schämen, sondern im Bunde, in der Presse

und vor allem in der Kammer offen darlegen, was wir in Deutschland vorstellen wollen, und was der Bund bisher für Preußen gewesen ist: ein Alp und eine Schlinge um unsern Hals mit dem Ende in feindlichen Händen, die nur auf Gelegenheit zum Zuschnüren warten .... Doch genug Politik!

„Ich hoffe bald reisefertig zu sein, bin's vielleicht schon; meine Frau und die Ärzte drängen mich nach Süden, Heidelberg oder Schweiz; ich dränge nach Petersburg, um endlich im eigenen Hause in Ruhe zu wohnen."

Der Aufbruch nach Petersburg erfolgte erst Ende Mai, nachdem Bismarck zuvor eine Zeitlang in Berlin gewesen war und dort an den Sitzungen des Herrenhauses teilgenommen hatte. Am 5. Juni war das Ziel der Reise erreicht, und er richtete sich mit seiner Familie in dem Hause der Gräfin Stenbock am Englischen Kai ein, welches er schon ein Jahr vorher gemietet hatte. Über das Leben, wie es sich dem preußischen Gesandten, der nach seiner Rückkehr in den Hofkreisen noch freundlicher als zuvor aufgenommen wurde, hier im eigenen Hause während der nächsten Zeit gestaltete, berichtet derselbe in einem Briefe vom 1. Juli an Frau von Arnim folgendes:

„Mir ist zu Mute wie einem alten Pensionär, der mit den Händeln dieser Welt abgeschlossen hat, oder doch wie einem früheren ehrgeizigen Militär, der den Hafen einer guten Kommandantur erreicht hat, und mir ist, als könnte ich hier lange zufriedene Jahre hindurch meinem Ende entgegen reifen. Bis zwölf habe ich jeden Morgen mit Karlsbader, Spazieren, Frühstücken und Anziehen zu thun; von da bis fünf giebt mir der Dienst gerade genug regelmäßige Arbeit, um mich nicht überflüssig in der Welt zu fühlen. Das Mittagbrot schmeckt mir vortrefflich, am besten das, was ich nicht essen darf, von acht bis zehn reite ich, ebenfalls par ordonance du medicin,*) und lese dann bis zwölf mit dem begleitenden Genusse der gemeinen Lazarettpflaume die eingegangenen Zeitungen und Depeschen. So halte ich es noch lange aus, vorausgesetzt, daß es mir gelingt, den Standpunkt des beobachtenden

*) Auf Anordnung des Arztes.

Naturforschers unserer Politik gegenüber festzuhalten. — Heute war ich zur Tafel; das sind die einzigen Unregelmäßigkeiten, seit die erste Bewillkommnung vom Hofe vorbei ist. Der Kaiser war sehr herzlich beim Wiedersehen, umarmte mich und hatte eine unverkennbare Freude, daß ich wieder da bin. Johanna findet das Leben viel behaglicher als sie dachte." —

Eine stets willkommene Abwechselung in der Eintönigkeit dieses Lebens gewährten Bismarck die Besuche in dem reizend gelegenen Peterhof. Der Empfang, welcher ihm hier von der Kaiserin-Mutter der edlen Tochter der unvergeßlichen Königin Luise, der „lieben Charlotte" König Friedrich Wilhelms III., bereitet wurde, hatte etwas ungemein Wohlthuendes und Anheimelndes für ihn. Die hohe Dame hatte für ihn, wie er schreibt, in ihrer liebenswürdigen Natürlichkeit etwas Mütterliches, und er konnte sich zu ihr ausreden, als hätte er sie von Kind auf gekannt. Sie unterhielt sich dann mit ihm „auf einem Balkon mit Aussicht ins Grüne, strickend an einem weiß und roten wollenen Shawl mit langen Stäben", während sie, schwarz gekleidet auf einer Chaiselongue ruhte, und „stundenlang hörte er ihrer tiefen Stimme und ihrem ehrlichen Lachen und Schelten" mit innerstem Vergnügen zu, ließ den Blick über die prachtvolle Landschaft mit dem „Dutzend Schlösser, den Springbrunnen und Teichen dazwischen, mit schattigen Gängen und Rasen bis ins Seewasser hinein, über den blauen Himmel mit weißen Wolken, über die grünen Wipfelmeere hinaus und das blaue wirkliche Meer mit Segeln und Möven" und die Gedanken zur fernen Heimat schweifen. Hier sah er die mütterliche Freundin auch an ihrem letzten Geburtstage (1. Juli 1860), während die Musik zur Feier des Tages heraustönte; wenige Monate darauf starb seine edle Gönnerin. Freundschaftliche Beziehungen verbanden Bismarck und seine Gemahlin in Petersburg auch noch mit einer anderen hochgestellten Dame, die ebenfalls deutschen Ursprungs war und zu den Bekannten des Bismarckschen Hauses während der Frankfurter Zeit zählte. Es war die Großfürstin Helene. In ihren gastlichen Salons verkehrten Staatsmänner, Künstler und Gelehrte aus der Newahauptstadt wie auch aus anderen Residenzen, und Bismarck fand hier nicht nur edle

geistige Anregung, sondern knüpfte auch mancherlei Beziehungen an, die späterhin von hoher Bedeutung für ihn wurden. Bismarcks geistreiche und liebenswürdige Art im geselligen Umgange machten ihn auch in der Petersburger Gesellschaft zu einer beliebten Persönlichkeit. Besonders schmeichelte den Russen das Interesse, welches der preußische Gesandte für die russische Sprache und Litteratur hegte und, wo sich immer nur Gelegenheit bot, offen an den Tag legte. Nicht geringes Aufsehen machte es in den Hofkreisen, daß er eines Tages den Kaiser Alexander mit einer fertigen Anrede in der russischen Sprache überraschte, welche er in erstaunlich kurzer Zeit gelernt hatte.

Das kostspielige Leben in der russischen Hauptstadt legte Bismarck, der im Verhältnis zu dem Einkommen der Gesandten anderer großer Staaten nur ein geringes Gehalt bezog, freilich mancherlei Einschränkungen auf. Er vermochte es seinen englischen, französischen und österreichischen Genossen durchaus an Aufwand nicht gleichzuthun. Dennoch gehörten die Gesellschaftsabende im Stenbockschen Hause am Englischen Kai bald zu den gesuchtesten und interessantesten. Die heitere Laune des Wirtes und die anmutige Liebenswürdigkeit der Hausfrau, die echt deutsche Gemütlichkeit, welche die Räume durchwehte, übte einen Reiz aus, mit welchem der Glanz blendendster Feste in den anderen Gesandtschaftshotels nicht wetteifern konnte. Als ständige und gern gesehene Gäste verkehrten im Bismarckschen Hause die deutschen Landsleute: General von Loën, preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg, Herr von Schlözer, Legationsrat, Herr von Erckert, Hauptmann in russischen Diensten, und Graf Kaiserlingk, Bismarcks Jugendfreund, damals Kurator an der Universität zu Dorpat.

Ein eigentümliches Licht auf die Petersburger Verhältnisse wirft ein Gespräch Bismarcks, das derselbe später (im Jahre 1870) mit einem Gaste, dem General von Werder, der damals preußischer Militärbevollmächtigter in Petersburg war, führte. Moritz Busch schildert dasselbe in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute“*) also:

„Der Kanzler fragte seinen Gast: ‚Was kostet Ihnen eine Visite

*) Bd. 2. Seite 16 und 277.

beim Kaiſer jedesmal?‘ — Ich weiß nicht, was Werder darauf antwortete, der Kanzler aber fuhr fort: ‚Für mich war das immer eine koſtſpielige Sache — beſonders in Zarskoje. Ich hatte da immer fünfzehn bis zwanzig, auch fünfundzwanzig Rubel zu zahlen, je nachdem ich aufgefordert zum Kaiſer fuhr oder unaufgefordert. Im letzteren Falle war es teurer. Da bekam der Kutſcher und der Lakai, die mich geholt hatten, der Haushofmeiſter, der mich empfing — bei letzter Gelegenheit mit dem Degen an der Seite — dann der Läufer, der mir durch die ganze Länge des Schloſſes — es müſſen wohl tauſend Schritt ſein — bis zum Zimmer des Kaiſers vorausging. Wiſſen Sie, der mit den hohen runden Federn auf dem Kopfe wie ein Indianer. — Nun der verdiente ſeine fünf Rubel wirklich. Und niemals bekam man denſelben Kutſcher zurück. — Ich konnte dieſe Ausgaben nicht liquidieren. — Wir Preußen waren überhaupt ſchlecht geſtellt. Fünfundzwanzigtauſend Thaler Gehalt und achttauſend Thaler Mietgeld. Ich hatte dafür freilich ein Haus ſo groß und ſo ſchön wie irgend ein Palais in Berlin; aber die Möbel drin waren alle alt und verſchoſſen und ruppig, und wenn ich die Reparaturen und die anderen Kleinigkeiten dazu nehme, ſo koſtete es mich neuntauſend jährlich. Ich fand aber, daß ich nicht verpflichtet wäre, mehr zu verthun als mein Gehalt, und ſo half ich mir damit, daß ich kein Haus machte. Der franzöſiſche Geſandte hatte dreimalhunderttauſend Franks und durfte nebenbei alle Geſellſchaften, die er für offiziell anzuſehen für gut fand, ſeiner Regierung liquidieren.‘ — ‚Sie hatten aber doch freie Heizung, und die macht doch in Petersburg jährlich was aus‘, warf Werder ein. — ‚Nein, erlauben Sie, die mußte ich auch bezahlen. Das Holz wäre eben nicht ſo teuer, wenn die Beamten es nicht ſo teuer machten. Da erinnere ich mich; einmal, da ſah ich ſchönes Holz auf einem finniſchen Boote. Ich fragte die Bauern nach dem Preiſe, und ſie nannten mir einen ſehr wohlfeilen. Als ich's aber kaufen wollte, fragten ſie mich, ob es für den Fiskus wäre. Da beging ich die Unvorſichtigkeit, zu antworten: Nicht für den kaiſerlichen Fiskus, ſondern für den königlich preußiſchen Geſandten. Preußen wäre wohl ein Gouvernement des ruſſiſchen Reiches. Ich ſagte, das gerade nicht; aber die Geſandtſchaft hat mit

der kaiserlichen Krone zu thun. Das war eben unvorsichtig, undiplomatisch; es befriedigte die Bauern offenbar nicht, und es half auch nichts, daß ich ihnen das Geld gleich geben wollte. Sie fürchteten ohne Zweifel, daß ihnen dasselbe von mir wieder abgedrückt werden würde, und daß man sie obendrein unter dem Vorwande, sie hätten das Holz gestohlen, einstecken und ihnen Prügel aufzählen würde. Als ich später wiederkam, waren sie alle auf und davon. Hätte ich ihnen die Adresse eines Kaufmanns gegeben, mit dem ich mich inzwischen verständigen konnte, hätte ich das Holz um den dritten Teil dessen gehabt, was ich sonst bezahlte.'" —

Die eigentümlichen Verhältnisse in den russischen Verwaltungskreisen erschwerten die Geschäfte des Gesandten, soweit sie sich auf die Verpflichtungen gegen die 200 000 in Rußland lebenden preußischen Unterthanen bezogen, in hohem Maße. Bismarck gewann sich aber durch seine Fürsorge das ganz besondere Vertrauen seiner Schutzbefohlenen, denen er Advokat, Richter, Landrat, Polizei- und Aushebungsbehörde in einer Person sein mußte.

Hohen Reiz und zugleich eine nervenkräftigende Bewegung gewährten Bismarck die winterlichen Jagdfahrten zu Schlitten in den Wäldern Rußlands. „Ich schieße gelegentlich einen kleinen Bären oder Elch", heißt es in einem Briefe an seine Frau Schwester, „den letzten 290 Werst von hier." Sein Jagdglück und Jagdgeschick wurden bald sprichwörtlich in den Petersburger Hofkreisen, wie er denn in seiner russischen Jagdkleidung, in den hohen Stiefeln und dem mächtigen braunen Fuchtenpelz eine imposante Erscheinung bot. Aufsehen erregte ein Abenteuer, das Bismarck erlebte, als er einst mit sieben Genossen auf die Bärenjagd fuhr. Aus zuverlässiger Quelle*) wird darüber berichtet: Nach der Rückkehr von dieser Fahrt wurde einer der sieben Jagdgenossen gefragt: „Wie ist's gegangen?" — „Ist uns arg gegangen, Väterchen", lautete die Antwort. „Da kommt der erste Bär angetrabt; der Preuße schießt, und der Bär bricht im Feuer zusammen. Darauf kommt der zweite Bär angetrabt; ich schieße, fehle

*) Vergl. Georg Hesekiel: „Das Buch vom Grafen Bismarck"; Abt. II. S. 222. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1869.

ihn, und der Bismarck schießt ihn mir mit einem Kapitalschuß fast vor den Füßen tot. Halt, der dritte Bär kommt! Oberst M. schießt zweimal und fehlt ihn zweimal; im nächsten Augenblick hat ihm der Preuße auch seinen Bären zu Füßen gelegt. So hat der Bismarck die Bären alle drei geschossen, und danach ist uns keiner weiter begegnet. So arg ist's uns gegangen, Väterchen."

Manch schöne Jagdtrophäe brachte Bismarck aus den Wäldern Rußlands mit heim, die später den Räumen des Stammschlosses in Schönhausen und des Herrnhauses in Varzin seltenen Schmuck verliehen. Auch eine lebendige Jagdbeute führte er eines Tages seiner Familie zu, die namentlich seinen beiden Knaben Herbert und Bill (Wilhelm) großes Vergnügen bereitete. Es waren einige junge Bären, die, aufgezogen und gezähmt, sich munter im Hause tummelten, gelegentlich auch beim Nachtisch im Speisesaal erschienen, den aufwartenden Diener in die Waden kniffen und zum Ergötzen der Gesellschaft gar artig auf dem Tischtuche zwischen Tellern und Gläsern herumspazierten oder auf der im Zimmer angebrachten Rutschbahn sich vergnügten.

Auch der gefürchtete russische Winter ging Bismarck und seiner Familie ohne erhebliche Störungen vorüber, so daß er am 26. März 1861 an seine Frau Schwester schreiben konnte:

„Im übrigen habe ich mich mit der Existenz hier befreundet, finde den Winter durchaus nicht so übel, wie ich dachte, und verlange keine Änderung meiner Lage, bis ich mich, wenn's Gottes Wille ist, in Schönhausen oder Reinfeld zur Ruhe setze, um meinen Sarg ohne Übereilung zimmern zu lassen. Die Ambition, Minister zu sein, vergeht einem heutzutage aus mannigfachen Gründen, die sich nicht alle zum schriftlichen Vortrag eignen. In Paris oder London würde ich weniger behaglich existieren als hier, auch nicht mehr mitzureden haben, und ein Umzug ist halbes Sterben. Frau und Kinder vertragen das Klima sehr gut. Ich habe eine Anzahl angenehmer Leute, mit denen ich verkehre."

Das Petersburger Stillleben Bismarcks wurde mehrmals durch längere Reisen unterbrochen, welche er im Dienste der Politik zu unternehmen hatte. So fuhr er im Oktober 1860 nach Berlin, um

den Prinzregenten zu einer abermaligen Fürstenzusammenkunft zu begleiten. Am 21. und 22. Oktober trafen sich in Warschau der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Österreich und der Prinzregent von Preußen. Bismarck wohnte den wichtigen Beratungen daselbst bei und hatte eine längere Unterredung mit dem preußischen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenzollern über die Aufgaben der preußischen Politik. Im Juli des nächsten Sommers war er Zeuge der Zusammenkunft, welche König Wilhelm von Preußen mit einer Anzahl deutscher Fürsten und dem Kaiser Napoleon in Baden-Baden hatte, bei welcher Gelegenheit er dem Könige eine Denkschrift über die deutsche Frage überreichte. Nachdem er dann im September 1861 vom Könige nach Koblenz berufen worden war, traf er am 13. Oktober in Königsberg ein, um am 18. Oktober an der Krönungsfeierlichkeit König Wilhelms I. teilzunehmen, an welchem Tage seine Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz erfolgte.

Der politische Himmel Europas sah damals keineswegs sonnig und heiter aus. Der jähe Abschluß des italienischen Krieges hatte die Spannung unter den Völkern mehr gesteigert als gemindert. In Italien hatte der thatkräftige, kühne Cavour, der nach der schnöden Untreue Napoleons seinen Ministerposten mit der Thätigkeit eines unabhängigen Volksführers vertauscht, erfolgreiche Schritte auf dem Wege der nationalen Einigung gethan. Unter seinem mächtigen Einflusse wurde durch eine allgemeine Volksabstimmung die Verschmelzung von Toskana und der Emilia, wie die vereinigten Landschaften von Modena, Parma und der Romagna jetzt genannt wurde, mit Sardinien beschlossen, vollzogen und dem Könige Viktor Emanuel die Huldigung dargebracht, ohne daß die verjagten Regenten jener Länder, das entrüstete Wiener Kabinett, der bannstrahlschleudernde Papst in Rom und der verblüffte Kaiser Napoleon es zu hindern vermocht hätten. Letzterer, der in dieser Frage den Ausschlag zu geben hatte, war der Geister, welche er selbst wachgerufen, jetzt nicht mehr mächtig. Wie hätte er, der in Frankreich selbst auf Grund einer Verfügung des allgemeinen Stimmrechts regierte, einer solchen jetzt in Italien mit brutaler Gewalt entgegentreten können, ohne durch dies Beispiel die Grundfesten seines Cäsarenthrones zu

erschüttern! Er sah sich also gezwungen, einstweilen gute Miene zu dem ihm freilich recht böse erscheinenden Spiele zu machen und abzuwarten, ob er in den Wirren der Zeit dennoch sein Gelüst nach den schönen Trauben von Nizza und Savoyen werde befriedigen können, die beim Abschluß des Friedens von Villafranca für ihn zu hoch gehangen hatten. Und siehe, bald sollte sich auch die Gelegenheit dazu finden. Die italienische Nationalpartei ließ sich, getragen von dem Gefühl hoher patriotischer Begeisterung, in ihren Bestrebungen durch kein Hindernis beirren. Unaufhaltsam schritt sie weiter vor, dem gesteckten Ziele vollständiger Einigung entgegen. Dieser Bewegung gegenüber hielt es Napoleon für geraten, sich mit Sardinien wieder in freundliches Einvernehmen zu setzen. Es wurden Verhandlungen mit Viktor Emanuel angeknüpft, die darauf hinausliefen, daß Frankreich der nationalen Bewegung in Italien keine Hindernisse entgegensetzen wolle, wenn ihm die früher vereinbarte Erwerbung Savoyens und Nizzas zugesichert werde. Zur Bekräftigung dieser Vorschläge und Rechtfertigung der beabsichtigten politischen Schritte erschien anfangs Januar 1860 in Paris eine offiziöse Abhandlung, in welcher der Satz entwickelt wurde, die weltliche Macht des Papstes im Kirchenstaate sei für dessen geistliche Autorität weder notwendig, noch nützlich, sondern im Gegenteil verderblich.

Viktor Emanuel ergriff die ihm dargebotene Hilfe mit Freuden; Cavour kehrte alsbald auf seinen früheren Posten im Ministerium zurück, und die nationale Bewegung erhielt einen neuen gewaltigen Aufschwung. Aus den Gebieten des Kirchenstaates, dessen Unterthanen der zugleich unfähigsten und drückendsten Verwaltung in Europa preisgegeben waren, ergingen zahlreiche Bittschriften nach Paris, worin der Kaiser Napoleon um Befreiung von dem unerträglichen Regiment des Papstes angefleht wurde. In Neapel erreichte die nationale Volksbewegung eine solche Macht, daß der Ausbruch einer gewaltsamen Umwälzung jeden Tag zu erwarten war. Der kühne Freiheitsheld Garibaldi kam dieser Bewegung mit einer Schar Freiwilliger zu Hilfe. Das Werk der nationalen Einigung Italiens war nun nicht mehr zu hindern. Am 1. September 1860 zog Garibaldi, bei dessen Erscheinen

sich überall die neapolitanischen Heeresteile auflösten und zu ihm übertraten, triumphierend unter dem Jubel der Bevölkerung in Neapel, der Hauptstadt beider Sizilien, ein und verkündete, daß er nunmehr auch Rom und Venetien befreien und dann das geeinte Italien dem König Viktor Emanuel huldigen lassen werde. Zwar geschah dies nicht durch Garibaldis Machtvollkommenheit, der nunmehr nach ausgespielter Rolle sanft beiseite geschoben wurde, aber das Werk der Einigung vollzog sich dennoch in gleichem Sinne unter Führung Sardiniens fast vollständig. Noch ehe das Jahr 1860 verflossen war, gehorchte außer Rom und Venetien die ganze Halbinsel dem König Viktor Emanuel von Italien.

Das erhebende Beispiel begeisterten nationalen Strebens und einmütigen, thatkräftigen Handelns, welches das italienische Volk damals andern Völkern gab, erweckte auch in Deutschland den seit Jahren fast ganz erloschenen Einheitsgedanken wieder. Schon nach Villafranca erließ der hannoversche Abgeordnete Rudolf von Bennigsen mit 34 Genossen einen Aufruf, worin zur Bildung eines großen nationalen Vereins aufgefordert wurde, welcher die Förderung der dringenden Aufgaben der Zeit: Herstellung eines einheitlichen Deutschlands unter Preußens Führung und die Berufung eines deutschen Parlaments aus freier Volkswahl zum Zweck haben sollte. In glänzender Rede verteidigte Bennigsen den Aufruf in der Zweiten Kammer Hannovers gegen die heftigen Angriffe des Ministers von Borries. Wie ein elektrischer Funke lief die Anregung des hannoverschen Patrioten zunächst durch Nord- und Mitteldeutschland, wo man überall erkannt hatte, daß Deutschland ohne den Halt des kraftvollen Preußens ohnmächtig, die deutsche Bundesverfassung ohne das Organ eines nationalen Willens ein Hemmschuh für jede freiheitliche und einheitliche Volksbewegung sei. In kurzer Zeit erhielt der Bennigsensche Aufruf viele hundert Zustimmungserklärungen und Unterschriften. In einzelnen Provinzen und Ländern schritt man selbständig auf gleicher Bahn vorwärts. Die Bürger von Stettin sandten an den Prinzregenten von Preußen eine Bittschrift, worin sie diesem die Herstellung einer neuen deutschen Zentralgewalt ans Herz legten. Der längst als national und liberal

bekannte Herzog Ernst von Koburg-Gotha, den eine Abordnung von Gothaer Bürgern bat, das Werk einer neuen Verfassung des außerösterreichischen Deutschlands fördern zu helfen, gab diesen eine zustimmende Antwort. Bald ergriff die Bewegung auch die Süddeutschen. Zu einer nach Frankfurt am Main einberufenen Versammlung kamen hunderte von deutschen Patrioten aller Farben und aus allen Staaten, welche alle einig waren in dem Gedanken, daß die Aufhebung des Bundestages und die Berufung eines deutschen Parlaments zu einer nationalen Notwendigkeit geworden sei. Die von den Nord- und Mitteldeutschen beantragte Übertragung der Zentralgewalt an Preußen aber rief bei den Süddeutschen einen so heftigen Sturm der Entrüstung hervor, daß man diese Frage schließlich, um nicht die ganze Versammlung zu gefährden, ganz von der Erörterung ausschloß. Die Versammlung konstituierte sich als Deutscher Nationalverein, welcher die Wiederaufnahme des seit zehn Jahren begrabenen Werkes deutscher Einheit sich zur Aufgabe stellte, wobei er freilich die Lösung der alles entscheidenden Frage einer führenden und stützenden Zentralmacht nicht mit in den Kreis seiner Wirksamkeit zog.

Die neuerwachte deutsche Bewegung trug also gleich bei ihrer Entstehung den Keim derselben verderblichen Zwietracht in sich, durch welche das Einheitswerk vor zehn Jahren zu Grunde gerichtet worden war. Dem deutschen Volke sollte es nicht gelingen wie dem italienischen, dem das einmütige Streben und Handeln aller nationalen Kräfte zu einem so raschen und leichten Siege verhalf. Das alte Erbübel der Deutschen mußte erst durch eine gründliche gewaltsame Kur ausgerottet werden, ehe das Vaterland zu neuem schönen Blühen und Gedeihen gelangen konnte.

Der gute deutsche Bundestag, welcher allerdings von jeher bei dem Klange des Ausdrucks „Deutsche Einheit“ in Wut geriet wie der Puter beim Anblick des roten Tuches, hätte vor der Hand noch nicht nötig gehabt, über die Gründung des Deutschen Nationalvereins so heftig zu ergrimmen, daß er den geschäftsführenden Ausschuß desselben aus Frankfurt am Main verbannte und ihn mit Feuer und Schwert zu verfolgen beschloß. Zwar fand der Ausschuß eine sichere Heimstätte

in Koburg und der Verein in dem Herzog Ernst einen eifrigen Förderer und treuen Beschützer, allein der Durchführung seiner Pläne stellten sich auch ohne die Verfolgung seitens des Bundestages Hindernisse entgegen, welche durch noch so begeistert geführte Vereinsbestrebungen nun und nimmer zu überwinden waren.

Die nationale Bewegung in Italien hatte außer den oben erwähnten noch mancherlei andere Wirkungen. Auch die europäischen Fürsten sahen den Vorgängen nicht gleichmütig zu. In Österreich riefen dieselben große Besorgnis hervor. Unter diesen Umständen schien dem Wiener Kabinett die zuvor so schroff zurückgewiesene Freundeshand Preußens doch sehr wertvoll. Graf Rechberg, der damalige Leiter der österreichischen Politik, kam bald zu der Einsicht, daß der Kaiserstaat unter Metternichs Führung, der sich mit Preußen stets in ein gutes Einvernehmen zu setzen gewußt hatte, doch weit besser beraten gewesen sei, als nach dessen Zurücktritt. Sollte es, so überlegte er, trotz aller unliebsamen Vorkommnisse nicht möglich sein, dieses glückliche und naturgemäße Verhältnis wieder herbeizuführen? Gewiß; bot sich doch jetzt gerade eine günstige Gelegenheit dazu.

Preußen beabsichtigte beim Bundestage einen Antrag auf Reform der Bundeskriegsverfassung, die sich im letzten Kriege als unerträgliches Hemmnis jeder erfolgreichen Bewegung des Bundesheeres erwiesen hatte, einzubringen. Diese Absicht hatte in den Regierungskreisen der Klein- und Mittelstaaten große Erregung hervorgerufen. Die Herren Minister dieser Staaten schlossen unter Führung des Freiherrn von Beust zu Augsburg ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis gegen die preußischen Reformpläne, welche ihnen einen ebenso heftigen Schrecken verursachten wie die Gründung des Nationalvereins. Während aber Beust mit dem Plane hervortrat, sich mit Österreich über gewisse harmlose Reformen zu verständigen, wollte der Vertreter Hannovers von Reformen schlechterdings nichts wissen. War doch der blinde König Georg V. von Hannover der Meinung, eine bessere Verfassung als die von 1815 lasse sich überhaupt gar nicht ersinnen.*) Demgemäß erklärte Herr

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 2, Seite 339.

von Borries im Sinne seines Herrschers, ehe die deutschen Fürsten sich ein Tüttelchen an der angestammten Souveränität schmälern ließen, würden sie selbst die Hilfe des Auslandes nicht verschmähen.

Hier nun setzte Graf Rechberg mit seiner Thätigkeit behufs einer Verständigung mit Preußen ein. Er sprach, als ihm die Absicht Preußens bekannt wurde, dem Gesandten in Wien seine große Bereitwilligkeit aus, die Sache zu unterstützen. Preußen trat mit seinem Antrage hervor, nach welchem sehr einfach und naturgemäß bei einem Bundeskrieg, der die gesamten Streitmächte Preußens und Österreichs in Anspruch nähme, die beiden norddeutschen Bundeskorps unter preußischen die beiden süddeutschen unter österreichischen Oberbefehl treten sollten, daß in Zukunft also kein Bundesfeldherr vom Bundestage mehr zu wählen, zu leiten und zu beaufsichtigen sei. Graf Rechberg zeigte bei den Verhandlungen über die Frage seinem Versprechen gemäß den besten Willen, den Antrag durchbringen zu helfen, allein mit wenig Erfolg. Der Ausschuß, dem die Vorberatung der Sache übertragen wurde, beschloß im Mai 1860 mit allen gegen eine Stimme die Verwerfung des preußischen Vorschlages.

Preußens Regent ließ sich hierdurch in seinem Bestreben, die deutschnationalen Interessen nach besten Kräften zu fördern, aber keineswegs beirren. Auch an ihm fand der Nationalverein einen Förderer und Beschützer, wie sehr auch die Gegner desselben darüber erbittert waren.

Die ungesunden Verhältnisse des Bundes zeigten sich bei jedem Schritte, den Preußen zur Lösung der deutschen Frage unternahm, zu jener Zeit wieder so recht merklich in dem kurhessischen Verfassungsstreite, der immer noch nicht zum Ausgleich kommen konnte. Jahre lang hatte ein Ausschuß des guten Bundestages an der Feststellung einer Reihe von Vermittelungsvorschlägen in dem hessischen Verfassungswerk gearbeitet; das Ergebnis, welches endlich im August 1859 ans Licht kam, war so ganz seiner Urheber würdig. Preußen vermochte dem Ausschußbericht seine Zustimmung nicht zu geben und legte zunächst Verwahrung gegen die Beschlußfassung über denselben ein. Der

preußische Gesandte in Frankfurt am Main, Herr von Usedom, ermunterte seine Regierung zu entschiedenem Handeln; in einer Denkschrift wies er die zahlreichen Rechtswidrigkeiten nach, welche sich der Bundestag wie die hessische Regierung bei der Vereinbarung der neuen Verfassungsvorschläge hatten zu schulden kommen lassen. Jetzt nahe der letzte Augenblick heran, mahnte der Verfasser der Denkschrift dann dringend ganz im Bismarckschen Sinne, in welchem sich Preußen unter dem Beifall der ganzen Nation von dem gesetzwidrigen Treiben lossagen und den Bundestag in die Schranken seiner rechtlichen Befugnis zurückzuweisen vermöge. Es sei eine selbstmörderische Politik gewesen, wenn das preußische Ministerium im Jahre 1852 dem Bundestage das Recht zuerkannt habe, als konstituierende Gewalt in die inneren Verfassungszustände der Einzelstaaten einzugreifen und dann vielleicht auch einmal die preußische Verfassung abzuschaffen. Preußen habe daher den Antrag zu stellen, daß der Bundestag die gesetzwidrige willkürliche Aufhebung der kurhessischen Verfassung von 1831 endlich zu beseitigen und sich lediglich auf die Tilgung etwaiger bundeswidriger Artikel zu beschränken habe. Obwohl Herr von Schleinitz im ersten Augenblick vor einem so entschiedenen Handeln zurückschreckte, gelangten Herrn von Usedoms Vorschläge doch zur Durchführung; den Ausschlag gab der Prinzregent seinem Worte gemäß: „Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist." Das Vorgehen Preußens machte gewaltiges Aufsehen. Während dasselbe bei allen wohlmeinenden Deutschen lebhafte Befriedigung, ja lauten Jubel hervorrief, die vergewaltigten Bewohner des Hessenlandes wie aus einem bösen, beängstigenden Traume weckte, geriet die Mehrzahl der deutschen Regierungen in nicht geringe Verlegenheit. Preußens Vorschläge ganz zurückzuweisen, wäre bei der allgemeinen Stimmung im Volke nicht wohlgethan; sie aber ohne weiteres anzunehmen, hieße Preußens Ansehen in Deutschland nicht minder heben helfen. Was thun? Man griff zu den alten herkömmlichen Maßregeln des Feilschens und Unterhandelns, wodurch die Entscheidung wiederum auf möglichst lange Zeit verschleppt wurde, bis die Erregung im Volke abgekühlt und von einer demselben mißliebigen Abstimmung ernstliche Folge nicht mehr zu befürchten war.

So blieb der kurheſſiſche Verfaſſungsſtreit wie die ſchleswig-holſteiniſche Frage zur Schande des Bundestages nach wie vor als offener Krebsſchaden am deutſchen Staatenkörper beſtehen, wie ſehr Preußen auch bemüht war, denſelben endlich zur Heilung zu bringen.

Die Zuſtände in Deutſchland wurden durch ſolcherlei Vorgänge immer verwickelter, faſt unerträglich. Mit Spannung ſah man im Inlande wie im Auslande einer endlichen Löſung dieſer Wirrungen entgegen. In erſter Linie zog Preußen die Blicke auf ſich, das nach allgemeiner Überzeugung die Zukunft des deutſchen Volkes in ſeiner ſtarken Hand hielt. Dieſes Preußen der neuen Ära wurde mehr und mehr zu einer Macht, um deren Gunſt und Freundſchaft die Nachbarn eifrig warben. In Rußland ſchätzte ſowohl der Kaiſer Alexander als auch ſein Kanzler Fürſt Gortſchakoff die Freundſchaft Preußens ſehr hoch. Nach Anſicht der leitenden ruſſiſchen Staatsmänner könne ein Schutz- und Trutzbündnis zwiſchen den beiden Nachbarmächten, dem vielleicht auch noch Frankreich beitrete, die ſicherſte Friedensgrundlage für das nach dem Zerfall der Heiligen Alliance ſtetig beunruhigte Europa bilden. Napoleon hatte für Andeutungen in dieſer Beziehung ein feines, williges Verſtändnis. Auch ihm war nach den Erfahrungen im italieniſchen Kriege an einem guten Einvernehmen mit Preußen viel gelegen. Indeſſen, meinte er, müſſe Preußen in ſeinem geſpannten Verhältnis zu Öſterreich und deſſen Anhängern in Deutſchland die Gunſt Frankreichs nicht minder erwünſcht ſein, und dieſe Gelegenheit könne er benutzen, um möglichſt großen Gewinn für ſich aus einem Zuſammenſchluß mit Preußen und Rußland zu erzielen. Er ließ darum im ruſſiſchen Sinne freundliche Winke nach Berlin gelangen, dahin gehend, daß Frankreich die Erhebung Preußens zu einer würdigen Stellung im Deutſchen Bunde mit Freuden begrüßen, auch nichts dagegen einzuwenden haben würde, daß Preußen eine Entſchädigung für ſeine Verdienſte um Deutſchlands Wohlfahrt, etwa die Erwerbung Schleswig-Holſteins, erhalte, wenn es ſeinerſeits nach dem Beiſpiel Italiens eine kleine Grenzberichtigung am linken Rheinufer zulaſſen wolle. Gerüchte hierüber riefen in Deutſchland große Beſorgnis hervor. Napoleon aber hatte mit ſeinen Lockungen kein Glück. Der Prinzregent wies dieſelben mit

Entrüstung von sich. Auf einer Reise durch das Saargebiet sprach er bei Gelegenheit einer feierlichen Begrüßung das erhebende Wort: „Niemals werde ich einwilligen, daß eine Scholle deutscher Erde dem Vaterlande verloren gehe.“ So sehr Napoleon diese Erklärung auch verdroß, war er doch weit entfernt, seinen Plan zu einer Annäherung an Preußen aufzugeben. Ja, das feste, sichere Auftreten des Regenten machte ihm dessen Freundschaft in noch höherem Grade wünschenswert. Er bemühte sich um eine persönliche Zusammenkunft mit dem Prinzregenten, die denn auch am 15. Juni 1860 in Baden-Baden, aber auf Wunsch desselben in Gegenwart der Könige von Bayern, Württemberg und Sachsen, sowie einer Anzahl anderer deutschen Fürsten, stattfand. In einem kurzen Gespräch, das der Kaiser mit dem Regenten unter vier Augen führte, erklärte ersterer: Es sei wohl wahr, daß es in Frankreich eine Partei gäbe, die nach deutschem Gebiet strebe. Er aber sei anderer Ansicht; er wünsche, daß die beiden Völker, die an der Spitze der Zivilisation ständen, in Frieden verkehren und ihre Interessen verschmelzen möchten. Und diese Gesinnung zu bekunden, sei er hergekommen. Der Regent sprach seine Freude über diese Worte und seine Zustimmung zu denselben aus, drang aber darauf, daß Napoleon zur Beruhigung der erregten Gemüter in Deutschland den anwesenden Fürsten dasselbe sage, was er zu ihm gesprochen. Wohl oder übel mußte sich der Kaiser dazu bequemen.

Die allgemeine Befürchtung, daß Preußen ein Bündnis mit Frankreich eingehen könne, war hiermit vollständig gehoben. Auf Betreiben des Königs von Bayern willigte der Prinzregent auch in eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich, welche am 26. Juli 1860 in Teplitz stattfand. Eine Aussöhnung zwischen den beiden deutschen Großmächten, welche die deutschen Fürsten jetzt so heiß ersehnten, kam indessen nicht zu stande. Wohl aber erklärte sich der Regent bereit, sich nach den Wünschen des Kaisers zu einer gemeinsamen Abwehr feindlicher Angriffe auf die Besitzungen beider Staaten zu verpflichten, wenn Österreich versichern wolle, den Krieg nicht zu veranlassen, den Reformvorschlägen Preußens in Bezug auf die deutschen Bundesverhältnisse aber seine Hilfe zu leisten. Die Vorschläge, welche Preußen

zu machen gedachte, bezogen sich auf folgende Punkte: Beseitigung der ärgsten Mißstände im Bunde wie die Kriegsverfassung, Wechsel Preußens mit Österreich im Vorsitz des Bundestages, Erledigung der schleswig-holsteinischen Frage im preußischen Sinne. Diese Forderungen erschienen dem Kaiser aber unerfüllbar, und es kam, da der Prinzregent fest auf seinen Bedingungen bestand, zu keiner Verständigung. Dennoch kehrte der Kaiser befriedigt von Teplitz zurück, da ihm die Gesinnung des preußischen Regenten eine Gewähr dafür zu geben schien, daß er im Falle eines französischen Angriffs in Zukunft von Preußen nicht im Stiche gelassen werden würde, wie er diese Überzeugung auch zu dem König von Sachsen aussprach.

Auch der Kaiser von Rußland fühlte das Bedürfnis, sich nochmals mit dem preußischen Regenten persönlich über die Weltlage zu verständigen. Dieser folgte einer Einladung des Kaisers willig, und so trafen sich die beiden Herrscher während des Oktobers in Warschau. Auch dem Kaiser Franz Joseph wurde die Teilnahme an den Beratungen auf vorher ergangene Anfrage gestattet. Zu festen Beschlüssen kam es nicht. Kaiser Alexander kehrte mit einer Verstimmung gegen den Prinzregenten, den er zu einem gemeinsamen Einschreiten gegen das ihm jetzt verhaßte revolutionäre Sardinien nicht bewegen konnte, nach Petersburg zurück.

Otto von Bismarck folgte von seinem Stilleben an der Newa diesen Vorgängen mit großem Interesse. Wenn er nicht persönlich mit bei denselben beteiligt war, so suchte er durch briefliche oder sonstige schriftliche Kundgebungen auf den Gang der heimischen Politik einzuwirken. In Petersburg selbst machte er seinen ganzen Einfluß geltend, die russische Staatskunst wieder in ein für Preußen günstiges Fahrwasser zu leiten. Seine Gegner in der Heimat wußten das sehr wohl und fürchteten ihn. Seine Stellung in Petersburg erschien ihnen höchst gefährlich; sie boten daher alle Mittel auf, dieselbe zu erschüttern, indem sie ihn seiner Regierung gegenüber durch allerlei Ränke verdächtigten und am russischen Hofe unmöglich zu machen suchten. Ihn in der öffentlichen Meinung zu schädigen, unternahmen sie einen förmlichen Verleumdungsfeldzug gegen ihn, stellten ihn als einen Landesverräter hin, der das Zustandekommen eines Bündnisses Preußens mit Frankreich auf

Kosten deutscher Interessen betreibe. Bedauerlich war, daß seine früheren Parteigenossen ihn gegen dieses Ränkespiel nicht in Schutz nahmen. Schon im Juli 1859 fühlte sich Bismarck in einem Briefe an seine Gemahlin zu der tragi-komischen Bemerkung veranlaßt: „Man ist hier (in Petersburg) sehr gut für mich; in Berlin aber intriguiert Österreich und alle lieben Bundesgenossen, um mich hier wegzubringen, und ich bin doch so artig. Wie Gott will, ich wohne so gern auf dem Lande." Und am 16. Juni 1860 schrieb er an seine Schwester, Frau von Arnim:

„Die Augsburger & Komp.*) haben noch immer Angst, ich möchte Minister werden und meinen dies durch Schimpfen über mich und meine französisch-russischen Gesinnungen zu hintertreiben. Viel Ehre, von den Feinden Preußens gefürchtet zu werden. Übrigens sind meine politischen Liebhabereien im Frühjahr bei Hof und Minister so genau gesiebt worden, daß man klar weiß, was daran ist, und wie ich gerade im nationalen Aufschwunge Abwehr und Kraft zu finden glaubte. Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer."

Die Nachrichten, welche über die Teplitzer Fürstenzusammenkunft zu Bismarcks Kenntnis gelangten, erfüllten ihn mit der Besorgnis, der Prinzregent möchte sich durch seine Milde zu Zugeständnissen an Österreich haben bewegen lassen, die Preußen wie im italienischen Kriege in unliebsame Verwickelungen oder gar in Gefahren bringen könnten. Dieser Befürchtung gab er in einem Briefe vom 22. August 1860, dessen Adressat nicht bekannt geworden ist, Ausdruck. Das denkwürdige Schreiben lautet:

„... Der heimischen Politik bin ich gänzlich entrückt, da ich außer Zeitungen fast nur amtliche Nachrichten erhalte, die den Untergrund der Dinge nicht bloßlegen. Nach ihnen haben wir in Teplitz nichts Definitives versprochen, sondern unsere Leistungen von Österreich davon abhängig gemacht, daß letzteres sein Wohlwollen für uns auf dem Gebiet deutscher Politik zunächst praktisch bewähre; nachdem dies geschehen, werde es auf unsere Dankbarkeit rechnen können. Damit wäre

*) Herr von Beust und andere mittelstaatliche Minister.

ich sehr zufrieden; eine Hand wäscht die andere, und sehen wir die Wiener Seife nur erst schäumen, so werden wir gerne die Wäsche erwidern. Indirekte Nachrichten, die von andern Höfen hierher gelangen, lauten allerdings anders. Wenn sie richtig sind, so hätten wir zwar keinen schriftlichen Garantievertrag geschlossen, uns aber doch vermöge mündlichen Wortes gebunden, Österreich unter allen Umständen dann beizustehen, wenn es von Frankreich in Italien angegriffen werde; sehe Österreich sich zum Angriff genötigt, so sei unsere Einwilligung erforderlich, wenn unser Beistand erwartet werden soll. Die Version klingt unverfänglicher, als sie in der That sein würde. Hat Österreich die Sicherheit, daß wir für Venedig eintreten werden, so wird es den Angriff Frankreichs zu provozieren wissen, wie denn schon jetzt behauptet wird, daß Österreich seit Teplitz in Italien dreist und herausfordernd auftrete. Seit der Garibaldischen Expedition geht die Wiener Politik dahin, es in Italien so schlimm wie möglich werden zu lassen, damit dann, wenn Napoleon selbst nötig finden werde, sich gegen die italienische Revolution zu wahren, allseitig eingeschritten und der frühere Zustand annähernd hergestellt werde. Diese Rechnung mit und auf Napoleon kann sehr trügen; wie es scheint, hat man sie deshalb seit Teplitz aufgegeben und hofft auch gegen Napoleon zum Ziel zu gelangen. Die unruhige, gereizte Leidenschaftlichkeit der österreichischen Politik bringt auf beiden Wegen den Frieden in Gefahr. — Was wird die Kammer zu Teplitz, was zur Armeeorganisation sagen! In letzterer werden natürlich alle Vernünftigen zur Regierung stehen. Der Eindruck der auswärtigen Politik wird sich aber erst berechnen lassen, wenn man genauer weiß, was Teplitz bedeutet. Ein wohlunterrichteter, aber ziemlich Bonapartistischer Korrespondent schreibt mir aus Berlin: ‚Wir sind in Teplitz mit Wiener Gemütlichkeit glänzend über den Löffel barbiert, für nichts, nicht einmal ein Linsengericht, verkauft.‘ Gott gebe, daß er irrt! — Bei Gelegenheit von Bonapartisten fällt mir ein, daß gelegentliche Andeutungen hierher gelangen, als würde von der Presse — Nationalverein, Magdeburger, Ostpreußische Zeitung und dergleichen — ein systematischer Verleumdungsfeldzug gegen meine Person geführt. Ich sollte russisch-französische Zumutungen wegen einer Abtretung der

Rheinlande gegen Arrondierung im Innern offen unterstützt haben, ein zweiter Borries sein und dergleichen. Ich zahle demjenigen 1000 Frd'or bar, der mir nachweisen kann, daß dergleichen russisch-französische Anerbietungen jemals von irgend jemand zu meiner Kenntnis gebracht seien. Ich habe in der ganzen Zeit meines deutschen Aufenthaltes nie etwas anderes geraten, als uns auf die eigene und auf die im Fall des Krieges von uns aufzubietende nationale Kraft Deutschlands zu verlassen. Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. Als Quelle dieser Angriffe wird mir der Koburger Hof und ein Litterat bezeichnet, der persönliche Rancune gegen mich hat. Wenn ich ein österreichischer Staatsmann oder ein deutscher Fürst und österreichischer Reaktionär, wie der Herzog von Meiningen wäre, so würde unsere Kreuzzeitung mich so gut in Schutz genommen haben, wie letzteren; die Lügenhaftigkeit jener Verdächtigungen ist keinem unserer politischen Freunde unbekannt. Da ich aber nur ein alter Parteigenosse bin, der obenein das Unglück hat, über manche ihm genau bekannte Dinge eigene Ansichten zu haben, so läßt man mich nach Herzenslust begeifern, und ich erfahre von der ganzen Sache hauptsächlich durch die officiöse Verteidigung der Elberfelder Zeitung, die man mir einsendet. Es geht nichts über Ketzerrichter im eigenen Lager, und unter Freunden, die lange aus einem Topfe gegessen haben, ist man ungerechter, als gegen Feinde. Mir ist's recht, man soll sich nicht auf Menschen verlassen, und ich bin dankbar für jeden Zug, der mich nach innen zieht! —"

Zu seiner großen Freude erfuhr Bismarck bald, daß seine Vermutungen in Beziehung auf die Teplitzer Verhandlungen nicht zutrafen. Der Mann, welcher jetzt am Steuerruder des preußischen Staatsschiffes stand, war sich seines Ziels und seiner Aufgaben zu gut bewußt, als daß er sich durch österreichischen Einfluß vom rechten Kurse hätte abbringen lassen. Das galt auch in Hinsicht seiner Pläne zur Wahrung der allgemeinen deutschen Interessen.

Als der unglückliche König Friedrich Wilhelm IV. am 2. Jan. 1861 durch den Tod von seinem schweren Leiden erlöst worden war und

der bisherige Regent als König Wilhelm I. von Preußen den Thron bestiegen hatte, da verkündete er dem deutschen Volke aufs neue seine wahrhaft nationale Gesinnung, indem er in seinem ersten Königlichen Erlaß an sein Volk am 7. Januar feierlich erklärte: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen."

Diese Worte waren Bismarck gewiß aus dem Herzen gesprochen. Im Sommer desselben Jahres hatte er die Genugthuung, daß der König ihn nach Baden-Baden berief, um seinen Rat in Bezug auf die Ziele der preußischen Politik in der deutschen Frage zu hören. Bismarck legte seine Gedanken dem Könige in einer ausführlichen Denkschrift dar. Über den Inhalt derselben ist bisher nichts Bestimmtes bekannt geworden, doch hat die Vermutung den Grund der Wahrscheinlichkeit für sich, daß ein in jener Zeit von Stolpmünde aus geschriebener Brief an einen Gesinnungsgenossen, das damalige Programm der konservativen Partei betreffend, die Hauptgedanken jener Denkschrift enthalte. Nach einer tadelnden Beurteilung des erwähnten Parteiprogramms heißt es in dem freimütigen Schreiben:

„Wir kommen dahin, den ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältnis als Piedestal benutzen, von dem herab sie europäische Macht spielen, zum Schoßkind der konservativen Partei Preußens machen. Unsere Regierung ist ohnehin in Preußen liberal, im Auslande legitimistisch; wir schützen fremde Kronrechte mit mehr Beharrlichkeit als die eigenen und begeistern uns für die von Napoleon geschaffenen, von Metternich sanktionierten kleinstaatlichen Souveränitäten bis zur Blindheit gegen alle Gefahren, mit denen Preußens und Deutschlands Unabhängigkeit für die Zukunft bedroht ist, solange der Unsinn der jetzigen Bundesverfassung besteht, die nichts ist, als ein Treib- und Konservierhaus gefährlicher und revolutionärer Partikularbestrebungen. Ich hätte gewünscht, daß in dem Programm anstatt des vagen Ausfalls gegen die deutsche Republik offen ausgesprochen wäre, was wir in Deutschland geändert und hergestellt wünschen, sei es durch Anstrebung rechtlich zu stande zu bringender Änderungen der Bundesverfassung, sei es auf dem Wege kündbarer Associationen nach Analogie

des Zollvereins und des Koburger Militärvereins. Wir haben die doppelte Aufgabe, Zeugnis abzulegen, daß das Bestehende der Bundesverfassung unser Ideal nicht ist, daß wir die nötigen Änderungen aber auf rechtmäßigem Wege anstreben und über das zur Sicherheit und zum Gedeihen aller erforderliche Maß nicht hinausgehen wollen. Wir brauchen eine straffere Konsolidation der deutschen Wehrkraft so nötig wie das liebe Brot; wir bedürfen einer neuen und bildsamen Einrichtung auf dem Gebiet des Zollwesens, und einer Anzahl gemeinsamer Institutionen, um die materiellen Interessen gegen die Nachteile zu schützen, die aus der unnatürlichen Konfiguration der deutschen inneren Landesgrenzen erwachsen. Daß wir diese Dinge ehrlich und ernst fördern wollen, darüber sollten wir jeden Zweifel heben. — Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es am Bunde, sei es in einem Zoll- und Vereinsparlament, so zimperlich zurückschrecken. Eine Institution, die in jedem deutschen Staate legitime Geltung hat, die wir Konservative selbst in Preußen nicht entbehren möchten, können wir doch nicht als revolutionär bekämpfen! Auf dem nationalen Gebiete würden bisher sehr mäßige Konzessionen immer noch als wertvoll anerkannt werden. Man könnte eine recht konservative Nationalvertretung schaffen und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten.

„Für den Fall, daß Sie noch Gelegenheit haben, mich bei unseren Freunden redend einzuführen, lege ich das Konzept der Denkschrift bei, welches ich Ihnen vorlas; aber mit der Bitte, den Wortlaut vor Öffentlichkeit zu bewahren, da ich nicht weiß, ob es dem Könige genehm ist, daß dieser auf seinen Befehl flüchtig zu Papier gebrachte Inhalt einer Unterredung mit Sr. Majestät ruchbar wird, nachdem weitere Besprechungen, wie ich höre, daran geknüpft worden sind . . ."

Damals in Baden-Baden geschah es, daß ein Mordgeselle, der wahnwitzige Student Oskar Becker aus Odessa, seine Hand gegen das Leben des Königs Wilhelm erhob, indem er in der Lichtenthaler Allee ein Taschenpistol auf ihn abschoß, angeblich weil derselbe nicht die Kraft und die Fähigkeit besitze, die Einheit Deutschlands herbeizuführen.

Otto von Bismarck war es, der den zum Heile des deutschen Volkes nur leicht verletzten König auf seinem Heimwege nach Baden-Baden geleitete.

Nachdem Bismarck während des Septembers noch beim Könige in Koblenz geweilt und dort, wie er in einem Briefe schreibt, „nach Kräften für deutsche Politik und für die augenblickliche Stimmung nicht ganz ohne Erfolg thätig gewesen", kehrte er im Oktober über Königsberg nach Petersburg zurück, wo er mit den Seinen noch einen Winter verlebte.

In der Heimat erreichte in dieser Zeit die Verwicklung, in welche die Regierung mit der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses wegen der vom Könige ins Werk gesetzten Verstärkung und Neugestaltung des Heeres geraten war, einen Grad bedenklicher Spannung, was den Zurücktritt des Ministeriums Auerswald-Schwerin und die Auflösung des Abgeordnetenhauses zur Folge hatte. In dieser schwierigen Lage wurde Otto von Bismarck vom König nach Berlin berufen, um demselben mit seinem Rate zur Seite zu stehen. Wie schon früher mehrmals, so wurde auch jetzt seine Berufung ins Ministerium und zwar diesmal an die Spitze desselben ernstlich in Erwägung gezogen, immer aber hielt der König den Zeitpunkt noch nicht für geeignet, den von ihm in seinem wahren Werte bereits erkannten Staatsmann an die Stelle zu setzen, wo dessen Kraft sich in rechter Weise für das Vaterland bethätigen konnte.

Bismarck weilte im Mai 1862 längere Zeit in Berlin, während die Ungewißheit über seinem Haupte schwebte, welchen Platz man ihm fernerhin im Staatsdienst anweisen würde. Daß er nicht wieder nach Petersburg zurückkehren werde, wußte er wohl. Die verantwortungsschwere Würde eines Ministerpräsidenten zu erlangen, hatte an und für sich wenig Lockendes für ihn, wenn auch der Kampf, der mit derselben gerade in jener Zeit unvermeidlich verbunden sein mußte, seinen Wagemut reizen, oder seine Vaterlandsliebe und seine Königstreue ihn treiben mochten, seine Kräfte dem Wohle des Ganzen zu weihen. Die Ungewißheit über seine Zukunft versetzte ihn in eine unbehagliche Stimmung, welche er durch Spazierritte auf seiner vortrefflichen Fuchsstute im Tiergarten vergeblich zu bemeistern suchte. Auch die Ernennung

zum Gesandten in Paris, die er zugleich mit seiner Beförderung zum Major erhielt, brachten ihm noch nicht die erwünschte Gewißheit über seine fernere Verwendung, da die Frage seiner Berufung ins Ministerium auch jetzt noch in der Schwebe blieb. Ergötzlich wie immer sind seine Briefe, welche er in jener Zeit von Berlin aus an seine mit den Kindern in Pommern weilende Gattin richtete.

„Unsere Zukunft", schrieb er am 17. Mai, „ist noch ebenso unklar wie in Petersburg. Berlin steht mehr im Vordergrund; ich thue nichts dazu und nichts dagegen, trinke mir aber einen Rausch, wenn ich erst meine Beglaubigung nach Paris in der Tasche habe."

„Aus den Zeitungen", heißt es im folgenden Brief vom 23. Mai, „hast Du schon ersehen, daß ich nach Paris ernannt bin; ich bin sehr froh darüber; aber der Schatten bleibt im Hintergrunde. Ich reise, so schnell ich loskomme, morgen oder übermorgen, nach Paris. Aber ich kann unsere ‚unbestimmten' Sachen noch nicht dahin dirigieren, denn ich muß gewärtigen, daß man mich in wenigen Monaten oder Wochen wieder herberuft und hierbehält. Ich komme vorher nicht zu Dir, weil ich erst in Paris Besitz ergreifen will; vielleicht entdecken sie einen andern Ministerpräsidenten, wenn ich ihnen erst aus den Augen bin. Ich gehe auch nicht nach Schönhausen, alles in Sorge, daß man mich wieder festhält. Gestern bin ich vier Stunden als Major umhergeritten, wobei ich meine Ernennung für Paris aus dem Sattel erhielt. Die Fuchsstute ist hier und meine Freude und Erholung im Tiergarten; ich nehme sie mit Die Bären (die erwähnte Jagdbeute in Rußland) sind gestern nach Frankfurt (als Geschenk für den Zoologischen Garten) abgereist."

Zwei Tage darauf:

„Du schreibst recht selten und hast ohne Zweifel mehr Zeit dazu als ich. Seit ich hier bin, habe ich kaum einmal gründlich ausgeschlafen. Heute habe ich eben, um vier, die erste freie Minute und benutze sie zur Sammlung dieser feurigen Kohlen auf Dein schwarzes Haupt. — Sie sind hier alle verschworen für mein Hierbleiben, und ich will recht dankbar sein, wenn ich im Garten an der Seine erst einen Ruhepunkt gewonnen und einen Portier habe, der für einige Tage niemand zu

mir läßt. Es ist mehr ein Fluchtversuch, den ich mache, als ein neuer Wohnsitz, an den ich ziehe. Ich habe sehr fest auftreten müssen, um nur einstweilen hier aus dem Gasthausleben loszukommen. Ich bin zu allem bereit, was Gott schickt, und klage nur, daß ich von Euch getrennt bin, ohne den Termin des Wiedersehens berechnen zu können. — Die Fuchsstute ist meine tägliche Freude im Tiergarten."

Kaiser Napoleon III. (geb. 20. April 1808, gest. 9. Jan. 1873).

Am 27. Mai 1862 trat Bismarck seinen „Fluchtversuch" nach Paris an. Am 1. Juni erfolgte seine feierliche Einführung in die Tuilerien. Dieselbe schildert er seiner Gattin in einem Briefe vom selben Tage also:

„Heute wurde ich vom Kaiser empfangen und gab meine Briefe ab; er empfing mich freundlich, sieht wohl aus, ist etwas stärker geworden, aber keineswegs dick und gealtert, wie man zu karikieren pflegt. Die Kaiserin ist noch immer eine der schönsten Frauen, die ich kenne, trotz

Petersburg; sie hat sich eher embelliert*) seit fünf Jahren. Das Ganze war amtlich und feierlich: Abholung im Hofwagen mit Zeremonienmeister, und nächstens werde ich wohl eine Privataudienz haben."

Über sein Leben in Paris und seine Empfindung der Vereinsamung mitten in der Weltstadt berichtet er in demselben Schreiben folgendes:

„Ich sehne mich nach Geschäften, denn ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Heut habe ich allein diniert, die jungen Herren waren aus; den ganzen Abend Regen und allein zu Hause. Zu wem sollte ich gehen? Mitten im großen Paris bin ich einsamer als Du in Reinfeld und sitze hier wie eine Ratte im wüsten Hause. Mein einziges Vergnügen war, den Koch wegzuschicken, wegen Rechnungsexceß. Du kennst meine Nachsicht in diesem Punkt, aber ** war ein Kind dagegen. Ich esse einstweilen im Café. Wie lange das dauert, weiß Gott. In 8—10 Tagen erhalte ich wahrscheinlich eine telegraphische Zitation nach Berlin und dann ist Spiel und Tanz vorbei. Wenn meine Gegner wüßten, welche Wohlthat sie mir persönlich durch ihren Sieg erweisen würden, und wie aufrichtig ich ihn ihnen wünsche! N. N. thäte dann vielleicht aus Bosheit das Seinige, um mich nach Berlin zu bringen. Du kannst nicht mehr Abneigung gegen die Wilhelmstraße haben als ich selbst, und wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht. Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue. Soll es nicht sein, so wird Gott die Suchenden schon noch einen ** auftreiben lassen, der sich zum Topfdeckel hergiebt; soll es sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagten, wenn sie die Leine nahmen. Im nächsten Sommer wohnen wir dann vermutlich in Schönhausen. Hurero! Ich gehe nun in mein großes Himmelbett, so lang wie breit, als einziges lebendes Wesen im ganzen Stockwerk, ich glaube, auch im Parterre wohnt niemand."

Auch die nächsten Wochen hoben die quälenden Zweifel über seine Zukunft noch nicht. Wie aus einem Briefe vom 16. Juni an Frau von Arnim hervorgeht, „war damals sein Barometerstand immer noch

*) verschönert.

auf veränderlich wie seit Jahr und Tag". „Er wird es", hieß es weiter, „auch wohl noch lange so bleiben, mag ich hier oder in Berlin wohnen. Ruhe ist im Grabe, hoffe ich wenigstens. Seit meiner Abreise habe ich über die ministerielle Frage kein Wort aus Berlin von irgend jemand."

Ende Juni unternahm Bismarck eine Reise nach London zum Besuch der Weltausstellung. Hier hatte er eine Begegnung mit zwei bedeutenden englischen Staatsmännern: Palmerston und Disraeli. Letzterer äußerte über den mit verblüffender Offenheit sprechenden deutschen Genossen: „Take care of that man! He means what he says."*)

Von London zurückgekehrt, erhielt Bismarck auf sein Urlaubsgesuch aus Berlin die Nachricht, daß der König sich noch nicht entschließen könne, ihn zu beurlauben, weil die Frage, ob er den Vorsitz des Ministeriums übernähme, wohl noch weiter in der Schwebe gehalten würde. Er benutzte nun die Zeit des „Hangens und Bangens in schwebender Pein" zunächst zu einem Ausflug nach Trouville, westlich von Havre, um dann eine größere Reise nach dem Südwesten Frankreichs, nachdem sein Urlaub doch genehmigt worden, anzutreten. Es war ihm während dieser Reise noch auf kurze Zeit vergönnt, sich dem ungetrübten Genuß einer herrlich schönen Natur hinzugeben und so, sich an Seesalz und Sonne labend, die Sammlung und Stärkung zu gewinnen, welche das sorgenschwere und kampfvolle Amt, zu dem ihn zwei Monate später sein König berief, in so übergroßem Maße von ihm forderte. Der zärtlichen Liebe des gefühlvollen Ehegatten, welcher der Seinen nimmer vergaß, wo er auch weilen mochte, ist es zu danken, daß wir heute imstande sind, dem Reisenden im Geiste zu folgen und ihm die wundervollen Natureindrücke nachzuempfinden. Die Briefe Bismarcks, welche damals von dem Gestade des Atlantischen Oceans oder von den Höhen und Schluchten der Pyrenäen nach dem stillen Reinfeld in Hinterpommern zu seiner Gattin flogen, gehören, obwohl sie oft unter den seltsamsten Umständen, im Freien auf einem Felsblock oder auf dem

*) Gieb Acht auf diesen Mann! Er meint, was er sagt.

Rasen und der Unterlage einer Zeitung geschrieben wurden, zu den interessantesten Reiseschilderungen, welche jemals verfaßt worden sind. Möge das Wichtigste aus denselben hier eine Stelle finden.

Bordeaux, 27. Juni 62. Du kannst mir das Zeugnis eines fleißigen Korrespondenten nicht versagen; heut früh schrieb ich Deinem Geburtstagskinde aus Chenonceaux und heut abend Dir aus der Stadt des roten Weines. Diese Zeilen werden aber einen Tag später eingehen, als jene, die Post geht erst morgen nachmittag. Ich bin erst vorgestern mittag aus Paris gefahren, es ist mir aber, als wäre es eine Woche. Sehr schöne Schlösser habe ich gesehen, Chambord, wovon die aus einem Buch gerissene Anlage eine unvollkommene Idee giebt, entspricht in seiner Verödung dem Geschick seines Besitzers. In den weiten Hallen und prächtigen Sälen, wo Könige mit Maitressen und Jagden ihren Hof hielten, bilden die Kinderspielsachen des Herzogs von Bordeaux das einzige Mobiliar. Die Führerin hielt mich für einen französischen Legitimisten und zerdrückte eine Thräne, als sie mir die kleine Kanone ihres Herrn zeigte. Ich bezahlte den Tropfen tarifmäßig mit 1 Fr. extra, obschon ich keinen Beruf habe, den Karlismus zu subventionieren. Die Schloßhöfe lagen so still in der Sonne, wie verlassene Kirchhöfe; von den Türmen hat man eine weite Rundsicht, aber nach allen Seiten schweigender Wald und Heidekraut bis an den äußersten Horizont, keine Stadt, kein Dorf, kein Bauerhof, weder am Schloß, noch im Umkreis. Aus beiliegenden Proben von Heidekraut wirst Du nicht mehr erkennen, wie purpurn diese von mir geliebte Pflanze dort blüht, die einzige Blume in den königlichen Gärten und Schwalben, fast das einzige lebende Wesen im Schloß. Für Sperlinge ist es zu einsam. Prächtig liegt das alte Schloß von Amboise, man sieht von oben die Loire 6 Meilen weit auf und ab. Von dort hierher geht man allmählich in den Süden über. Das Getreide verschwindet und macht dem Mais Platz, dazwischen rankiger Wein und Kastanienwälder, Schlösser und Schlößchen mit vielen Türmen, Schornsteinen und Erkern, alle weiß mit hohen, spitzen Schieferdächern. Es war glühend heiß, und ich sehr froh, ein halbes Koupee allein zu haben. Am Abend herrliches Wetterleuchten im ganzen Osten und jetzt eine

angenehme Kühle, die ich bei uns noch schwül finden würde. Die Sonne ging schon um 7 Uhr 35 unter, in Petersburg wird man jetzt, um 11, noch ohne Licht sehen können. Bisher ist kein Brief für mich hier, vielleicht finde ich einen in Bayonne. 2 Tage werde ich hier wohl bleiben, um zu sehen, wo unsere Weine wachsen. —

Bordeaux, Mittwoch, 29. Juli 62. Dein Brief vom 23. ist mir gestern glücklich hier zugekommen, und danke ich Gott für Euer Wohlsein. Gestern habe ich den ganzen Tag mit unserm Konsul und einem General eine reizende Tour durchs Medoc gemacht, — Lafitte, Mouton, Pichon, Laroze, Latour, Margaux, St. Julien, Branne, Armeillac und andere Weine in der Ursprache von der Kelter getrunken. Wir haben im Schatten 30, in der Sonne 55 Grad am Thermometer, aber mit gutem Weine im Leibe spürt man das gar nicht. Im Augenblick fahre ich nach Bayonne und schreibe Dir von da mit mehr Ruhe als jetzt in der Eisenbahnhast.

Bayonne, 29. Juli 62. Von Bordeaux bis hier ununterbrochen Fichtenwald, Heidekraut und Moor, bald Pommern, wie etwa im Strandwald hinter den Dünen, bald Rußland. Die Pracht, in der das Heidekraut hier seine violett-purpurnen Blüten entwickelt, ist überraschend; dazwischen eine sehr gelbe Ginsterart mit breiten Blättern, das Ganze ein bunter Teppich. Der Fluß Adour, an dem Bayonne liegt, begrenzt dieses B moll der Heide, welches mir in seiner weicheren Idealisierung einer nördlichen Landschaft das Heimweh schärfte. Ich denke, gegen Abend zu Wagen nach Biarritz zu fahren, dort morgen zu baden, und dann meinen Weg zur Grenze fortzusetzen.

San Sebastian, 1. Aug. 62. Der Weg von Bayonne hierher ist herrlich, links die Pyrenäen, etwas wie Dent du Midi und Molesón, was hier aber Pic und Port heißt, im wechselnden Alpenpanorama, rechts das Meer, Ufer wie bei Genua. Der Übergang nach Spanien ist überraschend, in Behobie, dem letzten französischen Ort, konnte man noch glauben, ebensogut an der Loire zu sein, in Fuentarabia eine steile Gasse, 12 Fuß breit, jedes Fenster mit Balkon und Vorhang, jeder Balkon mit schwarzen Augen und Mantillen, Schönheit und Schmutz, auf dem Markte Trommeln und Pfeifen und einige hundert Weiber,

alt und jung, die unter sich tanzten, während die Männer rauchend und drapiert zusahen. Um 10 Uhr badete ich, und nach dem Frühstück gingen oder schlichen wir durch die Hitze auf den Berg der Citadelle und saßen lange auf einer Bank, einige 100 Fuß unter uns die See, neben uns eine schwere Festungsbatterie mit einer singenden Schildwache. Dieser Berg oder Fels wäre eine Insel, wenn ihn nicht eine niedrige Landzunge mit dem Festlande verbände. Die Landzunge scheidet zwei Meeresbuchten voneinander, und so hat man von der Citadelle nach Norden den weiten Blick in die See, östlich und westlich auf die beiden Buchten, wie zwei Schweizerseeen, südlich auf die Landzunge mit der Stadt darauf, und dahinter, landwärts, himmelhohe Gebirge. Ich wollte Dir ein Bild davon malen können, und wenn wir 15 Jahr jünger wären, so führen wir beide her.

Biarritz, 4. Aug. 62. Gestern abend bin ich aus St. Sebastian wieder nach Bayonne gelangt, wo ich die Nacht schlief, und sitze hier in einem Eckzimmer des Hotel de l'Europe mit reizender Aussicht auf die blaue See, die ihren weißen Schaum zwischen wunderlichen Klippen hindurch gegen den Leuchtturm treibt. Ich habe ein schlechtes Gewissen, daß ich so vieles Schöne ohne Dich sehe. Wenn man Dich durch die Luft herführen könnte, so wollte ich gleich noch einmal mit Dir nach St. Sebastian. Denke Dir das Siebengebirge mit dem Drachenfels ans Meer gestellt, daneben den Ehrenbreitenstein, und zwischen beiden dringt ein Meeresarm etwas breiter als der Rhein ins Land und bildet hinter den Bergen eine runde Bucht. In dieser badet man in durchsichtig klarem Wasser, so schwer und so salzig, daß man von selber oben auf schwimmt und durch das breite Felsenthor ins Meer sieht oder landeinwärts, wo die Bergketten immer höher und immer blauer sich überragen.

Luchon, 9. Sept. 62. Vorgestern sind wir von hier auf den Col de Venasque gestiegen, zuerst 2 Stunden durch prächtige Buchenwälder, voll Epheu, Felsen und Wasserfällen, dann ein Hospiz, dann 2 Stunden steiles Steigen zu Pferde im Schnee mit Fernsichten, stillen, tiefen Seeen zwischen Schnee und Klippen, und 7500 Fuß hoch öffnet sich eine schmale Pforte im scharfen Kamme der Pyrenäen, durch

die man Spanien betritt. Das Land der Kastanien und Palmen zeigt sich hier als Felsenkessel, ringsum eingefaßt von der Maladetta, die vor uns lag, Pic de Sauvegarde und Pic de Picade; rechts flossen die Gewässer zum Ebro, links zur Garonne, und bis zum Horizont starrte ein Gletscher und Schneegipfel hinter dem andern, weit nach Catalonien und Aragon hinein. Gestern hatten wir eine ähnliche Expedition nach Superbagnères und an die Pforten der Hölle, le gouffre d'enfer, in dessen Tiefen sich ein prachtvoller Wasserfall zwischen Buchen, Eichen, Kastanien und Eschen stürzt. Heute sahen wir den See von Oo, Felsenkessel wie der Obersee bei Berchtesgaden, aber belebt durch einen gewaltigen Wasserfall, der in ihn stürzt. Wir befuhren ihn, sangen französische Chansonetten mit Mendelssohn abwechselnd, d. h. ich hörte zu. Unter 6 bis 8 Stunden zu Pferde geht es keinen Tag. Morgen hat der Scherz ein Ende, und „Ach wie so bald verhallt" u. s. w. war heut an der Tagesordnung. Morgen abend sind wir in Toulouse, wo ich Briefe von Dir über Paris zu finden hoffe. Von Berlin weiß ich gar nichts, habe seit 14 Tagen keine Zeitung gelesen, und mein Urlaub ist um. Ich erwarte in Toulouse einen Brief von ** und daß man mich nach Berlin zitiert."

Die so lange ersehnte und zugleich gefürchtete Entscheidung kam. Am 15. September erreichte ihn in Avignon die telegraphische Nachricht, welche ihn in die Heimat zurückrief. In einem der Gärten von Avignon brach er einen Ölzweig und nahm ihn mit auf die Reise nach Berlin. Doch vermochte auch er mit diesem Zeichen des Friedens in der Hand, wie er gehofft, den Streit, der dort entbrannt, nicht zu bannen. Kampf blieb noch für lange Zeit die Losung.

XII.

Durch!

„Du herrlich Schiff, das uns getragen,
Ists möglich, läßt es Gott geschehn,
Daß du, zertrümmert und zerschlagen
Und rettungslos, sollst untergehn?

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt im Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?"

J. G. Fischer (1860).

„Wie brukt en Mann as Thor so stark,
En Ritter gegen 't Lägenwark:
Kumm nu, du Eekboom ut de Mark,
Du Mann vun Stahl un Isen!"

Klaus Groth.

Alle Leiden, die seit dem Gedenken der Geschichte Deutschland betroffen haben, sind aus der Landsmannschaftsucht und Völkleinerei entsprungen. Dadurch wurden immer die Deutschen entzweiet, einsiedlerisch voneinander geschieden, mit Dünkel erfüllt, und die gemeinsame Sache ward fast nie allgemein begonnen und vollführt. Was im großen geschah, leisteten begeisterte Heilande, die das gesamte

Volk aus dem alten Sündenwuste mit Schnellkraft fortrissen. Und so ging das Allgemeine von einzelnen aus, wenn deutsche Invölker aufstanden, sich über Landsmannschaftsucht und Völkleinerei erhuben und als Vorkämpfer in die Schranken traten. — Als Hermann sich wider die Völkertilger in den Krieg und die Schlacht wagte, folgte nur ein Teil des Nordwestens seinem Paniere; Marbod saß mit der Macht des Ostens als Fischer im Trüben still, und die batavische Reiterei rötete die Weser mit Bruderblut. — Das macht die deutsche Geschichte zum großen Trauerspiele des Bürgerkrieges. Von Hermanns Ermordung an verfolgte uns der Fluch, daß aus Landsmannschaftsucht und Völkleinerei die Deutschen dem aufsässig waren, der nur die Einheit des Volkes ahnen ließ. So ließen sich die Brüder im Stich, die thatbegeistert ein großes Werk begonnen. —

„Habsburger und Zollern, die ein und derselbe Hochgedanke hätte verbrüdern sollen, die keine persönliche Geschlechterfeindschaft trennte, deren Völker sich gegenseitig achteten — halfen sich nicht einander. — Das Nachspiel von Hohenstaufen und Welfen ward öfter blutig erneuert! — Einmal, im Jahre 1770, schien der Hoffnungsstern zu schimmern, als sich Friedrich und Joseph besuchten, wie in der Abendsonne der Ritterzeit. Friedrich sagte dem Kaiser, er sähe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an; denn er würde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen wären, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen als aufzureiben. Der Kaiser antwortete, für Österreich gäbe es kein Schlesien mehr; hierauf ließ er auf eine sehr gute Art etwas davon fallen, daß, so lange seine Mutter lebe, er sich nicht schmeicheln dürfe, einen hinlänglichen Einfluß zu erlangen, jedoch verhehlte er nicht, daß bei der jetzigen Lage der Sachen weder er noch seine Mutter zugeben würden, daß die Russen im Besitz der Donau und Walachei blieben. (Friedrichs hinterlassene Werke, V, S. 34.) Das erste war mustergiltig und volkstümlich gesprochen, das letzte herrlich im Geiste eines künftigen donauischen Österreichs. — So balgen und raufen sich Jugendgespielen, und felsenfest steht dann die Männerfreundschaft auf der frühgefühlten gegenseitigen Kraft. — —

„Wer kein anderes Gefühl hat als in den Fingerspitzen, die er zur Hantierung gebraucht, und glaubt, die ganze Welt müsse sich um seinen Dreifuß drehen — — ist ein Philister. Wem die jämmerlichste Ringmauer den ganzen Gesichtskreis verhüllt, wer nichts Tieferes kennt als die Viehschwemme und den Ziehbrunnen, nichts Höheres ahnt als den Wetterhahn auf dem Glockenturme — bleibt ein Kleinstädter. Wer von der Verkehrtheit ergriffen war, seine Hufe Land für ein Königreich, seine Erdscholle für ein Volksgebiet anzusehen und die andern Mitvölker und Invölker des Gesamtvolkes nebenbuhlerisch anzufeinden, damit nur statt eines Gemeinwesens das Unwesen von Schöppenstedt, Schilda u. s. w. bestehe: hatte Teil an dem Unsinn der Völkleinerei, in welcher Deutschland unterging.

„Bis jetzt war der Rhein, wie er durch Felsen mit Riesenkraft in ungeheurem Sturz herabfällt, dann mächtig seine breiten Wogen durch die fruchtreichen Niederungen wälzt, um sich endlich in das flachere Land zu verlieren, das nur zu treue Bild unseres Vaterlandes, unserer Geschichte und unseres Charakters. — —

„Wie die Wiedervereinigung noch einmal möglich, ist jetzt schwer zu sehen. Allvater mag's walten! — Ein Volk, das Hermann und Luther hervorgebracht, darf niemals verzweifeln. Dein Sinnbild bleibe: Über sechs Strömen die aufgehende Sonne!" *) — — —

Der kleinliche und zwieträchtige Geist, jenes uralte, sich immer forterbende Übel des deutschen Volkes, von Friedrich Ludwig Jahn schon im Jahre 1810 mit dem ganzen Zorn seiner patriotischen Entrüstung gegeißelt, herrschte in unserm lieben Vaterlande trotz aller erhebenden und beschämenden Erfahrungen, die seither gemacht worden waren, wiederum in seiner ganzen Verderblichkeit, als im Jahre 1862 Otto von Bismarck auf den Ruf seines Königs an die Spitze des preußischen Ministeriums trat und mit seiner starken Hand das Steuerruder des Staatsschiffes ergriff, um das sturm- und wellenumtobte Fahrzeug zum Heil des ganzen deutschen Volkes einem schönen, leuchtenden Ziele entgegenzuführen. Der zum Retter und Heiland Berufene

*) „Deutsches Volkstum" von Friedrich Ludwig Jahn. Lübeck 1810

hatte schon früh durch sein eifriges Forschen in den Büchern der vaterländischen Geschichte, der „Thatenerhalterin und Thatenentzünderin durch lebendiges Beispiel", die alten Schäden und Schwächen, aber auch die herrlichen, einzigen Tugenden seines Volkes kennen gelernt, in seinen politischen Lehrjahren hatte mancherlei Erfahrung sie ihm noch lebendiger vor Augen geführt, und auf seinen Wanderfahrten in Süd und Nord, in Ost und West, wo sich ihm tausend Anlässe boten, Fremde und Heimat miteinander zu vergleichen, erweiterte sich sein Blick und keimte die Hoffnung auf in seinem Herzen, die noch alle unsre Edlen und Großen beseelt hat, daß auch dem armen zerrissenen deutschen Vaterlande einmal die Stunde der Erlösung, des Heils erscheinen werde.

Daß die Heilung der tiefen Schäden und Gebreste im deutschen Volke nur durch gewaltsame Mittel erfolgen könne, die so lange vergeblich erstrebte Einigung der Stämme allein durch ein starkes Rüstzeug Preußens möglich sei, war im Laufe seiner politischen Wirksamkeit in ihm zur Überzeugung geworden. Mehrmals hatte die Gunst des Geschicks Preußen die Gelegenheit geboten, seine Mission in Deutschland zu erfüllen; doch dieselbe war nicht ergriffen und benutzt worden. In den Sturmjahren 1848 und 1849 lagen, nach Bismarcks Worten*), „die Verhältnisse eine Zeitlang sehr günstig für eine Einigung Deutschlands unter Preußen. Die kleinen Herren waren größtenteils machtlos und ohne Hoffnung. Wenn sie nur recht viel Vermögen für sich hätten retten können, Domänen, Apanagen u. dgl., so hätten die meisten sich zu allem bereit finden lassen. Die Österreicher hatten mit Ungarn und Italien zu thun. Der Kaiser Nikolaus hätte damals noch keinen Einspruch gethan. Hätte man vor dem Mai 1849 zugegriffen, Entschlossenheit gezeigt, die Kleinen abgefunden, so hätte man wohl auch den Süden gehabt bei der Neigung der württembergischen und bayrischen Armee, sich mit der badischen Revolution zu verbinden, was in diesem Stadium der Sache nicht unmöglich war. So aber verlor man die Zeit mit Zögern und halben Maßregeln, und so ging die Gelegenheit in die Brüche." — Es fehlte damals, wie wir gesehen haben, der rechte

*) Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. 2, S. 45.

Mann am rechten Platze. Zehn Jahre später war dieser rechte Mann am rechten Platze vorhanden, die Gelegenheit aber, die sich bot, war nicht so günstig als ehedem. Hätte sich der preußische Regent im Jahre 1859 an die Spitze der neuerwachten deutschen Bewegung gestellt, wäre er mit seinem Heere im Bunde mit Frankreich gegen Österreich für die Auferstehung Italiens eingetreten, wie zwölf Millionen Deutscher es forderten, oder hätte sich nach dem Willen von sechs Millionen Süddeutscher mit Österreich verbunden und gegen Frankreich und Italien gekämpft, die Einigung wäre entweder Stückwerk geblieben, — dafür hätte Österreichs Einfluß gesorgt, — oder hätte das Brandmal ausländischer Beihilfe getragen, das vielleicht verderblicher geworden wäre, als das alte Erbübel der deutschen Zwietracht.*)

Und nun im Jahre 1862? Ungünstiger denn je lagen die Verhältnisse im Innern wie im Äußern, und doch war die Stunde der Erlösung für das deutsche Volk so nahe; nicht ein volles Jahrzehnt sollte dahingehen, bis die Deutschen von den Alpen bis zum Meer, vom Wasgauwalde bis zum Niemen als ein Volk von Brüdern geeint waren, das Vaterland groß, hehr und mächtig wie nie zuvor dastand.

Ob dem Manne, dessen genialer Geisteskraft und eisernem Willen das deutsche Volk seine Einheit und Größe in erster Linie verdankt, damals schon eine Ahnung davon hatte, daß er zum Schöpfer und Vollführer dieses Riesenwerkes auserkoren sei, ihm dasselbe in so kurzer Zeit gelingen werde? Sein Charakter und seine Sinnesart sprechen nicht dafür; aber das steht wohl fest, daß er dem Rufe seines Königs auf den Platz am preußischen Staatsruder mit der Absicht und dem Willen gefolgt ist, seine ganze Kraft und all seinen Eifer einzusetzen, das zu erreichen, was ihm als Idealbild seines Vaterlandes vor der Seele schwebte, mochten die Hindernisse, die sich ihm entgegentürmten, auch noch so groß erscheinen. Er selbst hat die Wahrheit dieser Annahme durch einen späteren Ausspruch bestätigt. Am 21. Februar 1879 kennzeichnete er die Lage der europäischen Welt und die vaterländische Aufgabe, die seine Berufung ihm stellte, und das Ziel, das zu

*) Vergl. Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 2, Seite 331.

erreichen, er selbst sich vorsetzte, im deutschen Reichstage mit folgenden Worten:

„Als ich Minister wurde, hatte ich lediglich eine politische Aufgabe: Ich übernahm die Erbschaft des Kampfes mit Österreich um die Hegemonie in Deutschland auf civilem und friedlichem Gebiete; daneben eine mächtige Verstimmung mit Rußland, und die einzige Macht, mit der wir verhältnismäßig politisch gut standen, war Frankreich. In Bezug auf Rußland brachte ich meinerseits persönlich bessere Traditionen mit, und in der Zeit, als ich ziemlich einsam, ich kann wohl sagen, einer Welt voll Zorn und Haß gegenüberstand, habe ich mein Ziel nicht aus den Augen verloren, sondern zuerst diese Beziehungen zu Rußland befestigt durch den Vertrag gegen den polnischen Aufruhr. Eine zweite Frage war für mich — im Hinblick auf die Aufgabe, über die ich mir beim Eintritt in den Ministerialdienst vollständig klar war, die Auseinandersetzung mit Österreich um die Hegemonie in Deutschland, — die Beziehung zu Frankreich. Die war günstig infolge des bereits abgeschlossenen Handelsvertrags. Ich hatte allen Grund, dieses gute Einvernehmen durch Aufrechthaltung dieses Vertrages zu erhalten. Es ist mir dies gelungen, nicht bloß in der kurzen Zeit, in der ich in Paris Gesandter war, persönlich, sondern auch in den recht schwierigen Zeiten durch die politische Krisis hindurch, in der Frankreich uns gegenüberstand."

Feinde ringsum! Dies Wort galt für die preußische Regierung damals mit vollem Recht, wenn sie in Betracht zog, daß die Freundschaft eines Napoleon und Frankreichs eine sehr zweifelhafte war, die Sympathie der englischen Regierung entschieden auf die Seite Österreichs, des alten Gegners Preußens, neigte, Dänemark mit hartnäckigem Trotz in der Vergewaltigung der Schleswig-Holsteiner Preußen zum Kampfe herausforderte. War für den Leiter der preußischen Politik die Lösung dieser auswärtigen Verwicklungen schon ein Werk voll großer Schwierigkeiten, so war doch die Arbeit, welche es an anderer Stelle zu vollbringen galt, eine noch viel schwerere. Den härteren Kampf sollte es kosten, um den Feind zu bezwingen, der im eigenen Lande erstanden war. Und von dem Siege in diesem

Streite hing der Erfolg alles Strebens und Thuns in den auswärtigen Fragen ab.

König Wilhelm hatte in völliger Übereinstimmung mit dem Staatsmanne, den er an seine Seite rief, erkannt, daß das Heil für Preußen und so unmittelbar für das gesamte deutsche Vaterland schließlich doch im Schwerte liege. Schon bei der Übernahme der Regentschaft hatte er (am 8. November 1858) gesagt: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat 1806 eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer Heeresverfassung prangen, die im Momente der Entscheidungen den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können."

Dieser wichtigen Frage der Stärkung der Wehrkraft, welche auch Bismarck „für so nötig hielt wie das liebe Brot", hatte Preußens Herrscher bisher seine größte Aufmerksamkeit gewidmet. Die allgemeine Wehrpflicht, welche in Verbindung mit der Landwehrordnung als schöne Errungenschaft aus der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens und seiner begeisterten Erhebung zu Anfang des Jahrhunderts hervorgegangen war, hatte im Laufe der Jahrzehnte eine bedenkliche Einbuße erlitten. Die stolze Bezeichnung eines Volkes in Waffen war für das preußische Heer nicht mehr zutreffend. Nach den Gesetzen von 1814 und 1815, auf welchen die preußische Kriegsverfassung beruhte, hatte jeder waffentüchtige Preuße die Ehrenpflicht, drei Jahre in einem der Linienregimenter zu dienen, um dann auf zwei weitere Jahre der Kriegsreserve derselben und ferner für sieben Jahre dem ersten und sieben Jahre dem zweiten Aufgebot der Landwehr zugewiesen zu werden. Nun

betrug im Jahre 1815 die Ziffer der Bevölkerung Preußens etwas über zehn Millionen, die der jährlich zur Aushebung Gelangenden 40 000 Köpfe. Nach vierzig Jahren aber war die Zahl der Einwohner auf beinahe achtzehn Millionen und damit die der jährlich Dienstpflichtigen auf etwa 65 000 Köpfe gestiegen, während die Regimenter nach wie vor nur 40 000 aufnehmen, ausbilden und dann der Landwehr überweisen konnten, wodurch also jährlich 25 000 junge waffenfähige Männer völlig dienstfrei blieben. Ungerechtigkeiten und Übelstände schwerster Art mußten sich aus dieser Einrichtung ergeben, wie sich denn auch bei den Kriegsrüstungen von 1849, 1850 und 1859 deutlich genug herausstellte. Während die Hälfte des gesamten Heeres, Tausende von Familienvätern, welche als Landwehr ersten Aufgebotes zur aktiven Feldarmee gehörten, Haus und Heim verlassen, sich zu den Fahnen stellen und im Kriegsfalle den Beschwerden und Gefahren des Feldzuges aussetzen mußten, blieben andere Tausende lediger Jünglinge ruhig hinter dem Ofen sitzen. Dazu kam, wie sich im Jahre 1849 in dem Kampfe mit den Aufständischen in Baden gezeigt hatte, daß die Bataillone der biederen Landwehrmänner, der strammen Disciplin und der Sicherheit der taktischen Bewegung entwöhnt, bei aller Kraft und Tapferkeit doch, wenigstens für den Anfang, die innere Festigkeit und gelenkige Schlagfertigkeit nicht hatten, wie sie bei den Linientruppen vorhanden war. In den militärischen Fachkreisen war man mit dem obersten Kriegsherrn längst darüber einig, daß hier eine gründliche Abhilfe unumgänglich notwendig wäre.

Alsbald nach dem Regierungswechsel war der Plan zur Umgestaltung des preußischen Heerwesens ins Auge gefaßt worden. Nach mancherlei Beratungen mit sachkundigen Männern, wie sie ihm in seinem Kriegsminister, General von Bonin, in dem Chef des Militärkabinetts, General Edwin von Manteuffel, und in dem Leiter des Großen Generalstabes, Freiherrn Helmut von Moltke, zur Seite standen, hatte der Regent einen Plan festgestellt, wonach die jährliche Aushebung von 40 000 auf 63 000 Köpfe gesteigert, die Landwehr ersten Aufgebots geteilt werden sollte, und zwar so, daß die drei jüngeren Jahrgänge zur Kriegsreserve der Linienregimenter gezogen, die vier

älteren Jahrgänge aber aus der aktiven Feldarmee ausgeschieden und mit dem zweiten Aufgebot der Landwehr als Besatzungstruppen den Festungen überwiesen würden. Zum Beginn der Ausführung dieses Planes schritt der Regent im Jahre 1859; die Abrüstung des mobil gemachten Heeres erschien ihm als eine willkommene Gelegenheit dazu. Er ließ sämtliche Landwehrstämme mit einem Teil der Mannschaften bestehen, um aus ihnen die neuen Truppenkörper zu bilden. Es entstanden auf diese Weise 49 neue Linienregimenter, 39 der Infanterie und 10 der Kavallerie, wodurch sich die Ausgaben für das Heerwesen allerdings jährlich um neun und eine halbe Million Thaler vergrößerten. Der Kriegsminister, General von Bonin, welcher dem Werke des Königs seinen ganzen Eifer widmete, bereitete für den nächsten Landtag die erforderlichen Gesetzentwürfe und Kostenvorschläge vor Wie aber wird sich die Volksvertretung zu diesem Unternehmen stellen? Das war die sorgenschwere Frage des Regenten und seines Kabinetts.

Die allgemeine Stimmung zeigte sich, sobald die Pläne und Entwürfe bekannt geworden, denselben gegenüber im höchsten Grade ungünstig. In weiten Kreisen war man dem Ministerium der neuen Ära, das weder in der inneren noch in der auswärtigen Politik den gehegten Erwartungen entsprochen hatte, durchaus abhold. Einer solchen Regierung sollte man die Mittel zur Errichtung von 49 neuen Regimentern gewähren, die wohl doch nur zu glänzenden Parademärschen oder als willkommene Sold- und Ehrenstellen für adelige Leutenants, die überall durch Hochmut und Grobheit den Bürger belästigten, Verwendung finden würden? Dagegen sollte die Landwehr, die herrliche Schöpfung der Befreiungskriege, die eigentliche Vertretung des Volkes in der Armee, abgeschafft werden! In solchen Stimmen gab sich die öffentliche Meinung in allen Teilen des Landes kund.

Es war vorauszusehen, daß es in den bevorstehenden Landtagssitzungen zu erregten Verhandlungen über diese Frage kommen würde. Wohl war die Regierung auf einen Kampf um die begonnene Heeresreform gefaßt, daß derselbe aber in einer solchen Heftigkeit entbrennen, sich durch fast sechs Jahre fortsetzen würde, das ahnten die Männer,

die von der Notwendigkeit und von dem Werte der von ihnen vertretenen Sache aus vollem Herzen überzeugt waren, wohl gewiß nicht.

An Stelle des bisherigen Kriegsministers Bonin, der sich den bevorstehenden parlamentarischen Kämpfen nicht gewachsen fühlte und zurücktrat, wurde der General Albrecht von Roon berufen, ein Mann von bedeutenden Gaben, der seine gründliche militärische Bildung viel-

Kriegsminister Albrecht von Roon.

fach, kurz zuvor noch in der Ausarbeitung einer vortrefflichen Denkschrift über die Heeresreform, bewiesen hatte. Dieser Ministerwechsel steigerte, da Bonin für liberal, Roon aber für streng konservativ galt, das Mißtrauen, welches man in den weiten Kreisen der freisinnigen Bevölkerung und ihrer Vertreter gegen die Regierung hegte. Die Thronrede, durch welche der Regent die Landtagssession am 12. Januar 1860 eröffnete, suchte die Zweifel des Volkes an den guten Absichten

der Regierung mit eindringlich mahnenden und versöhnenden Worten zu heben, indem sie die Bestrebungen Preußens zur Lösung der brennenden deutschnationalen Fragen in Bezug auf die Bundesreform, den Verfassungsstreit in Kurhessen und die Befreiung Schleswig-Holsteins wiederum hervorhob und daraus die Notwendigkeit der Umgestaltung des preußischen Heerwesens nachzuweisen suchte. Letzteres geschah mit folgenden Worten: „Die letzten Jahrzehnte haben Opferwilligkeit und Streitbarkeit der Bevölkerung, aber auch tief empfundene Übelstände im Heerwesen herausgestellt, deren Beseitigung meine Pflicht und mein Recht ist. Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen; die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen bleiben. Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen, die bürgerlichen, wie die militärischen Gesamtinteressen gleichmäßig umfassenden Vorlage Ihre vorurteilsfreie Prüfung und Beistimmung. Sie wird nach allen Seiten hin Zeugnis geben von dem Vertrauen des Landes in meine redlichen Absichten. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm, für die Größe und Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden."

Nicht ganz erfolglos waren diese nachdrücklichen Worte des Regenten. Die liberale Mehrheit des Abgeordnetenhauses war von der Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit der Heeresreform wohl überzeugt; man war mit der beabsichtigten Mehraushebung und der Vermehrung der Linienregimenter einverstanden; aber das Ausscheiden der Landwehr aus der Feldarmee hielt man für eine Ehrenkränkung derselben und für einen Bruch mit den heiligsten Überlieferungen des preußischen Volkes. Ferner erachtete man eine zweijährige Dienstzeit zur Ausbildung der Infanterie für den Kriegszweck als ausreichend. Über diese Meinungsverschiedenheiten entspann sich der Streit, der durch Mißverständnisse und Mißgriffe auf beiden Seiten bald einen heftigen Charakter annahm. Die Minister erklärten auf die Anträge der Mehrheit der Kammer nicht eingehen zu können, diese machten von der Annahme derselben die Zustimmung zu der ganzen Vorlage abhängig. Es war nach Ablauf der Sitzungszeit zu keinem Ausgleich gekommen. In letzter

Stunde indessen gewährte das Haus auf eine eigenmächtige Erklärung des Finanzministers, Herrn von Patow, hin, daß die Regierung nur zur einstweiligen Aufrechterhaltung der neuen Regimenter einen Kredit von neun Millionen verlange, die erforderlichen Geldmittel auf ein Jahr.

Diese Erklärung des Finanzministers, welche die Vorlagen und Beschlüsse als widerruflich, die ganze Frage als ein Provisorium hinstellte, entsprach aber durchaus nicht den Absichten des Regenten. Dieselbe wurde durch eine nachhinkende Berichtigung der Erklärung seitens des Ministers völlig unklar und doppeldeutig und trug hauptsächlich zu dem Verhängnis bei, welches so lange über der ganzen Angelegenheit schwebte.

Als im nächsten Jahre das Haus wieder zusammentrat, hatte der Landesherr, welcher inzwischen als König den Thron bestiegen, den neuen Regimentern ihre Fahnen und Standarten verliehen. Im Januar 1861 fand die feierliche Einweihung der neuen Feldzeichen statt. Die Thronrede, durch welche König Wilhelm am 14. Januar den Landtag eröffnete, sprach von der Heeresreform als von einer vollendeten Schöpfung; sie mahnte die Landesvertretung nochmals, dem Geschaffenen ihre Anerkennung und Förderung nicht zu versagen. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses war aber keineswegs bereit dazu. Die Erregung gegen die Regierung steigerte sich fort und fort. Man hielt die Erklärung des Finanzministers für einen schlau angelegten Hinterhalt der Regierung, um das Volk und dessen Vertretung zu überlisten. Als das Ministerium infolge der Antwortadresse des Hauses auf die Thronrede, worin die Regierung zu thatkräftiger Beförderung der Bundesreform zur Erlangung einer dem preußischen Staate gebührenden Stellung in Deutschland mahnte, eine ausweichende Erklärung gegeben hatte, schärften sich die Gegensätze noch mehr. Einer Regierung, welcher zu einem entschiedenen Schritte in der großen nationalen Sache der Mut und die Kraft fehle, sagten die Liberalen, 117 Bataillone und viele Millionen Thaler mehr zu bewilligen, habe das Volk keinen Grund. Möge Herr von Schleinitz sich nur ferner begnügen, Depeschen zu schreiben, wozu er weder Geld noch Soldaten nötig habe. Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses steifte sich auf die

verhängnisvolle Erklärung Patows und benützte die Lage der Regierung, um ihre Forderung der zweijährigen Dienstzeit und die Erhaltung der Landwehr in der Feldarmee durchzusetzen, während das Ministerium sich entschieden dagegen wehrte. Darüber ging die Sitzungszeit und damit zugleich eine Legislaturperiode zu Ende, ohne daß eine Einigung erzielt worden wäre; doch wurden die Kosten der neuen Einrichtungen abermals auf ein Jahr bewilligt.

Während also in Preußen der Streit zwischen Krone und Staatsvertretung fortdauerte, spitzten sich auch die Gegensätze zwischen den Parteien der deutschen Bundesfürsten immer schärfer zu. Gegenüber der neuerwachten nationalen Bewegung in allen Gauen des Vaterlandes, die sich jetzt auch besonders durch Gründung deutscher Schützen-, Turner- und Sängerbunde kundgab, hielten es nunmehr auch die Gegner der deutschen Einheit in den Regierungskreisen für zweckmäßig, daß man den Forderungen des Volkes einige Schritte entgegenkomme, um eine etwaige gewaltsame Umwälzung zu verhüten. Herr von Beust trat mit einem Plane hervor, der, wie er meinte, dem seuchenartigen Umsichgreifen der Einheitsbewegung vorzubeugen wohlgeeignet sei. Nach seinem Vorschlage sollte die von den verschiedenen Seiten geforderte Bundesreform folgendermaßen herbeigeführt werden: An die Stelle des Bundestages treten Ministerkonferenzen aller deutschen Staaten, die jährlich zweimal vier Wochen lang abwechselnd unter Österreichs Vorsitz im Süden zu Regensburg und unter Preußens Vorsitz im Norden zu Hamburg behufs rascher Erledigung aller Geschäfte tagen. Daneben wird eine Versammlung von Delegierten, Abgeordneten der deutschen Landtage, sobald es der Bundestag für nötig hält, zur Beratung der ihr vorzulegenden Gesetze einberufen und endlich ein Bundesgericht zur Entscheidung von Verfassungsstreitigkeiten eingesetzt. Diesem Delegiertenprojekt widersetzte sich Preußen, in dessen Ministerium inzwischen Graf Bernstorff an die Stelle des Herrn von Schleinitz getreten war, ganz entschieden und forderte nochmals nachdrücklich die Durchführung der Bundesreform nach seinen früheren Anträgen. Dieser Querstrich, den Preußen durch die Rechnung seiner Gegner machte, rief wiederum die heftigste Erregung bei denselben hervor. Die Erbitterung wuchs in

solchem Grade, daß die Kriegsfrage auf seiten Österreichs und seiner Anhänger ernst in Erwägung gezogen wurde.

Unter dem Kriegslärm der preußenfeindlichen Presse in Deutschland vollzogen sich in Preußen die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause. Zu den Verhandlungen desselben erschienen zum erstenmal die Vertreter einer Partei, die sich kurz zuvor unter dem Namen Deutsche Fortschrittspartei gebildet hatte. Diese Partei der äußersten Linken in der Kammer stellte ihren Anhängern die Aufgabe, der Schwäche und Halbheit des Ministeriums gegenüber mit Mut und Entschlossenheit für die gerechten Forderungen des Volkes einzutreten, keine Bewilligung für die Neugestaltung des Heeres zuzulassen, bis ein Gesetz die Erhaltung der Landwehr und die Einführung der zweijährigen Dienstzeit und dadurch Verminderung der Steuern gewährleistet habe und die Regierung für die Berufung eines deutschen Parlamentes und die Schöpfung einer preußisch-deutschen Zentralgewalt entschieden und thatkräftig eingetreten sei.

Erinnert die Aufstellung eines solchen Programms, das die Regierung bei der kritischen politischen Lage in Deutschland zum Kriege drängte, während es derselben doch die Mittel zur Rüstung eines streitbaren Heeres versagte, nicht lebhaft an Jahns spottende Worte von der kurzsichtigen und unverständigen Kirchturmpolitik der Schöppenstedter? —

Der Kampf um die Heeresreform entbrannte in den Kammerverhandlungen alsbald aufs neue und führte dahin, daß das Ministerium der neuen Ära, in welches inzwischen Herr von der Heydt an Stelle des Herrn von Patow als Finanzminister eingetreten war, seine Entlassung einreichte; doch der König genehmigte dieselbe nicht, sondern verfügte die Auflösung des Abgeordnetenhauses, welche am 11. März 1862 erfolgte. Die Ministerkrisis kam indessen gleich darauf abermals zum Ausbruch; nur ein Teil des Kabinetts blieb; in dem neugebildeten übernahm der Präsident des Herrenhauses, Fürst Hohenlohe-Ingelfingen, einstweilen den Vorsitz. Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhause ergaben eine für die Regierung noch ungünstigere Zusammensetzung des Hauses. Die regierungsfreundlichen Elemente, die feudale, katholische und sogenannte altliberale Partei, schmolzen fast gänzlich zusammen, während

die Opposition, die Fortschrittspartei und das linke Zentrum, zu einer gewaltigen Macht anwuchs. Am 11. September trat das Haus in die Verhandlung über die Heeresreformfrage ein, und es entspann sich jetzt ein Redekampf, wie ihn der Landtag seit seinem Ursprunge in einer solchen Heftigkeit noch nicht gesehen hatte. Welche Seite die siegreiche Entscheidung herbeiführen würde, war keinen Augenblick zweifelhaft. Schon in den Kommissionsberatungen hatte man, unbekümmert darum, was aus den 117 neuen Bataillonen und deren Offizieren werden solle, beschlossen, alle Mehrausgaben für die Heeresreform zu streichen; gleichzeitig war ein Antrag der Regierung zur Schaffung einer Kriegsflotte abgelehnt worden, weil es dafür an den bereiten Mitteln fehle.

Der Tag der Entscheidung stand nahe vor der Thür. Der preußische Staat zuckte unter dem Fieberschauer einer gefahrvollen Krisis. Immer höher schlugen die Wogen der erregten Leidenschaft in den Reihen der Volksvertretung, gegen welche die Männer des Königs nur noch mit dem Mut der Verzweiflung ankämpften. Wurde auf der einen Seite für die Überzeugung gestritten, daß das Verfassungsleben in Preußen zu Grunde gehen und die Zeiten des beschränkten Unterthanenverstandes wiederkehren würden, wenn in dieser Sache nicht der Wille der Volksvertretung freie Bahn gewinne, so verteidigte man auf der andern Seite die Selbständigkeit der Krone und damit die Meinung, daß bei einem Zurückweichen sich die konstitutionell-monarchische Regierung in eine parlamentarische verwandle. Dort die Mahnung zu kraftvollem Vorwärtsschreiten auf dem Wege einer entschiedenen deutsch-nationalen Politik, hier der Zorn über ein solches Verlangen bei dem Bestreben, Preußen zu Lande und zu Wasser wehrlos zu machen!

Der König litt furchtbar unter dem Eindruck dieses verhängnisvollen Streites. Vor einem Jahre war es zwischen einem seiner einsichtsvollsten Ratgeber, dem General von Manteuffel, und dem Abgeordneten Twesten wegen politischer Händel zum Zweikampf gekommen, in welchem der Abgeordnete verwundet wurde, so daß sich der König gezwungen gesehen, den General seines Dienstes zu entheben und das kriegsgerichtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen. Schon damals hatte er in einem vor kurzem bekannt gewordenen Briefe an den Kriegs-

miniſter von Roon geſchrieben: „In dieſem Momente Manteuffels Dienſte zu entbehren, der Triumph der Demokratie, ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufſehen, was dies Ereignis in meiner allernächſten Umgebung machen muß, ſind Dinge, die mir faſt die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückſeligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin!“ — Was mußte er leiden, als ihn jetzt die Brandung des Streites in noch heftigerer Wut umtoſte? Dem Abgeordneten Beckerath gegenüber, der ihm freimütig ſeine den Anſchauungen der Regierung entgegenſtehende Meinung vorgetragen und hinzugefügt hatte, die treueſten Anhänger des Thrones ſeien ob dem unſeligen Kampfe mit Trauer erfüllt, klagte der König: „Traure ich denn nicht? Ich ſchlafe keine Nacht!“

In dieſer Zeit der höchſten Gefahr rief der König Otto von Bismarck an ſeine Seite. Am 19. September 1862 traf derſelbe, begleitet von ſeinem pommerſchen Landsmann, dem Kriegsminiſter von Roon, der ihm bis Frankfurt am Main entgegengefahren war, um ihn in die Lage der Dinge einzuweihen, in Berlin ein. Am 23. September erfolgte der verhängnisvolle Beſchluß des Abgeordnetenhauſes, durch welchen die erdrückende Mehrheit der Volksvertreter der Regierung die Mittel zur Weiterführung der Heeresreform verweigerte. Am Tage darauf traten Fürſt von Hohenlohe und Herr von der Heydt von ihren Poſten zurück, während Bismarck, einſtweilen ohne Portefeuille, zum proviſoriſchen Präſidenten des Staatsminiſteriums ernannt wurde. Der daraufbezügliche Kabinettsbefehl des Königs lautete:

„Nachdem der Prinz Adolf zu Hohenlohe-Ingelfingen auf ſein wiederholtes Geſuch von dem Vorſitz im Staatsminiſterium entbunden, habe ich den Wirklichen Geheimen Rat von Bismarck-Schönhauſen zum Staatsminiſter ernannt und ihm den interimiſtiſchen Vorſitz des Staatsminiſteriums übertragen.

Wilhelm.“

Bei näherer Erwägung der Lage, in welcher ſich damals die preußiſche Regierung befand, iſt es wohl einleuchtend, daß Bismarck zur Übernahme eines ſo verantwortungsvollen Amtes ſich nicht drängte; aber bei ſeiner Sinnesart iſt es auch erklärlich, daß er ſeinen König unter Vorwänden im Stiche zu laſſen für Feigheit

und Untreue hielt, daß er vielmehr, als der Ruf an ihn erging, mit einem mutigen Voran! die ihm überreichten Zügel der verwickelten Staatsleitung ergriff.

Auch von seiten des Königs gehörte der Mut eines kühnen Entschlusses dazu, einem Mann wie Bismarck gerade im Augenblick der höchsten Kampferregung jene Zügel in die Hand zu geben. Rief doch seine Berufung einen wahren Sturm der Entrüstung in den gegnerischen Reihen hervor. Ein Hagelschauer von Schmähungen und Verdächtigungen prasselte auf den neuen Ministerpräsidenten ein. Die Presse der Fortschrittspartei belegte ihn mit Ehrentitel, wie „burschikoser Junker", „hohler Renommist", „Napoleonvergötterer", „Städtevertilger", und faßte ihr Urteil in dem Satze zusammen: „Bismarck ist der Staatsstreich". Man sprach es ferner offen aus, daß Bismarck, den man noch immer als den feudalen Junker und Anhänger der Kreuzzeitungspartei betrachtete, den völligen Bruch mit der Landesvertretung durch Zerstörung der verfassungsmäßigen Einrichtungen herbeiführen wolle, „nicht davor zurückschrecke, ohne Budget zu regieren, und sich einer abenteuerlichen Großmachtspolitik in die Arme werfen werde". — „Das preußische Volk weiß", hieß es in der Kölnischen Zeitung, „daß Herr von Bismarck äußere Verwickelungen nur herbeiwünscht, um die inneren zur Ruhe oder doch zum Schweigen zu bringen. In Olmütz feierte Junker Bismarck zugleich mit Österreich seinen Triumph." Das Organ der altliberalen Partei entwarf folgende Charakterzeichnung von Bismarck: „Er war, als er seine Laufbahn begann, ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dem mit der bureaukratischen Pedanterie auch die bureaukratische Routine fehlte, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erhoben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist. Den Höhepunkt seines parlamentarischen Ruhmes erreichte er in der Revisionskammer von 1849 und im Unionsparlament von 1850. Aber welche seiner Reden hätte einen Hauch aufzuweisen von der dialektischen Schärfe eines Stahl, von dem Feuereifer eines Kleist-Retzow, von dem Reichtum an geistreichen Einfällen eines Gerlach, von der doktrinären Gründlichkeit eines Wagner! Er trat schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit; aber wann hätte

er einen politischen Gedanken geäußert? Er hat sich in Frankfurt Kenntnisse in dem diplomatischen Zeremoniale erworben und in St. Petersburg und Paris intriguierenden Prinzessinnen ihre Geheimnisse abgelauscht; aber die saure Arbeit der täglichen Verwaltungsgeschäfte ist ihm fremd; den klaren Einblick in das Getriebe des Staates in allen seinen Einzelheiten hat er sich nirgends erwerben können. Ihm gegenüber wird sich das Wort des Herrn von Schleinitz bewähren, daß die Politik eine sehr positive Kunst ist." Die Kreuzzeitungspartei jubelte bei der Ernennung Bismarcks zum Minister, von dem sie das Aufblühen ihres feudalen Weizens erhoffte. Ein Berliner Berichterstatter der Augsburger Allgemeinen Zeitung schloß seinen Schmähartikel gegen Bismarck mit dem feierlichen Ausruf: „Warten wir ab; nach seinen Thaten soll er gerichtet werden!"

O der Prophetengabe der weisen und weitschauenden Herren! Den Nagel auf den Kopf hatte jedenfalls, wenn auch wider Willen, der Korrespondent der Augsburger Allgemeinen getroffen: „Nach seinen Thaten soll er gerichtet werden!"

Längere Zeit dauerte der Meinungskrieg über den Wert und Unwert des neuernannten Ministerpräsidenten noch fort. Und wie verhielt sich dieser demselben gegenüber? Er trat auf seinen Posten, schwieg zunächst zu den Lästerungen und handelte nach des Dichters Wort:

„Der König Karl am Steuer saß
Und hat kein Wort gesprochen.
Er lenkt' das Schiff mit sicherm Maß,
Bis sich der Sturm gebrochen."

Dem neuen Gegner gegenüber schlossen die regierungsfeindlichen Parteien ihre Reihen, um den Kampf mit um so wuchtigeren Waffen wieder aufzunehmen. Bismarcks erste Schritte aber waren Friedensversuche. Er lud die Führer der altliberalen Partei zu einer Besprechung ein, entwickelte ihnen seine Absichten und bot ihnen einige Plätze im Ministerium an. Wie überrascht die Herren auch waren, einen ganz andern Mann zu finden, als sie sich nach den schmeichelhaften Zeichnungen der liberalen Presse vorgestellt hatten, so vermochten sie dennoch auf seine Vorschläge wegen Meinungsverschiedenheit in Bezug

auf die Forderung der zweijährigen Dienstzeit nicht einzugehen, da sie sonst, wie der Abgeordnete Simson sagte, Offiziere ohne Soldaten sein würden. Es stand zu erwarten, daß, da die Zweite Kammer die Ausgaben für die neuen Heereseinrichtungen bereits gestrichen hatte, daß auch der ganze Haushaltungsplan für das Jahr 1863 dasselbe Schicksal erleiden werde. Bismarck zog deshalb im königlichen Auftrage den Etat mit der Erklärung zurück, daß dies geschehe, „um die Hindernisse der Verständigung nicht noch höher anschwellen zu lassen, als sie ohnehin seien". Gleichzeitig versprach er, den Haushaltungsplan im nächsten Jahre nebst einer vielbegehrten Gesetzesvorlage über die Dienstpflicht einzubringen. Das Haus überwies diese Erklärung der Budgetkommission zur schleunigen Berichterstattung. In der Sitzung derselben erschien auch Bismarck, der keinen Versuch, eine Verständigung herbeizuführen, ungethan lassen wollte. In eindringlicher Rede mahnte er zum Frieden; einige Aussprüche, welche er in dieser denkwürdigen Sitzung that, wurden zu geflügelten Worten, welche seinen Namen in alle Welt hinaustrugen und seither unvergänglich mit denselben verknüpft sind.

Er gab zunächst eine Auslegung des Artikels 99 der Verfassung, welcher von der Feststellung des Budgets durch die drei Faktoren der gesetzgebenden Gewalt: Krone, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus handelt, bezeichnete den gegenwärtigen Konflikt als einen Streit über die Grenze zwischen der Macht der Krone und der Befugnis des Parlaments und sprach dann die Hoffnung aus, daß die Krisis, welchen Verlauf dieselbe auch nehmen möge, dennoch zum Wohle des Vaterlandes ausschlagen werde. „Der Konflikt", so fuhr er fort, „so ernst er auch werden kann, wird doch zu tragisch aufgefaßt, von der Presse zu tragisch dargestellt. Wir sind Kinder desselben Landes. Die Regierung sucht keinen Kampf. Kann die Krisis mit Ehren beseitigt werden, so bietet sie gern die Hand dazu. Das ist kein Programm, sondern eine Äußerung, die aus gutem Herzen kommt; man möge sie hinnehmen als die Worte eines Mannes, der mit den Abgeordneten an einem gemeinsamen Werke zu arbeiten berufen ist."

Diese versöhnlichen Worte prallten an der Rüstung der Gegner eindruckslos ab. Mit Heftigkeit suchten sie die Auslegung des Ver-

fassungsartikels zu widerlegen und die Genehmigung des Haushaltungsplanes als das gute Recht des Abgeordnetenhauses nachzuweisen. Während der geharnischten Reden, die gegen ihn eindrangen, zog Bismarck einen Ölzweig aus seiner Brieftasche und zeigte ihn den neben ihm sitzenden liberalen Abgeordneten, während er harmlos plaudernd sagte: „Ich habe ihn in Avignon gepflückt, um ihn hier meinen früheren Gegnern als Friedenszeichen zu bieten; aber ich sehe wohl, daß die Zeit dazu noch nicht gekommen ist."

In der That war hier weder der Ort noch die Zeit, die Sprache des Friedens zu reden. Bismarck schlug alsbald einen andern Ton an, indem er sich erhob, um seinen Gegnern zu antworten. Noch einmal auf die Notwendigkeit der Heeresorganisation eingehend, sagte er:

„Preußen hat von jeher die Vorliebe, eine zu große Rüstung für seinen schmalen Leib zu tragen. Es ist die altpreußische Überlieferung, stark gerüstet zu sein, um diese Rüstung im günstigen Augenblicke sogleich vorzufinden und zu verwenden. Preußens geographische und politische Lage nötigt es, jene altpreußische Tradition, die Haltung einer verhältnismäßig starken Armee, fortzusetzen, und man darf nicht mit Neid auf die verhältnismäßig geringen Militärbudgets und Kriegslasten der deutschen Nachbarstaaten blicken. Preußen muß aber seine Rüstung auch nützen und sich stärken, damit es nach und nach hineinwachse. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf Preußens Macht. Wir müssen unsere Kräfte zusammenfassen und zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, — das ist der Irrtum in den Jahren 1848 und 1849 gewesen, — sondern durch Blut und Eisen!"

Bismarck hatte seinen Ölzweig von Avignon wieder eingesteckt. Erst vier Jahre später war die Zeit gekommen, daß er das Zeichen des Friedens seinen Gegnern abermals bot. Das siegreiche preußische Heer kehrte im Herbst 1866 aus Böhmen heim, als der Vertreter der Politik durch Blut und Eisen im Hause der Abgeordneten die Maßnahmen

der Regierung rechtfertigte und für dieselben nachträgliche Gutheißung beantragte, und die nachgesuchte Indemnität nicht verweigert wurde.

Die Vorgänge in der Kommissionssitzung waren kleine Vorpostengefechte; Hauptschlachten folgten bald darauf. Auf Antrag ihres Vorsitzenden, Herrn von Forckenbeck, beantragte die Budgetkommission, daß das Abgeordnetenhaus an das Staatsministerium die Aufforderung richte, das Staatshaushaltungsgesetz für 1863 noch vor Schluß des Jahres 1862 vorzulegen, da jede Ausgabe vor dessen Genehmigung verfassungswidrig sei.

In der Sitzung am 6. Oktober beriet das Haus über diesen Antrag. Mit großer Entschiedenheit traten die Redner der Fortschrittspartei für das ausschließliche Budgetrecht des Abgeordnetenhauses ein. Der Abgeordnete und Staatsrechtslehrer Gneist erklärte: „Wenn die Minister in Ermangelung eines verfassungsmäßig zu stande gekommenen Budgets ohne Budget regieren wollten, so würden sie die Axt an die Wurzeln der Verfassung und des Staates selber legen. Wir würden dann in Preußen als leitenden Minister einen Polignac haben, auf dessen berüchtigte Verordnungen 1830 in Frankreich die Julirevolution und die Vertreibung der Bourbons folgte.“ Bismarcks Entgegnung auf die Ausführungen seiner Gegner erfolgte in der Sitzung des folgenden Tages. Er nahm das Wort zur Verlesung einer Erklärung des Staatsministeriums. Er bedauerte in derselben, daß der Vorschlag zum Waffenstillstande durch den Antrag der Budgetkommission mit einer Herausforderung zur schleunigen Fortsetzung des Streites beantwortet worden sei, und versprach sich für eine praktische Verständigung keinen Gewinn, wenn mit derselben Schärfe, wie dies gestern geschehen, der Theorie die Theorie, der einen Auslegung die andere gegenübergestellt würde.

Am 10. Oktober beriet das Herrenhaus über das ihm von dem andern Hause zugesandte Haushaltungsgesetz. Nach längeren Verhandlungen erfolgte am folgenden Tage die Ablehnung des von der Zweiten Kammer verstümmelten Etats und die Bestätigung der Regierungsvorlage mit großer Majorität, worauf am 12. Oktober das Abgeordnetenhaus wiederum den Beschluß des anderen Hauses, soweit

er sich auf die Annahme der Regierungsvorlage beziehe, als verfassungswidrig für null und nichtig erklärte.

Damit war der vollständige Bruch zwischen der Volksvertretung und der Krone herbeigeführt. Der Ministerpräsident verkündete alsbald darauf den Schluß des Landtages. In der Thronrede erklärte die höchste Staatsgewalt, welche Maßregeln sie nunmehr ergreifen werde, in folgenden Worten: „Nachdem der Gesetzentwurf über den Staatshaushaltungsetat für das Jahr 1862 in der von dem Abgeordnetenhause beschlossenen Festsetzung wegen seiner Unzulänglichkeit vom Herrenhause verworfen worden, findet sich die Regierung in der Notwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Grundlage führen zu müssen. Sie ist sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerten Zustande erwächst; sie ist aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land obliegen, und findet darin die Ermächtigung, bis zur gesetzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt nötig sind, indem sie die Zuversicht hegt, daß dieselben die nachträgliche Genehmigung des Landtages erhalten werden."

Der Kampf um die Heeresreform erweiterte sich zum Verfassungsstreit. Einstweilen aber trat bis zur Wiedereröffnung des Landtages ein mehrmonatlicher Waffenstillstand ein, wenn die erregten Parteien des Volkes in der Presse und in Versammlungen auch während dieser Zeit gleich den Geistern der gefallenen Kämpfer der Hunnenschlacht heftig weiter stritten.

Bismarck, welcher inzwischen, am 8. Oktober, vom Könige endgültig mit dem Vorsitz im Staatsministerium betraut worden war, sorgte nun zunächst für die Vervollständigung seines Ministeriums. Er selbst übernahm das Amt des Auswärtigen, während Graf Bernstorff wieder auf seinen früheren Posten als Gesandter nach London zurückkehrte. In das Finanzministerium wurde Herr von Bodelschwingh, in das des Innern Graf Friedrich Eulenburg berufen.

Seine frische Laune hatte Bismarck auch während der verflossenen kampfvollen Zeit nicht verlassen. Nach Heldenart fühlte er im ritter-

lichen Kampfe für die Rechte seines Königs sich neubelebt, seine Kraft und seinen Mut gestählt. Seine Briefe aus jener Zeit bezeugen, daß Humor und Heldentum wie stets in deutschen Kraftnaturen auch in seiner Brust sich gut zu einander gesellten. Am 7. Oktober schrieb er, während die parlamentarische Schlacht ihn umtoste, an seine Gemahlin, die bei den Eltern in Pommern weilte:

„Am Kammertisch mit einem Redner, der mir Sottisen sagt, auf der Tribüne vor mir, zwischen einer abgegebenen und abzugebenden Erklärung gebe ich Dir Nachricht von meinem Wohlbefinden. Arbeit ist viel; etwas müde, nicht genug Schlaf! Aller Anfang ist schwer; mit Gottes Hilfe wird es besser werden; es ist ja auch so recht gut; nur das Leben auf dem Präsentierteller ist etwas unbehaglich. Ich esse alle Tage bei den guten Roons, die Dir eine rechte Stütze sein werden. — Ich sehe, daß ich verkehrt angefangen habe; hoffentlich nicht als böses Omen! (der Brief ist auf der innern Seite des Bogens angefangen.) Wenn Roon und die Fuchsstute nicht wären, so würde ich mir etwas vereinsamt vorkommen, obwohl ich nie allein bin."

An Frau von Arnim, welche den Bruder mit einer Sendung uckermärkischer Stärkungsmittel bedacht hatte, schrieb er am 10. Oktober:

„So gute Blutwurst aß ich nie und so gute Leber nur selten; mögen Deine Schlachtthaten an Dir gesegnet werden; ich frühstücke seit drei Tagen daran. Die Arbeitslast wächst hier täglich. Heut von 8 bis 11 Diplomatie, von 11 bis $2^1/_2$ verschiedene streitsüchtige Ministerkonferenzen, dann bis 4 Vortrag beim König, von $^1/_4$ bis $^3/_4$5 Galopp im Regen bis Hippodrom (im Tiergarten bei Charlottenburg), um 5 zur Tafel, von 7 bis jetzt 10 Uhr Arbeit aller Art; aber gesund und guten Schlaf; starken Durst!"

Am 29. Oktober reiste Bismarck nach Paris, um sich beim Kaiser Napoleon zu verabschieden. Im Schlosse St. Cloud wurde er am 1. November in feierlicher Audienz empfangen und hier, in denselben Räumen, in denen einst Karl X. die berüchtigten Ordonanzen seines Ministers, Fürsten Polignac, unterzeichnet hatte, überreichte Bismarck dem Kaiser sein Abberufungsschreiben. Wie gefahrvoll Napoleon die innere Lage Preußens erschien, geht daraus hervor, daß er Bismarck

an das Schickſal des in der Julirevolution ſchmachvoll geſtürzten Miniſters Karls X. erinnerte. Der preußiſche Miniſterpräſident aber ſchaute keineswegs mit ſo düſterer Stimmung in die Zukunft. Er gab auf das Urteil des Kaiſers ſehr wenig. Er hatte den Helden, der damals eine ſo große Rolle in der politiſchen Welt ſpielte und ſich in der öffentlichen Meinung mit dem Nimbus eines tiefdenkenden Staatsmannes umgeben wußte, längſt durchſchaut. Die Meinung, welche Bismarck damals über Napoleon hatte, ging nach einem ſpäteren Ausſpruche desſelben*) dahin: „Er iſt gefühlvoll, ja ſentimental, viel gutmütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn hält; mit ſeiner Intelligenz iſt es nicht weit her, auch mit ſeinem Wiſſen nicht. Beſonders ſchlecht beſtellt iſt's mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutſchland erzogen worden und in die Schule gegangen iſt, und er lebt in allerhand phantaſtiſchen Vorſtellungen. Seine Kenntniſſe ſind derart, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte. — Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe das ſchon vor langer Zeit ausgeſprochen. 1854 und 1855 ſagte ich es ſchon dem Könige. Er hat keinen Begriff davon, wie es bei uns ſteht.“ — Über den Verlauf der Abſchiedsaudienz berichtet Bismarck:**) „Als ich Miniſter geworden war, hatte ich eine Unterredung mit Napoleon. Da meinte er, das würde wohl nicht lange dauern, ſo würde es einen Aufſtand bei uns geben in Berlin und Revolution im ganzen Lande, und bei einer Volksabſtimmung hätte der König alle gegen ſich. — Ich ſagte ihm damals, das Volk baue bei uns keine Barrikaden, Revolutionen machten in Preußen nur die Könige. Wenn der König die Spannung, die freilich vorhanden wäre, nur drei bis vier Jahre aushielte — die Abwendung des Publikums von ihm wäre allerdings unangenehm und unbequem — ſo hätte er gewonnenes Spiel. Wenn er nicht müde würde und mich nicht im Stiche ließe, würde ich nicht fallen. Und wenn man das Volk anriefe und abſtimmen ließe, ſo hätte er ſchon jetzt neun Zehnteile für ſich. Der Kaiſer hat damals über mich geäußert: ‚Ce n'est pas un homme sérieux!‘ (Das iſt kein ernſthafter Menſch.)“

*) Vergl. Moritz Buſch: „Graf Bismarck und ſeine Leute“. Bd. 2, S. 171.
**) Ebenda.

Dennoch hat die Unterredung wohl dazu beigetragen, das Vertrauen Napoleons auf die preußische Politik zu stärken, was für die Zukunft Preußens von hoher Wichtigkeit war.

Wie richtig Bismarck die damalige Volksstimmung in Preußen beurteilte, bezeugten ihm, als er in die Heimat zurückgekehrt war, Vorgänge mancherlei Art. Er sah, wie aus allen Teilen des Landes das Volk Abordnungen nach Berlin sandte, um dem Könige zum Beweise, daß man die Ansichten der Fortschrittler und sonstiger Gegner der Regierung nicht teile, Huldigung darzubringen und ihm ihre unverbrüchliche Treue zu versichern, möge der Kampf mit den Parteien auch noch so heftig wüten. Diesen Vertretern des Volkes gegenüber erklärte der König, daß er, um die Heeresorganisation durchzusetzen, keinen Eingriff der Parlamentsgewalt dulden, aber auch die Verfassung unverbrüchlich halten werde. Zu einer dieser „Loyalitätsdeputationen" (wie die Gegner sie spottweise nannten), die aus der Heimat Bismarcks gekommen war und vom König im Jagdschlosse Letzlingen empfangen wurde, sagte der Monarch: „Ich werde bei meinem gegebenen Worte bleiben und die Verfassung halten, freilich nicht in dem Sinne, wie diejenigen wollen, welche nach dem Throne und der Krone greifen und die mir von Gott gegebene königliche Gewalt zu schwächen suchen. Man will am Heere rütteln. Ich brauche eben das Heer zum Schutze des Vaterlandes gegen äußere Feinde und andere, sie mögen kommen, woher es sei."

Der Volkshumor pflegt gerade in trüber Zeit seine schönsten Blüten zu treiben Auch die Berliner ließen sich durch den Ernst der politischen Verhältnisse ihre allezeit gute Laune nicht verderben. Gewöhnlich machten die Deputationen, welche dem Könige ihre Ergebenheit bekundeten, auch seinem ritterlichen Ministerpräsidenten ihre Aufwartung. Der Führer einer solchen Abordnung aus dem Saalkreise gab seiner Bewunderung über die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks einem Berliner gegenüber im singenden Tone seiner sächsischen Mundart also Ausdruck: „Hören Sie, dem Manne gegenüber kann man gar keine Dummheit sagen!" — „Da sind Sie wohl noch nie in der Abgeordnetenkammer gewesen", erwiderte trocken der Berliner.

Der feste, frische Kampfesmut Bismarcks erfüllte auch seine Mitstreiter wieder mit Vertrauen auf ihre Sache. Großen Trost gewährte er dem Könige in seinem Kummer um den unseligen Konflikt. Einer russischen Fürstin, welche ihn zu jener Zeit über sein gesundes Aussehen beglückwünschte, sagte er, auf seinen Ministerpräsidenten deutend: „Voilà mon médicin!“*)

Nachdem die Regierung inzwischen in der deutschen Frage mit Eifer thätig gewesen war und namentlich durch einen geschickten diplomatischen Schachzug Bismarcks in der hessischen Sache einen Erfolg erzielt hatte, der in ganz Deutschland lebhaften Beifall fand, begann für sie der Kampf mit der Volksvertretung aufs neue. Am 14. Januar 1863 fand die Wiedereröffnung des Landtages durch den Ministerpräsidenten statt. Neugestärkt und neugerüstet rückten die Scharen der streitlustigen Abgeordneten heran, welche von ihren Wählern in festlichen Versammlungen und Veranstaltungen aller Art weidlich gefeiert worden waren. In der Eröffnungsrede sprach Bismarck den lebhaften Wunsch der Regierung aus, daß es nunmehr gelingen möchte, über die ungelösten Fragen zu einer dauernden Verständigung zu gelangen. Gleichzeitig wurde mit der Einbringung des Staatshaushaltungsgesetzes für 1863 eine Vorlage über den Etat des abgelaufenen Jahres zur nachträglichen Genehmigung des Hauses, sowie ein Gesetzentwurf über die Verpflichtung zum Heerdienst in Aussicht gestellt.

Das Abgeordnetenhaus antwortete mit einer Adresse an den König, deren Entwurf von dem Abgeordneten Virchow verfaßt war, und worin gegen das Ministerium die schärfsten Anklagen erhoben wurden.

„Die von Ew. Majestät berufenen Minister“, hieß es in dem Adreßentwurf, „haben verfassungswidrig die Verwaltung ohne gesetzlichen Etat fortgeführt und sogar, entgegen einer bestimmten Erklärung des Hauses der Abgeordneten, solche Ausgaben verfügt, welche durch Beschlüsse des Hauses definitiv und ausdrücklich abgelehnt waren. Das oberste Recht der Volksvertretung, das der Ausgabebewilligung, war damit angegriffen, ein Recht, welches die Grundlage des konstitutionellen

*) Da ist mein Arzt.

Staatslebens überhaupt ist, welches daher auch alle bestehenden konstitutionellen Verfassungen gewährleisten, und welches bisher, unter steter Anerkennung durch die Staatsregierung selbst, von der preußischen Volksvertretung geübt worden war. — Eure Majestät haben noch jüngst zu erklären geruht, daß niemand an Allerhöchst Ihrem Willen zweifeln dürfe, die beschworene Verfassung aufrecht zu erhalten und zu schützen. In der That wagt niemand einen solchen Zweifel zu hegen. Aber — gestatten Ew. Majestät es auszusprechen — die Verfassung ist durch die Minister schon jetzt verletzt. Der Artikel 99 ist keine Wahrheit mehr. Das Übel einer budgetlosen Regierung ist über das Land gekommen." . . .

Die Spitze dieser Anklagen der Minister war gegen den König selbst gerichtet; denn in seinem Namen und Auftrage handelten diese Männer. Deshalb warnten die besonnenen und gemäßigten Abgeordneten, selbst solche von der Linken, vor der Überreichung einer solchen Adresse, die den König persönlich verletzen mußte. Der altliberale Freiherr von Vincke sagte: „Vergessen Sie nicht, daß wir als Preußen zu dem König reden!" Der Staatsrechtslehrer Gneist aber erwiderte: „Wir sind darauf angewiesen, dem Könige über die Häupter seiner Minister hinweg zu sagen, was deutsche Unterthanen tausendmal haben sagen müssen: „Gnädiger Herr, Du hast unrecht!"

Die Frage, auf wessen Seite in diesem Streite um die Verfassung das alleinige Recht oder Unrecht sei, war jedenfalls nicht so leichthin zu entscheiden. Die Geschichte der folgenden Jahre hat dem Könige und seinen Ministern recht gegeben und über jenen Redner das Urteil gesprochen: Herr Professor der Staatsrechtslehre, Du hattest unrecht!

Die Gründe, mit welchen Bismarck den Standpunkt der Regierung rechtfertigte, wären vielleicht damals schon den Gegnern einleuchtend gewesen, wenn nicht Haß und Erregung ihr unbefangenes Urteil getrübt hätten. Bei der Beratung über den Adreßentwurf am 27. Januar begründete er den Rechtsstandpunkt der Regierung an der Hand der betreffenden Abschnitte der Verfassung den Abgeordneten gegenüber folgendermaßen:

„Artikel 91 der Verfassung lautet: ‚Alle Einnahmen und Aus-

gaben des Staates müssen für jedes Jahr im Voraus veranschlagt und auf den Staatshaushaltungsetat gebracht werden.' Wenn darauf folgte: Letzterer wird jährlich durch das Haus der Abgeordneten festgestellt, dann hätten Sie in Ihren Beschwerden in der Adresse vollkommen recht; dann wäre die Verfassung verletzt. Es folgt aber im Text des Artikels 99: ‚Letzterer (der Staatshaushaltungsetat) wird jährlich durch ein Gesetz festgestellt.' Wie nun ein Gesetz zu stande kommt, sagt Artikel 62 mit unwiderleglicher Klarheit. Er sagt, daß zum Zustandekommen eines jeden Gesetzes, also auch des Budgetgesetzes, die Übereinstimmung der Krone und der beiden Kammern erforderlich ist. Daß das Herrenhaus berechtigt ist, ein von der Zweiten Kammer beschlossenes und ihm nicht konvenierendes Budget zu verwerfen, ist außerdem noch in demselben Artikel hervorgehoben. — Wenn eine Vereinbarung zwischen den drei Gewalten nicht stattfindet, so fehlt es in der Verfassung an jeglicher Bestimmung darüber, welche von ihnen nachgeben muß. Die Verfassung hält das Gleichgewicht der drei gesetzgebenden Gewalten in allen Fragen, auch in der Budgetgesetzgebung, durchaus fest. Keine dieser Gewalten kann die andere zum Nachgeben zwingen; die Verfassung verweist daher auf den Weg der Kompromisse zur Verständigung. — Wird der Kompromiß dadurch vereitelt, daß eine der beteiligten Gewalten ihre Ansicht mit doktrinärem Absolutismus durchführen will, so wird die Reihe der Kompromisse unterbrochen, und an ihre Stelle treten Konflikte, und Konflikte, da das Staatsleben nicht stille zu stehen vermag, werden zu Machtfragen. Wer die Macht im Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor, weil das Staatsleben auch nicht einen Augenblick stillstehen kann. —

„Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen", so schloß der Redner mit einem Hinweis auf die Bedeutung des Tages, des 27. Januar, „daß die Beratung dieses Manifestes, welches unserm königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem heutigen Geburtstage des jüngsten mutmaßlichen Thronerben.*) In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine verdoppelte Aufforderung, fest für

*) Kaiser Wilhelms II.

die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt; es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden."

In England hat infolge einer langen historischen Entwickelung allein das dem preußischen Abgeordnetenhause entsprechende Unterhaus die Entscheidung, ob irgend eine Einnahme oder Ausgabe im Staatshaushalte geschehen darf. Die liberalen Parteien in Preußen waren nun der Meinung, daß dieses Budgetrecht des englischen Unterhauses der Volksvertretung jedes anderen konstitutionellen Staates ohne weiteres gehöre. Sie vergaßen dabei, daß sie sich durch diese Annahme mit den Bestimmungen der preußischen Verfassung in Widerspruch setzten. Bismarck wies seinen Gegnern dies mit kaum zu widerlegenden Gründen nach. Es ist aber charakteristisch für den politischen Kampf, daß keiner der Gegner sich durch die Gründe des andern, mögen sie noch so schlagend sein, überzeugen läßt, weil er sich nicht überzeugen lassen will. Es waren gewiß ehrenwerte Männer und tüchtige Politiker unter den Widersachern Bismarcks; viele derselben haben sich später der Macht seines Genies willig gebeugt und gemeinsam mit ihm Seite an Seite an den vaterländischen Aufgaben gearbeitet; aber damals kämpften sie mit einer Erbitterung gegen ihn, daß sie darüber selbst oft die Folgerichtigkeit des Denkens und Handelns zu verlieren schienen. Das zeigte sich so recht deutlich in den Erwiderungen auf die obigen Ausführungen Bismarcks. Man ließ den Kern der ganzen Darlegung außer acht und und griff Einzelheiten heraus, die man drehte und wendete, bis die Spitze gegen ihn gerichtet war. So gab der Abgeordnete Graf Schwerin dem Satze, in welchem der Ministerpräsident die folgerichtige Entwickelung des Konfliktes zur Machtfrage nachgewiesen hatte, die Deutung, als habe er gesagt: „Macht geht vor Recht." Und mit dem Tone höchster Entrüstung wies der Redner diesen Gedanken zurück, indem er sagte: Gerade nach dem umgekehrten Grundsatz zu handeln, sei die Mission des preußischen Königtums: „Recht geht vor Macht!"

Stürmischer Beifall auf fast allen Seiten des Hauses folgte diesen Ausführungen. Bismarck versuchte, sich gegen eine solche Auslegung seiner Rede zu verwahren, indem er berichtigte: „Ich habe zum Kompromiß geraten, weil in der Ermangelung eines Kompromisses sich Konflikte einstellen müssen, Konflikte aber zu Machtfragen werden, und, da das Staatsleben nicht einen Augenblick stille stehen kann, derjenige, der im Besitze der Macht ist, sich genötigt sieht, sie zu gebrauchen." Es war bei der Stimmung des Hauses vergebliches Mühen, den Sinn seiner Ausführungen klarzulegen, in welchem sie gesprochen waren. Bismarcks Worte waren die Friedensmahnung: Nur bei einem einheitlichen, verständigen Zusammenwirken aller Kräfte kann das Staatsleben gedeihen. Ein Glück für Preußen und Deutschland war es, daß diese Überzeugung weder in den heißesten Augenblicken des Konfliktes, noch im Vollgenuß der glänzendsten Siege aus dem Geiste des Königs und seines großen Ministers gewichen ist.

Der König wies die Angriffe auf seine Ratgeber in der Adresse des Abgeordnetenhauses, deren persönliche Überreichung er abgelehnt, in seiner am 3. Februar erfolgenden Antwort als unbegründet zurück und drückte darin nochmals sein Bedauern über den Widerstreit der Meinungen in der Frage über den Staatshaushaltungsetat aus. „Es kann aber", hieß es dann weiter, „eine Vereinbarung über den Etat nicht durch Preisgebung der verfassungsmäßigen Rechte der Krone und des Herrenhauses erwirkt, es kann, der Verfassung entgegen, das Recht der Bewilligung und Verweigerung der Staatsausgaben nicht ausschließlich auf das Haus der Abgeordneten übertragen werden. Es ist meine landesherrliche Pflicht, die auf mich vererbten und verfassungsmäßigen Machtbefugnisse der Krone ungeschmälert zu bewahren, weil ich darin eine notwendige Bedingung für die Erhaltung des inneren Friedens, für die Wohlfahrt des Landes und für das Ansehen Preußens in seiner europäischen Stellung erkenne. — Ich erwarte", sagte der König, nachdem er die Versöhnlichkeit der Regierung nochmals hervorgehoben, am Schlusse seines Schreibens, „daß das Abgeordnetenhaus diese Beweise des Entgegenkommens nicht ferner unbeachtet lassen wird, und fordere dasselbe nunmehr auf, seinerseits meinen landesväterlichen Ab-

sichten sein Entgegenkommen in einer Art zu beweisen, daß das Werk der Verständigung ermöglicht wird, welches Bedürfnis meines Herzens ist, dessen einziges Verlangen darauf gerichtet ist, das Wohl des preußischen Volkes zu fördern und dem Lande die Stellung zu erhalten, die eine glorreiche Geschichte durch treues Zusammengehen von König und Volk demselben angewiesen haben."

Da das königliche Schreiben keine Gegenzeichnung eines Ministers trug, so war dasselbe ohne Zweifel die persönliche, selbständige Meinungsäußerung des Monarchen. Die Ehrfurcht vor der würdigen Person König Wilhelms war auch den erregtesten Heißspornen der Volksvertretung noch nicht aus den Herzen gewichen. So hatte das Antwortschreiben die Wirkung, daß sich die Wogen des Kampfes um die Heeresreform, die der König wiederholt als sein eigenstes Werk bezeichnet hatte, für eine Weile legten. Freilich ruhte der Streit gegen das Ministerium deshalb nicht; er brach vielmehr auf einem anderen Gebiete mit um so größerer Erbitterung aus.

Bismarck zeigte sich auch ferner allen Stürmen gewachsen. Er machte sich des Namens eines unverwundbaren Achilleus, den er einst in seinen studentischen Kampfübungen erworben hatte, auch jetzt in den ernsten Waffengängen für die Ehre und Wohlfahrt des Vaterlandes würdig. Unerschütterlich stand er auf seinem Posten, den Blick fest auf sein Ziel gerichtet. Hier gab es kein Rückwärts, kein Wanken und Weichen, weder zur Rechten noch zur Linken; darum: Durch!

XIII.

Wie Fels im Meer.

„Stah fast, du Sähn ut Märkerstamm!
Unſ Kron un Land brukt hüt
En Mann as du, de scharp un stramm
Up Recht un Ordnung füht,
De wett, wat Dütschland nütt un not,
De, wat he höllt för recht,
Ok frie un frisch mit isern Mot
Un isern Hand verfecht."

Julius Dörr.

„Sie lachten dein, die kleinen neunmal Weisen;
Du schwiegst und sahest sinnend zukunftwärts,
Ermaßest deines Volkes Kraft und Schmerz,
Erwogst des Feindes Macht, der Zeiten Kreißen,
Und wie du sicher es vorausgesehen,
So mußt es kommen, und so ist's geschehen:
Die Weisen lernten dich beschämt verstehen."

Julius Hübner.

Der allgemeine Drang der Völker nach politischer Freiheit und nationaler Unabhängigkeit um jene Zeit hatte auch die Polen ergriffen und getrieben, abermals einen Versuch zu machen, das Joch der Russenherrschaft abzuschütteln und ihre alte Selbständigkeit wiederzuerlangen. Die Verhältnisse schienen für ein solches Unternehmen sehr günstig zu liegen. Die Sympathie der freisinnigen Elemente aller europäischen Länder war auf seiten der Polen; trotz des aufrichtigen Strebens des mildherzigen Kaisers Alexander II., die Härten des russischen

Regiments durch Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft und Gewährung anderer Wohlthaten an das Volk zu lindern, erweckte das Schicksal desselben allgemeines Mitleid. Besonders lebhaft trat dies Gefühl bei den Franzosen hervor. Ihr Kaiser Napoleon erblickte in der Befreiung der Polen durch seine Hilfe ein neues Mittel, die durch seine unglückliche Politik in Italien noch mehr erschütterte Gunst seines Volkes wieder zu gewinnen. Günstig für seine Zwecke erschien ihm ein Plan, der von einem eingefleischten Slaven, dem polinischen Marquis Wielopolski ersonnen und von Gortschakoff, dem Großfürsten Konstantin und anderen panslavistisch gesinnten polinischen und russischen Großen trotz der Abneigung des Zaren eifrig gefördert wurde. Derselbe ging dahin, Polen als russischen Schutzstaat selbständig zu machen, damit dasselbe stark genug sei, Gebiete des einstmaligen Königreichs, Posen, Galizien, vielleicht auch Kroatien und Serbien unter einem Zepter zu vereinigen und als mächtiges Slavenreich im Bruderbunde mit Rußland letzterem die Bahn nach dem erstrebten Konstantinopel zu öffnen. Während der hierdurch entstehenden Kriegswirren, die besonders Österreich bedrohten, gedachte Napoleon die italienische Sache ganz nach seinem Willen zu vollenden und zugleich für Frankreich noch Vorteile im östlichen Mittelmeere zu erhaschen.

Leider waren für diese schöne Idee die revolutionären Elemente der Polen nicht zu gewinnen. Dieselben wuchsen unter der bewundernswert organisierten Leitung eines geheimen Nationalausschusses, der sich später zu einer Nationalregierung unter der Diktatur Mieroslawskis und Langiewiczs erweiterte, zu einer bedeutenden Macht. Als man diese durch eine willkürliche, gesetzwidrige Aushebung der besonders aufrührerisch gesinnten waffenfähigen Jugend in Warschau und anderen Städten gewaltsam zu unterdrücken suchte, da brach im ganzen Lande der Aufstand aus, welcher einen Querstrich durch die Rechnung der Slavenpartei machte. Indessen hoffte man nach einer schnellen Überwältigung der Revolution auch noch zum erwünschten Ziele zu gelangen.

Diese polnischen Wirren verursachten in Europa eine heftige Bewegung, ja drohten einen allgemeinen Völkerbrand zu entfachen. In große Sorge gerieten Österreich und England wegen ihrer Interessen

an der Donau und im Mittelmeer, die bei der Verwirklichung jenes Slavenreichplanes und eines russisch-französischen Bündnisses hart bedroht wurden. Ihnen war der Aufstand der polnischen Radikalen, die durch Geldmittel und Waffen sowie durch den Zuzug von Freischaren aus allen Ländern unterstützt und vom Klerus unaufhörlich zum Kampfe angestachelt wurden, höchst willkommen, und sie suchten deren Sache nach Möglichkeit zu fördern.

Wie sollte sich Preußen dieser Angelegenheit gegenüber verhalten? Für die preußische Staatsleitung lagen die Verhältnisse verwickelt genug. Bismarcks scharfblickendes Auge erkannte den Weg alsbald, den seine Politik einzuschlagen habe. Auch Preußens Sicherheit erforderte die Sprengung des gefährlichen Systems Gortschakoffs und seiner panslavistischen Freunde. Denn nach der Errichtung eines selbständigen Polenreichs unter russisch-französischem Schutze gab es für Posen und Westpreußen keine ruhige Stunde mehr. Bei einem Siege des polnischen Aufstandes drohte diese Gefahr aber in mindestens demselben Maße. Hatte doch das Nationalkomitee bereits die Ansprüche Polens auf Westpreußen, Posen und Pommern bis zur Oder öffentlich erhoben. Bismarck erwog: Um die gefahrdrohende russisch-polnische Verbrüderung und dessen französisches Bündnis im Keime zu ersticken, gilt es für Preußens Gegenwart und Zukunft nicht nach dem Beispiele Wiens und Londons der Revolution zum Siege zu verhelfen, sondern zu unterdrücken und dadurch Rußland, das heißt das durch die Person des Kaisers Alexander vertretene in der alten Freundschaft festzuhalten. Seine Erwägungen fanden die Zustimmung des Königs. Nach Beschluß des Ministerrats wurde der General von Alvensleben mit einem eigenhändigen Schreiben des Königs, das sich unmittelbar an die persönlichen Gefühle des Kaisers Alexander wendete, nach Petersburg gesandt, um dort eine Verständigung über die gemeinschaftliche Unterdrückung des polnischen Aufstandes zu vermitteln. In dem Schreiben hieß es: Der König sei von der Überzeugung durchdrungen, daß die Interessen beider Regierungen durch jede polnische Schilderhebung gleichmäßig gefährdet seien, da jede Emanzipation des polnischen Elementes von der Autorität des Kaisers ihre Wirkung nicht auf die Grenzen des

Königreichs beschränken, sondern ebenso sehr die Sicherheit der benachbarten königlichen Provinzen, als diejenigen der westlichen Gouvernements des Kaiserreichs gefährden werde. Die Stellung beider Höfe der polnischen Revolution gegenüber müsse demnach sachlich diejenige zweier Bundesgenossen sein, die von einem gemeinschaftlichen Feinde bedroht seien.

Dem Kaiser gewährte dieses Entgegenkommen Preußens großen Trost in seinem Verdruß über den in aller Welt gegen ihn entfesselten Sturm, und er ergriff die ihm dargereichte Freundeshand mit Freuden und mit dem Gefühl inniger Dankbarkeit, die er Preußen in den schweren Zeiten der zukünftigen Kämpfe treu und thatkräftig bewahrt hat. Sie war zugleich die sicherste Gewähr für die Abwendung der durch die panslavistische Verbrüderung zwischen Polen und Russen drohenden Gefahr. Das Ergebnis der zwischen Berlin und Petersburg gepflogenen Verhandlungen war der Abschluß eines Vertrages, der am 8. Februar 1863 erfolgte und dahin ging, daß auf Ersuchen des russischen oder preußischen Oberbefehlshabers oder der beiderseitigen Grenzbehörden die beiderseitigen Truppenführer bevollmächtigt würden, sich gegenseitig Hilfe zu leisten und nötigenfalls auch die Grenze zu überschreiten zur Verfolgung der Rebellen, die aus dem einen in das andere Land überträten.

Das Fahrwasser, in welches mit diesem Vorgehen Bismarcks Politik sich wagte, mußte zagherzigen Naturen als ein höchst gefährliches erscheinen. Es gehörte ein kühner Mut dazu, sich offen an die Seite des völlig vereinzelt stehenden Rußlands zu stellen, das die öffentliche Meinung, die liberalen, klerikalen und nationalen Parteien aller europäischen Staaten, gleich schwer verdammten, weil es das unter dem Druck eines harten Jochs ohnehin leidende Polenvolk durch die gesetzwidrige Rekrutierung zum Verzweiflungskampfe getrieben. Indessen Bismarck wußte, was er wollte, und ließ sich von seinen wohlerwogenen Plänen durch nichts abbringen. Sentimentalen Gefühlen nachzuhängen, lag trotz seines im Grunde weichgestimmten Herzens nicht in seiner praktischen, kraftvollen Natur In dem ausgebrochenen, unter furchtbaren Grausamkeiten aller Art geführten Kampfe in Polen hielten sich zudem beide Parteien, die russischen Verteidiger der gesetzlichen Ordnung mit ihrer drakonischen Strenge und ihrem Hängeverfahren und die

Revolutionsmänner mit ihrem meuchelmörderischen, greuelvollen Treiben vollkommen die Wage.

Der Abschluß des preußisch-russischen Vertrages, der durch eine Indiskretion des darüber ergrimmten Fürsten Gortschakoff bald bekannt wurde, rief bei allen Polenfreunden die heftigste Entrüstung hervor, und der gegen Rußland entfesselte Sturm sprang sofort auf die preußische Regierung über, dessen Anprall zumeist Bismarck auszuhalten hatte. Man nannte den Vertrag eine politische Seeschlange, so ungeheuerlich erschien derselbe. Bezeichnend für die Art, wie er dem Sturm begegnete, ist eine Unterredung, welche er am 11. Februar mit dem englischen Gesandten in Berlin, Sir Andrew Buchenan, über die polnische Angelegenheit hatte. Der Gesandte berührte andeutungsweise die Frage des Vertrages, und Bismarck gab ihm in seiner offenen Weise vollständig Aufschluß darüber. „Wir können," fügte er hinzu, „ein unabhängiges Polen an unserer Grenze nicht dulden." „Wie aber," wandte der Engländer ein, „wenn der immerhin mögliche Fall eintritt, daß die Russen aus Polen hinausgeschlagen werden, was werdet Ihr dann thun?" „Dann müßten wir das Königreich selbst besetzen," antwortete Bismarck, „um das Aufkommen einer uns feindlichen Macht zu hindern." „Dies wird Europa niemals dulden!" rief Sir Andrew und wiederholte es mehrmals. „Wer ist Europa?" fragte Bismarck kurz. „Nun," erwiderte der Gesandte, „verschiedene große Nationen." „Sind dieselben bereits einig darüber?" fragte der Minister. Der Gesandte geriet in Verlegenheit, umging eine bestimmte Antwort und sagte, Frankreich beispielsweise würde niemals eine neue Unterdrückung Polens zulassen. „Und für uns," erklärte Bismarck, „ist die Unterdrückung des Aufstandes eine Frage über Leben und Tod; übrigens ist es nutzlos", damit brach er das Gespräch ab, „hier nicht vorliegende Möglichkeiten weiter zu erörtern."*)

Wer ist Europa? Mit dieser Frage bekundete der preußische Staatsmann seine tiefe politische Einsicht. Er war überzeugt, daß die neutralen Mächte mit ihren so vielfach entgegengesetzten Interessen sich selbst in Schach halten und um Polens willen keinen Krieg mit Rus-

*) Vergl. Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 2, Seite 493 u. 494.

land und Preußen beginnen würden. Es kam denn auch unter langwierigen Verhandlungen hin und her zu einigen mehr oder weniger entschiedenen Einsprüchen zu gunsten Polens, dabei aber blieb es. Ja, dem Kaiser Napoleon nötigte die feste und folgerichtige Politik Preußens in dieser Angelegenheit so hohe Achtung ab, daß er am Ende doch wieder die Freundschaft dieses kraftvollen Nachbarn suchte, während er über die schwachmütige Zauderpolitik seiner Genossen, Österreichs und Englands, aufs heftigste erbittert war.

Schwieriger als der diplomatische Streit mit den gegnerischen Mächten des Auslandes war der Kampf, den die preußische Regierung mit ihrem Gegner im Innern infolge ihres Verhaltens in der polnischen Frage zu bestehen hatte.

Zunächst brach in der regierungsfeindlichen Presse der Sturm gegen Bismarck los, als der Abschluß des Vertrages mit Rußland, von dessen Inhalt man nichts wußte, bekannt wurde. Man fürchtete, der übermütige märkische Junker werde durch seine tolldreiste Politik Preußen in einen großen europäischen Krieg hineintreiben. Er wurde beschuldigt, auch in der Sache des armen Polenvolks wiederum wie in dem Verfassungsstreit seinen reaktionären Gelüsten zur Unterdrückung jeder Freiheit zu folgen. Im Abgeordnetenhause benutzte die Opposition diese Angelegenheit zu einem neuen heftigen Angriff des verhaßten Ministeriums, das zum Rücktritt zu zwingen ihr eifriges Streben war.

Infolge einer Interpellation der Abgeordneten Schulze und von Carlowitz über Inhalt und Zweck des mit Rußland geschlossenen Vertrages, die Bismarck aus politischen Gründen zu beantworten sich weigerte, entbrannte am 18. Februar eine heftige Redeschlacht. Das Gefecht gegen Bismarck wurde auf der ganzen feindlichen Linie eröffnet. Die wuchtigsten Geschosse der Beschuldigungen und Verdächtigungen sausten gegen ihn heran. Der Abgeordnete Waldeck sprach dem Ministerpräsidenten das richtige Gefühl für die Ehre Preußens ab, bezeichnete jenen Vertrag als eine Verbrüderung der preußischen Staatsmänner mit dem russischen Hängegendarmen und verglich die Verwendung preußischer Soldaten für die Unterdrückung Polens mit dem Verkauf der hessischen Landeskinder nach Amerika an die Verteidiger der Sklaverei.

„Wem darüber nicht die Schamröte ins Gesicht steigt," rief er, „der ist nicht wert, ein Preuße zu sein, der versteht die Mission Preußens nicht!" Bismarck entzog sich der Wirkung dieses Angriffes des alten Freiheitshelden von 1848, indem er den Saal während der Rede Waldecks verließ. Als dieser unter brausendem Beifall der überwältigenden Mehrheit des Hauses die Tribüne verlassen hatte, kehrte Bismarck in den Saal zurück und meldete sich zum Wort. Mit entschlossener Ruhe begann er seine Verteidigung also: „Wenn ich recht gehört habe, hat der Herr Vorredner sich dahin ausgesprochen, er hätte auf die Interpellation von mir dasjenige Nein erwartet, welches allein der Ehre Preußens entsprochen hätte. Der Herr Präsident hat diese Äußerung nicht moniert; ich nehme daher an, daß ich sie mißverstanden habe. Ich glaube für die Ehre Preußens mindestens genau soviel Sinn zu haben wie der Herr Abgeordnete Waldeck und glaube dies durch mein Verhalten in der Gegenwart, durch mein Verhalten in der Vergangenheit in reichem Maße bekundet zu haben. Mir fiel bei dieser Äußerung ein Vorgang im englischen Parlament ein, auf das Sie, meine Herren, sich so gern berufen. Es handelte sich um Abschaffung von Monopolen, und einer der englischen Staatsmänner bemerkte dabei nicht mit Unrecht, das gehässigste aller Monopole sei das der politischen Einsicht und Tugend, welches einzelne Parteien und Parteiführer sich beilegten."

Es wurde, hauptsächlich das Ministerium zum Rücktritt zu zwingen, ein Antrag eingebracht, welcher dahin lautete, das Haus möge erklären, das Preußens Wohl eine strenge Neutralität während der polnischen Kämpfe erfordere. In der glühenden Erbitterung des Verfassungskampfes, meint Sybel, kam kein Gedanke auf, daß ein solcher Beschluß das Ansehen der Regierung im Auslande schädigen und damit die nach Ansicht der Opposition Preußen bedrohenden Gefahren vermehren könne. Noch weniger hatte jemand im Hause oder im Lande eine Ahnung, daß man durch den Vertrag und durch die hiermit erlangte Befestigung der russischen Freundschaft den ersten Stein zum Fundamente für Preußens zukünftige Größe gelegt hatte.*)

*) Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 2. 502 u. 503.

Die Redner der damaligen Fortschrittspartei bezeichneten jenen Vertrag vielmehr als ein Brandmal preußischer Ehre und meinten, die Ehre dieses Ministeriums könne nicht mehr als die Ehre des Landes angesehen werden. Da die gegenwärtige Regierung Preußens in keiner auswärtigen Frage Lorbeer ernten könne, so müsse in allen auswärtigen Fragen die Parole des Hauses auf „Gewehr bei Fuß!“ lauten, so lange die Krone ihre jetzigen Ratgeber behalte. In welcher Heftigkeit der Kampf in der vom 26. bis 28. Februar dauernden Verhandlung über den von Hoverbeck und Carlowitz eingebrachten Antrag geführt wurde, veranschaulicht ein Zwischenfall, den der Ministerpräsident von Bismarck mit dem Vizepräsidenten Behrend auszufechten hatte. Die Szene hatte folgenden Verlauf:

Ministerpräsident von Bismarck: Der Abgeordnete von Unruh deutete unter Ihrem lebhaften Beifall an, daß, wenn aus den Vorkehrungen, welche die Regierung zur Sicherung unserer Grenzen und unserer Interessen getroffen hat, auswärtige Verwicklungen entstehen sollten, Sie die Mittel zur Landesverteidigung dem Könige verweigern würden. Heißt das nicht dem Auslande zurufen: „Kommt her, der Augenblick ist günstig, Preußen ....“ (Unterbrechung und Widerspruch; oh, oh, oh!) Nun, es freut mich, daß Sie noch einen Ausdruck der Entrüstung haben .... (Unterbrechung, Ruf: Zur Ordnung!)

Vizepräsident Behrend: Zunächst habe ich Sie um Ruhe zu bitten; ehe ich irgend einen Schritt unternehmen kann, wird das Haus doch wohl anhören wollen, was ich zu sagen habe. Der Herr Ministerpräsident hat erklärt, er freue sich über den Ausdruck der Entrüstung, den das Haus kundgegeben habe. Ob der Herr Ministerpräsident irgend eine Freude über das, was das Haus zu thun gedenkt oder gethan hat, hier äußern will, ist seine Sache. Einen Ordnungsruf über diese Äußerung halte ich nicht für gerechtfertigt. Der Herr Ministerpräsident hat das Wort.

Ministerpräsident von Bismarck: Ich will hier die Frage, inwieweit ein Ordnungsruf an das Staatsministerium überhaupt zu rechtfertigen ist, nicht erörtern; sollte dieselbe wieder in Anregung kommen, so behalte ich mir die Erörterung vor. Die Drohung, Preußen wehrlos zu machen,

ſprach derſelbe Abgeordnete v. Unruh aus, deſſen Name mit der Steuerverweigerung von 1848 .... (Stürmiſche Unterbrechung.)

Vizepräſident Behrend: Nun muß ich doch den Herrn Miniſterpräſidenten darauf aufmerkſam machen, daß dieſe letzte Anführung mit der gegenwärtigen Frage in keiner Verbindung ſteht. Welche Stellung der Abgeordnete v. Unruh in früherer Zeit in den parlamentariſchen Verhandlungen eingenommen hat, ſteht mit der gegenwärtigen Frage nicht im lockerſten Zuſammenhange. Der Herr Miniſterpräſident hat das Wort.

Miniſterpräſident von Bismarck: Ich erlaube mir, dem Herrn Präſidenten zu bemerken, daß ich ihm das Recht zur disziplinariſchen Unterbrechung meiner Äußerungen nicht einräumen kann. Ich habe nicht die Ehre, Mitglied dieſer Verſammlung zu ſein; ich habe Ihre Geſchäftsordnung nicht gemacht, ich habe Ihren Präſidenten nicht mitgewählt; ich unterliege nicht dem disziplinariſchen Einfluß der Kammer. Die Disziplinargewalt des Herrn Präſidenten hat an dieſen Schranken (des Miniſtertiſches) ihre Grenzen. Ich habe zum Vorgeſetzten nur Se. Majeſtät den König, und ich wüßte nicht, welche Geſetzes- oder Verfaſſungsbeſtimmung mich der Disziplin des Herrn Präſidenten dieſes Hauſes unterſtellte .... (Unterbrechung.) Ich nehme nicht das Wort nach Ihrer Geſchäftsordnung, ſondern kraft der von Sr. Majeſtät mir verliehenen Autorität auf Grund des Paragraphen der Verfaſſung, welcher vorſchreibt, daß die Miniſter zu jeder Zeit, wenn ſie es verlangen, das Wort erhalten und gehört werden müſſen .... (Unterbrechung.) Sie haben nicht das Recht, mich zu unterbrechen .....

Vizepräſident Behrend: Ich muß den Miniſterpräſidenten trotz dieſer ſeiner letzten Äußerung unterbrechen. Ich habe dem Herrn Miniſterpräſidenten das Wort nicht entzogen und nach der Verfaſſung nicht entziehen können; aber nach der Geſchäftsordnung übt der Präſident des Hauſes in dieſem Saale ſeine Disziplinargewalt aus, ſoweit dieſe vier Wände reichen; ſie endet nicht am Miniſtertiſche. Dieſe Disziplinargewalt, wo es nötig iſt, auszuüben, bin ich bereit und werde es ſtets thun; ſie geſtattet, den Herrn Miniſterpräſidenten zu unterbrechen, wenn auch nicht, ihm das Wort zu entziehen. (Lebhafter Beifall.)

Ministerpräsident von Bismarck: Ich muß diese Ansicht als eine irrtümliche bezeichnen, welche von der königlichen Staatsregierung nicht geteilt wird. Also ich sagte: Derselbe Abgeordnete v. Unruh, welcher im Jahre 1848 seinen Namen unauslöschlich mit der Steuerverweigerung verknüpft hat — (Stürmische Bewegung; Ruf: Das ist unwürdig! — Vertagen, vertagen! — Andauernder Ruf der Glocke des Präsidenten.)

Vizepräsident Behrend: Meine Herren, ich werde, wenn diese Störungen der Ordnung nicht aufhören, mich veranlaßt sehen, die Sitzung dieses Hauses zu vertagen. Ich habe diese Gewalt auf Grund des § 61 der Geschäftsordnung, und ich werde trotz des Widerspruchs des Herrn Ministers von dieser Bestimmung der Geschäftsordnung Gebrauch machen, wenn der Herr Ministerpräsident Äußerungen, über die ich gesagt habe, daß sie in die Diskussion nicht gehören, wiederholt. Ich werde abwarten, ob der Herr Ministerpräsident die Äußerungen, die er gethan hat, noch einmal thut; sollte dies geschehen, so werde ich die Sitzung vertagen. (Beifall).

Ministerpräsident von Bismarck: Ich kann den Herrn Präsidenten nicht an der Vertagung hindern. Ich habe kein Bedürfnis, meine Herren, eine zweimalige Äußerung zu wiederholen, und glaube, Sie haben mich verstanden .... (Große Bewegung, Ruf nach Vertagung und Widerspruch dagegen; Glocke des Präsidenten.)

Vizepräsident Behrend: Ich bitte um Ruhe, meine Herren! .... Ich bitte den Herrn Ministerpräsidenten, fortzufahren.

Bismarck konnte darauf seine Rede ungehindert vollenden. In seinen weiteren Ausführungen sagte er: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich leider nur auf Deutschland erstreckt. — Es drängt sich mir die Bemerkung auf, daß die Tendenzen, Schlagworte und Namen von 1848 wieder in den Vordergrund treten. Die europäische Revolution ist solidarisch in allen Ländern; eine Bewegung in Polen findet bei den revolutionären Elementen aller Länder Unterstützung,

und unter solchen Umständen wird an die Kammer der Antrag gestellt, ihre Sympathie für die polnische Insurrektion zu bekunden." Bismarck ließ sich weder durch Anfragen noch durch Anträge in seinen für richtig und zweckmäßig erkannten Entschlüssen und Maßregeln beirren.

Ein ähnlicher Vorgang, wie der oben geschilderte, wiederholte sich in denselben Räumen bald darauf, als über den vom Ministerium inzwischen eingebrachten Gesetzentwurf, die Verpflichtung zum Kriegsdienst betreffend, verhandelt wurde. Die Regierungsvorlage war in der Militärkommission verworfen und dafür eine andere, von dem Abgeordneten von Forckenbeck entworfene angenommen worden, die darauf hinausging, die Dienstpflicht auf zwei Jahre herabzusetzen und eine bedeutende Verminderung des stehenden Heeres herbeizuführen. Dieser Entwurf erfuhr durch die Staatsvertretung lebhaften Widerspruch. Der Kriegsminister von Roon verteidigte die Vorlage der Regierung. Mit den eindringlichsten Worten wendete er sich an das vaterländische Gefühl der Volksvertreter. „Die Regierung," sagte er, „ist sich bewußt, daß es sich in dieser Frage um die heiligsten Güter des Vaterlandes handelt, deshalb hat sie an der Heeresorganisation von 1860 festgehalten mit einer Konsequenz, von der man hier gesagt hat, daß sie einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht, als die Schlagfertigkeit des preußischen Volkes. — Ich kann mich nicht enthalten, zu bemerken, daß, wenn die Regierung an der Ausführung dieses wichtigsten Werkes verhindert werden sollte, auf Sie, meine Herren, die Verantwortung fällt, nicht vor den Zeitgenossen allein, sondern auch vor den Nachkommen. Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man gewahr werden, was man verschmähte und zurückwies."

Die Worte des Kriegsministers zu gunsten einer starken Wehr für das harten Kämpfen entgegengehende Vaterland verhallten im Sturm des erregten Hauses wirkungslos. Der Abgeordnete Professor Heinrich von Sybel schleuderte dem Kriegsminister die Zumutung entgegen, er möge es unterlassen, das Haus an den Patriotismus zu mahnen, während er selbst von dieser Tugend so wenig besitze, daß er

die Verfassung verletzt habe. Der beste Beweis von Patriotismus, den der Minister geben könne, sei der — Rücktritt.*)

Das Blut des alten verdienten Generals, der seine Kraft seit 42 Jahren dem König und dem Vaterlande gewidmet hatte, wallte bei diesem Angriff in heftigem Zorne auf. Entrüstet erhob er sich, um die Äußerung des Abgeordneten zurückzuweisen; er bezeichnete dieselbe als eine „unberechtigte Anmaßung". Die Stimmung des Hauses war eine so erregte, daß die Geschäftsleitung selbst nicht mehr die erforderliche Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahrte. Der Vorsitzende, Vizepräsident von Bockum-Dolffs, der den Angriff auf den Minister ungerügt hatte geschehen lassen, glaubte jetzt die gerechtfertigte Verteidigung dagegen nicht zulassen zu sollen. Er unterbrach den Kriegsminister, und es entspann sich zwischem diesem und dem Vizepräsidenten ein Wortwechsel, der noch heftiger wurde als der Auftritt, den Bismarck zuvor aus gleichem Anlaß gehabt hatte. Der Minister verwahrte sich entschieden gegen den Einspruch des Präsidenten und berief sich auf sein verfassungsmäßiges Recht, ungehindert und zu jeder Zeit zu sprechen. „Die Befugnis des Herrn Präsidenten geht, wie schon bei früherer Gelegenheit gesagt worden ist, bis an diesen Tisch und nicht weiter," erklärte er. Der Lärm im Hause wurde beispiellos. Man gebot dem Minister Schweigen; mehrere Abgeordnete drängten sich zum Sitz des Präsidenten, diesem ihre Hüte reichend, damit er sich bedecke und das Zeichen zur Vertagung der Sitzung gäbe. Der Herr von Bockum-Dolffs greift in der Verwirrung nach dem ersten besten Hute und stülpt ihn auf den kleinen Schädel, der darin — o Mißgeschick! — bis tief unter die Ohren verschwindet. Mit diesem Gaukelspiel ist die Sitzung unterbrochen. Als dieselbe nach einer Stunde wieder aufgenommen wird, ist der Ministertisch leer. Am folgenden Tage sandte das Ministerium an das Präsidium des Hauses die schriftliche Erklärung, daß es den Sitzungen nicht eher wieder beiwohnen werde, bis das verfassungsmäßige Recht der Minister, jederzeit gehört zu werden, ihnen vom

*) Ob der Herr Abgeordnete von Sybel nachmals wohl in der Lage gewesen wäre, sein berühmtes Werk von der Begründung des Deutschen Reichs zu schreiben, wenn das Ministerium damals seinem Rate gefolgt wäre?

Hause der Abgeordneten gewährleistet sei. Hierzu war das hohe Haus aber keineswegs bereit. Eine Königliche Botschaft, welche zur Nachgiebigkeit gegen die Räte der Krone mahnte, beantwortete es mit einer Adresse, in welcher das Ministerium von neuem mit harten Worten angeklagt wurde. „Das Haus der Abgeordneten," hieß es in der Adresse, „hat kein Mittel der Verständigung mehr mit diesem Ministerium; es lehnt seine Mitwirkung zu der gegenwärtigen Politik der Regierung ab. Jede weitere Verhandlung befestigt uns nur in der Überzeugung, daß zwischen den Ratgebern der Krone und dem Lande eine Kluft besteht, welche nicht anders als durch einen Wechsel der Personen und mehr noch durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden kann."

König Wilhelm wies eine Zumutung, wie sie ihm hier gestellt wurde, entschieden zurück. In seiner Beantwortung der Adresse erklärte er: „Dem Artikel 45 der Verfassungsurkunde entgegen, wonach der König die Minister ernennt und entläßt, will das Haus mich nötigen, mich mit Ministern zu umgeben, welche ihm genehm sind; es will dadurch eine verfassungswidrige Alleinherrschaft anbahnen. Dieses Verlangen weise ich zurück. Meine Minister besitzen mein Vertrauen; ihre amtlichen Handlungen sind mit meiner Bewilligung geschehen, und ich weiß es ihnen Dank, daß sie es sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten."

Am Tage nach der Verlesung dieses königlichen Schreibens wurden die beiden Häuser des Landtages im Weißen Saale des Königlichen Schlosses durch den Ministerpräsidenten im Auftrage des Landesherrn feierlich geschlossen. In der Schlußrede hieß es: „Die Regierung erkennt den vollen Ernst ihrer Aufgabe und die Größe der Schwierigkeiten, welche ihr entgegentreten. Sie fühlt sich aber stark in dem Bewußtsein, daß es die Bewahrung der wichtigsten Güter des Vaterlandes gilt, und wird daher auch das Vertrauen festhalten, daß eine besonnene Würdigung dieser Interessen schließlich zu einer dauernden Verständigung mit der Landesvertretung führen und eine gedeihliche Entwicklung unseres Verfassungslebens ermöglichen wird."

Die hier ausgesprochene Hoffnung sollte sich noch nicht sobald

erfüllen. Der unselige Streit steigerte sich je länger je mehr. Nach dem Schluß der Kammerverhandlung wurde der Kampf gegen das Ministerium in der Presse um so heftiger fortgesetzt. Die Angriffe auf die Regierung nahmen in einem Teile der Presse eine Schärfe an, daß sich dieselbe genötigt sah, gegen eine derartige Aufreizung der öffentlichen Meinung einzuschreiten. „Zeitungsschreiber sind Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben," hatte Bismarck früher einmal in Bezug auf eine Gattung dunkler Existenzen im deutschen Preßwesen, die gewissen- und gesinnungslosen Lohnschreiber, geäußert. Daß die damit getroffenen litterarischen Stegreifritter sich für solchen Ausspruch rächen würden, lag auf der Hand. Sie thaten es denn auch in vollem Maße. Da aber die Verfassung der Regierung das Recht gab, zu einer Zeit, in welcher die Kammern nicht versammelt waren, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit selbständige Verordnungen mit vorläufiger Gesetzeskraft zu erlassen, so erschien auf Bismarcks Antrag am 1. Juni 1863 eine Verordnung, welche die verfassungsmäßige Preßfreiheit einstweilen aufhob und die Verwaltungsbehörden ermächtigte, das Erscheinen einer Zeitung oder Zeitschrift wegen fortdauernder, die öffentliche Sicherheit gefährdender Haltung nach zweimaliger erfolgloser Verwarnung zeitweise zu verbieten. Darob wieder Sturmläuten der Gegner. Die Zeitungen erhoben Widerspruch; Vereine, Gemeindeverwaltungen und Körperschaften riefen gegen diese neue Vergewaltigung der Verfassung in Adressen und durch Abordnungen die Hilfe des Königs an. Doch umsonst, dieser und sein Ministerpräsident blieben fest. Die Verordnung blieb in Kraft; die Abordnungen wurden nicht angenommen, widerspenstige Zeitungen wurden gemaßregelt. Die Aufregung im ganzen Lande wuchs in einem Maße, daß man im außerpreußischen Deutschland und jenseits der Grenzen den Ausbruch eines Aufstandes für unausbleiblich hielt. Aber die Ruhe in Preußen wurde zum Leidwesen seiner auswärtigen Feinde nicht einen Augenblick gestört. „Die Preßfreiheit," schrieb ein französisches Blatt damals, „bietet in einem Lande der Träumer und Doktrinäre so wenig Gefahren, daß es schwer ist, die Preßordonanz vom 1. Juni zu erklären. In Deutschland sind nur die Köpfe revolutionär, die Hände bleiben unschuldig." Letzteres war ganz Bismarcks

Überzeugung, welche er vor einem Jahre schon Napoleon gegenüber ausgesprochen hatte. Er nahm denn auch die Schmähschriften und Drohbriefe, die ihm fast täglich unmittelbar unter seiner Adresse ins Haus gesandt wurden, ziemlich gleichmütig auf; selbst das Todesurteil, welches das geheime Nationalkomitee in Warschau über ihn verhängt und an seinem 49. Geburtstage übermittelt hatte, bekümmerte ihn wenig; nur ließ er derartige Schriftstücke in das Feuer seines Kamins wandern, damit sie seiner besorgten Gattin nicht zu Gesichte kamen. Es fehlte neben solchen Versuchen, den unbeugsamen, eisenfesten Ritter des preußischen Königtums einzuschüchtern, nicht an Kundgebungen, die demselben für seine Haltung Bewunderung, Beifall und Dank zollten. Vereine, Körperschaften und Einzelpersonen übersandten ihm Anerkennungsadressen, zarte Hände patriotischer Frauen fertigten Arbeiten für ihn. Eine Anzahl rheinländischer Schönen übersandte ihm einen herrlichen Teppich für seinen Fuß, der einen so dornenvollen Weg zu gehen hatte; eine Schar von Verehrerinnen in Kottbus schickte, um ihm die Bitterkeiten des Ministerlebens zu versüßen, einen selbstgebackenen umfangreichen Baumkuchen, der seine Tafel am Geburtstage des Königs schmückte. Rührend und erhebend zugleich für Bismarcks von wahrer, tiefer Frömmigkeit erfülltes Herz war eine Art der ermunternden Kundgebungen, die in jener drangvollen Zeit, da er von Feinden und Gefahren umringt war, mehrfach an ihn gerichtet wurden. In einem Briefe an seine Gemahlin thut er derselben Erwähnung. Mit Beziehung auf eine Abschrift des 91. Psalmes schreibt er: „Dies bekomme ich heute morgen zweimal von verschiedenen Richtungen.“ In dem herrlichen Trostpsalm heißt es: „Es wird dir kein Übels begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. Daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest. Auf den Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf den jungen Löwen und Drachen.“

Einen schönen Lichtblick in jener trüben Zeit des Streites zwischen Preußens Krone und Volk gewährte der 17. März 1863, der Tag, an welchem einst vor fünfzig Jahren Friedrich Wilhelm III. den denk-

würdigen Aufruf „An mein Volk“ erlassen hatte. Durch eine eigene, ergreifende Feier erhielt dieser Tag seine vaterländische Weihe. König Wilhelm entbot alle noch lebenden Ritter des Eisernen Kreuzes und viele andere Veteranen der Freiheitskriege nach seiner Hauptstadt, um hier im Lustgarten unter ihrer Teilnahme den Grundstein zum Denkmal für seinen heimgegangenen Vater zu legen. Es war ein rührender und erhebender Anblick, als die seltsame Heerschar der alten Freiheitskämpfer, geführt vom Feldmarschall Vater Wrangel, unter altpreußischem Trommelschlag und den Klängen vaterländischer Melodien, mit Blumen überschüttet, zu ihrer letzten Parade die Linden hindurch, am Palais des Königs und den Standbildern ihrer alten Helden Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Scharnhorst vorüber nach dem Lustgarten zog. Hier hatten die Regimenter der Berliner Garnison unter dem Befehl des Kronprinzen in der Weise Aufstellung genommen, daß die Seite nach dem Königlichen Schlosse offen blieb. In diese Umrahmung traten die Veteranen. Ihnen gegenüber vor der Baugrube des Denkmals stand der König Wilhelm und neben ihm in der Kürassieruniform sein Ministerpräsident Otto von Bismarck. Welch wunderbares Bild! Dort „mit weißem Haar und verblichenem Band“ in ihren altmodischen Uniformen oder bürgerlichen Kleidern die Schar der alten Freiheitskämpfer, die lebenden Zeugen jener vergangenen Zeit, in welcher es hieß:

„Denn nur Eisen kann uns retten,
Uns erlösen kann nur Blut.“

Hier die jungen kraftvollen Scharen des neuen Preußentums in ihrem glänzenden Waffenschmucke, mit ihren Fahnen, die freudig neuen ruhmreichen, durch Blut und Eisen aus alter Schmach und Knechtschaft erlösenden Thaten entgegenwehten! In ihrer Mitte der ritterliche König, der jenen ersten Völkerfrühling thatenfrisch mit durchlebt, den neuen selbst herrlich heraufzuführen berufen war, neben ihm der Staatsmann, dessen genialer Kraft und Festigkeit es gelingen sollte, daß die Früchte des Schwertes nicht wieder verloren gingen, sondern dem ganzen Vaterlande zum Heil und Segen gereichten.

Bismarck trug an jenem Festtage zum erstenmal einen Ehrendegen, den ihm kurz zuvor eine Vereinigung von patriotischen Männern als

Anerkennungszeichen für sein mannhaftes Eintreten für die Stärkung des preußischen Heeres übersandt hatte. Die Klinge dieses Degens trug auf der einen Seite den berühmten Schlachtruf des alten Ritters und Lutherfreundes Georg von Frundsberg: „Viel Feind', viel Ehr'!" Die andere Seite zeigte Bismarcks Wappen und darunter den altmärkischen, auf die drei, irrtümlich für Nesselblätter gehaltenen Eichenblätter des Wappens deutenden Wahrspruch:

„Das Wegkraut sollst du stehen lan,
Hüte dich, Jung, sind Nesseln dran."

In dem Widmungsgedicht, das die sinnreiche Ehrengabe begleitete, hieß es:

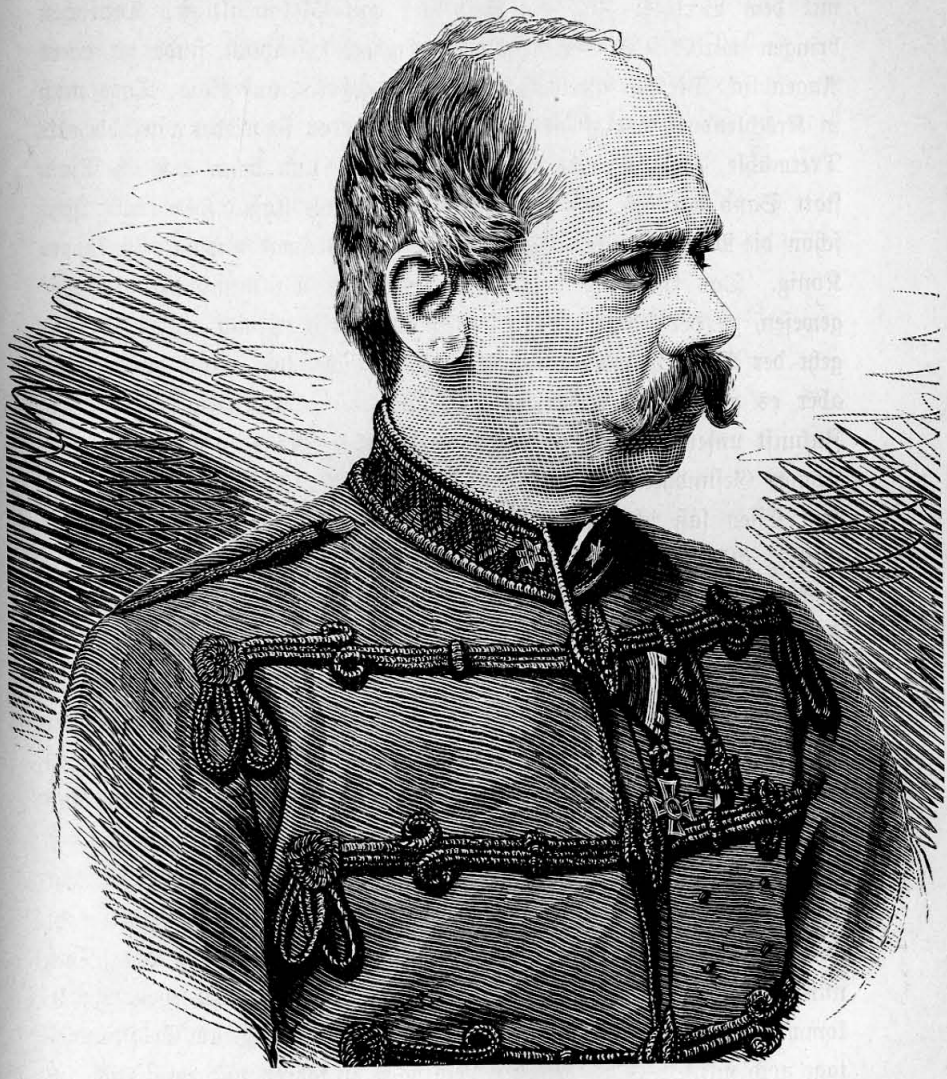
„Laß Dir in allen Nöten das Schwert ein Helfer sein,
Das Dir zu Kampf und Thaten getreue Männer weihn,
Sie schließen mit den Schilden um Dich den Ring von Erz,
Und jeder Schild bedecket ein festes Preußenherz."

Der Sommer 1863 brachte für Bismarck nur eine kurze Erholungspause. Dann begann die alte, aufreibende Thätigkeit von neuem. Es folgten Monate voll schwerster Sorgen und heftigster Kämpfe, eine Zeit, die aber auch die ersten schönen Früchte seiner Staatskunst zeitigte. Mehrfache Reisen führen ihn zunächst mit dem Könige, den er fast nie mehr verläßt, nach Karlsbad, dann wieder nach Berlin und von dort über Dresden, Leipzig, Nürnberg nach Regensburg, wo er wieder mit dem Könige zusammentrifft, den er nach Salzburg, Gastein, München und Baden-Baden begleitet, um mit ihm wieder nach Berlin zurückzukehren. In der ersten Zeit dieser Reisen ist er wieder der fleißige Berichterstatter seiner in Pommern weilenden Gemahlin, dann aber werden im Drange der staatsmännischen Arbeit die Briefe immer seltener. Wenn man diese köstlichen Briefe liest und die darin angedeuteten politischen Vorgänge in ihrem Zusammenhange und ihrer großen Bedeutung sich zu vergegenwärtigen im stande ist, so hat man die Empfindung, als hörte man die Ouvertüre zu einer bekannten Wagnerschen Oper. Hier die Leitmotive: Karlsbad, 7. u. 13. Juli: „Es ist ganz schön und geht mir gut; aber etwas Heimweh habe ich mitunter, mit Euch in Reinfeld zu sein und die ganze Ministerwelt hinter mir zu lassen. — Ich werde mich noch oft nach den stillen Wäldern hier zurücksehnen, Aberg, Esterhazyweg, Hammer, Kehrwiederweg, Aich, und

ich wußte immer alte Bekannte abzuſtreifen oder mich bei Begegnungen ins Dickicht zu drücken.“ — Berlin, 17. Juli: „Seit geſtern abend vegetiere ich in unſern öden Räumen, erſtickt unter der Lawine von Papieren und Beſuchern, die auf mich einſtürzten, ſobald meine Ankunft bekannt wurde. Geſtern hatte ich ein ruſſiſches Zolldiner, heute ein franzöſiſches.“ — Nürnberg, 19. Juli: „Das Reiſen bekommt mir vortrefflich; ſehr läſtig iſt aber, auf jeder Station wie ein Japaneſe angeſtaunt zu werden; mit dem Inkognito und ſeinen Annehmlichkeiten iſt es vorbei, bis ich dermaleinſt gleich andern vor mir verſchollen ſein werde, und irgend ein anderer den Vorzug hat, Gegenſtand allgemeinen Übelwollens zu ſein. Ich wäre recht gern über Wien nach Salzburg gefahren, wo der König morgen iſt; ich hätte unſere Hochzeitsreiſe nochmals durchlebt; aber politiſche Bedenken hielten mich ab. Die Leute hätten mir, Gott weiß welche Pläne angedichtet, wenn ich dort mit N. N. zugleich angekommen wäre. Ich werde R . . . wohl gelegentlich in Gaſtein oder Salzburg ſehen.“ — Salzburg, 21. Juli, 6 Uhr früh: „Aus dieſem reizenden Städtchen muß ich Dir wenigſtens das Datum ſchreiben im Augenblick der Abfahrt. Roons ſämtlich unten, mich zum Abſchiednehmen erwartend. Geſtern Königsſee, Edelweiß.“ — Gaſtein, 24. Juli: „Hier wohne ich dem Könige gegenüber am Waſſerfall, gegen den der Golling ein Kind, nur in den Pyrenäen ſah ich zwei ſchönere, keine größeren. — Luft reizend, Gegend mehr impoſant als freundlich. Dem König geht es gut.“ Gaſtein, den 28. Juli (Bismarcks Hochzeitstag): „Wie dieſer Tag vor 16 Jahren Sonnenſchein in mein wüſtes Junggeſellenleben brachte, ſo hat er heut auch dieſes Thal damit erfreut, und ich habe es auf einem Morgenſpaziergange zum erſtenmal in ſeiner ganzen Schönheit geſehen. Moritz würde ſagen, daß es eine rieſige Schüſſel mit Grünkohl iſt, ſchmal und tief, die Ränder mit weißen Falleiern rundum beſetzt. Steile Wände, einige tauſend Fuß hoch, mit Tannen und Wieſengrün und eingeſtreuten Sennhütten bis an die Schneegrenze bedeckt, und das Ganze von einem Kranze weißer Spitzen und Bänder umzogen, die der Schnee während der fünf Regentage reichlich bepudert hat. Dutzende von ſilbernen Fäden durchziehen das Grün von oben, Waſſerbäche, die ſich herabſtürzen in eiliger Haſt,

als kämen ſie zu ſpät zu dem großen Fall, den ſie mit der Ache zuſammen dicht vor meinem Hauſe bilden. Die Ache iſt ein Strom mit etwas mehr Waſſer, als die Stolpe bei Strellin hat, und vollführt einen raſenden Walzer durch ganz Gaſtein, indem ſie einige hundert Fuß in verſchiedenen Abſätzen zwiſchen Felſen herabſpringt.“ Den 2. Auguſt: „Bills Tag iſt mit gutem Wetter von mir gefeiert, dem Könige gemeldet, der ſich nach dem Alter und dem Fleiße ſeines Paten erkundigte. Heute kommt der Kaiſer; alles flaggt und bekränzt ſich. Die Sonne ſcheint, und ich bin noch nicht aus dem Zimmer geweſen, ſchreibe ſeit drei Stunden, darum herzliche Grüße. Wenn ich nicht über Berlin ſchreibe, ſo falle ich der hieſigen Poſt in die Hände; ich ſchreibe zwar keine Geheimniſſe; aber es iſt doch unbehaglich.“ Den 12. Auguſt: „Mir geht es wohl, aber Kourierangſt in allen Richtungen. Am 15. fahren wir von hier. Ich kann wegen der Frankfurter Windbeuteleien nicht vom Könige fort.“ Den 14. Auguſt: „Ich ſchreibe ſeit vier Stunden, und bin ſo im Zuge, daß die Feder nicht zu halten iſt. — Der König iſt wohl, aber doch angegriffen vom Baden; er badet täglich und arbeitet wie in Berlin, läßt ſich nichts ſagen. Gott gebe, daß es ihm bekommt. — Ich habe heute mein letztes Bad, 20 oder 21 in 26 Tagen. — Ich bin ſo beanſprucht, daß ich wenig Leute ſehen kann. — Baden, 28. Auguſt: „Ich habe eine rechte Sehnſucht, einmal einen faulen Tag in Eurer Mitte zu verleben; hier werde ich auch bei dem reizendſten Wetter die Tinte nicht von den Fingern los. Geſtern bin ich bei wundervollem Mondſchein bis Mitternacht in den Feldern ſpazieren gegangen; kann aber doch die Geſchäfte nicht aus dem Kopfe loswerden. — Die Geſellſchaft hat auch nichts Ausruhendes an ſich. — Der König iſt wohl, aber von Intriguen umlagert. — Jedenfalls hoffe ich mir im September einige Tage frei zu machen für Pommern. Ich wollte, irgend eine Intrigue ſetzte ein anderes Miniſterium durch, daß ich mit Ehren dieſem ununterbrochenen Tintenſtrom den Rücken drehen und ſtill auf dem Lande leben könnte. Die Ruheloſigkeit der Exiſtenz iſt unerträglich, ſeit zehn Wochen im Wirtshauſe Schreiberdienſte und in Berlin wieder; es iſt kein Leben für einen rechtſchaffenen Landedelmann, und ich ſehe einen Wohlthäter in jedem, der mich zu ſtürzen ſucht. Dabei brummen

und kitzeln und ſtechen die Fliegen hier im Zimmer, daß ich dringend Änderung meiner Lage wünſche, die mir allerdings in wenig Minuten mit dem Berliner Zug ein Feldjäger mit 50 inhaltloſen Depeſchen bringen wird.“ — Berlin, 4. September: „Endlich finde ich einen Augenblick, Dir zu ſchreiben. Ich hatte gehofft, auf einige Tage mich in Kröchlendorf wenigſtens zu erholen; aber es iſt wieder ganz die alte Tretmühle, geſtern nacht bis 1 Uhr Arbeit, und dann goß ich Tinte ſtatt Sand darüber, daß ſie mir auf die Kniee floß. Heut um 9 Uhr ſchon die Miniſter hier, um 1 Uhr zum zweitenmal und mit ihnen der König. Das Ergebnis aller Beratungen iſt Auflöſung der Kammer geweſen, zu der ich kein Herz hatte; aber es geht nicht anders. Nun geht der Wahlſchwindel los. Geſund bin ich dabei mit Gottes Hilfe; aber es gehört ein demütiges Vertrauen auf Gott dazu, um an der Zukunft unſeres Landes nicht zu verzweifeln. Möge er vor allem dem Könige Geſundheit ſchenken!“ Berlin, den 27. Oktober: „Geſtern nach dem Eſſen ſaß ich mit Kayſerling im blauen Salon allein, und er ſpielte, als ich Deinen Sonntagsbrief erhielt. In der That, ſchöne Feſttagsſtimmung, in der Du geſchrieben haſt. Trau auf Gott, mein Herz, und auf das Sprichwort, daß die bellenden Hunde nicht beißen. Ich habe den König nicht nach Stralſund begleitet, weil es mich im Arbeiten zwei Tage zurückbringt. Heute abend iſt Se. Majeſtät wieder hier; die Bedrohungen ſeines Lebens ſind viel beſorglicher, als die gegen mich gerichteten; aber auch dies ſteht ja nur in Gottes Hand. Laß Dir die letzten ſchönen Tage nicht durch Sorgen verkümmern.“ — Babelsberg, 1. November: „Ich benutze einen Augenblick, wo ich hier den König erwarte, um Dir zwei Worte zu ſchreiben, wie ſonſt wohl aus Zarskoe oder Peterhof, nur um zu ſagen, daß ich mich freue, Dich nun bald wieder in den leeren Berliner Räumen ſchalten zu ſehen. Am 9. kommt der Landtag mit ſeiner Quälerei; doch denke ich, am Eröffnungstage noch mit Sr. Majeſtät nach Letzlingen zu fahren und zwei Tage im Walde zu leben. Während der Zeit wirſt Du hoffentlich mit Hämmern und Schleppen fertig, welches Deinen geliebten Einzug notwendig begleitet, und bei der Rückkehr finde ich dann alles auf dem rechten Fleck. — Eben höre ich des Königs Wagen rollen und ſchließe mit herzlichen Grüßen.“



Graf Gustav Siegmund Kalnoky,

Oesterreichisch-Ungarischer Minister des Auswärtigen.

Es war besonders die deutsche Frage, welche auch während der sonst politisch stillen Sommerzeit König Wilhelm und seinen treuen Mitarbeiter in so unruhvolle Thätigkeit versetzte. Die Verhältnisse mahnten immer dringender dazu, daß Preußen seine Mission in Deutschland erfülle. Von der Wichtigkeit dieser Aufgabe waren die beiden Vaterlandsfreunde, in deren Händen vornehmlich die Zukunft des deutschen Volkes ruhte, in gleichem Maße überzeugt. Ihr galt der beste Teil ihres Wirkens und Strebens. War doch auch in dem Streit mit der preußischen Volksvertretung Deutschlands Heil durch Preußens Kraft das hohe Kampfziel.

Schon im Herbste 1862, als die Verhandlungen über das Beustsche Delegiertenprojekt zwischen dem Wiener und Berliner Kabinett noch im vollen Gange waren, hatte Bismarck mit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, Unterredungen, welche durch die verblüffende Offenheit und Entschiedenheit, womit Bismarck seine Ansichten und Pläne in betreff der Gestaltung der deutschen Verhältnisse darlegte, die diplomatische Welt in Erstaunen setzten. Mit einer Ruhe und Überlegenheit bezeichnete der preußische Staatsmann die Aufgaben und Ziele seiner deutschen Politik, als ob dieselben bereits glücklich gelöst und erreicht wären. „Unsere Beziehungen zu Österreich", sagte er, „müssen besser oder schlechter werden; wir wünschen von Herzen das erstere, müssen uns aber bei Österreichs Verhalten auf das letztere vorbereiten. Österreich hat die Wahl, seine gegenwärtige antipreußische Politik mit dem Stützpunkt einer mittelstaatlichen Koalition fortzusetzen, oder eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen. Zu letzterer zu gelangen, ist Preußens sehnlichster Wunsch; sie kann aber nur durch das Aufgeben des uns feindlichen Treibens an den deutschen Höfen gewonnen werden." Als Karolyi erwiderte, daß Österreich unmöglich seinen traditionellen Einfluß auf die deutschen Höfe aufgeben könne, da das seine Herausdrängung aus Deutschland bedeuten würde, sagte Bismarck: „Nun so verlegt euren Schwerpunkt nach Ofen." In seinen weiteren Ausführungen betonte er die Rücksichtslosigkeit, mit der die Freunde Österreichs am Bundestage angriffsweise gegen Preußen vorgingen. Den preußischen Protest gegen die Verfassungsmäßigkeit ihres

Antrags wegen der Bundesreform nach den Beustschen Vorschlägen hätte man als einen der Beachtung unwerten Zwischenfall behandelt. „Preußen aber wird," fuhr er fort, „eine Überschreitung der Bundesbefugnisse durch Mehrheitsbeschlüsse als Bundesbruch betrachten und seinen Gesandten aus dem Bundestage ohne Bestellung eines Vertreters abberufen. Die thatsächlichen Folgen werden sich dann in kürzester Frist ergeben. Der Unzulänglichkeit der Delegiertenversammlung nach Beustschem Rezept gegenüber muß Preußen die nationale Forderung eines aus Volkswahlen hervorgegangenen deutschen Parlaments aufrecht erhalten."

Im deutschen Volke war überall die Verwunderung über diese Äußerungen größer als die Bewunderung derselben. Grenzt es nicht an Wahnsinn, meinte man, daß der Mann, der das eigene Parlament mißhandelt, die Forderung einer deutschen Volksvertretung am Bunde stellt? Wer sollte bei den drohenden Zuständen Preußens gar die Drohung, den Austritt aus dem Bunde zu erklären, für Ernst nehmen! Im Wiener Kabinett erfuhren die Eröffnungen Bismarcks eine ähnliche Beurteilung. Einen Gegner, der seine Absichten so aufrichtig darlegte, glaubte man nicht fürchten zu müssen. Wie aber wäre es, so erwog man, wenn man den Spieß umdrehte und den, der Österreich aus dem Bunde zu drängen beabsichtigt, selbst hinausdrängte. Die Stimmung im preußischen wie im deutschen Volke schien zu solchem Unternehmen günstig genug. Österreich schritt in seiner bisherigen Politik um so eifriger fort. Es setzte die Abstimmung über die Beustsche Bundesreform am Bundestage durch. Am 22. Januar 1863 erfolgte dieselbe; aber, o weh, das Ergebnis war kein ermutigendes. Das Flickwerk, welches man dem deutschen Volke statt eines neuen Kleides bieten wollte, gefiel selbst den Regierungsvertretern so wenig, daß es mit neun gegen sieben Stimmen abgelehnt wurde.

Preußen war hiermit der Anlaß, seine Drohung wahr zu machen, einstweilen genommen. Österreich aber ruhte nicht, ihm bald einen neuen zu bieten. Preußen und dem deutschen Volke mit der von allen Seiten geforderten Umgestaltung des Bundes zuvorzukommen, ließ die Wiener Staatsmänner nicht ruhen. Sie traten nach dem Scheitern

ihres ersten Planes, Deutschlands Heil nach ihren Gelüsten zu verwirklichen, bald mit einem neuen Projekt hervor, welches der heißen Hochsommerzeit, in welcher es geboren wurde, durchaus würdig war.

Als im Anfang des Augustmonats 1863 Preußens Herrscher in Gastein weilte, überraschte eines Tages der Kaiser Franz Joseph den König Wilhelm mit seinem Besuch und durch die Nachricht, daß er beabsichtige, auf den 16. desselben Monats alle deutschen Fürsten nach Frankfurt am Main zu laden, um mit ihnen über eine neue deutsche Bundesverfassung zu beraten und, wenn möglich, zu entscheiden. Der König war nicht wenig erstaunt über diesen kaiserlichen Plan, der in so naher Zeit verwirklicht werden sollte. Auf die Frage des Königs, in welcher Weise die Umgestaltung der Bundesverfassung ausgeführt werden sollte, wurde ihm eine Denkschrift überreicht, welche die Grundzüge der beabsichtigten Bundesreform angab. Es war ein wunderliches Aktenstück, als dessen geistige Urheber der österreichische Minister des Innern, von Schmerling, nebst den Herren Graf Blome und von Dörenberg bezeichnet werden. „Seit lange," hieß es in der Denkschrift, „sind die Bundesverträge in ihren Grundfesten erschüttert, man muß sich eingestehen, daß die deutschen Regierungen schon jetzt nicht mehr in einem festen gegenseitigen Bundesverhältnisse zusammenstehen, sondern nur noch bis auf weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen nebeneinander fortleben. Der jetzige Zustand ist schlechthin chaotisch."

Die in der Denkschrift enthaltenen thatsächlichen Vorschläge waren im Grunde die alten, deren Urheber Herr von Beust war; ein klein wenig Aufputz hatten sie freilich erfahren. Eine einheitliche Oberleitung des Bundes und ein Parlament aus unmittelbaren Volkswahlen erschien den österreichischen Staatsleitern als Unmöglichkeit. Die ausführende Gewalt sollte einem Bundesdirektorium übertragen werden, welches aus fünf Mitgliedern, dem Kaiser von Österreich, den Königen von Preußen und Bayern und zwei anderen Königen bestehen sollte. Einfache Stimmenmehrheit sollte bei Beschlüssen des fünfköpfigen Oberhauptes über Krieg und Frieden, die Leitung des Heerwesens und die auswärtigen Angelegenheiten entscheiden. Eine Vertretung des Volkes aus Abgeordneten der deutschen Landtage, die aber

nur beratende, nicht beschließende Stimmen haben sollten, und ein Bundesgericht sollten die neue Bundeseinrichtung vervollständigen. Da alle bisherigen Volksberatungen, Ministerkonferenzen und diplomatischen Verhandlungen die deutsche Frage nicht zu lösen vermocht hatten, so wolle man jetzt einen andern Weg einschlagen. Die deutschen Fürsten in eigener Person würden, jetzt alle von deutscher Gesinnung beseelt, durch unmittelbaren Gedankenaustausch die großen Fragen der Zeit beraten, und es könne nicht fehlen, meinte man, daß die endliche Lösung derselben zum Heile aller Beteiligten gelingen werde. Kaiser Franz Joseph ließ es an eindringlichen Worten nicht fehlen, seinen königlichen Oheim für den neuen Reformplan zu gewinnen. Vor allen Dingen wurde ihm das erhebende Schauspiel eines deutschen Fürstentages als verlockendes Bild vor Augen geführt. Preußen könne durch seinen Einspruch das Gelingen des Werkes in Frage stellen; aber zu solchem Schritte würde sich der König nicht bewegen lassen, da sich sonst der Bund in seiner Gesamtheit nie aus seinem tiefen Verfalle erheben würde.

König Wilhelm legte seinem kaiserlichen Neffen in freundlicher, ruhig klarer Weise seine Bedenken gegen das Unternehmen dar. Die Teilnahme an der Fürstenzusammenkunft in Frankfurt müsse er sich schon aus Rücksicht auf seine durch die Badekur angegriffene Gesundheit versagen. Die Notwendigkeit der Reform des Bundes erkenne auch er voll an. Die Vorschläge für dieselbe entsprächen aber den Forderungen, die Preußen stellen müsse und bereits früher gestellt habe, durchaus nicht. Dann hielt der König vor allem den Zeitpunkt des Fürstentages für ungeeignet. In so kurzer Zeit könne eine gründliche Beratung des Entwurfes in den einzelnen Ministerien unmöglich erfolgen. Und wenn die Fürstenversammlung unverrichteter Sache auseinanderginge, gab der König endlich zu bedenken, welchen Eindruck müßte dann das Schauspiel im Volke hervorbringen! Ein größerer Dienst könne der Revolution nicht erwiesen werden. Um so notwendiger sei daher eine sorgfältige Vorbereitung, die den Erfolg sichere.

Die sorgfältige, allseitige Vorbereitung hatten die Wiener Staatsmänner eben vermeiden wollen. Ihr Werk sollte eine Überrumpelung

Preußens sein. Darum diese Eile. Wenn König Wilhelm gehofft hatte, die Entschließungen des Kaisers durch seine Einwendungen irgendwie zu beeinflussen, so sollte er sich bald getäuscht sehen. Noch am Abend desselben Tages, an dem der Kaiser abgereist war, überbrachte ihm ein kaiserlicher Adjutant die vom 31. Juli datierte Einladung nach Frankfurt auf den 16. August. Der König war unangenehm überrascht. Wenn ein solcher Fürstentag unter entsprechend würdigen Verhältnissen vielleicht noch etwas Verlockendes gehabt hatte, durch die Art, wie die Sache eingeleitet war und betrieben wurde, mußte er sich tief verletzt fühlen. Österreich behandelte Preußen wieder einmal als seinen Vasallen und glaubte bei der gegenwärtigen kritischen Lage desselben damit durchzukommen. Doch die Zeiten von Olmütz waren vorüber. Schon am folgenden Tage ging die amtliche Ablehnung der kaiserlichen Einladung nach Wien ab. Trotzdem ließ das Wiener Kabinett an eben dem Tage die Einladung an alle deutschen Höfe ergehen. Man hoffte also, den milden König von Preußen doch noch umzustimmen. Ein kaiserliches Handschreiben voll dringender Mahnung an ihn hatte diesen Zweck. An des Königs Seite aber stand ein Ratgeber, der mit scharfem Auge über die Ehre und das Wohl des Vaterlandes wachte, und dessen eiserner Wille sich durch keinerlei Einwirkung beugen ließ. Seine Ansicht über die Bundesreform kam in zwei amtlichen Depeschen an den preußischen Gesandten in Wien, Herrn von Werther, zum Ausdruck. Die erste dieser Depeschen sprach das Erstaunen des preußischen Kabinetts über die Sätze der österreichischen Denkschrift aus, wonach die bisherige Bundesverfassung schon außer Kraft gesetzt sein sollte; in der zweiten wurde es mit der Würde des Königs von Preußen nicht vereinbar erklärt, an einer Versammlung teilzunehmen, deren Zweck, obwohl von höchster Wichtigkeit, nicht vorher mit ihm beraten sei. Soweit aus den bisherigen Nachrichten über den in der Versammlung vorzulegenden Verfassungsentwurf sich ersehen lasse, wäre derselbe für Preußen unannehmbar. Die deutschen Zustände blieben dieselben, wenn für die Beschlüsse des Bundesdirektoriums Einstimmigkeit gefordert würde; einfachen Mehrheitsbeschlüssen könne Preußen aber nimmermehr seine

Selbständigkeit und seine Gesetzgebung unterordnen. Bloß beratende Volksvertretung am Bundestage sei vollständig bedeutungslos. An den preußischen Bundesgesandten in Frankfurt schrieb Bismarck: „Ich betrachte das österreichische Reformprojekt als eine Schaumwelle, mit welcher der Herr von Schmerling mehr noch ein Manöver der innern österreichischen Politik als einen Schachzug antipreußischer Diplomatie beabsichtigt. Er arrangiert dem Kaiser eine glänzende Geburtstagsfeier mit weißgekleideten Fürsten und fingiert ihm Erfolge der konstitutionellen Ära Österreichs. Von dem Dampf der Phrasen entkleidet, ist des Pudels Kern ein so dürftiger, daß man dem Volke lieber nicht praktisch vordemonstrieren sollte, wie nicht einmal das zu stande kommt. — Einen Einfluß auf die Verhandlungen zu erhalten, empfiehlt sich jetzt noch nicht; wir müssen die Weisheit der Reformen sich erst ungestört offenbaren lassen."

Es kam der unter großer Spannung des deutsches Volkes erwartete 16. August. Die alte Kaiserstadt am Main, noch immer gut österreichisch gesinnt, hatte zu Ehren der erwarteten erlauchten Gäste köstlichsten Schmuck angelegt. Laub- und Blumengewinde umzogen die Häuser, schlangen sich über den Straßen zu prächtigen Ehrenpforten; Fahnen in fünfmal mehr Farben als der Regenbogen aufweist, flatterten festlich im Winde: Dasselbe Schwarz-Rot-Gold, das nicht vor langer Zeit noch als staatsgefährlich in den deutschen Ländern und Ländchen verfolgt worden war, prangte jetzt an einem hohen Flaggenstock selbst vor dem zur Residenz des Kaisers bestimmten Bundespalast. Mit lautem Jubel begrüßten die in den Hauptstraßen dichtgedrängten Volksmengen die einziehenden Fürsten. Es war gegen 6 Uhr nachmittags am 16. August, als der Kaiser Franz Joseph durch das Gallusthor in die Stadt fuhr und seinen Weg durch die Mainzer Straße nach dem Bundespalast nahm. Wäre Kaiser Barbarossa von seinem Schlaf erwacht und in die Stadt gezogen, die Freude des Volkes hätte sich nicht lauter kundzugeben vermocht, als es jetzt geschah.

Eins nur wurde in der freudigen Feststimmung als störend empfunden: die Abwesenheit des Königs von Preußen. Zuerst hatte mancher der hohen Festteilnehmer noch geglaubt, König Wilhelm werde

sich wohl zum Guten besinnen und auf der Versammlung erscheinen Als dieselbe aber am Morgen des 17. vom Kaiser mit einer feierlichen Begrüßungsrede eröffnet wurde, und das ehrwürdige Oberhaupt der zweiten deutschen Großmacht im Rate der Fürsten fehlte, da legte sich doch bei manchem der erlauchten Herren das Gefühl sorgenvoller Ahnung aufs Herz. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin stellte den Antrag, die Versammlung möge eine schriftliche Einladung an den König von Preußen zur Teilnahme an den Verhandlungen erlassen. König Johann von Sachsen stimmte dem Antrage zu, jedoch wollte er zuvor folgendes festgestellt sehen: Die Versammlung sollte die Erklärung abgeben, daß sie in der kaiserlichen Vorlage die geeignete Grundlage ihrer Verhandlungen erkenne und durch eine etwaige abschlägige Antwort des Königs sich von der Fortsetzung ihrer Beratungen auf jener Grundlage nicht wolle abhalten lassen. Als die hohe Versammlung dies beschlossen hatte, erbot sich der König von Sachsen, das Einladungsschreiben an König Wilhelm abzufassen und es ihm in eigener Person nach Baden-Baden zu überbringen.

Am 19. August traf der erlauchte Träger der Fürstenbotschaft in Baden-Baden ein. König Wilhelm, dessen Reise durch den Aufenthalt in München und Wildbad sich etwas verzögert hatte, kam erst einige Stunden später daselbst an. Bismarck war während der ganzen Reise nicht von seiner Seite gewichen, der „Frankfurter Windbeutelei" und der Intriguen wegen, die, wie er an seine Gemahlin schrieb, den König umlagerten. In München hatte die Königin Marie, in Wildbad seine hochverehrte Schwägerin, die Königin-Witwe Elisabeth, ihn in seinen Entschlüssen umzustimmen gesucht. Schon hier war der König wankend geworden. Kopf und Herz befanden sich bei ihm in heftigem Widerstreit. Hätte er einerseits von Herzen gern an der Arbeit seiner fürstlichen Genossen sich beteiligt, so waren doch die Gründe dagegen von gleicher Schwere. An seiner Seite stand sein getreuer Eckart, der seine ermahnende Stimme erhob. „Wenn Ew. Majestät befehlen," sagte Bismarck dem Könige, „so werde ich mit nach Frankfurt, aber dann nicht mehr als Minister nach Berlin gehen."

Am 20. August überreichte König Johann das Einladungsschreiben

der Frankfurter Fürstenversammlung. Die Stunden, während welcher über diese Angelegenheit verhandelt wurde, gehörten für König Wilhelm wie für seinen Ratgeber wohl mit zu den schwersten ihres Lebens. Der König, noch angegriffen von der Badekur, wurde in dem Kampf mit sich selbst so erregt, daß er von Unwohlsein ergriffen wurde. Er sprach seinem erlauchten Genossen seine lebhafte Neigung aus, der Einladung zu folgen, behielt sich aber vor, die endgiltige Entscheidung darüber in dem Antwortschreiben an die Versammlung mitzuteilen. Er wollte, ehe er sein Schlußwort abgab, noch mit seinem Minister beraten.

Die Beratung mit Bismarck folgte. Der König war jetzt so weit gekommen, daß er eine Ablehnung der Einladung für fast unmöglich hielt. „Dreißig Fürsten als Einlader, ein König als Kabinettskourier, wie kann man da ablehnen!“ rief er aus. Bismarcks Überredungskunst gelang es, des Königs Bedenken zu heben, nach langem Zaudern und Widerstreben wurde der ablehnende Brief geschrieben und gesiegelt. Der König war außer stande, sich persönlich von seinem fürstlichen Gaste zu verabschieden. Bismarck hatte die Ehre, den Absagebrief dem Könige Johann einzuhändigen. Als die Thür sich hinter dem abreisenden Fürsten geschlossen hatte, vermochte auch Bismarck sein Gefühl nicht länger zu bemeistern. Es packte ihn wie Berserkerwut, aus seinen Augen sprühten Flammen, und seine mächtige Brust hob und senkte sich in heftigen Zügen. Er packte einen auf dem Tische stehenden Teller mit Gläsern und zerschmetterte ihn am Boden, daß die Scherben umherflogen. „Ich mußte etwas zerstören,“ sagte er. „Jetzt habe ich wieder Atem!“

Der Frankfurter Fürstentag nahm seinen programmmäßigen Verlauf. Der österreichische Verfassungsentwurf wurde von der Versammlung mit wenig Änderungen in der letzten Sitzung, am 1. September, angenommen. Die zu der Schlußabstimmung gestellten beiden Fragen: 1. Nimmt die Versammlung das Endergebnis der Verhandlungen an? 2. Hält die Versammlung sich so lange an diese Beschlüsse gebunden, bis die hier nicht vertretenen Bundesmitglieder den ihnen mitgeteilten Entwurf entweder definitiv abgelehnt oder uns ihre Gegenvorschläge

eröffnet haben? wurden von 24 Stimmen bejaht, von 6 Stimmen (Baden, Schwerin, Weimar, Luxemburg, Waldeck, Reuß j. L.) verneint. Darauf unterzeichnete die Mehrheit der Mitglieder eine Erklärung, die künftige Verfassung Deutschlands nach Maßgabe der hier gefaßten Beschlüsse, so viel an ihnen liege, zu vollenden und ins Leben zu führen. Endlich sandte die erlauchte Versammlung noch ein Gesamtschreiben an den König von Preußen, in welchem demselben das Ergebnis der Beratungen mitgeteilt wurde. Das Schriftstück schloß mit folgenden Worten: „Von deutscher Eintracht und opferwilliger Gesinnung sämtlich beseelt, sind wir uns über den Entwurf einer Reformakte des Deutschen Bundes vollkommen einig geworden und werden es als ein hohes Glück für uns alle und für unsere Völker betrachten, wenn nunmehr in der Brust Ew. Majestät, unseres mächtigen und wohlgesinnten Bundesgenossen, Entschließungen reifen werden, durch welche Deutschland, dank dem Einverständnisse seiner Fürsten, auf der bundesgesetzlichen Grundlage an das Ziel einer heilsamen Reform seiner Verfassung gelangen wird."

Zugleich mit der Fürstenversammlung tagte eine freie Versammlung von 300 Abgeordneten der deutschen Landtage in Frankfurt, welche in ihren Beschlüssen fast zu denselben Forderungen für die Bundesreform gelangte, welche Preußen stellte.

Ein farbenprächtiges Feuerwerk beschloß die Festlichkeiten des Frankfurter Fürstentages, von dem so viel an thatsächlicher Wirkung übrig blieb, als von den verpuffenden Leuchtkugeln und Raketen des Feuerwerks.

Preußen richtete am 22. September an sämtliche Mitglieder der Frankfurter Majorität gleichlautende Schreiben, worin es die Beschlüsse der Versammlung ablehnte. Eine Verständigung war hierdurch unmöglich geworden. Bismarck rechtfertigte seine Politik in dieser Angelegenheit den außerdeutschen Großmächten gegenüber und erntete damit bei Rußland und Frankreich entschieden Beifall, während sich England weniger enthusiastisch damit einverstanden erklärte. Napoleon, erzürnt über Österreichs Zauderverfahren in der polnischen Frage, sagte zu dem preußischen Gesandten: „Ihr gehörtet in der polnischen Sache zu

meinen Gegnern; aber euer Verfahren war klar und offen; bei euch ist man stets sicher darüber, was man zu erwarten hat."

Als Österreich nun das Schlußergebnis seiner Bemühungen auf dem Fürstentage ziehen wollte, mußte es recht trübe Erfahrungen machen. Die meisten der Klein- und Mittelstaaten weigerten sich jetzt, dem Verhalten Preußens gegenüber, mit der Durchführung der Frankfurter Beschlüsse Ernst zu machen. Die Sache verlief im Sande. Herr von Beust begann bald für einen neuen Plan Unterstützung zu suchen. Er wollte nun seine Lieblingsidee, die Klein- und Mittelstaaten Deutschlands zu einem Sonderbunde mit dreiköpfigem Direktorium: Sachsen, Bayern, Württemberg oder Hannover, vereinigen. Nach solchen Erfahrungen bereuten die Wiener Staatsmänner ihr Unternehmen zwiefach. Der Zorn des Grafen Rechberg auf die unzuverlässigen Freunde Österreichs war groß. Er erkannte immermehr den Wert der Freundschaft Preußens, die man jetzt um eines Phantoms willen verscherzt hatte. Wenn es möglich wäre, dieselbe wieder zu erlangen!

XIV.

Die Befreiung Schleswig-Holsteins.

Auf, Deutschland, tilge deine Schande,
Zerbrich der Dänen Frevelmut!
Noch seufzen deine Bruderlande
Im Norden nach der Freiheit Gut.
Bismarck wird dir die Wege weisen
Zur Ehrenrettung durch den Krieg:
Die Schmach vertilgt nur Blut und Eisen —
Hurra! „ein eleganter Sieg!"

G. Henze.

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, suchte Österreich die Bundesfreundschaft Preußens wiederzugewinnen. Bismarck wußte dies sehr wohl. Ob er unter anderen Verhältnissen in die ihm dargebotene Friedenshand seines Genossen Rechberg eingeschlagen hätte? — Hielt er doch jeden anderen Krieg vor dem Austrag der Rechnung mit Österreich für Munitionsvergeudung. Allein jetzt erforderte eine allgemeine große deutsche Sache, die Befreiung Schleswig-Holsteins vom Dänenjoch, einmütiges Handeln der beiden Großmächte, und so zögerte Bismarck, alles Vorhergeschehene für den Augenblick vergessend, nicht einen Augenblick, in die Versöhnung zu willigen

In keiner anderen der deutschen Fragen hatte sich die Verwirrung der ungesunden Bundeszustände in so schmählicher Weise gezeigt, wie in dem Verfassungsstreit des kurhessischen Volkes und in dem Kampf der Schleswig-Holsteiner um ihre Freiheit. Den lange hartbedrängten

Kurheſſen hatte ein glückliches Eingreifen Bismarcks zur Anerkennung ihres Rechtes verholfen. Jetzt galt es, für den verlaſſenen Bruderſtamm im Norden dasſelbe Ziel zu erreichen. Auch die Löſung dieſer noch ſchwierigeren Frage war Bismarcks Staatskunſt vorbehalten. Die endliche, glückliche Beſeitigung der ſchleswig-holſteiniſchen Wirren war Bismarcks diplomatiſches Meiſterſtück.

Er ſelbſt bezeichnet ſeine Politik in dieſer Sache als ein ſolches. Über die Schwierigkeiten, die ſich ihm bei der Durchführung dieſes Werkes entgegenſtellten, äußerte er ſpäter einmal: „Das iſt die diplomatiſche Aktion, auf die ich am meiſten ſtolz bin. Gleich nach dem Tode des Königs von Dänemark dachte ich an die Erwerbung Schleswig-Holſteins. Allein es war ſchwer zu vollbringen. Alles war gegen mich: Öſterreich, die Kleinſtaaten, die Damen unſeres Hofes, die Liberalen, die Engländer. Napoleon widerſetzte ſich nicht; er dachte uns dadurch zu verbinden. Selbſt der König wollte lange nichts davon hören. Wir hielten damals einen Staatsrat, bei welchem ich die längſte Rede losließ, die ich je gehalten habe, und meinen Zuhörern Dinge vortrug, die ihnen überſpannt und unmöglich erſchienen ſein müſſen. Nach ihren erſtaunten Mienen zu ſchließen, vermuteten ſie wirklich, daß ich beim Frühſtück zuviel Wein getrunken hätte."

Seit Jahrzehnten waren die Elbherzogtümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg, durch die Willkürherrſchaft Dänemarks in ihren heiligſten Rechten bedroht, die Schmerzenskinder Germaniens geweſen. Die urkräftigen Volksſtämme der meerumſchlungenen Lande, welche in alten Zeiten ihre Freiheit gleich den Schweizern gegen übermächtige äußere Feinde erfolgreich verteidigt hatten, wählten im Jahre 1460 den Dänenkönig zu ihrem Herzoge, doch nicht als König von Dänemark, ſondern als „einen Herrn dieſer Lande" und unter der vertragsmäßig verbrieften Bedingung, daß die Lande Schleswig-Holſtein weder ganz noch geteilt dem däniſchen Staate einverleibt würden, ſondern daß dieſelben vielmehr zuſammen blieben „up ewig ungedeelt". Jahrhunderte lang wohnten die Schleswig-Holſteiner, „unter einer Krone Dach" in ihren Rechten unangefochten. Das 1660 in Dänemark erlaſſene ſogenannte Königsgeſetz, nach welchem auch die weibliche Linie der Herrſcherfamilie

erbberechtigt sein sollte, fand auf die Herzogtümer keine Anwendung. Im Jahre 1815 erhielt der dänische König das deutsche Herzogtum Lauenburg als Entschädigung für Norwegen und trat als Herzog von Lauenburg und Holstein mit in den Deutschen Bund ein. Da weder der damalige König Frederik VI. noch seine mutmaßlichen Nachfolger männliche Leibeserben hatten, so stand das Erlöschen des königlichen Mannesstammes zu erwarten. Das erfüllte die Herrscherfamilie wie das Volk Dänemarks mit Besorgnissen. Man fürchtete die Trennung der Herzogtümer von Dänemark auf Grund des Königsgesetzes, und es bildete sich jene Partei der Eiderdänen, welche den voraussichtlichen Verlust wenigstens zum Teil abzuwenden sich vorsetzte, indem sie das nicht zum Deutschen Bunde gehörige, bis zur Eider reichende Herzogtum Schleswig durch Einverleibung in den Gesamtstaat zu retten strebte. Eine eifrige Danisierung der Bewohner Schleswigs sollte der endlichen Erreichung des Ziels jener Partei vorarbeiten. Deutsche Sprache und Sitte wurden unterdrückt, die alten Rechte der Schleswiger auf das willkürlichste und härteste vergewaltigt. Mächtig bäumte sich das Freiheitsgefühl der Bewohner der beiden Bruderlande auf. Trotzig wehrten sie sich, ermuntert durch die Teilnahme des deutschen Volkes, gegen die Unterdrückung ihres Rechtes, ihres deutschen Wesens. Dichter mahnten in feurigen Liedern zum Widerstande:

„Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!"

Da erließ im Jahre 1846 der Dänenkönig Christian der Achte jenen verhängnisvollen „Offenen Brief", worin erklärt wurde, daß die weibliche Erbfolge auch für das Herzogtum Schleswig giltig sei und also einer Einverleibung desselben in den Gesamtstaat rechtlich nichts im Wege stehe. Dieser offene Rechtsbruch rief eine furchtbare Erregung hervor, die zwei Jahre später zu einer bewaffneten Erhebung der bedrohten Herzogtümer führte. Doch in den Wirrnissen jener Zeit behielten die Unterdrücker trotz des bewaffneten Einspruchs des Deutschen

Bundes und Preußens die Oberhand. Nach dem Vertrag von Olmütz überlieferte Preußen den verlassenen Bruderstamm seinen Peinigern mit bewaffneter Hand. In übermütigem Hohn triumphierten die Dänen. „Die deutschen Hunde bellen; aber sie beißen nicht," spottete man in Kopenhagen; oder: „Wenn vier Preußen gegen einen Dänen stehen, so ist die Übermacht auf dänischer Seite." Eine Konferenz der europäischen Mächte entschied darauf den Streit zwischen den Herzogtümern und Dänemark. Das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, von Frankreich, Rußland, England, Österreich, Preußen, Schweden und Dänemark, nicht aber von dem Deutschen Bunde, unterzeichnet, verpflichtete Dänemark, die Bundesrechte der deutschen Herzogtümer Holstein und Lauenburg zu achten und weder eine Einverleibung Schleswigs in das Königreich, noch irgend welche darauf zielenden Schritte zu unternehmen. Die Erbfolgefrage wurde dahin entschieden, daß man den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg als rechtmäßigen Thronerben in allen Teilen der dänischen Monarchie anerkannte. Der nächstberechtigte Erbe in Schleswig-Holstein, Herzog Christian August von Holstein-Augustenburg, verzichtete auf seine Anrechte gegen eine Abfindungssumme von $2^1/_2$ Millionen Thalern und erklärte im eigenen und im Namen seiner Familie, nichts gegen die neue dänische Thronfolge unternehmen zu wollen.

Jene Verpflichtung hielt indessen die Dänen nicht zurück, ihre alten Gelüste von neuem hervortreten zu lassen. Bei den Verhandlungen der Londoner Konferenz hatten sie ein entschiedenes Wohlwollen Englands und Rußlands, selbst auch Österreichs erfahren; während der inneren Zwistigkeiten der deutschen Bundesmächte meinten sie einen von hier aus erfolgenden ernstlichen Einspruch nicht fürchten zu müssen. Die Eiderdänen erhoben stärker denn je ihr Haupt, und heimlich und offen wurde auf die Gewinnung Schleswigs für Dänemark hingearbeitet. Der gute Deutsche Bund brachte es bei der ausgesprochenen Dänenfreundschaft Österreichs höchstens zu einer warnenden Note.

Durch den königlichen Erlaß vom 30. März 1863, das sogenannte „Märzpatent", angekündigt, wurde im November desselben Jahres vom Reichsrate eine neue Verfassung für Dänemark angenommen, welche die uralte Verbindung der beiden Herzogtümer thatsächlich aufhob und

Holstein in seinen verfassungsmäßigen Rechten derart schmälerte, daß es zu einer zinspflichtigen Provinz des dänischen Staats herabsank. Ehe diese neue Verfassung aber Gesetzeskraft erlangt hatte, starb am 15. November Frederik VII. als der letzte des königlichen Mannesstammes. Am folgenden Tage bestieg der Prinz Christian von Glücksburg nach der von den Protokollmächten im Jahre 1852 festgesetzten Erbfolge als König Christian IX. den erledigten Dänenthron. Mit Spannung sah man auf den neuen Herrscher, ob er die Verfassungsurkunde, die dem Rechte und dem Vertrage der meisten europäischen Großmächte Hohn sprach, unterzeichnen würde. Das Gefühl des Königs sträubte sich gegen diese Handlung; er sah wie viele einen Finger Gottes darin, daß König Frederik vom Tode ereilt worden war, ehe er die rechtswidrige Unterschrift hatte vollziehen können. Allein die Verhältnisse waren mächtiger als der schwachmütige König Christian. Von seinen Ministern gedrängt und von der aufständischen Kopenhagener Bevölkerung bedroht, vollzog er am 18. November 1863 die verhängnisvolle Unterschrift, banger Ahnung voll, daß nun die ruhigen Tage seines Lebens dahin seien. Mit dem 1. Januar sollte die sanktionierte Verfassung in Kraft treten.

Das Maß des dänischen Frevelmuts war durch diesen neuen offenen Rechtsbruch voll geworden. Die Geduld des deutschen Volkes war zu Ende. In gewaltigem Sturme brauste die allgemeine Entrüstung auf. Die deutschen Regierungen sahen sich gezwungen, zu Thaten zu schreiten, um das mit Füßen getretene Recht der stammverwandten Herzogtümer zu schützen und die mißachtete Ehre Deutschlands zu wahren. Aber auch jetzt wieder zeigten sich die unglückseligen Zustände des Bundes in ihrer ganzen Jämmerlichkeit. Dem einmütigen Willen des Volkes, den bedrängten Brüdern im Norden zur Hilfe zu eilen, stellten sich durch die wirren politischen Verhältnisse Berge von Hindernissen entgegen.

Der Deutsche Bund hatte das Recht und die Pflicht, für die zu seinem Bereiche gehörenden Herzogtümer Holstein und Lauenburg einzutreten. Da er das Londoner Protokoll nicht mit unterzeichnet hatte, so war er auch nicht gebunden, das Erbfolgerecht des Prinzen Christian von Glücksburg, des Protokollprinzen, wie das deutsche Volk ihn nannte,

in Schleswig anzuerkennen. Das Volk drängte den Bund, auf dieser Grundlage die Trennung der ungeteilten Herzogtümer von Dänemark mit Waffengewalt durchzusetzen und dieselben unter einem eigenen Herrscher dem deutschen Staatenverbande einzuverleiben. Ein Herzog erschien auch alsbald. Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg erließ, unbekümmert darum, daß sein Vater für gute klingende dänische Reichsmünze auf die Erbansprüche seiner Familie verzichtet hatte, von seinem Landsitze zu Dolzig in der Niederlausitz eine Erklärung an die Bewohner Schleswig-Holsteins, in welcher er sich als ihren rechtmäßigen Herzog Friedrich VIII. ankündigte. Die Schleswig-Holsteiner und die Mehrheit des deutschen Volkes jubelten dem neuen Herzoge zu, da sie in seinem Erbrecht das einzige Mittel sahen, die Befreiung der vereinigten Lande Schleswig-Holstein zu ermöglichen. Freilich übersah man im Sturme der Bewegung hierbei, daß sich dem Vorgehen auf diesem Wege die größten Schwierigkeiten entgegenstellten. Die Protokollmächte hatten im Jahre 1852 die Erbfolge der Glücksburger Linie in allen Teilen der dänischen Monarchie ausdrücklich anerkannt. Die Thronerhebung des Augustenburgers mußte demnach den entschiedenen Widerspruch der Unterzeichner des Londoner Protokolls hervorrufen. Auch die beiden deutschen Großmächte waren an die Bedingungen jenes Vertrages so lange gebunden, als derselbe zu recht bestand. Die einzige Möglichkeit, die Wirren zu lösen und eine vollständige Befreiung der Herzogtümer vom Dänenjoche herbeizuführen, war in den Bedingungen des Londoner Vertrages gegeben. Ein Kampf um Schleswig-Holstein konnte nur dann glücklichen Erfolg haben, wenn er auf Grund des von Dänemark verletzten Rechts der Herzogtümer begonnen wurde. Nicht die Erbfolge, sondern die Verfassung mußte den rechtsgiltigen Kriegsanlaß bieten.

Bismarck hatte diesen einzig möglichen Weg zu einer vollen Lösung der schleswig-holsteinischen Wirren lange erkannt. Mit seinem scharfen Auge war er den Vorgängen gefolgt, hatte aber nichts gethan, die Dänen in ihrem übermütigen Treiben zu hindern. Er hatte sogar mit einer gewissen Befriedigung die Dinge sich entwickeln sehen. „Die dänische Frage kann nur durch Krieg gelöst werden," sagte er, „der Anlaß zum Kriege läßt sich in jedem Augenblicke finden, in welchem

unsere Stellung zu den Großmächten eine günstige für die Kriegsführung ist." Er hielt es, um die günstige Stellung zu den Großmächten zu erlangen, für ein Gebot der Ehre und Klugheit, an der Vertragstreue Preußens keinen Zweifel haften zu lassen. Darum erhob er gegen die Thronbesteigung Christians IX. keinen Widerspruch, sondern erkannte denselben, „den Erben des Rechts und des Unrechts seiner Vorgänger", durch die Mahnung, der Verfassung seine Bestätigung zu versagen, als König an, wie heftig er durch diesen Schritt auch alle preußischen und deutschen Anhänger des Augustenburgers erregte und die öffentliche Meinung gegen sich aufbrachte. Wie diese über seine Politik urteilten, war im Grunde bedeutungslos; ihm kam alles auf die Stellung der Großmächte an, welche die Befreiung der Herzogtümer schon einmal verhindert hatten. „Wir haben im Jahre 1849 erlebt," sagte er, „daß es übel ist, einer gegen vier zu stehen; zwei gegen drei ist ein besseres Verhältnis." Wichtig war auch die Mitwirkung Österreichs, das als Dänenfreund die Unverletzlichkeit des dänischen Gesamtstaates zur Grundlage seiner Politik in dieser Frage machte und sich gleichfalls auf den Standpunkt des Londoner Protokolls stellte. Als nun König Christian IX. am 18. November die neue Verfassung unterzeichnet und durch diesen schreienden Rechtsbruch den deutschen Höfen einen von der Erbfolge unabhängigen einwandlosen Kriegsfall geliefert hatte, da war für Preußen der Zeitpunkt gekommen, nach der Losung seines Königs, überall das Recht zu schützen, handelnd einzugreifen. Freilich hing es jetzt auch noch davon ab, daß die dänische Regierung die verkündete Verfassung nicht noch bis zum 1. Januar 1864 zurücknähme; doch bei dem Trotz der Dänen war dieser Fall kaum noch in Betracht zu ziehen.

Bismarck legte seine Erwägungen aller Möglichkeiten in dieser verwickelten Sache in einer dem Könige unterbreiteten Denkschrift dar. Wir können, sagte er in derselben, wenn die dänische Verfassung am 1. Januar in Kraft tritt, nicht unthätig bleiben. Es bieten sich in diesem Falle drei Wege. Auf dem ersten würde man sich nach der Forderung der öffentlichen Meinung von dem Londoner Vertrage lossagen und mit gesamter Heeresmacht in Schleswig einbrechen. Das

wäre offener Krieg und zwar Bundeskrieg, und lediglich der Ausgang des Kampfes entschiede über das Schicksal der Herzogtümer; aber allerdings würden wir dabei mit den Großmächten und insbesondere mit England in gefährliche Spannung geraten. Der zweite Weg bestände in der Lossagung vom Londoner Protokoll ohne den Beginn einer kriegerischen Aktion. Dann möchte der Bund Entschluß über die Erbfolge fassen, und wenn er für Augustenburg entschiede, den Prinzen im Bundeslande Holstein einsetzen. Aber Schleswig bliebe dann schutzlos; denn hier haben wir kein anderes Recht der Einmischung als aus den Verträgen von 1852, die mit unserer Lossagung vom Londoner Protokoll unsererseits zerrissen wären. Zur Prüfung des Erbrechts auf Schleswig wäre der Bund unbefugt, und wäre auch Augustenburgs Anrecht unbestreitbar, so wäre immer der Bund nicht verpflichtet, einem deutschen Fürsten ein außerdeutsches Land zu erobern; sonst hätte er Neuenburg für Preußen, Toskana für Österreich behaupten müssen. Dieser Weg würde also nur bis zur Eider führen, wenn man nicht einfach eine von allen Mächten als rechtlosen Angriff ausgelegte Erklärung zu Hilfe nähme. Wir würden Holstein von Dänemark abreißen, was vielleicht auch ohne Kampf durch bloße Unterhandlung erreichbar wäre, und Schleswig, das rechte Objekt des Danisierungseifers, preisgeben. England würde sich auf solcher Grundlage nie an einer Konferenz beteiligen. Bleibt der dritte Weg: Österreich und Preußen äußern sich gar nicht über den Londoner Vertrag, sondern gehen handelnd vor, um die Erfüllung der dänischen Verpflichtungen von 1852 zu erzwingen. Also am 1. Januar ein Ultimatum dieses Sinnes vom Bunde, oder wenn dieser nicht will, von beiden Mächten, oder auch gar kein Ultimatum und sofortiges Einrücken, um das Streitobjekt, dessen Dänemark sich eben bemächtigen will, dem Gegner zu entziehen. Das wäre Krieg mit Dänemark, welcher dann rasch und energisch zu führen wäre; die anderen Mächte hätten dabei keinen Anlaß zur Einmischung. Unsere Stellung in den Friedensunterhandlungen würde durch den Besitz des Streitobjektes nicht ungünstiger werden.*)

*) Vergl. Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 3, Seite 199.

In der Richtung des hier vorgezeichneten dritten Weges ging Preußen vor. Der König, welcher am liebsten, der allgemeinen Bewegung folgend, das unheilvolle Londoner Protokoll zerriſſen und mit dem übermütigen Dänemark kurzen Prozeß gemacht hätte, ſah die ſchwerwiegenden Gründe ſeines Miniſters gegen ein ſolches Vorgehen wohl ein. Öſterreichs Mitwirkung war auf dieſem Wege, zumal nach dem Zerwürfnis mit den Mittelſtaaten, leicht zu erlangen, und ſo erlebte die erſtaunte Welt, daß die beiden feindlichen Brüder Deutſchlands trotz des vorausgegangenen heftigen Streites wegen des Fürſtentages ſich wieder zu einmütigem Handeln verbanden.

Der Deutſche Bund ſuchte auf Grund der von ihm nicht anerkannten Erbfolge in Dänemark, die Befreiung der Herzogtümer zu ermöglichen. Sein Ziel war, die Rechte des Auguſtenburgers, obwohl dieſelben zweifelhaft genug waren und durch noch anderweitige Erbanſprüche ſeitens der Oldenburger Linie ſowie des Sächſiſch-Erneſtiniſchen und des Mecklenburgiſchen Fürſtenhauſes die Sache der Erbfolge ſich immer verwickelter geſtaltete, durchzuſetzen. Sachſen und Württemberg beantragten in der Bundesverſammlung, ſtatt der früher beſchloſſenen Exekution, alſo der Zwangsmaßregeln gegen den König-Herzog Chriſtian, jetzt die Okkupation, die militäriſche Beſetzung, Holſteins auszuführen, bis die Frage der Erbfolge endgiltig geregelt ſei. Die beiden Großmächte aber erhoben Einſpruch gegen dieſen Antrag, und es wurde am 1. Dezember beſchloſſen, es bei der Anwendung von Zwangsmaßregeln bewenden zu laſſen. Um die Weihnachtszeit rückte ein Exekutionsheer von 6000 Sachſen und eben ſo vielen Hannoveranern unter dem Oberbefehl des ſächſiſchen Generals von Hake in Holſtein ein. Öſterreich und Preußen hielten je ein ſtärkeres Heer zur Reſerve in Kriegsbereitſchaft. Der Erbprinz von Auguſtenburg folgte den Bundestruppen, wurde von den jubelnden Schleswig-Holſteinern als Herzog Friedrich VIII. feierlich ausgerufen und richtete ſich einſtweilen in Kiel als Regent des Landes ein.

Die Zwangsmittel gegen Dänemark blieben ohne Wirkung. Die däniſchen Truppen zogen ſich ohne Widerſtand bis hinter die Eider zurück. Man gab Holſtein preis, um Schleswig um ſo zäher feſtzuhalten. Selbſt der Einſpruch Rußlands zu gunſten der Herzogtümer hatte nur

den Erfolg, daß in Kopenhagen ein Ministerwechsel vollzogen wurde, der eine Änderung in den Personen des Kabinetts, nicht aber im System desselben herbeiführte. Die dänische Regierung beharrte in ihrem Trotze; sie vertraute auf den Beistand Englands und Schwedens sowie auf die verwickelten Zustände in Deutschland und Preußen. Als am 28. Dezember die Verfassung noch nicht zurückgenommen war, stellten Preußen und Österreich beim Bunde einen weitergehenden Antrag, dahin lautend: „Die Bundesversammlung wolle an die Königlich dänische Regierung die Aufforderung richten, das Grundgesetz vom 18. November bezüglich des Herzogtums Schleswig nicht in Vollzug zu setzen, sondern endgiltig aufzuheben, und sie wolle mit diesem Verlangen die Erklärung verbinden, daß im Falle der Weigerung der Deutsche Bund im Gefühl seines Rechtes und seiner Würde die erforderlichen Maßregeln ergreifen müsse, um sich durch eine militärische Besetzung des Herzogtums Schleswig ein Pfand für die Erfüllung seiner gerechten Forderungen zu verschaffen." Gleichzeitig wurde der Militärausschuß aufgefordert, eiligst die zur Ausführung der Besetzung erforderlichen Streitkräfte in Bereitschaft zu setzen.

Die Bundesversammlung lehnte am 14. Januar 1864 den Antrag der Großmächte mit 11 gegen 5 Stimmen ab. Die Mehrheit derselben meinte, mit der Aufforderung zur Aufhebung der Novemberverfassung eine Anerkennung des Königs Christian auszusprechen, wonach dann eine Durchsetzung der Erbansprüche des Augustenburgers nicht mehr möglich sei. Unmittelbar nach der Abstimmung erklärten die Gesandten der Großmächte, daß nunmehr ihre Regierungen selbständig zur Ausführung der beantragten Maßregeln schreiten würden.

Die Erregung, welche diese Erklärung hervorrief, war groß. Bayern erhob sich mit feierlicher Verwahrung aller Rechte des Bundes. Sachsen verstieg sich selbst zu einem offenen Einspruch gegen den Durchmarsch der nach Schleswig bestimmten Truppen durch das jetzt unter Bundesverwaltung stehende Holstein. Die Entrüstung gegen das Vorgehen der beiden Großmächte setzte sich durch ganz Deutschland fort. In den Landtagen, in Volksvereinen und Volksversammlungen wurden die in Aussicht genommenen Maßregeln Österreich-Preußens verurteilt;

man meinte, die bedrängten Bruderlande im Norden sollten wie im Jahre 1850 so auch jetzt wieder an Dänemark ausgeliefert werden. Der Magistrat von Nürnberg protestierte gegen jeden Durchmarsch österreichischer Truppen ohne Bundesbeschluß. Volksversammlungen in München forderten den König Max auf, sich an die Spitze des deutschen Volkes zu stellen, als Retter der stammverwandten Herzogtümer gen Norden zu ziehen und den Herzog Friedrich einzusetzen. Auch tauchte der Lieblingsplan gewisser deutscher Staatsmänner, die Gründung einer dritten Großmacht in Deutschland, die sogenannte Trias, wieder auf, den man jetzt, von den hochgehenden Wellen der Volksgunst getragen, durchzuführen meinte.

Bismarck ließ sich durch diese Stimmen in seinen Entschlüssen nicht beirren. Mit Österreich wurde am 16. Januar ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, worin beide Mächte sich zu gemeinsamem Handeln in der schleswig-holsteinischen Sache verbanden. Im Artikel V dieses Vertrages hieß es:

„Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig käme, und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden Vertragsverhältnisse hinfällig würden, behalten die Höfe von Österreich und Preußen sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur in gegenseitigem Einverständnisse festzustellen. Zur Erzielung dieses Einverständnisses werden sie eintretenden Falles die sachgemäßen weiteren Abreden treffen. Sie werden jedenfalls die Frage über die Erbfolge nicht anders als in gemeinsamem Einverständnis entscheiden."

In Bezug auf die österreichischen Absichten mochten die Befürchtungen der liberalen Kreise des deutschen Volks nicht ohne Grund sein. Es hatte in dem Vertragsentwurf das Ziel eines etwaigen Kampfes so eng als möglich gesteckt. Allein bei der allgemeinen Stimmung in Deutschland gelang es Bismarck, jenen Artikel mit seiner geschickten Fassung, die keine bestimmten Grenzen vorzeichnete, durchzusetzen. Den Verträgen von 1852 wie diesen gegenüber galt ihm, was er mit dem Satze aussprach: „Sind die deutschen Truppen erst einmal im Lande, so wird sich alles Weitere finden." So geschah es; Preußens kräftiges und zugleich vorsichtiges Handeln riß das zaudernde, dänenfreundliche

Österreich mit fort, nach der einmal vereinbarten Waffenbrüderschaft mit ihm gleichen Schritt zu halten. Es fehlte nicht an Versuchen, auch die andern deutschen Bundesstaaten auf derselben Bahn mit fortzuziehen; allein Kurzsichtigkeit und Mißtrauen derselben hinderten dies. Noch einmal, als die verbündeten Truppen ihren Siegesmarsch bereits angetreten hatten, bot man den müßig zusehenden deutschen Brüdern die Hand zu treuer Waffengenossenschaft, indem der Kriegsminister von Roon den General von Hake aufforderte, die Bundestruppen mit denen der Verbündeten zu vereinigen. In zorniger Entschiedenheit aber wies der General die Aufforderung zurück. Als der Vertreter der sächsischen Regierung Bismarck Vorstellungen über solch ein Ansinnen machte, antwortete dieser mit ruhiger Freundlichkeit: „Wir hätten den wackeren Bundestruppen einen Anteil an dem patriotischen und ruhmverheißenden Werke so gern gegönnt.“ Die Klein- und Mittelstaaten versäumten den Anschluß nicht nur, sondern sie thaten alles, um das Vorgehen der Verbündeten zu hindern. Nur ihrer eigenen alten Uneinigkeit ist's zu danken, daß sie sich denselben nicht mit bewaffneter Macht entgegenstellten. Welch Schauspiel für die Welt, wenn die deutschen Bundestruppen, wie vielseitiges Verlangen es wollte, über die Kameraden hergefallen wären, welche den Dänen eben das Bajonnett an die Rippen setzten! Wenn dieselben, wie Sybel treffend sagt, am Morgen als dänische Genossen gegen die Preußen, am Nachmittage als preußische Mitkämpfer gegen die Dänen gefochten und also die Jahrbücher des deutschen Volkes um eine weltgeschichtliche Konfusion bereichert hätten!

Demselben Mißtrauen und gleicher Engherzigkeit begegnete die Politik Bismarcks im eigenen Lande. In der öffentlichen Meinung wie in der Volksvertretung beharrte man in der alten Feindseligkeit gegen die Regierung. Die Neuwahlen, welche nach der am 2. September 1863 erfolgten Auflösung des Abgeordnetenhauses am 28. Oktober stattfanden, verschafften der Regierung keine günstigere Kammer. Als dieselbe am 9. November eröffnet wurde, zeigte sie alsbald dieselbe Haltung gegen das Ministerium wie die frühere. Bismarck mußte in der Sache Schleswig-Holsteins dieselben Schmähungen und Verdächti-

gungen erfahren, die er zuvor in den polnischen Wirren erlebt hatte. Am 1. Dezember sprach die Kammer das Verdammungsurteil über die Bismarcksche Politik, indem sie nach einem Antrage der Abgeordneten Stavenhagen und Virchow erklärte: „Die Ehre und das Interesse Deutschlands verlangt, daß sämtliche deutsche Staaten die Rechte der Herzogtümer schützen, den Erbprinzen von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen und ihm in der Geltendmachung seiner Rechte wirksamen Beistand leisten.“ Die Mehrheit der preußischen Volksvertretung sah in Bismarck noch denselben Mann, der 1850 Olmütz verteidigt und die Unterwerfung der Herzogtümer unter die dänische Zwingherrschaft laut gebilligt hatte. Seiner Erklärung, daß die Regierung das deutsche Recht Schleswig-Holsteins zu wahren und nötigenfalls mit den Waffen durchzusetzen bereit sei, schenkte man keinen Glauben. Sein Ausspruch, daß er aus der deutschen Sache keine Augustenburgische gemacht wissen wolle, steigerte bei der allgemeinen Begeisterung, mit welcher die liberale Mehrheit für die Anerkennung des Augustenburgers eintrat, nur die Entrüstung. Dem Abgeordnetenhause aber seine großen Ziele in der Sache Schleswig-Holsteins vollständig klar und offen darzulegen, gestattete dem einsichtigen Staatsmanne einfach das Gebot der Klugheit nicht. Als nun am 12. Dezember die Regierung mit der Forderung einer Anleihe von 12 Millionen Thalern zum Kriegszwecke an das Haus herantrat, antwortete dieses mit einer Adresse an den König, worin die Weigerung der beantragten Mittel in Aussicht gestellt wurde, „um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß das Haus nicht alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen drohe.“ „Denn,“ fuhr die Adresse fort, „nach dem System des Ministeriums müssen wir fürchten, daß in seinen Händen die begehrten Mittel nicht im Interesse der Herzogtümer und Deutschlands verwendet werden dürften.“ Demgemäß wurde der König um Zurücktreten vom Londoner Vertrage und um Anerkennung des Augustenburgers als Herzog von Schleswig-Holstein gebeten. Bismarck erklärte in der Sitzung vom 18. Dezember dem Abgeordnetenhause, daß es im Irrtum sei, wenn es meine, den König erst auf dem Wege der Adresse in der

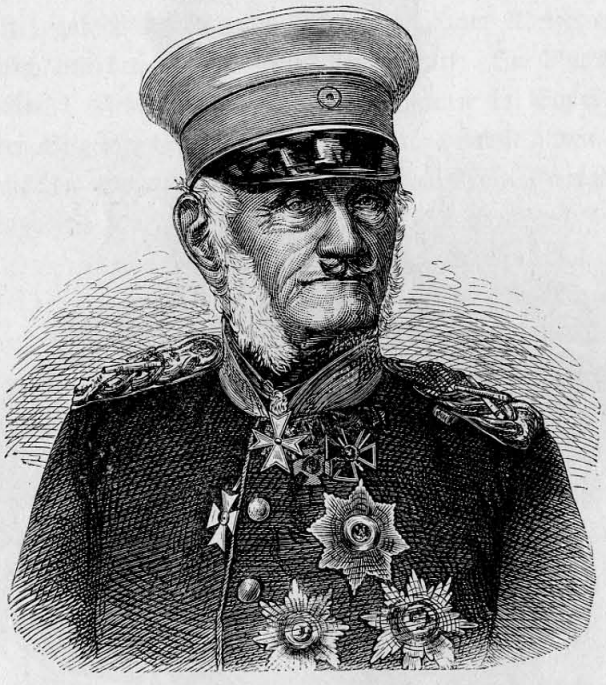
richtigen Führung der preußischen Politik unterrichten zu müssen. „Um zur Ablehnung zu gelangen," sagte er, „schieben Sie uns eine Politik unter, die wir eben nicht treiben. Unsere Politik ruht auf dem Ausspruch Sr. Majestät, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehen, und daß ebenso kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden soll." In der Antwort, welche der König auf die Adresse erteilte, hieß es: „Meine Gesinnung und mein Wort bürgen dafür, daß die Mittel, welche ich zum Schutze des Rechts und der Ehre des Landes fordere, auch diesem Zwecke entsprechend verwandt werden."

Das Haus beharrte dennoch bei seiner Weigerung. Schon hatten Preußen und Österreich am 16. Januar 1864 ihr Ultimatum an Dänemark, die Novemberverfassung binnen 48 Stunden zurückzunehmen, gestellt und die Regierung in Kopenhagen am 18. desselben Monats die ablehnende Antwort gesandt, schon standen die preußischen Streiter zum Abmarsch nach Schleswig-Holstein bereit und zogen die österreichischen Waffengefährten durch Schlesien dem Norden zu, und das Abgeordnetenhaus verhandelte noch immer über Bewilligung oder Ablehnung der Mittel zur Kriegsführung. Am 22. Januar stand die endgiltige Beschlußfassung bevor. In tiefer Verstimmung betrat Bismarck an diesem Tage den Sitzungssaal. Seinem patriotischen Zorn über das engherzige Verhalten des Hauses gab er in heftigen Worten Ausdruck. „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo! — Kann ich die Götter mir nicht geneigt machen, so werde ich die Hölle aufrühren!" Diesen berühmten Vers Virgils rief er seinen Gegnern zu. „Sie widersprechen durch Ihr Verhalten," fuhr er fort, „nicht nur der Verfassung, sondern auch den Traditionen und der Geschichte; Sie widersprechen dem Volksgeiste Preußens. Sie kommen mir vor, wie Archimedes mit seinem Zirkel, der es nicht merkte, daß die Stadt erobert war." — „Wohlan denn," erklärte er schließlich, „wenn Sie dem Staate die Mittel verweigern, die er notwendig bedarf, so werden wir sie hernehmen, wo wir sie finden."

Die Forderung wurde mit 275 gegen 51 Stimmen abgelehnt. Drei Tage nach der Abstimmung wurde der Landtag geschlossen, ohne daß ein Haushaltungsgesetz zu stande gekommen und ohne daß die Mittel

zum Kriege bewilligt worden wären. Glücklicherweise war Preußen durch seine geordneten Finanzen in der Lage, auch ohne die verweigerte Kriegsanleihe den Krieg führen zu können.

Die Kammerverhandlungen schwiegen; es sprachen jetzt die Waffen. In freudiger Begeisterung zogen die preußischen Kriegerscharen gen Norden. Sie kümmerten sich wenig um den Zank der Parteien wegen



General-Feldmarschall von Wrangel.

der Augustenburger oder Glücksburger Erbfolge; für sie gab es keinen Streit über „Exekution" oder „Okkupation". Sie folgten dem Ruf ihres Königs, dessen Weisheit sie das Vertrauen schenkten, die Sache der schleswig-holsteinischen Brüder zu ihrem Wohle, zu Preußens und Deutschlands Ehre zu führen, die alte Schuld von 1850 zu sühnen. Das verbündete Heer, welches zum Kampfe gegen Dänemark bestimmt war, betrug in seiner Gesamtstärke 56323 Mann: Preußischerseits waren zu der Ehre, für Schleswig-Holsteins Befreiung zu kämpfen,

das Westfälische, das Brandenburgische Armeekorps und die Gardedivision auserwählt worden. In der letzteren befanden sich auch Regimenter, welche durch die Heeresorganisation neugebildet worden waren. So gab es für die preußischen Krieger noch einen besonderen

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Kampfpreis: die Rechtfertigung des unter so heftigem Streite durchgeführten Werkes der Heeresreform.

Den Oberbefehl über das Heer der Verbündeten erhielt der greise General-Feldmarschall von Wrangel; die einzelnen Armeekorps führten preußischerseits der Prinz Friedrich Karl, österreichischerseits der

Feldmarschall-Leutnant von Gablenz. Als Zeichen der Waffenbrüderschaft trugen die Krieger eine weiße Binde um den linken Oberarm, dasselbe Zeichen, welches die Kämpfer in den Freiheitskriegen einst getragen hatten. Am 28. Januar standen die deutschen Heere im Norden Holsteins, vier Meilen von der schleswigschen Grenze. Nachdem die Dänen aufgefordert worden waren, das Herzogtum Schleswig zu räumen, und der dänische Oberfeldherr de Meza die ablehnende Antwort erteilt hatte, gab Vater Wrangel den Befehl zum Überschreiten der Grenze durch das kurze, aber inhaltsschwere Wort: „In Gottes Namen drauf!" Am 1. Februar rückten die Verbündeten in Schleswig ein, um auf der Siegesstraße weiter zu marschieren, welche ihnen der von dem preußischen Generalstabschef General von Moltke ausgearbeitete Kriegsplan vorzeichnete.

„Donnernd gegen Missunde
Fiel der erste Schlag"

am 2. Februar 1864. Vor dem Andringen der verbündeten Heere, die nach Moltkes Plan die gefürchtete Stellung der Dänen im Danewerk umfassen sollten, zogen sich diese in die festen Verschanzungen von Düppel zurück. Hier leistete das dänische Heer hartnäckigen Widerstand, allein vergebens. Nach einer harten und langwierigen Belagerungsarbeit wurden am 18. April die berühmten, für fast uneinnehmbar gehaltenen Düppeler Schanzen durch die über alle Maßen tapferen preußischen Sturmkolonnen siegreich genommen, nachdem auch Jütland trotz des Einspruchs der Dänenfreunde besetzt worden war. Mit Staunen und Bewunderung vernahm man überall die Siegeskunde von Düppel.

Eine große Waffenthat der verbündeten Heere hatte Bismarck abwarten wollen, ehe er dem Rufe zu einer Friedenskonferenz, die England eifrig betrieb, folgte. Jetzt vermochte er bei der Verhandlung das wuchtige Schwert Preußens erfolgreich mit in die Wagschale zu werfen, und so setzte er dem Zusammentritt der vorgeschlagenen Konferenz kein Hindernis mehr entgegen.

Den Verhandlungen der am 20. April in London zusammentretenden Konferenz mochte selbst mancher deutsche Vaterlandsfreund

mit Zagen entgegensehen, der da nicht zu den kurzsichtigen, engherzigen Gegnern Bismarcks gehörte. War doch die allgemeine Lage verwirrt genug, um die Befürchtung zu erwecken, daß trotz des geopferten Blutes der tapferen preußischen und österreichischen Krieger die Herzogtümer den Dänen abermals ausgeliefert werden könnten. Am meisten gewann die Sorge im Herzen der Schleswig-Holsteiner Raum, daß nun die Arbeit der Diplomatenfedern in London wieder verderben werde, was das Heldenschwert der Verbündeten auf dem blutigen Felde gewonnen hatte. Bald aber wurden bei allen, die da Augen hatten zu sehen und sehen wollten, die bangen Zweifel zerstreut. Am 21. April, noch ehe die Verhandlungen der Konferenz begonnen hatten, erschien König Wilhelm, begleitet von seinem eisenfesten Staatsmann Otto von Bismarck, in den meerumschlungenen Landen, um seine braven Düppelstürmer in eigener Person zu begrüßen. Noch am selben Tage zogen die Sturmkolonnen in derselben Ausrüstung wie am Tage von Düppel, die Mützen mit frühlingsgrünen Reisern geschmückt, im Paradeschritt an ihrem Kriegsherrn vorüber. Die dankbaren Bewohner der befreiten Lande empfingen den milden, ehrwürdigen Herrscher an allen Orten mit lautem Jubel, und er gab ihnen sein Königswort, daß sie nun für immer gegen Dänemarks rechtswidrigen Übermut geschützt werden sollten. In treffenden Worten brachte der holsteinische Dichter Klaus Groth die Bedeutung der Reise König Wilhelms zum Ausdruck:

„Du kamst wie Sturm und Wetter in Deinem tapfern Heer,
Jetzt kommst Du, der Erretter, als Friedensbringer selber her.
Einst trat ein nordischer Riese den Fuß in diese Flur,
Jetzt tragen Feld und Wiese für immer Deine Königsspur."

Getrosten Herzens vermochte Preußens Herrscher, sein Königswort zu verpfänden. Sein Heer hatte bewiesen, daß es allen Anforderungen, den höchsten Aufgaben gewachsen sei, und an seiner Seite stand ein Mann, dessen geniale Staatskunst der Kriegskunst des Heeres durchaus ebenbürtig war. Seiner weisen Leitung der Politik war es zu danken, daß Preußen unter günstigen Aussichten in die Verhandlungen der Londoner Konferenz eintrat. Die freundlichen Beziehungen Rußlands und Frankreichs, welche Bismarck für Preußen gewonnen hatte,

kamen ihm jetzt zu statten. Die Staatsleiter dieser beiden Großmächte erkannten rückhaltslos das Recht der Schleswig-Holsteiner an, wie sie es offen aussprachen, daß die Dänen durch ihren hartnäckigen Trotz ihrer Sache selbst auf das ärgste geschadet hätten. Der französische Gesandte Graf Clermont-Tonnerre berichtete nach dem Empfange König Wilhelms in Schleswig seiner Regierung, daß es schlechterdings unmöglich wäre, die Herzogtümer mit Dänemark verbunden zu erhalten. Dies war auch die Meinung Kaiser Napoleons und seines leitenden Ministers Drouyn de Lhuys. Der Kaiser besonders war bestrebt, sich bei dieser Gelegenheit Preußen immer fester zu verbinden, freilich nicht ganz ohne den Hintergedanken, dabei auch für sich möglichst viel zu gewinnen. Er war es, der in seinen Verhandlungen mit Bismarck zuerst den Gedanken aussprach, daß die verwickelte Frage am besten durch eine Erwerbung der Herzogtümer seitens Preußens gelöst würde; nur müsse die Bevölkerung Schleswig-Holsteins durch eine Abstimmung ihre Genehmigung dazu erteilen. Die Herstellung der alten Vereinigung mit der Krone Dänemarks, der Personalunion, jenes „mittelalterlichen Bastardprojektes", wie er sich ausdrückte, dürfe von der Konferenz ebensowenig angenommen werden, wie die Begründung eines neuen deutschen Kleinstaates, was durchaus nicht in Preußens Interesse läge. Allerdings fügte er hinzu, daß er mit solcher deutschfreundlichen Gesinnung in ganz Frankreich allein dastehe. Gleich nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen sandte er ein Glückwunschtelegramm an König Wilhelm. Der Leiter der russischen Politik, Fürst Gortschakoff, versicherte dem preußischen Gesandten in Petersburg, daß sich der Kaiser wegen der schleswig-holsteinischen Frage mit Preußen nie entzweien werde. Diese Erklärung hielt den russischen Staatsmann allerdings nicht ab, den dänenfreundlichen Baron Brunnow, der mit Lord Palmerston im Jahre 1852 das berüchtigte Londoner Protokoll verfaßt hatte, mit unbedingter Vollmacht zu der Konferenz nach London zu entsenden. In England waren die Meinungen der Staatslenker geteilt. Lord Palmerston stand mit seinem ganzen Herzen auf Seiten der Dänen und machte seinen bedeutenden Einfluß in diesem Sinne in weiten Kreisen geltend, während andere, selbst die Königin Viktoria, überzeugt

waren, daß nach den letzten Vorgängen die Erhaltung Schleswig-Holsteins bei Dänemark ungerecht und unpolitisch sei, und das Eintreten dafür den englischen Traditionen nicht entspreche. König Leopold von Belgien sprach sich ebenfalls zu gunsten der Herzogtümer aus, indem er meinte, diese Lande und Dänemark zusammenzuhalten, werde ebenso unmöglich sein, wie es bei Belgien und Holland der Fall gewesen sei. Das Ziel der österreichischen Politik war die Erhaltung des dänischen Gesamtstaates unter Wiederherstellung des alten Verhältnisses der Herzogtümer zu Dänemark gewesen. Nach den jüngsten Ereignissen in Schleswig aber sah man sich auch hier genötigt, diesen Gedanken aufzugeben. Die deutschen Bundesstaaten endlich verharrten auf ihrem alten Standpunkt. Mit den liberalen Elementen des deutschen Volkes teilten die deutschen Regierungen das Mißtrauen gegen die verbündeten Großmächte, meinend, daß dieselben trotz der Kriegsopfer und trotz des in Schleswig verpfändeten Königswortes die Herzogtümer wieder preisgeben würden. Der Trieb zu thätigem Widerstande war indessen in den letzten Monaten doch stark gesunken; die Bundesversammlung nahm in der Sitzung vom 14. April mit einem Mehr von 10 gegen 6 Stimmen die von Bismarck vorgeschlagene allgemeine Instruktion für den Bundesvertreter auf der Londoner Konferenz an. Herr von Beust wurde mit der Ehre bedacht, die Sache des Deutschen Bundes in London zu führen. Welche Wertschätzung demselben bei den Vertretern der außerdeutschen Mächte zu teil wurde, geht daraus hervor, daß man, als Herr von Beust am festgesetzten Tage, den 20. April, noch nicht in London angekommen war, die Konferenz ohne den Vertreter des Deutschen Bundes eröffnen wollte. Erst auf Bismarcks entschiedenen Einspruch wurde die Eröffnung bis zu Herrn von Beusts Ankunft vertagt.

Am 25. April nahmen die Verhandlungen der Konferenz ihren Anfang. Preußen war auf derselben durch seinen Gesandten in London, Grafen Bernstorff, und den früheren Botschafter in Kopenhagen, Balan, vertreten. Österreich hatte neben dem kaiserlichen Botschafter am englischen Hofe, Grafen Apponyi, den Herrn von Biegeleben entsandt. Die Sache Dänemarks vertraten neben dem gemäßigten Minister Quaade die eifrigen Eiderdänen Baron Bille und Konferenzrat Krieger. Die

Beauftragten der übrigen Mächte, Frankreichs, Rußlands, Englands, Schwedens, waren sämtlich von deutschfreundlicher Gesinnung nicht eben sehr beseelt. So herrschte trotz der guten Beziehungen einzelner Regierungen zu Preußen doch allgemein der Wunsch, Dänemark möglichst wenig zu nehmen, den Verbündeten möglichst wenig zu geben.

Es war für den Leiter der preußischen Politik immerhin auch jetzt noch eine schwere Aufgabe, durch alle Strudel und Klippen sicher hindurch zu steuern. Allein dem offenen Rechtsbruche Dänemarks gegenüber gab das gute Recht Preußens den Vertretern desselben in den Verhandlungen eine bedeutende Überlegenheit. Es zeigten sich die Früchte der weisen Staatskunst Bismarcks, mit welcher er sich von vornherein auf den Boden der zurechtbestehenden Verträge gestellt hatte.

Der erste Gegenstand der Verhandlungen war der Abschluß eines Waffenstillstandes, den die neutralen Mächte beantragten. Die Verbündeten stellten als Bedingung der Annahme dieses Antrages, daß Dänemark während der Einstellung der Feindseligkeit die Blokade der deutschen Häfen aufhöbe. Nach längerem hartnäckigen Verweigern dieser Forderung mußten die Dänen endlich nachgeben, und so wurde eine Waffenruhe zunächst auf vier Wochen vereinbart. Dann begannen am 12. Mai die Verhandlungen über die Herstellung des Friedens. Preußens festes und planmäßiges Handeln riß die Vertreter der andern deutschen Mächte mit fort. Einmütig gaben sie dem Antrage Dänemarks gegenüber, die Verträge von 1852 zur Grundlage der Friedensverhandlungen zu machen, die Erklärung ab, daß man jene Verträge als thatsächlich aufgehoben erachte, und Deutschland nunmehr zur Erwägung jeder neuen Vereinbarung bereit sei, welche zu einem festen und dauernden Frieden führen könne, ohne wohlerworbene Rechte zu verletzen.

Die anderen Mitglieder der Konferenz waren gespannt, welch ein neues System die Deutschen vorzuschlagen gedächten. Bismarck ließ auf die Aufforderung zunächst erwidern, daß die deutschen Mächte nicht verpflichtet seien, Vorschläge zu machen. „Unser Zweck," lautete die nächste Erklärung, „ist die rechtliche Sicherstellung der Herzogtümer; nachdem das Experiment von 1852 sich so völlig verfehlt erwiesen hat,

sind wir bereit, jeden neuen Vorschlag zu erwägen, aber keineswegs verpflichtet, solche Auskunftsmittel selbst zu erfinden." Bismarck einigte sich über die zu stellenden Forderungen mit den andern deutschen Mächten; Napoleon gab ihm einen neuen Beweis seiner Gunst, indem er einen Versuch Palmerstons, ihn zu einem gemeinsamen feindlichen Vorgehen gegen Preußen zu bewegen, entschieden ablehnte und seine Bevollmächtigten anwies, jedes scharfe Wort gegen Preußen zu vermeiden. Nun hielt es Bismarck für geraten, mit bestimmten Vorschlägen hervorzutreten. In der Sitzung am 17. Mai verlas Graf Bernstorff im Namen der deutschen Mächte die Erklärung: „Es kann ein Friede nur als dauernd erachtet werden, welcher den Herzogtümern feste Garantien gegen die Wiederkehr des jetzigen Streites gäbe. Diese Gewähr sei einzig zu finden in der vollständigen politischen Unabhängigkeit der durch gemeinsame Einrichtungen verbundenen Herzogtümer." Auf die Frage des dänischen Ministers Quaade, welcher Art die Union der Herzogtümer, wie die Verbindung mit Dänemark gedacht sei? erwiderte Bernstorff, die Union solle eine vollständige sein, während, wer der rechtmäßige Herrscher derselben sei, erst ermittelt werden müsse. Der Däne gab darauf in heftiger Erregung die Gegenerklärung: „Wir müssen den Antrag ablehnen, auch für den Fall, daß die Thronfolge in den Herzogtümern dem König Christian zugedacht würde." Dänemark verwarf somit die von Österreich erstrebte Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark in der Form der Personalunion, noch ehe sie vorgeschlagen worden war.

Dies war Bismarck sehr willkommen. In weiser Mäßigung hatte er seine Forderung gestellt, im ehrlichen Handel nichts vorgeschlagen. Der Widerstand der Dänen machte es ihm möglich, seine Preise zu steigern. Selbst England sah ein, daß die Lösung der Frage auf der betretenen Bahn unmöglich sei, und Biegeleben, der zäheste Vertreter der Personalunion, mußte jetzt eingestehen, daß die Auffindung neuer Wege unerläßlich geworden war. Bismarcks neue Forderung hieß: Vollständige Trennung der Herzogtümer von Dänemark und politische Selbständigkeit derselben unter einem eigenen Herrscher. Eine erneute heftige Bewegung im deutschen Volke zu gunsten Schleswig-Holsteins

kam ihm jetzt für seine Pläne gut zu statten. Vom Süden Deutschlands aus erging eine Adresse an die Vertreter der Londoner Konferenz, die, mit 1350 Unterschriften deutscher Volksvertreter bedeckt, die Forderung der vollen schleswig-holsteinischen Freiheit stellte; der großdeutsche Reformverein erließ ein Manifest für die Erbfolge Augustenburgs. 40 000 Schleswig-Holsteiner gelobten in Rendsburg feierlich, für die Befreiung ihres Vaterlandes vom Dänenjoch und die Einsetzung Herzog Friedrichs den letzten Blutstropfen einsetzen zu wollen. Daneben ging in den Herzogtümern ein Aufruf an den König von Preußen von Haus zu Haus, Schleswig-Holstein dem preußisch-deutschen Reiche einzuverleiben, während in Preußen einer der hervorragendsten Staatsmänner, der frühere Minister Graf Arnim-Boytzenburg, eine Adresse an den König in Umlauf setzte mit der Bitte um vollständige Trennung der Herzogtümer von Dänemark, sei es als selbständiger Staat unter Preußens Schutz, sei es als Teil des preußischen Staates selbst. Mit mehr als 30 000 Unterschriften bedeckt, konnte die Adresse nach wenigen Tagen dem Könige überreicht werden. An den Urheber dieser Adresse schrieb Bismarck damals jenen denkwürdigen Brief vom 16. Mai 1864, in dem es heißt:

„Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen. — Die augenblickliche Lage ist so geartet, daß es mir zweckdienlich erscheint, gegen das Dänentum auf der Konferenz alle Hunde loszulassen, welche bellen wollen (verzeihen Sie diesen Jägervergleich!). Das gesamte Geläut der Meute wirkt dahin zusammen, daß die Unterwerfung der Herzogtümer unter Dänemark den Ausländern unmöglich erscheint, und daß letztere genötigt werden, Programme in Betracht zu ziehen, welche die preußische Regierung ihnen nicht bringen kann. — Die Herzogtümer haben sich bisher an die Rolle des Geburtstagskindes in der deutschen Familie und an den Gedanken gewöhnt, daß wir uns auf dem Altar ihrer Partikularinteressen willig zu opfern und für jeden einzelnen Deutschen im Norden von Schleswig die Existenz Preußens einzusetzen haben. Diesem Schwindel namentlich wird die Adresse entgegen wirken. — Sie sehen daraus, wie ich nach Menschenwitz die Sache auffasse; im übrigen steigert sich bei

mir das Gefühl des Dankes für Gottes bisherigen Beistand zu dem Vertrauen, daß der Herr auch unsere Irrtümer zu unserem Besten zu wenden weiß; das erfahre ich täglich zu heilsamer Demütigung. — Zur Beleuchtung der Situation bemerke ich noch schließlich, daß mir die preußische Annexion nicht der oberste und notwendige Zweck ist, wohl aber das angenehmste Resultat."

Nachdem das „mittelalterliche Bastardprojekt" der Personalunion gefallen war, schien es Österreich zweckmäßig, sich der allgemeinen deutschen Volksbewegung anzuschließen und für die Anerkennung des Augustenburgers miteinzutreten. Versprach dies doch am meisten den Erfolg, Preußens kühnes Vordringen, das den Wiener Staatsmännern immer unbequemer wurde, zu mäßigen. Auch schien es für die Zukunft nicht übel zu sein, wenn im deutschen Norden ein neuer Kleinstaat entstünde, dessen Stimme im Bunde unter Umständen gegen Preußen mit verwendet werden könne. Auf alle Fälle sah man Schleswig-Holstein lieber Augustenburgisch als preußisch werden.

Bismarck war inzwischen zu gleichem Ausweg gelangt. Er hatte jetzt, da auch der König Wilhelm große Sympathie für den Augustenburger hegte, gegen dessen Einsetzung nichts mehr einzuwenden, wenn derselbe gewisse Bedingungen, die Preußen im Interesse seiner Selbsterhaltung zu stellen habe, anzunehmen bereit sei. Da der große Zweck des Kampfes, Befreiung der Herzogtümer, nunmehr durch eine Erhebung des Augustenburgers gefördert werden konnte, so trug Bismarck, trotz seiner früheren entgegengesetzten Meinung, kein Bedenken, dieselben in Vorschlag zu bringen. Ist es doch stets eine Eigenart seiner Staatskunst gewesen, in der Verfolgung eines großen Zweckes mit eiserner Festigkeit vorwärtszuschreiten, in der Auswahl der dazu dienenden Mittel aber ebenso vielseitig als beweglich zu sein. Die Verständigung mit Österreich war diesmal leichter als je; es kam Bismarcks Vorschlägen auf mehr denn halbem Wege entgegen. Am 28. Mai stellten die deutschen Vertreter in der Konferenz einen auf die Einsetzung Augustenburgs zielenden Antrag. Bismarck setzte, um sich inzwischen mit dem Augustenburger verständigen zu können, es durch, daß der Antrag so gefaßt wurde, daß derselbe für Preußen keinerlei bindende Kraft hatte. Er wurde

in folgendem äußerst vorsichtigen Wortlaute eingebracht: „Die deutschen Mächte begehren die Konstituierung Schleswig-Holsteins als eines selbständigen Staates unter der Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg, da dieser nicht bloß in den Augen Deutschlands die meisten Rechtsansprüche auf die dortige Thronfolge besitzt, so daß seine Anerkennung durch den Bundestag gesichert ist, sondern auch die Stimmen der ungeheuren Mehrheit der dortigen Bevölkerung ohne Zweifel für sich hat." Eine bestimmte Anerkennung der Augustenburger Ansprüche seitens Preußens war in dem Antrage vermieden.

Während die Konferenz über diese Angelegenheit verhandelte, suchte man sich in Berlin mit dem Erbprinzen Friedrich zu verständigen. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm, welcher sich für die Erhebung des ihm persönlich befreundeten jungen Fürsten lebhaft interessierte, hatte bereits im Februar eine Denkschrift verfaßt, welche die preußischerseits zu stellenden Bedingungen erörterte; dieselben gingen auf folgende Punkte: Erklärung Rendsburgs zur Bundesfestung und Kiels zu einer preußischen Marinestation, Beitritt Schleswig-Holsteins zum Zollverein, Bau eines großen Verbindungskanals zwischen Nord- und Ostsee, dessen Endpunkte unter preußische Beaufsichtigung zu stellen, Einordnung der herzoglichen Truppen in die preußische Armee. Der Erbprinz, welcher bereits Kunde von der zu seinen gunsten eingetretenen Wendung in Wien hatte, zeigte sich den Wünschen Preußens wenig geneigt. In einem Gespräch, das Bismarck am 1. Juni spät abends mit ihm führte, bemerkte er, daß er sich ohne Zustimmung der schleswig-holsteinischen Volksvertretung zu keinerlei Einschränkung seiner Hoheitsrechte verpflichten könne. Man solle, sagte er im Laufe der weiteren Verhandlungen, ihn nicht in Paragraphen einschnüren, sondern sein Herz zu gewinnen suchen. „Wir hofften," erwiderte Bismarck, „durch die Vertreibung der Dänen Ihr Herz bereits gewonnen zu haben." Eine Unterredung mit dem Kronprinzen führte ebenfalls zu keinem von Preußen erwünschten Ergebnis. Die Zeit lag noch fern, in welcher es Preußen, doch unter ganz anderen Umständen, gelingen sollte, das Herz Augustenburgs zu gewinnen. Bismarck ließ nunmehr die Sache des Erbprinzen fallen, dessen Ansprüche auch die Mehrheit der anderen

Konferenzmitglieder nicht anerkennen wollte. Sein Schicksal war damit entschieden.

Nachdem darauf eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 26. Juni von den Kriegführenden vereinbart worden war, stellte England einen Antrag auf Teilung Schleswigs nach den Nationalitäten, über welchen lange hin und her beraten wurde. Man konnte sich über die Teilungslinie nicht einig werden; die Forderungen, welche Preußen für die Festsetzung der Grenze stellte und behauptete, wurden von den Dänen, die noch immer auf die Unangreifbarkeit ihrer Inseln trotzten, zurückgewiesen. Auch über die Vermittlung durch einen Schiedsrichter vermochte man sich nicht zu einigen. So lief, ohne daß die Konferenz zu einem thatsächlichen Ergebnis gekommen wäre, die Frist der Waffenruhe ab, ohne daß sie nochmals verlängert wurde. Damit war die Thätigkeit der Diplomaten für jetzt zu Ende. Am Schlusse der Verhandlungen sagte der englische Vertreter Clarendon zu Bernstorff: „Ihr habt bis jetzt euer Spiel gewonnen; ihr seid als Herren der Lage in die Konferenz eingetreten und habt sie als Herren der Lage verlassen — seht zu, wie lange das dauert!“

Die Entscheidung über diesen letzteren Ausspruch sollten schon in den nächsten Tagen die preußischen Waffen geben. Auf dem Kriegsschauplatze waren während der Ruhezeit mancherlei Veränderungen eingetreten. Vater Wrangel, der seiner großen Aufgabe nicht mehr ganz gewachsen gewesen war, hatte das Oberkommando an den Prinzen Friedrich Karl abgetreten. Er war mehrmals mit den Weisungen der Berliner Diplomatie in Widerstreit geraten, so daß es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen war. Als ihm beispielsweise das vorzeitige Einrücken in Jütland von Berlin aus verweigert worden war, hatte er entrüstet an den König telegraphiert, daß die Diplomaten, welche die schönsten Operationen störten, den Galgen verdienten.

Diese Depesche kam, wie Sybel berichtet, amtlich zu Bismarcks Händen, der dafür Vergeltung übte. Als Wrangel nach Berlin zurückkehrte, behandelte Bismarck ihn bei jedem Zusammentreffen — wie Luft. Wrangel fühlte sich durch diese Nichtachtung tief gekränkt; er suchte Bismarck zu versöhnen. Als beide einmal an der königlichen Tafel

nebeneinander saßen, wendete er sich mit bittendem Tone an den Minister: „Mein Sohn, kannst du nicht vergessen?“ „Nein!“ war die Antwort. Wrangel begann nach kurzer Pause wieder: „Mein Sohn, kannst du nicht vergeben?“ „Von ganzem Herzen,“ antwortete nun Bismarck, und beide blieben fortan gute Freunde.

General Herwarth von Bittenfeld.

Drei Tage nach Ablauf des Waffenstillstands verbreitete der elektrische Draht die Kunde von einem neuen Siege der preußischen Waffen, welcher der Welt noch wunderbarer erschien als die Erstürmung der Düppler Schanzen. In der Morgendämmerung des 29. Juni 1864 führte ein Teil des preußischen Heeres unter dem General Herwarth von Bittenfeld den in den Tagen der Waffenruhe sorgsam vorbereiteten Übergang nach der Insel Alsen aus. Auf winzigen Fischer-

kühnen überschritten die kühnen Scharen den 700 Meter breiten Alsensund, erstürmten die Uferschanzen und vertrieben nach siegreichem Kampfe die Dänen von der Insel, dem letzten Stücke schleswigschen Landes.

Die Nachricht von dem Falle Alsens, das für völlig uneinnehmbar gehalten worden war, wirkte auf die Dänen geradezu niederschmetternd. Das wohl begründete Gerücht, Moltke bereite einen Übergang über den Kleinen Belt nach Fünen vor, verbreitete allerorts in Dänemark Angst und Schrecken. Bald hielt man auch einen Besuch der Preußen in Kopenhagen nicht mehr für unmöglich. Der hartnäckige Trotz der hauptstädtischen Bevölkerung wich einer jämmerlichen Verzagtheit. Man drohte den Eiderdänen mit einem Aufruhr. Unter diesen Umständen sah sich der leitende Minister Monrad genötigt, sein Spiel aufzugeben, umsomehr, da keine der befreundeten Mächte Neigung zeigte, um des Eigensinns der Eiderdänen willen das Schwert zu ziehen. Man bat in Kopenhagen um Frieden. Die Verbündeten ließen sich abermals zu Unterhandlungen herbei, die am 25. Juli in Wien begannen und am 30. Oktober zum Abschluß gelangten. Der Artikel 3 der Friedensurkunde lautete: „Der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg zu gunsten des Königs von Preußen und des Kaisers von Österreich."

Welch ein Erfolg! Die stammverwandten Elbherzogtümer waren frei von dem harten und schmachvollen Joche der Dänen. Reich an Ruhm und Ehren kehrten die Befreier, Preußens und Österreichs wackere Krieger, in die Heimat zurück. Der Hauptanteil an den glänzenden Waffenthaten war Preußen zugefallen, dessen kraftvolle und weise Leitung der Verhandlungen auch der deutschen Diplomatie zu einem herrlichen Erfolge verholfen hatte. Wahrlich Bismarck hatte guten Grund, auf diesen „eleganten Sieg", wie man die glückliche Lösung seiner Aufgabe nannte, ein wenig stolz zu sein. Der König belohnte die Verdienste seines leitenden Ministers durch die Verleihung des höchsten preußischen Ehrenzeichens, des Schwarzen Adlerordens.

XV.

Risse im Bau.

Was stützest du, Meister, den alten Bau,
Und klebst die Spalten und Risse?
Steht doch zu widerwärtiger Schau
Die morsche Ruine; das wisse!
Laß das Gemäuer in Trümmer gehn
Und einen herrlichen Neubau erstehn! —

Geduld, Gesellen, und wehret mir nicht!
Gelassenen Tones der Meister spricht.
Bald ist die Stunde gekommen,
Da wir die Burg des Reiches baun
Zu Deutschlands Ehre und Frommen,
Daß Neides voll die Völker sie schaun.

Die Person des preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck gewann mehr und mehr das Interesse der großen Welt. Die Bewunderung des gewaltigen, eisenfesten Staatsmannes war aber auch schon damals größer im Auslande als in seiner preußischen Heimat. Als sich Bismarck während der Friedensverhandlungen im Hochsommer 1864 in Wien aufhielt, schrieb er von dort aus an seine Gemahlin in seiner humoristischen Weise: „Zwei Stunden im Volksgarten eingeregnet und Musik gehört, von den Leuten betrachtet wie ein neues Nilpferd im Zoologischen Garten, wofür ich Trost in sehr gutem Bier suchte.“ In den Wiener Hofkreisen urteilte man über ihn, man könne ihn zwar nicht lieben; aber Respekt vor seiner Energie und

seiner Königstreue müsse man haben. „Wenn wir ihn nur hätten!“ soll Kaiser Franz Joseph damals schon geäußert haben. Er zeichnete den Minister durch besondere Gunst aus und verlieh ihm den Orden des heiligen Stephan. Von Wien aus eilte Bismarck zum König nach Gastein. Die Arbeitslast drückte jetzt noch schwerer auf seinen Schultern als früher. „Ich habe soviel zu thun,“ schrieb er, „daß ich nicht weiß, wo ich die Zeit hernehmen soll. — Es ist ein Leben wie Leporellos: Keine Ruh bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht!“ Und von Baden-Baden, wohin er dann den König begleitete, sandte er folgenden Stoßseufzer nach Hause: „Feldjäger, Dintenfaß, Audienzen und Besuche umschwirren mich ohne Unterlaß; auf der Promenade mag ich mich gar nicht zeigen, kein Mensch läßt mich in Ruhe.“ Um wenigstens für kurze Zeit die zu seiner Sammlung und Stärkung so notwendige Ruhe zu finden, reiste er in den ersten Tagen des Oktobers über Paris nach seinem „geliebten Biarritz“, wo es ihm anfangs so gefiel, daß er an seine Gemahlin schrieb: „Wenn wir freie Leute wären, so würde ich Dir vorschlagen, mit Kind und Kegel herzukommen und den ganzen Winter hier zu bleiben.“ Die Arbeit und die Sorge um das Staatswohl war ihm aber bereits so zum Lebenselement geworden, daß er bald „einige Gewissensunruhe über sein Nichtsthun fühlte, fast Heimweh nach der Wilhelmstraße empfand“. Sein Geist beschäftigte sich auch hier während seiner Ausflüge in die wilden Felsthäler und auf die schroffen Höhen der Pyrenäen mit den Ideen, die ihn in seinem Amtsleben erfüllten. Selbst im Traume arbeitete seine Phantasie in der gleichen Richtung weiter und webte die Eindrücke der Gegenwart mit Entwürfen und Plänen der Zukunft zu seltsamen Bildern. So hatte er dort einmal einen Traum voll wunderbar symbolischer Bedeutung, welchen er bald nach der Rückkehr von Biarritz seinem früheren Lehrer, Professor Bonnell, also erzählte:

„Mir träumte, ich stieg auf einem steilen Gebirgspfade, an einer Seite ragten schroffe Felswände, an der andern gähnte ein tiefer Abgrund. Immer näher traten die Felsen, immer enger wurde der Pfad, je höher ich stieg. — Plötzlich sah ich den Weg durch eine jähe, unübersteigliche Felswand gesperrt. Einen Augenblick stand ich zögernd,

was zu thun sei — umkehren wollte und konnte ich nicht. Ich hob meine kleine Reitgerte und that einen Schlag gegen die Wand. Augenblicklich verschwand sie, und der Weg war frei." —

Der Traum zeigte dem großen Staatsmanne im Sinnbilde die Bahn seiner Politik: Immer schmäler und gefahrvoller wurde der Weg, höher und höher türmten sich die Hindernisse auf, bis sie ihm den Pfad ganz zu versperren drohten. Doch Preußens gutes Schwert war die Zauberrute, deren Schlag ihm die Laufbahn zu seinem hohen Ziel, Preußens Größe und Deutschlands Einheit und Ehre, frei machte.

Bismarcks Kampf mit seinen alten Gegnern, der durch die Kriegsereignisse und deren Erfolge für kurze Zeit beschwichtigt worden war, begann auf der ganzen Linie alsbald wieder. Österreich, die Bundesstaaten und die preußische Volksvertretung zogen, von dem gleichen Bestreben, ihn zu stürzen, erfüllt, gegen ihn ins Feld. Doch es traf zu, was ihm bald darauf sein treuer Lehrer Bonnell begeistert in einer Ode zurief:

„Wer festen Sinns das richtige Ziel verfolgt,
Nicht wanket, selbst wenn krachend die Erde wankt,
Den hat zum Lenker der Geschicke
Gott hier auf Erden sich ausersehen!"

Nicht lange nach Bismarcks Rückkehr aus Frankreich traf in Berlin die Nachricht ein, daß der Graf Rechberg in Wien von der Leitung der Staatsgeschäfte zurückgetreten sei. Den Fall des alten Genossen Bismarcks von Frankfurt her hatte dessen Zuneigung für Preußen verursacht, die er in seiner Politik in den letzten Jahren entschieden vertreten hatte. Der Preußenfeind Herr von Schmerling hatte hauptsächlich den Sturz Rechbergs herbeigeführt. Sein Triumph war freilich nicht ein vollständiger, da der Kaiser nicht ihn, sondern den Feldmarschall-Leutnant Grafen Mensdorff-Pouilly an die Spitze des Ministeriums berief. Bismarck wußte, was nun zu erwarten war. Einer für Preußen irgendwie günstigen Verwertung der Siegesfrüchte in Schleswig-Holstein war jetzt jede Aussicht genommen. Es sollte sich bald zeigen, daß Napoleon die Lage richtig beurteilt hatte, indem

er sagte, daß über Schleswig-Holstein ein Einverständnis der deutschen Mächte nicht erreichbar sein würde.

Die durch den Feldzug gewonnenen Herzogtümer im Norden Deutschlands wurden einstweilen bis zur endgiltigen Entscheidung über die Gestaltung derselben von Bevollmächtigten der Verbündeten gemeinsam verwaltet. Preußen, welches für die Befreiung jener Lande so große Opfer gebracht hatte und vermöge seiner geographischen Lage auf eine zweckmäßige Regelung der Besitzfrage bedacht sein mußte, drang darauf, daß eine Einigung über diese Frage sobald als möglich erzielt werde. Für Österreich hatte diese Sache der ferngelegenen Länder nur geringes Interesse. Es sah aber in derselben ein Mittel, von Preußen Zugeständnisse von Vorteilen auf anderen Gebieten zu erlangen. Da Bismarck sich solchen Wünschen gegenüber aber kühl bis ans Herz hinan zeigte, so erhielt die durch den Bundesvertrag vom 16. Januar notdürftig überklebte Freundschaft wieder neue Risse.

Österreich lenkte nach dem Rücktritt Rechbergs in das alte Fahrwasser seiner früheren Politik ein, indem es die Wiederannäherung an die kleineren deutschen Bundesstaaten suchte. Es kam dem Herzenswunsche derselben, Schleswig-Holstein dem Augustenburger zu übergeben, entgegen und half die Einsetzung desselben als Herzog fördern. Graf Mensdorff gab dem österreichischen Vertreter in den Herzogtümern die geheime Weisung, dort der Bewegung für den Augustenburger allen Spielraum zu gewähren. Es kam zu heftigem Streit zwischen den beiderseitigen Regierungsvertretern. Da trat Mensdorff mit dem Vorschlage hervor, die Herzogtümer an den Erbprinzen zu überlassen. Bismarck wollte dies nur unter den bekannten Bedingungen bewilligen, die der Augustenburger nach wie vor ablehnte. Ein Gutachten über die Erbfolge in Schleswig-Holstein durch das preußische Kronsyndikat fiel für diesen sehr ungünstig aus. Hierauf gestützt, regte Bismarck am 13. Dezember in Wien die Vereinigung der Herzogtümer mit dem preußischen Staate an. Mensdorff erwiderte, daß Österreich diesen Vorschlag nur gegen den Ersatz einer ihm selbst zu gewährenden Vergrößerung seines deutschen Gebietes willigen könnte. Sollte Preußen etwa Schlesien oder Teile desselben, die ruhmvolle Eroberung Friedrichs

des Großen, an Österreich abtreten? Dazu konnte sich die preußische Staatsleitung nimmermehr entschließen. Es wurden dem Wiener Kabinett am 22. Februar 1865 die Bedingungen, unter welchen Preußen in die Anerkennung des Augustenburgers willigen wollte, amtlich mitgeteilt. Österreich lehnte dieselben ab und stimmte am 6. April in der Bundesversammlung für den Antrag der süddeutschen Regierungen, welche die bedingungslose Einsetzung des Augustenburgers als Herzog von Schleswig-Holstein verlangten. Obgleich dieser Antrag bei der Beschlußfassung die Mehrheit der Stimmen erhielt, so war er bei dem Widerstande Preußens undurchführbar. Bismarck regte nun bei Österreich eine Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände an, damit dieselben ihre Stimmen in der Streitsache abgeben sollten. Dies wurde zuerst abgelehnt, als dann aber Mensdorff bald danach Neigung für den Vorschlag zeigte, verlangte Bismarck die vorherige Ausweisung des Erbprinzen aus Schleswig-Holstein, da unter dem Einflusse der „Augustenburgischen Nebenregierung", wie Bismarck hervorhob, eine freie Meinungsäußerung der Stände nicht erfolgen könne.

Neben diesen leidigen Verhandlungen Bismarcks mit Österreich und den anderen deutschen Bundesstaaten dauerte der Streit mit der preußischen Volksvertretung fort. Jene äußeren Gegner hätten jedenfalls ihren Widerstand nicht so auf die Spitze getrieben, wenn ihnen die Feinde im eigenen Lager nicht stets von neuem Mut eingeflößt hätten. Gleich nach dem Zusammentritt des preußischen Landtages beantragte die Regierung eine Anleihe für die Verstärkung der Seemacht und namentlich für den Ausbau des Hafens von Kiel. Das Abgeordnetenhaus verweigerte in alter Gewohnheit die Genehmigung. Die regierungsfeindlichen Redner behaupteten, daß es dem Ministerium nun und nimmer gelingen werde, den Kieler Hafen für Preußen zu gewinnen. Bismarck versicherte, daß die erste Bedingung für jede Verständigung über Schleswig-Holstein das künftige alleinige Eigentumsrecht des Kieler Hafens sei, um Deutschland zur See wehrhaft zu machen. „Beschränken Sie die Anleihe dahin," fügte er hinzu, „daß die Beträge nur dann zahlbar sein sollen, wenn wir wirklich Kiel besitzen, und sagen Sie: Kein Kiel, kein Geld!" Vergebens! Die Mehrheit der Abgeordnetenkammer blieb taub gegen

dieſe dringende Mahnung und unterſtützte nach wie vor den Erbprinzen, beſonders auch in ſeinem Widerſpruch gegen die preußiſchen Bedingungen. Bezeichnend für die damalige Stimmung in der preußiſchen Kammer war das Verhalten, welches dieſelbe einer anderen Vorlage der Regierung gegenüber zeigte. Das Miniſterium beantragte die nachträgliche Genehmigung der für die Zwecke des Krieges verwendeten Mittel aus dem Staatsſchatze und begründete dieſen Antrag in einer ausführlichen Denkſchrift. Man hoffte, das Haus hierdurch zugleich zu veranlaſſen, ſeine Meinung über den beendeten Krieg und die von der Regierung befolgte Politik in dieſer Sache auszuſprechen. Bismarck forderte dies Urteil heraus, indem er ſagte: „Das Land hat ein Recht, zu erfahren, was die Meinung der Landesvertretung in dieſer Sache ſei. Sie haben Gelegenheit, zu ſprechen, diplomatiſche Bedenken ſtehen Ihnen nicht im Wege, und Sie haben ſich auch ſonſt bei anderen Gelegenheiten nicht viel daran gekehrt.“ Die Redner des Hauſes gingen indeſſen um dieſe Frage herum, ohne Farbe zu bekennen. Sie hätten ja ſonſt ihrem verhaßten Gegner nicht alle Anerkennung zu verſagen vermocht. Der Streit hatte mehr und mehr den Charakter des Perſönlichen angenommen. Je weniger die Widerſacher Bismarcks ſachliche Gründe gegen ſeine Politik ins Feld führen konnten, deſto heftiger griffen ſie ſeine Perſon an. Der Abgeordnete Virchow ging ſogar ſo weit, die Wahrheitsliebe des Miniſters in Zweifel zu ziehen, und er erfuhr auf dieſe ſchwere Beleidigung keinen Ordnungsruf. Bismarck mußte ſeine Ehre wiederum ſelbſt verteidigen. Er that es, indem er dem Hauſe zurief: „Ich frage Sie, meine Herren, wohin ſoll es mit dieſem Tone kommen? Wollen Sie dieſen politiſchen Streit zwiſchen uns auf dem Wege der Horatier und Kuriatier erledigen? Es ließe ſich darüber reden, wenn es Ihnen erwünſcht wäre.“ Wirklich ſandte der in ſeiner Ehre tief verletzte Staatsmann dem Abgeordneten eine Herausforderung zum Zweikampfe, welche indeſſen ohne ernſtliche Folgen blieb. Der Landtag wurde am 17. Juni geſchloſſen, ohne daß er die beantragte Genehmigung der für den Krieg verwendeten Mittel ausgeſprochen hätte. Bismarck vollzog im Auftrag des Königs den Schluß der Sitzungen mit dem Ausdruck des Bedauerns über die Haltung der Landesvertretung. Dieſelbe mußte

aus seinem Munde den Vorwurf hinnehmen, daß die Mehrheit „das Wohl des Staates nicht zu ihrem obersten Gesetz genommen habe." „Es wird aber der Tag kommen," fügte Bismarck hinzu, „an welchem die Nation durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem Könige Dank und Anerkennung aussprechen wird."

Während sich so die politischen Streitigkeiten für Preußen in den inneren wie in den auswärtigen Angelegenheiten bis zum äußersten zugespitzt hatten, trat Bismarck als Begleiter seines Königs die übliche Sommerreise an. Dieselbe führte über Karlsbad, Regensburg und Salzburg nach Gastein. Unruhvoller denn je gestaltete sich die der Ruhe und Erholung gewidmete Hochsommerzeit des Jahres 1865 für die preußischen Staatslenker. Die Naturstimmung in dem Thalkessel von Gastein, wie sie Bismarck in einem Briefe an seine Gemahlin schilderte, bot ein Bild der Stimmung, welche damals am schwer bewölkten politischen Himmel herrschte. Am 4. August 1865 schrieb er aus Gastein: „Ich fange an, die Tage zu zählen, die ich in dieser Nebelkammer abzusitzen habe. Wie die Sonne aussieht, davon haben wir nur noch dunkle Erinnerung aus einer besseren Vergangenheit. Seit heute ist es wenigstens kalt, bis dahin schwüle, feuchte Wärme, Abwechselung nur in der Form des Regens, und immer Ungewißheit, ob man von Regen oder Schweiß naß wird, wenn man die Promenadentreppen auf- und abwärts im Schmutze patscht. Wie Leute ohne Geschäfte es hier aushalten, verstehe ich nicht. Mir bleibt mit Baden, Arbeiten, Diner, Vortrag und Thee bei Sr. Majestät keine Zeit, mir die Scheußlichkeiten der Situation klar zu machen. Seit drei Tagen ist ein komisches Theater hier; aber man schämt sich fast, drin zu sein."

In der politischen Nebelkammer Deutschlands braute und gährte es gewaltig. Schon hatten die preußischen Staatslenker die Hoffnung fast aufgegeben, daß die Sonne des Friedens die Dunstwolken durchbrechen werde, ehe ein Gewittersturm die Luft gereinigt habe. „Mit dem Frieden sieht es faul aus; in Gastein muß es sich entscheiden," schrieb Bismarck am 13. Juli von Karlsbad aus. Das Verhältnis der beiden Regierungsvertreter in Schleswig-Holstein hatte sich inzwischen

zu einem unhaltbaren gestaltet; eine Lösung mußte erfolgen. Dieselbe schien sich zu einer kriegerischen zuzuspitzen.

König Wilhelm versammelte am 21. Juli auf der Durchreise nach Gastein in Regensburg seine Minister um sich, mit ihnen zu beraten, was Preußen in der dringenden Lage zu thun habe. Das Ergebnis der Beratung war, an Österreich ein Ultimatum zu richten, worin folgendes erklärt werden sollte: Ablehnung jeder Verhandlung über die Zukunft der Herzogtümer, bis dort die Autorität hergestellt und jede Agitation beseitigt ist. Die Einsetzung des Augustenburgers ist für uns vollständig ausgeschlossen, so lange der Erbprinz in seiner bisherigen feindlichen Stellung verharrt. Lehnt Österreich die Herstellung der Ordnung in den Herzogtümern ab, so wird sich Preußen im Falle der Notwehr befinden und selbständig das Erforderliche veranlassen. — Es hing von den Entschlüssen des Wiener Kabinetts ab, ob die Wirren friedlich oder gewaltsam gelöst werden sollten. Die preußische Regierung hatte den lebhaften Wunsch, daß ersteres eintreten möchte, war aber ebenso zum Kriege entschlossen und bereit.

Der König setzte darauf seine Reise nach Gastein fort. Unterwegs hatten er und Bismarck noch Unterredungen mit dem bayrischen Ministerpräsidenten von der Pfordten, welcher seit einiger Zeit bemüht gewesen war, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Die Unterredung ergab, daß Pfordten die in dem preußischen Ultimatum gestellten Forderungen als vollkommen berechtigt anerkannte und sich erbot, weiter für eine friedliche Lösung der Dinge zu wirken. Er that dies, indem er an den Erbprinzen von Augustenburg die Mahnung ergehen ließ, einzulenken, und an den Grafen Mensdorff in Wien eine Depesche sandte, in welcher er seine Überzeugung von der festen Entschlossenheit, aber auch der aufrichtigen Friedensliebe Preußens aussprach und es dem österreichischen Ministerpräsidenten dringend ans Herz legte, eine Verständigung zu suchen, so lange der König Wilhelm noch auf österreichischem Boden weile. Die Mahnungen des bayrischen Vermittlers blieben nicht ohne Wirkung. Österreich befand sich durchaus nicht in so günstiger Lage, ohne Bedenken den Fehdehandschuh Preußens aufzuheben. In Ungarn war eine Ministerkrisis ausgebrochen, die Finanzen waren schwach bestellt,

und die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten wenig ermutigend. Rußland und Frankreich grollten noch von den polnischen Wirren, Italien von 1859 her. Auf England war kein Verlaß. Der dortige Leiter der Staatsgeschäfte, Lord John Russell, hatte schon beim Abschluß des Wiener Friedens merken lassen, daß ihm die Zukunft der Herzogtümer völlig gleichgiltig sei, ja, er fand nachdem sogar Preußens Ansprüche darauf ganz begreiflich, wenn er Bismarck auch zum Frieden riet und bat, der „alten Lady Österreich" nichts zu Leide zu thun. Man zog daher Pfordtens Friedensmahnung in Wien wohl in Erwägung. Nach mancherlei Verhandlungen mit seinen Ratgebern entschloß sich der Kaiser, auf die preußischen Forderungen eine einlenkende Antwort zu erteilen. Er sandte an König Wilhelm am 7. August einen Brief, worin er demselben die Hand zu freundlichem Einverständnis bot, obwohl, wie er sagte, die von Preußen gestellten Bedingungen eines solchen Abkommens dem ursprünglichen Ziele des dänischen Krieges nicht entsprächen. „Aber ich beruhige mein Gewissen," fuhr er fort, „mit dem Gedanken, welches Unglück wir heraufbeschwören, und welches Ärgernis wir der Welt geben würden, wenn wir beide, der Sohn Friedrich Wilhelms des Dritten und der Enkel des Kaisers Franz, aus Freunden und Bundesgenossen plötzlich zu Gegnern würden."

König Wilhelm war von Herzen erfreut, daß sich ihm auf diese Weise ein friedlicher Ausweg eröffnete. Er ging auf die Friedensvorschläge Österreichs gern ein. Auch Bismarck war einem gütlichen Abkommen nicht abgeneigt, umsoweniger als seine Verhandlungen mit Italien und Frankreich nicht zu dem erwünschten Ergebnis geführt hatten, und die Haltung der beiden Mächte im Falle eines Krieges zweifelhaft blieb. „Die Frage entsteht," schrieb er an den Gesandten in Italien, „ob wir nicht lieber unsere Forderungen an Österreich mäßigen und uns mit den immer nicht unbedeutenden Vorteilen begnügen, die wir auf friedlichem Wege erlangen können."

So wurde denn zwischen den beiden Mächten am 14. August zu Gastein eine Übereinkunft getroffen, welche den gemeinschaftlichen Besitz Schleswig-Holsteins dahin regelte, daß fortan Preußen Schleswig, Österreich Holstein in Verwaltung nehmen, das Herzogtum Lauenburg

an Preußen für eine Abfindungssumme von $2^1/_2$ Millionen Thalern überlassen werden sollte. Die gemeinsame Landesregierung sollte aufgelöst, das militärische Oberkommando beseitigt, alle preußischen Truppen aus den Garnisonen in Holstein nach Schleswig, alle österreichischen nach Holstein verlegt werden. Mancherlei Nebenfestsetzungen gewährten Preußen das Recht der Anlage von Militärstraßen durch Holstein, die freie Verfügung über eine Telegraphenleitung mit Kiel und Rendsburg, den Bau und die Beaufsichtigung des geplanten Nord-Ostseekanals, die Aufnahme der Herzogtümer in den Zollverein u. s. w. Endlich wurde der gemeinschaftliche Antrag in der Bundesversammlung vereinbart, Kiel zum Bundeshafen für eine wieder zu schaffende deutsche Flotte, Rendsburg zur Bundesfestung zu erheben. Die Sache des Augustenburgers war nunmehr auch von Österreich aufgegeben.

Am 19. trafen die beiden Monarchen in Salzburg zusammen und vollzogen am 20. August 1865 den Vertrag von Gastein, wodurch die Bundesfreundschaft zwischen den beiden deutschen Großmächten noch einmal wieder hergestellt wurde. Wie fest indessen diese geflickte Freundschaft geworden war, sollte sich bald erweisen. Was Bismarck über die Dauer des geschlossenen Vertrages dachte, sprach er am 14. August in einem Briefe an seine Gemahlin aus, worin es hieß: „Wir arbeiten eifrig an der Erhaltung des Friedens und Verklebung der Risse im Bau.“ Der König mochte wohl auch nicht allzugroße Hoffnung auf die Haltbarkeit dieser Flickarbeit setzen. Österreich hatte in der schleswig-holsteinischen Sache binnen Jahresfrist seine Haltung nicht weniger als viermal gewechselt; was gab also Sicherheit dafür, daß es dieselbe nicht noch ein paarmal ändern und dadurch neue Verwicklungen herbeiführen werde? Indessen war des Königs Freude über die augenblickliche Lösung des Streites groß. Der Eindruck, den die Kunde von dem Abschluß des Ausgleichs allerorten hervorbrachte, bestätigte den preußischen Staatsmännern, daß ihre Politik wieder um einen Erfolg reicher war. In den österreichischen Volkskreisen war man tief erregt über den Vertrag und nannte ihn das österreichische Olmütz. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten grollten über Österreichs Schwäche, wüteten über Bismarcks Triumph und höhnten über die Ohnmacht des

Bundestages. Der Erbprinz sah seine Hoffnungen vernichtet; er mußte erkennen, daß er sich in seinem Vertrauen auf die Zuverlässigkeit Österreichs und dessen Genossen gründlich geirrt hatte. Eine Umkehr zum Einvernehmen mit Preußen war nun nicht mehr möglich. „Feinden erobert man keine Throne." Er hatte dies Wort eines preußischen Geschichtsgelehrten nicht beachtet, mußte nun aber die Bedeutung desselben an sich erfahren. Zwar machten seine Anhänger noch einige heftige Anläufe gegen den Gasteiner Vertrag; aber sie sahen bald ein, daß es ein thörichtes Unternehmen sei, sich um deswillen die Köpfe blutig zu rennen. Im Oktober verhandelte in Frankfurt am Main ein neuer Abgeordnetentag des Nationalvereins über diese Angelegenheit, erklärte den Gasteiner Vertrag als eine schnöde Rechtsverletzung und forderte, daß die deutsche Nation und die Bevölkerung der Herzogtümer ihn mit allen Mitteln bekämpfen und vernichten sollten. Aber was half das? — Unter den 272 Abgeordneten befanden sich nur ein Österreicher und sieben Preußen, von welch letzteren sechs erklärten, daß sie den Anträgen nicht zustimmen könnten. Eine Anzahl von Vertretern der preußischen Fortschrittspartei, Twesten, Mommsen, G. Jung u. a. hatten ihre Teilnahme aus dem Grunde verweigert, weil die Versammlung Beschlüsse fassen könne, welche gegen die Macht und die Zukunft des preußischen Staates gerichtet wären, denen sie niemals zustimmen würden. Einem französischen Staatsmann nötigte diese Haltung der preußischen Fortschrittsmänner solche Achtung ab, daß er sagte: „In jedem Preußen steckt doch ein Stück vom alten Fritz!" Eine weitere Folge des Vertrages war, daß Herr von Beust in seinem Zorn über Österreichs Gaukelpolitik seine Idee der Trias mit erneutem Eifer verfocht, wenn auch mit nicht mehr Erfolg als früher.

König Wilhelm lohnte das Verdienst, welches sich sein erster Staatsmann, Otto von Bismarck, um das Zustandekommen des für Preußen jedenfalls erfolgreichen Vertrages erworben hatte, dadurch, daß er ihn in den Grafenstand erhob (15. September 1865). Das Bismarcksche Wappen erfuhr nach der Verleihung dieser neuen Würde eine derselben entsprechende Umgestaltung. Es wurden demselben die Grafenkrone, zwei widersehende Adler, der schwarze Adler Preußens und der rote

Adler Kur-Brandenburgs, als Schildhalter und die Devise: „In Trinitate Robur“ (In der Dreifaltigkeit die Stärke) eingefügt. Vielfach ist versucht worden, dem Wahrzeichen des Bismarckwappens, den großen Thaten seines Trägers gemäß, sinnreiche Deutung zu geben. Die treffendste ist wohl die des Grafen Dürckheim in dem folgenden Gedichte:

„Wer kennt nicht diesen wackern Schild:
Ein Kleeblatt grün im blauen Feld,
Drei schwarze Dornen im Gefild,
Ein jeder Dorn ein Blättlein hält.

Nun deutet mir dies Wappen fein!
Denn grübeln thut ihr alle gern
Nach einem jeden äußern Schein,
Der uns erinnert an den Herrn.

Das Kleeblatt könnte uns erzählen,
Wie heilig ist der Eintracht Pflicht,
Und Dornen dürfen da nicht fehlen,
Wo man so wacker sticht und sticht.

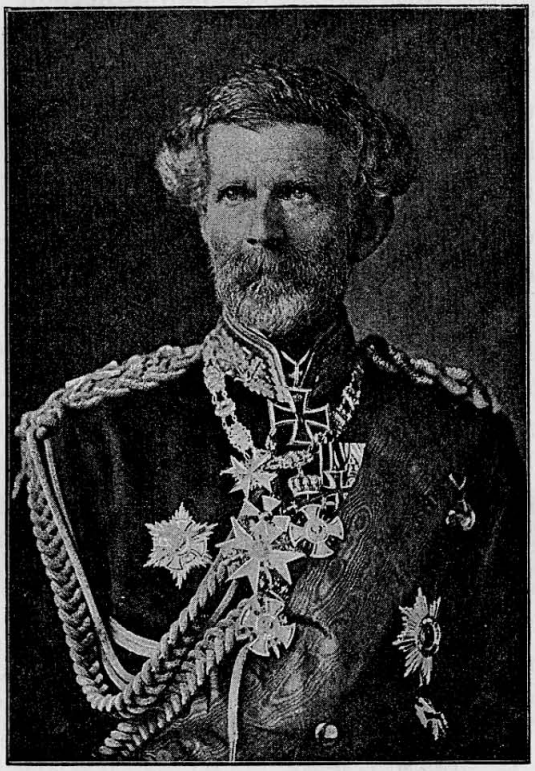
So löst' ich mir des Zeichens Rätsel,
Doch bald sah ich den Irrtum ein!
Im Deuten war ich nur ein Esel
Und im Erfinden trügt mich Schein.

Nun ist der Schleier doch zerrissen,
Das Rechte hab' ich ausgespürt;
Das Wappen sagt: Kein Mensch kann wissen,
Was dieser Held im Schilde führt.“

Die Entrüstungsausbrüche, welche wegen der neuen Ordnung in Schleswig-Holstein sich von allen Seiten gegen Preußen richteten, nahm Graf Bismarck ziemlich gleichmütig auf. Er fühlte sich durch die Vorwürfe, welche man ihm machte, wenig getroffen. Er war auf die dem alten Rechte der unteilbaren Herzogtümer zuwiderlaufende Teilung derselben eingegangen, hatte dem Könige die Erwerbung Lauenburgs geraten, weil durch diese Vereinbarungen eine augenblickliche Lösung der unerträglich gewordenen Wirren herbeigeführt wurde. Daß diese Verfügung über die befreiten Lande nicht eine endgiltige sein könne, war ja in dem Gasteiner Vertrage ausdrücklich ausgesprochen. Das Ziel seines Strebens in dieser Sache richtete sich auf das, was Graf Arnim-Boytzenburg in seiner Adresse an den König als die glücklichste

Lösung der Frage bezeichnet hatte: die Einverleibung Schleswig-Holsteins in den preußischen Staat, dessen starke Macht die sicherste Gewähr gegen jede fernere Vergewaltigung der Lande bot. „Wir betrachten es als heilige Pflicht gegen das Vaterland wie gegen unsere gefallenen Brüder, einzustehen dafür, daß ihr Blut nicht umsonst geflossen sei, daß es eine Frucht trage, für welche Preußen in allen ferneren Zeiten seiner heldenmütigen Opfer in Dankbarkeit gedenken kann." So hieß es in jener Adresse, und so dachte nach den Ereignissen der letzten Monate Bismarck. Die Verwirklichung dieses Planes konnte freilich nur unter der Gunst besserer Zeiten und Verhältnisse erfolgen. Bismarck ließ die Stimmen der öffentlichen Meinung gegen seine Politik ruhig gewähren. Nur als auch Frankreichs Staatslenker, gedrängt von der Entrüstung des Volkes, sich öffentlich tadelnd über Preußens Haltung in der Gasteiner Vereinbarung aussprachen, hielt er es für notwendig, denselben nähere Aufklärung zu geben. Er kam hierin auch dem Wunsche des Königs entgegen, der ihm den Auftrag erteilte, das gute Einvernehmen mit dem Pariser Kabinett persönlich wieder herzustellen. Bismarck reiste Ende September 1865 wiederum nach Biarritz, wo Napoleon damals weilte, und seine Unterredungen mit dem Kaiser und seinen Ministern hatten den gewünschten Erfolg. Am Schlusse seines Berichtes über die Verhandlungen in Biarritz, welche bald darauf in Paris fortgesetzt wurden, konnte er sagen: „Nach meinen allgemeinen Wahrnehmungen darf ich die gegenwärtige Stimmung des hiesigen Hofes als eine äußerst günstige bezeichnen." Kurz zuvor hatte der Minister Droyn de Lhuys in einem Rundschreiben an die europäischen Mächte in Bezug auf das Gasteiner Abkommen gesagt: „Die Gewaltthätigkeit und Eroberung verkehren den Stempel des Rechts und das Gewissen der Völker. Wenn man Gewaltthätigkeit und Eroberung an Stelle der Grundsätze setzt, nach denen das Leben der modernen Völker sich regelt, so werden sie ein Element der Auflösung und Unordnung." Diese Sätze mochten Napoleon, dem gewaltthätigen Eroberer Algeriens und Mexikos, selbst widersinnig erschienen sein; er beeilte sich jetzt, seinen Minister anzuweisen, einen anderen Ton gegen Preußen anzuschlagen, und in der Abschiedsaudienz Bismarcks in St. Cloud sprach

er diesem wiederholt sein Einverständnis mit der Erwerbung der Herzogtümer seitens Preußens aus; nur daß er es für zweckmäßig hielt, die Annexion durch irgendwelches Organ des Landes nachher anerkannt zu sehen. Ein Bündnis mit Österreich im Falle eines Konflikts in Deutschland stellte er als eine Unmöglichkeit hin. Einen Versuch in



General Edwin Freiherr von Manteuffel,
Statthalter von Schleswig.

dieser Richtung, welchen der österreichische Gesandte bei ihm vor dem Gasteiner Vertrag gemacht, habe er zurückgewiesen. In gehobener Stimmung kehrte Bismarck am 7. November nach Berlin zurück. Er durfte bei der freundlichen Stimmung im Westen hoffen, in seinen ferneren Plänen nicht gehindert zu werden.

Es kam das Jahr 1866, das zu einem für alle Zeiten denkwürdigen in der Geschichte des deutschen Volkes werden sollte, wie der Name

Bismarck mit den großen Ereignissen jenes Jahres für immer verknüpft bleiben wird.

Bis zum Ende des alten Jahres hatte das Flickwerk von Gastein leidlich gehalten; nun brachen die verklebten Risse und Spalten überall von neuem auf; das alte morsche Bauwerk war dem Einsturz nahe. Preußen hatte alles nur Mögliche gethan, dem geschlossenen Frieden mit Österreich Dauer und Festigkeit zu geben. Man hatte zum Statthalter in Schleswig den General Edwin von Manteuffel berufen, welcher als Anhänger der altkonservativen Partei warme Sympathie gegen Österreich hegte, was ihn, den treubewährten preußischen Kriegsmann allerdings nicht abhielt, die Ehre und gerechten Ansprüche seines Vaterlandes gegen jeden Übergriff und Angriff zu verteidigen, jedes sieben Fuß lange Stück Erde desselben, wie er einmal sagte, mit seinem Leibe zu decken. Wenn irgend einer im stande war, das gute Einverständnis mit Österreich in Schleswig-Holstein zu wahren, so mußte es ihm gelingen. Diese Hoffnung war umsomehr berechtigt, als der seitens Österreichs zum Statthalter von Holstein erwählte Feldmarschall-Leutnant von Gablenz von dem gleichen Streben erfüllt war, mit dem preußischen Genossen gute Nachbarschaft zu halten. Doch was sind Pläne, was sind Entwürfe der Menschen gegen die Macht der Verhältnisse.

Die Stimmung der Bewohner Schleswig-Holsteins war infolge der Gasteiner Vereinbarung eine noch erregtere als zuvor. „Wir sind preußisch geworden," sagten die Anhänger des Hauses Augustenburg in Schleswig voller Entrüstung. „Wir werden nächstens wie Lauenburg verkauft werden," hieß es in Holstein. Der Groll machte sich in lauten Protesten seitens der „Schleswig-Holsteinischen Vereine" gegen den Vertrag, in begeisterten Kundgebungen für den Erbprinzen geltend. Der Statthalter in Schleswig suchte durch freundliche Behandlung die erregten Gemüter zu beschwichtigen; als dies aber keinen Erfolg hatte, so ging er mit strengen Mitteln vor. Ein Besuch, den der Augustenburger von Kiel aus dem schleswigschen Städtchen Eckernförde machte, und bei welchem derselbe Begrüßungen und Huldigungsadressen entgegennahm gleich einem rechtsmäßigen Landesherrn, gab Manteuffel Veranlassung, in einem scharfen Tone zu dem Prinzen und seinen Anhängern zu reden. Er

gab ersterem den dringenden Rat, seine Besuche in Schleswig zu unterlassen, „um sich selbst und seine Verehrer vor Verwicklungen mit der Polizei und vor Unannehmlichkeiten zu bewahren, welche eintreten könnten, wenn durch derartige Auftritte der Frieden des Landes und die gesetzliche Ordnung gestört würden.“ Gablenz zeigte sich den Kundgebungen für den Erbprinzen gegenüber mehr als der gemütliche Wiener; so schoß unter seiner Verwaltung die Bewegung zu gunsten des Augustenburgers bald üppig ins Kraut. Am 23. Januar 1866 beriefen die Leiter der „Schleswig-Holsteinischen Vereine“ eine Massenversammlung nach Altona, bei welcher ein energischer Protest gegen die bestehenden Verhältnisse zum Ausdruck gebracht werden sollte. Der holsteinische Statthalter schwankte, ob er einer solchen Demonstration nicht doch Einhalt gebieten solle. Eine Weisung aus Wien aber überhob ihn aller Zweifel. Mensdorff erteilte ihm den Befehl, die Versammlung ungestört tagen zu lassen. Dieselbe ging unter Teilnahme von vielen Tausenden vor sich. Der ganze Zorn derselben entlud sich nun auf das „gebismarckte Preußen“, das „preußische Junkertum“, die „Berliner Putzenmacher“.

In Berlin rief dieser Vorgang heftige Erregung hervor. Man war weniger entrüstet über die Feindseligkeit der Schleswig-Holsteiner als über die Haltung Österreichs, das damit, daß sie diesem Treiben Vorschub leistete, Preußen aufs neue herausforderte. Bismarck zögerte nun nicht mehr, in Wien ernste Vorstellungen darüber zu machen, daß es nach den Tagen von Gastein und Salzburg so schnell bis zu diesem Punkte habe kommen können. „Durch den Gasteiner Vertrag,“ hieß es in einem Schreiben vom 26. Januar an das Wiener Kabinett, „ist jedes der beiden Herzogtümer als ein anvertrautes Pfand der Treue und Gewissenhaftigkeit des einen der beiden Mitbesitzer übergeben. Wir hatten die Hoffnung, von da aus zu einer weiteren Verständigung zu gelangen, und wir haben das Recht, zu fordern, daß bis zum Eintritt dieser Verständigung jenes Pfand selber unverletzt erhalten werde. Eine Beschädigung desselben, wie sie durch diese Umtriebe bewirkt wird, können und wollen wir uns nicht gefallen lassen. — Eine verneinende und ausweichende Antwort auf unsere Bitte würde uns die Überzeugung

geben, daß die kaiserliche Regierung nicht den Willen habe, auf die Dauer gemeinsame Wege mit uns zu gehen, sondern daß das Preußen abgeneigte Streben, daß ein herkömmlicher Widerstreit gegen Preußen in ihr mächtiger ist als das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der gemeinsamen Interessen."

Die Antwort Österreichs fiel „ausweichend und verneinend" aus. Man sprach darin Preußen das Recht ab, über die Verwaltungsmaßregeln in Holstein Rechenschaft zu fordern. Bismarck wußte, was er ferner von Wien aus zu erwarten hatte; er traf seine Vorkehrungen. Zunächst versuchte er noch einmal, den Frieden im Innern herzustellen, mit der Volksvertretung zum Einverständnis zu gelangen. Doch das preußische Abgeordnetenhaus blieb in seiner feindlichen Stellung gegen die Regierung. Es erklärte die Eroberung Lauenburgs für rechtsungiltig, weil es der Verfassung widerspreche, daß der König von Preußen Regent eines anderen Landes sei. Dem Grafen Bismarck machte es zum Vorwurf, daß er seine äußere Politik nur zur Deckung seiner Angriffe gegen das Parlament betreibe. Darauf antwortete der Ministerpräsident: „Mir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen, und Sie, meine Herren, sollten auch so denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren möchten, unter einem liberalen Ministerium, das vielleicht nicht ausbleiben wird, sehr rasch wieder gewinnen. Es ist das keine Einbuße auf ewig. In der auswärtigen Politik aber giebt es Momente, die nicht wieder kommen." Es war vergebene Liebesmühe; das Abgeordnetenhaus ließ sich keine Gunst abgewinnen; es wurde am 23. Februar geschlossen, ohne daß es zu einem Ausgleich gekommen war.

Truppenansammlungen in Böhmen und andere kriegerische Maßregeln der österreichischen Regierung belehrten die preußische Staatsleitung, daß Österreich sich auf einen Angriff seines ihm lästigen Nebenbuhlers ernstlich vorbereite. In Berlin mußte man auf Abwehr derselben denken. Am 28. Februar hielt der König unter seinem Vorsitz einen großen Ministerrat, an welchem neben sämtlichen Ministern der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Graf Goltz und die Generale Moltke, Manteuffel und Alvensleben teilnahmen. Die Lage wurde eingehend

erwogen, und alle Teilnehmer der Verhandlung kamen mit dem Könige und Bismarck zu der Überzeugung, daß Preußen den feindlichen Angriffen Österreichs unmöglich ferner ausweichen könne; nur der Kronprinz, dem der Gedanke eines Bruderkrieges abscheulich war, hatte eine entgegengesetzte Meinung*). Der König entschied dahin, daß der Besitz der Herzogtümer eines Krieges wert sei; doch sollte die Entscheidung darüber noch von dem ferneren Verhalten Österreichs abhängig gemacht werden. „Ich wünsche den Frieden," mit diesen Worten schloß der König die Unterredung, „bin aber, wenn es sein muß, zum Kriege entschlossen, welchen ich, nachdem ich Gott gebeten, mir den rechten Weg zu zeigen, für einen gerechten halte."

Die Leiter der preußischen Kriegskunst gingen daran, das Schwert für den Kampf zu schärfen, während der Meister der Staatskunst freie Bahn für den Flug des Preußenadlers zu schaffen suchte. Er nahm die Unterhandlungen mit Italien wegen Abschlusses eines Schutz- und Trutzbündnisses gegen Österreich wieder auf, die diesmal zu dem erwünschten Ergebnis führten. Die zuvor erfolgte Vereinbarung eines Zollvertrages hatte die Sympathie des Florentiner Kabinetts für Preußen außerordentlich verstärkt. Man kam einer Sendung Moltkes nach Italien behufs der Verhandlungen schon zuvor, indem der General Govone zu gleichem Zwecke in Berlin erschien. Nach längerem Schwanken zwischen ihren Neigungen zu Österreich und zu Preußen unterzeichnete die italienische Regierung am 8. April einen Vertrag, nach welchem Italien sich verpflichtete, für den Fall eines preußisch-österreichischen Krieges, Preußen in diesem Kampfe mit allen Mitteln zu unterstützen. Der Friede sollte nur im Einverständnis der beiderseitigen Regierungen geschlossen, der Vertrag aber als erloschen angesehen werden, wenn Preußen binnen drei Monaten den Krieg an Österreich nicht erklärt habe.

Schwieriger noch als diese Verhandlungen erwiesen sich die mit Napoleon geführten, welcher sich einer Einmischung in den bevorstehenden Krieg nur gegen entsprechenden Vorteil für Frankreich enthalten wollte. Die Bedingungen, unter welchen Napoleon die Rolle eines Preußen

*) Sybel: Begründung des Deutschen Reichs. Bd. 4. S. 283.

freundlichen Vermittlers oder eines Verbündeten zu übernehmen bereit war, hat Bismarck in einem späteren Rundschreiben als die folgenden bezeichnet: „Vor Ausbruch des Krieges", heißt es in dem Schriftstück, „sind mir teils durch Verwandte des Kaisers, teils durch vertrauliche Agenten Vorschläge gemacht worden, welche jederzeit dahin gingen, kleinere oder größere gemeinschaftliche Unternehmungen zum Zweck beiderseitiger Vergrößerungen zu stande zu bringen. Es handelte sich bald um Luxemburg oder um die Grenze von 1814 mit Landau und Saarlouis, bald um größere Objekte, von denen die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze in Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieben." Alle diese Zumutungen seien im Mai 1866 in dem Vorschlage eines Schutz- und Trutzbündnisses zusammengefaßt worden, dessen Grundzüge dahin lauteten, daß im Falle eines Konresses die beiden Verbündeten die Abtretung Venetiens an Italien und Schleswig-Holsteins an Preußen zu erstreben hätten, für den Fall des Krieges aber ein französisches Heer von 300000 Mann den Angriff Preußens gegen Österreich unterstützen sollte. Den Frieden aber haben die Verbündeten unter folgenden Bedingungen schließen sollen: Venetien wird an Italien abgetreten; Preußen erhält deutsche Gebiete nach beliebiger Wahl mit 7 bis 8 Millionen Bevölkerung und das Recht, die Bundesverhältnisse nach seinen Wünschen umzugestalten. Frankreich nimmt das Gebiet zwischen Mosel und Rhein, ausgenommen Koblenz und Mainz, mit einer halben Million preußischer Unterthanen, nebst Rheinbayern, Birkenfeld, Homburg und Rheinhessen. „Die Unmöglichkeit für mich", fährt Bismarck in seiner Veröffentlichung fort, „war gewiß jedermann, nur nicht der französischen Diplomatie klar. Nachdem wir diese und andere Vorschläge abgelehnt, begann die französische Regierung auf unsere Niederlage und deren Ausbeutung zu rechnen und dieselbe diplomatisch vorzubereiten." — Napoleon fand bei Österreich für die Anerbietung seiner Vermittlerdienste mehr Entgegenkommen; er schloß mit dem Kaiser Franz Joseph bald darauf einen Vertrag, wonach Österreich bei einem Ausgleich nach dem Kriege auf Venetien zu gunsten Frankreichs, beziehungsweise Italiens verzichten und dafür Schlesien erhalten sollte.

Mit diesen Verhandlungen hatte die Entwicklung der Dinge in Deutschland gleichen Schritt gehalten. Vom 7. bis 18. März verhandelte in Wien unter dem Vorsitz des Kaisers ein sogenannter Marschallrat, an dem außer den Ministern 18 höhere Generale teilnahmen, über die Rüstung und Aufstellung des Heeres. Graf Mensdorff sprach sich gegen eine voreilige Mobilmachung aus. Wenn der Minister bei der feindseligen Stimmung des Marschallrates ohnehin nur schwachen Einfluß gehabt hatte, so sprengte eine Nachricht, die Herr von Beust in jenen Tagen nach Wien sandte, alle Bedenken der österreichischen Staats- und Kriegsmänner in die Luft. Es war eine der scherzhaft-ernsten Meinungsäußerungen, wie sie Bismarck bei öfteren Gelegenheiten so gern beliebte, welche den Wiener Marschallrat voreilig in den Harnisch jagte.

In der Berliner Gesandtschaft hatte die Gattin des sächsischen Gesandten, Grafen Hohenthal, bei einem Mittagsessen die Unbefangenheit, den neben ihr sitzenden preußischen Ministerpräsidenten kurzweg zu fragen: „Sagen Sie mir doch, Excellenz, ist es wirklich wahr, daß Sie Österreich bekriegen und Sachsen erobern wollen?“ „Gewiß ist das wahr, teuerste Gräfin“, antwortete Bismarck mit schalkhaft lächelnder Miene. „Von dem ersten Tage meines Ministeriums an habe ich keinen andern Gedanken gehabt. Unsere Kanonen sind heute gegossen, und Sie sollen bald sehen, wie sie der österreichischen Artillerie überlegen sind.“ „Entsetzlich!“ rief die Dame. „Aber da Sie einmal offenherziger Laune sind“, fuhr sie fort, „so bitte ich Sie um einen Freundesrat. Ich habe zwei Besitzungen; auf welche soll ich mich flüchten, auf mein Gut in Böhmen, oder auf mein Schloß bei Leipzig?“ — „Wenn Sie mir glauben wollen, reisen Sie nicht nach Böhmen; ebendort, und wenn ich nicht irre, gerade in der Nähe Ihres Gutes werden wir die Österreicher schlagen. Sie könnten dort also schreckliche Abenteuer erleben. Gehen Sie ruhig nach Sachsen; bei Leipzig wird nichts vorfallen, und Sie werden nicht einmal durch Einquartierung belästigt werden; denn Ihr Schloß Knauthayn liegt an keiner Etappenstraße.“

Als Bismarck, berichtet Sybel über jenen komischen Zwischenfall weiter, bald nachher von andern Personen über diese Äußerungen befragt wurde, lachte er, daß man der Verspottung einer unpassenden

Frage Beachtung schenke. Herr von Beust aber nahm in Erinnerung seiner langjährigen Feindseligkeit gegen Bismarcks Politik, die Sache äußerst ernsthaft, rief, indem er die wichtige Enthüllung nach Wien sandte, Österreichs mächtigen Schutz an und erklärte, daß, wenn Österreich jetzt angreife, sämtliche Mittelstaaten fest zu ihm stehen, andernfalls aber seiner Freundschaft für immer den Rücken kehren würden.

Die feindliche Stimmung der Mittelstaaten gegen Preußen sollte Bismarck bald erfahren. Er richtete am 24. März an die deutschen Regierungen eine Note, in welcher er dieselben mit Hinweis auf die österreichischen Rüstungen aufforderte, ihre Stellung in dieser Sache kundzugeben. „Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind", hieß es in dem Schreiben, „so ist unsere Stellung wegen seiner geographischen Lage gefährdeter als die der meisten andern europäischen Staaten. Das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv beteiligt bleiben würde."

Die Antworten der meisten Regierungen lauteten ausweichend; Bismarck ersah aus denselben deutlich genug, daß an den deutschen Höfen nur wenige Bundesgenossen für Preußen zu finden sein würden. Er mußte, sollte er in dem bevorstehenden Kampfe nicht ganz auf Deutschlands Beistand verzichten, sich nach anderweitigem Beistande umsehen. Einen starken Waffengefährten erblickte er in dem Geist des deutschen Volkes. Wenn er diesen für die Sache Preußens zu gewinnen vermöchte! Es war dies vielleicht möglich, wenn er die von ihm seit langer Zeit gehegten Pläne zu einer Umgestaltung der Bundesverhältnisse, wie sie den Wünschen des deutschen Volkes entsprach, jetzt mit voller Entschiedenheit zur Durchführung zu bringen suchte. Er faßte seine Entschlüsse, und der König willigte, wenn auch widerstrebend, in dieselben.

Nachdem er Verhandlungen mit Österreich wegen Einstellung der beiderseitigen Rüstungen eingeleitet hatte, ließ er am 9. April im Namen der preußischen Regierung beim Bundestage durch den Bundesgesandten den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments stellen und denselben in einer ausführlichen Erklärung begründen. In derselben

hieß es: „Die Geschichte der mannigfachen in den letzten Jahrzehnten unternommenen Reformversuche hat erfahrungsmäßig gelehrt, daß weder die einseitigen Verhandlungen unter den Regierungen, noch die Debatten und Beschlüsse einer gewählten Versammlung allein im stande waren, eine Neugestaltung des nationalen Verfassungswerkes zu schaffen. Wenn erstere bei dem Austausch verschiedenartigster Meinungen und der Ansammlung eines endlosen Materials stehen geblieben sind, so geschah dies, weil es an der ausgleichenden und treibenden Kraft des nationalen Geistes bei diesen Verhandlungen fehlte und die partikularistischen Gegensätze zu schroff und einseitig dabei festgehalten wurden. Um solche zu einem erfolgreichen Abschluß zu führen, muß sich aber die Beschränkung dieser Verhandlung auf die wesentlichen Punkte von entschieden praktischer Bedeutung empfehlen. Wenn die Verhandlungen nur auf solche Weise dem wahrhaft dringenden Interesse der Nation und dem erfahrungsmäßig Notwendigen zugewendet werden, so wird die Zeit zwischen der Berufung und dem Zusammentritt des Parlaments unzweifelhaft hinreichen, um die Grundzüge einer Vorlage festzustellen, welche im Namen der Gesamtheit der Regierungen der Versammlung zur Prüfung vorzulegen sind. Die Bestimmung eines festen Termins für die Berufung des Parlaments wird aber der Nation zugleich die Gewähr bieten, daß die Verhandlungen zwischen den Regierungen über die zu machenden Reformvorschläge nicht vollständig ins Ungewisse sich hinausziehen können.

„Indem die Königliche Regierung alles Weitere den Verhandlungen mit ihren hohen Bundesgenossen vertrauensvoll vorbehält, stellt sie jetzt den Antrag:

„Hohe Bundesversammlung wolle beschließen: ‚eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag einzuberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über eine Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beraten, in der Zwischenzeit aber bis zum Zusammentritt derselben durch Verständigung der Regierungen untereinander diese Vorlage festzustellen.‘“

Bismarck gab mit diesem Antrage den deutschen Regierungen Gelegenheit, ihre deutschnationale Gesinnung, von welcher sie vor zwei Jahren auf dem Frankfurter Fürstentage sämtlich so heiß beseelt zu sein vorgaben, durch die That zu beweisen. Wenn die deutschen Fürsten damals die Sache der Bundesreform ernst gemeint hatten, so mußten sie jetzt dem Antrage Preußens mit Freuden zustimmen. Ja, wenn sie nur dem Gebote der Klugheit gefolgt wären, so hätten sie durch ihr thatkräftiges Eingehen auf die Reformvorschläge die von Bismarck meisterlich angelegte Mine nicht bloß unschädlich zu machen, sondern deren Wirkung vielleicht gegen den Urheber selbst zu richten vermocht. Doch nichts von alledem geschah. Bismarck kannte seine diplomatischen Gegner zu gut und rechnete mit ihren Fähigkeiten. Der preußische Antrag wirkte in der Bundesversammlung geradezu verblüffend. Man war außer stande, in der Verwirrung einen raschen Entschluß zu fassen, und verwies deshalb die Vorlage zur weiteren Beratung an den Verfassungsausschuß, während die Vertreter der Klein- und Mittelstaaten durch Anträge auf allgemeine Abrüstung die schnell schreitenden Ereignisse der Zeit vergeblich zu hemmen versuchten.

Im deutschen Volke wäre jener Antrag Preußens, welcher die Ziele des Nationalvereins und aller freisinnigen Vaterlandsfreunde in sich schloß, wohl mit begeistertem Jubel aufgenommen worden, wenn er nicht von Bismarck gekommen wäre. So aber hielt man die Gabe aus der Hand des verhaßten Staatsmannes, der die preußische Kammer eben zum fünftenmal seinen unbeugsamen Widerstand hatte fühlen lassen, für ein Danaergeschenk. Der Zorn gegen das Ministerium Bismarck war in Preußen wie in den andern deutschen Staaten so heftig erregt, daß er auch sonst einsichtige Männer blind machte. In demselben Augenblicke, als jener preußische Antrag das deutsche Volk zur Mitbestimmung in seiner eigenen wichtigsten Angelegenheit berief, erhob sich der Sturm gegen die Politik Bismarcks mit erneuter Heftigkeit. Aus den größeren Städten Preußens liefen Adressen an den König ein, welche die Entlassung des Ministeriums Bismarck, das den Frieden bedrohe, verlangten. In der gesamten liberalen und ultramontanen Presse Deutschlands ergossen sich Ströme von Schmähungen und

Verdächtigungen gegen den Leiter der preußischen Staatskunst. Man hielt den Mann, dessen ganzes Sinnen und Trachten der Ehre und Größe des deutschen Vaterlandes gewidmet war, für fähig, landesverräterische Verträge mit dem Auslande abgeschlossen zu haben. Es gab wohl keine Person in ganz Deutschland, die so der Gegenstand des allgemeinen Hasses war, als Graf Bismarck. Nannte er sich doch selbst den „bestgehaßten Mann".

Einer solchen Welt des Zornes und des Hasses gegenüber standhaft zu bleiben, wahrlich, dazu gehörte eine fast übermenschliche Kraft. Daß der preußische Staatsmann sich in seinen Zielen nicht beirren ließ, ist um so bewundernswerter, als er auch den Widerstand in den höchsten Kreisen seines Volkes zu überwinden hatte. Unaufhörlich galt es, den weichen, schwankenden Sinn des Königs fest zu erhalten; der Kronprinz, die Königin, die Königin-Witwe Elisabeth gehörten samt den von ihnen beeinflußten Kreisen zu seinen entschiedenen Gegnern.

In herrlicher Weise offenbarte Bismarck in jener drangvollen Zeit seine Heldenseele. Der feste Glaube an seine große und gerechte Sache gab ihm den kühnen Mut des eisernen Widerstandes.

„Allen Gewalten
Zum Trotz sich verhalten,
Rufet die Arme der Götter herbei."

Die Wahrheit dieses Dichterwortes bestätigte sich damals an ihm, der von der Vorsehung zum Führer und Erretter seines Volkes berufen, von Feinden und Widersachern aber auf Schritt und Tritt umgeben war.

Es war in der fünften Nachmittagsstunde des 7. Mai, als Graf Bismarck, aus dem Königlichen Palais kommend, die Straße „Unter den Linden" entlang seiner Wohnung in der Wilhelmsstraße zuschritt. Er hatte dem Könige Vortrag gehalten, und tiefernste Gedanken, vielleicht auch bange Zweifel an dem Gelingen seiner großen Pläne, mochten seine Seele erfüllen. Da, als er in der Nähe des russischen Botschaftshotels war, hörte er hinter sich zwei Schüsse fallen, und in demselben Augenblick fühlte er in der Seite einen stechenden Schmerz. Sich umsehend, erblickte er in unmittelbarer Nähe einen jungen Menschen, der eben zum drittenmal den Revolver auf ihn anlegte. Bismarck

sprang hinzu und ergriff den Mordgesellen am rechten Handgelenk, in demselben Augenblick, als der Schuß losging und ihn an der Schulter leicht verwundete. Sogleich ergriff jener die Waffe mit der linken Hand und feuerte abermals zwei Schüsse ab, von denen der eine Bismarcks Rock versengte, der andere auf einer Rippe abprellte. Auf kurze Zeit droht den Getroffenen die Kraft zu verlassen; schon wird es schwarz vor seinen Augen. Da schlagen die schmetternden Töne des Preußenliedes an sein Ohr; augenblicklich beleben sich seine Kräfte wieder; er packt die Hand des Mörders mit eiserner Gewalt und läßt sie nicht los. Mannschaften des ersten Bataillons des Zweiten Garderegiments, das eben vorbeimarschiert, springen herbei und nehmen den Verbrecher aus Bismarcks Händen in Empfang, um ihn ins Gefängnis abzuführen.

Während die Klänge des Preußenliedes weiter ertönen, begiebt sich Bismarck nach seiner Wohnung. Dort tritt er zuerst in sein Arbeitszimmer, um dem König das Geschehene zu melden. Im Empfangszimmer seiner Gemahlin findet er eine größere Gesellschaft, welche er unbefangen auf das freundlichste begrüßt Er findet Gelegenheit, seiner Gemahlin leise zuzuflüstern, was ihm begegnet: „Sie haben auf mich geschossen, Kind; aber sei unbesorgt; es hat nichts zu bedeuten.“ Die bestürzten Mienen der Gräfin verraten den Gästen, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein müsse. Sie erfahren das Ereignis, und Äußerungen des Schreckens werden laut. Doch der Herr des Hauses beruhigt sie und setzt sich, als ob ihm nichts geschehen, zu Tische. Inzwischen ist der Hausarzt gerufen worden, der nur leichte, ungefährliche Verletzungen feststellt. Auf die Frage, wie es möglich gewesen, daß keiner der fünf aus unmittelbarer Nähe abgegebenen Schüsse das Leben des Getroffenen gefährdet habe, antwortete der Arzt: „Hier giebt es nur eine Erklärung; — Gott hat seine Hand dazwischen gehabt!“

Die Freude und das Dankgefühl gegen Gott für die wunderbare Errettung fand lebhaften Ausdruck, als bald darauf der König, die Prinzen des Hofes, Generale, Minister und andere hochgestellte Personen kamen, um den Grafen zu beglückwünschen. Auch die Berliner Bevölke-

rung blieb, als sich die Kunde durch die Stadt verbreitet hatte, nicht zurück, dem Geretteten vor den Fenstern seiner Wohnung in stürmischen Hochrufen ihre Glückwünsche darzubringen. In den folgenden Tagen liefen gleiche Kundgebungen aus allen Teilen des Vaterlandes, ja, hunderte von Glückwunschtelegrammen und Briefen aus aller Welt ein. Das preußische Volk sah daraus, welchen Wert das Leben seines Ministerpräsidenten hatte, und mancher, der vorher noch von Haß gegen ihn erfüllt war, verwandelte sich jetzt in einen Verehrer und Anhänger. Die Zeit, daß Bismarck die allgemeine Sympathie seines Volkes erringen sollte, war nun nicht mehr fern.

Der Mordgeselle, welcher Bismarcks Leben bedroht hatte, war der Stiefsohn des badischen Flüchtlings Karl Blind und hieß Karl Cohen. Er hatte in Süddeutschland landwirtschaftliche Studien getrieben und war durch die Aufreizungen in der Presse und in Volksversammlungen zu dem fanatischen Haß gegen Bismarck getrieben worden, daß er den Vorsatz gefaßt hatte, den Staatsmann, der nach seiner Meinung Deutschland den Frieden raube und die Freiheit unterdrücke, zu ermorden. Er entzog sich dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit, indem er sich in der Untersuchungshaft mit einem Taschenmesser die Pulsadern aufschnitt und verblutete.

Wie viele der Anhänger Bismarcks ein Zeichen Gottes in seiner wunderbaren Errettung aus Mörderhand erblickten, so sah auch er selbst dieselbe als solches an. Der Glaube an seine gerechte Sache war aufs neue gestärkt, sein Vorsatz befestigt worden. Er war bereit, mit seinem Werke zu stehen und, wenn es sein mußte, zu fallen.

„Und setzt ihr nicht selber das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Darum mutig und unentwegt vorwärts, wie es das Wohl des Vaterlandes erheischte!

„Denn was an Bismarck ist geschehn,
Wir sollen's morgen an Preußen sehn.
Die Feinde unseres Ruhms und Glücks,
Sie zielen nach uns hinterrücks.
Sie scheuen Preußens Angesicht,
Sie zielen scharf und treffen nicht.

Darum, mein Preußen, faſſe du
Nur ſtark und feſt wie Bismarck zu,
Erſticke kühn den glühen Brand
Im Eiſendrucke deiner Hand! —
Fünf Schüſſe ſind ein Zeichen fein,
Gott will auch fürder mit Preußen ſein!"

So rief der Dichter den preußiſchen Staatslenkern zu und nicht umſonſt. Preußen war entſchloſſen, ſeine Miſſion in Deutſchland endlich zu erfüllen. Während ſeine Feinde zum Kampfe rüſteten, war es bereit. Die letzte Stunde des morſchen Bauwerks, das ſeit dem Jahre 1815 zur Schmach und Not des Vaterlandes unter dem Namen eines Deutſchen Bundes beſtanden hatte, war gekommen. Die Minen waren gelegt, welche es unter donnerndem Krachen in die Luft ſprengen ſollten, damit der Baumeiſter der deutſchen Einheit auf ſeinem Grunde ſein Werk beginnen könne.

„Das Alte ſtürzt; es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

XVI.

Der Bau der deutschen Einheit.

„Mein Ziel — mein Ziel! — ich hab's erreicht;
Des großen Friedrichs Adler streicht
Mit seiner Schwingen lichtem Saum
Die Sterne hoch am Himmelsraum —
Ich hab's erreicht für Deutschland!

Und mußt's mit Blut und Eisen sein;
Das meine gab ich mit darein.
Die Nacht verging, der Morgen tagt;
Für Deutschland hab' ich es gewagt
Mit Gott und König Wilhelm."

Hans Köster.

Die Junitage des großen Jahres 1866 waren gekommen. Die Augen der Welt waren auf Deutschland gerichtet, wo eben ein Werk begonnen wurde, das mit zu den größten und wunderbarsten Ereignissen in der Geschichte der Völker gehört. Unter all den Tausenden, welche zur Mitarbeit an jenem gewaltigen Werke berufen waren, lenkte aller Blicke auf sich jener mächtige Mann, dessen Plan und Willen die Arbeiterscharen wollend oder widerstrebend sich fügten.

Seit den Tagen, da Friedrich der Einzige mit seinem kleinen Preußenheere gegen Europa in den Kampf zog, war ein Wagnis, wie es jetzt der Lenker der preußischen Staatskunst, Graf Bismarck, unternahm, nicht mehr erlebt worden. Die Teilnahme an dem Geschicke der Völker schien in den Hintergrund gedrängt von der Frage: Wird

es dem gewaltigen Staatsmann in Berlin gelingen, sein Werk gegen eine Welt von Feinden und Widersachern siegreich durchzuführen?

Um uns die Gestalt und den Seelenzustand unseres Helden in jenen denkwürdigen Tagen lebendig zu vergegenwärtigen, folgen wir den Schilderungen eines Mannes, welcher damals eine eingehende, vertrauliche Unterredung mit demselben hatte. Es war an einem der ersten Tage des Juni, als der Berichterstatter einer großen Pariser Zeitung, der französische Schriftsteller Vilbort, sich in einem Schreiben an den Grafen Bismarck wandte und diesen um eine Audienz ersuchte. „Eine große demokratische Pariser Zeitung, ‚Le Siècle‘," hieß es in dem Briefe, „welche eine Million Leser hat, hat mir die Mission anvertraut, ihm so genau wie möglich über die Menschen und Dinge in Deutschland zu berichten. Man versichert mir in Ihrem Büreau, daß Sie für jedermann unsichtbar sind, ausgenommen für den König von Preußen. Ich bedaure dies sehr lebhaft, Herr Minister; denn Sie sind ein Rätsel, dessen Auflösung ich der französischen Nation gern schicken möchte." Zwei Stunden, nachdem das Gesuch dem Kabinett des Ministers zugestellt worden war, erhielt Vilbort die Antwort, daß der Graf Bismarck ihn noch an demselben Tage, abends um 10 Uhr, „mit Vergnügen" empfangen werde. Über den Besuch berichtete der Franzose, der wohl zu den Bewunderern des preußischen Staatsmannes, aber, wie sein gehässiges Buch „Das Werk des Herrn von Bismarck 1863—1866"*) erweist, keineswegs zu dessen Freunden zählte, folgendes:

„Nicht ohne Erregung, ich gestehe es, trat ich in das Kabinett, wo dieser außerordentliche Mann Tag und Nacht dachte und schrieb welcher damals den Frieden Europas, an einem Faden hangend, in seiner Hand hielt. Er erhob sich, kam auf mich zu, ergriff meine Hand, ließ mich in einem Lehnstuhl ihm gegenüber niedersetzen und fragte mich: ‚Rauchen Sie?‘ Er bot mir eine Zigarre an. Wenn ich diese Einzelheiten hier wiederhole, so geschieht es deshalb, weil sie, aus dem unmittelbaren Eindruck geschöpft, mir den Mann vergegenwärtigen. Hoher Wuchs und durchfurchte Züge; auf einer hohen und

*) Deutsche Ausgabe: Berlin 1870 bei Albert Eichhoff. Obige Schilderung Bd. I. Seite 204 ff.

breiten Stirn Wohlwollen mit Halsstarrigkeit verbunden. Große, tiefe und sanfte Augen, die aber schrecklich werden können, wenn sie im Zornesfeuer aufblitzen. Sein Haar ist blond, auf dem Scheitel dünn gesäet. Herr von Bismarck trägt einen militärischen Schnurrbart, der die Ironie seines Lächelns verschleiert; in seiner stets bilderreichen Sprache verbindet sich soldatische Geradheit mit diplomatischer Vorsicht. Auch ist er als vornehmer Herr und Hofmann mit einer ausgesuchten Höflichkeit bewaffnet.

„Herr Minister, sagte ich zu ihm, gestatten Sie mir mit völliger Offenheit zu Ihnen zu reden. Ich erkenne gern an, daß Preußen in seiner auswärtigen Politik heute Ziele zu verfolgen scheint, die der französischen Nation ganz außerordentlich sympathisch sind, nämlich: Italien gänzlich von Österreich zu befreien und Deutschland auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts zu konstituieren. Aber besteht nicht zwischen ihrer preußischen und deutschen Politik ein auffallender Widerspruch? Sie verkündigen ein Volksparlament als einzige Quelle, aus welcher Deutschland neugeboren hervorgehen könne, als alleinige höchste Gewalt, die fähig ist, seine neuen Geschicke zu erfüllen, und gleichzeitig behandeln Sie die zweite Berliner Kammer nach der Manier Ludwigs XIV., als er, die Reitpeitsche in der Hand, das Pariser Parlament betrat. Um die volle Wahrheit zu sagen, in Paris hat die öffentliche Meinung Ihr Projekt eines Nationalparlaments nicht ernst genommen. Man hat darin lediglich eine gut ersonnene Kriegsmaschine gesehen und glaubt, daß Sie der Mann dazu sind, dies Werkzeug, an dem Tage, an dem es lästig oder unnütz würde, wieder zu zerbrechen.

„Das muß ich gestehen, erwiderte mir Graf Bismarck, Sie gehen den Dingen auf den Grund. In Frankreich, ich weiß es, erfreue ich mich derselben Unbeliebtheit wie in Deutschland. Überall macht man mich allein verantwortlich für eine Situation, die ich nicht gemacht habe, sondern die sich mir wie allen aufgedrängt hat. Ich bin der Sündenbock der öffentlichen Meinung; aber ich quäle mich wenig darum. Ich verfolge mit vollkommen ruhigem Gewissen ein Ziel, das meiner Meinung nach meinem Lande und Deutschland nützlich ist. Was die

Mittel anlangt, so habe ich die genommen, die sich mir dargeboten haben, aus Mangel an anderen. Über die innere Lage Preußens wäre vielerlei zu sagen. — Während Frankreich und Italien — jedes für sich — einen großen sozialen Körper bilden, den derselbe Geist, dasselbe Gefühl beseelt, ist in Deutschland im Gegenteil der Individualismus vorherrschend. Jeder lebt hier abgesondert in seinem kleinen Winkel mit seiner Meinung für sich zwischen Weib und Kindern stets voll Mißtrauen gegen die Regierung wie gegen seinen Nachbar, alles von seinem persönlichen Standpunkt, niemals aber etwas vom Standpunkt der Masse aus betrachtend. Das Gefühl des Individualismus und das Bedürfnis des Widerspruchs sind bei dem Deutschen in einem unbegreiflichen Grade entwickelt. Man zeige ihm eine offene Thür; ehe er hindurchgeht, wird er sich darauf steifen, sich nebenan in der Mauer ein Loch bohren zu wollen. So wird auch keine Regierung, was immer sie thun möge, in Preußen jemals beliebt werden. Die große Mehrheit wird stets entgegengesetzter Meinung sein. Dadurch allein, daß sie die Regierung ist und sich der Einzelperson gegenüber als Autorität hinstellt, ist sie dazu verurteilt, von den Gemäßigten beständig Widerspruch, von Exaltierten Verunglimpfung und Angriffe zu erfahren. Das ist das gemeinsame Schicksal aller Regierungen gewesen, die seit dem Beginne der Dynastie aufeinander gefolgt sind. Die liberalen Minister haben ebensowenig wie die reaktionären vor unsern Politikern Gnade finden können. —

„Und indem er die verschiedenen Regierungen und Regierungsformen seit Anbeginn der Monarchie durchmusterte, ließ Graf Bismarck es sich angelegen sein, mir in farbenreicher und von witzigen Einfällen strotzender Sprache zu beweisen, daß die Auerswald und die Manteuffel dasselbe Schicksal gehabt hätten, und daß Friedrich Wilhelm III., den man den Gerechten nannte, bei dem Streben, die Preußen zufriedenzustellen, sein Latein ausgegangen sei, ebenso wie Friedrich Wilhelm IV.

„Den Siegen Friedrichs des Großen jauchzten sie freudig zu; doch bei seinem Tode rieben sie sich die Hände vor Freude, von diesem

Tyrannen befreit zu sein. Neben diesem Antagonismus*) jedoch besteht eine tiefe Anhänglichkeit an das Herrscherhaus. Es gab noch keinen Fürsten, keinen Minister, keine Regierung, die sich die Gunst des preußischen Sondergeistes hätte erobern können; alle aber rufen aus Herzensgrund: Es lebe der König! Und wenn der König befiehlt, so gehorchen sie. Der Preuße, der sich auf einer Barrikade den Arm zerschlagen ließe, würde ganz beschämt in seine Wohnung zurückkehren und seine Frau ihn als Einfaltspinsel behandeln; in der Armee jedoch ist er ein bewundernswerter Soldat und schlägt sich wie ein Löwe für die Ehre seines Landes. Die uns von den Umständen auferlegte Notwendigkeit einer großen bewaffneten Macht hat eine Politik des Widerspruchs nicht anerkennen wollen. Was mich betrifft, so konnte ich nicht schwanken. Durch meine Familie, durch meine Erziehung bin ich vor allem der Mann des Königs. Nun, der König hielt an dieser Heeresorganisation wie an seiner Krone fest, weil auch er sie in seiner tiefsten Seele für unentbehrlich hielt. — —.

„Sechszehn Jahre ist's her; ich lebte als Gutsbesitzer auf dem Lande, als mich der König als Gesandten nach Frankfurt berief. Ich war in der Bewunderung der österreichischen Politik auferzogen worden. Ich brauchte nicht viel Zeit, um meinen Jugendillusionen über Österreich zu entsagen, und ich wurde sein erklärter Gegner. Die Erniedrigung meines Vaterlandes, Deutschland fremden Interessen geopfert, eine hinterlistige und treulose Politik, alles das war nicht dazu angethan, mir zu gefallen. Ich wußte nicht, daß ich in der Zukunft noch einmal eine Rolle spielen sollte; doch faßte ich seit dieser Zeit die Idee, deren Verwirklichung ich heute verfolge, Deutschland dem österreichischen Drucke zu entziehen oder wenigstens denjenigen Teil Deutschlands, welcher durch seine Interessen mit dem Geschicke Preußens verknüpft ist: Norddeutschland. Alle Hindernisse, aller Widerspruch, mit denen ich in Preußen zu ringen hatte, konnten mich nicht abhalten, mich mit Leib und Seele dieser Idee zu widmen. Um dieses Ziel zu erreichen, würde ich allen trotzen: der Verbannung und selbst dem Schaffot. Und

*) Gegnerschaft.

ich habe zum Kronprinzen gesagt, der durch seine Erziehung und seine Neigungen weit eher der Mann der parlamentarischen Regierung ist: Was thut's, wenn man mich hängt, wenn nur der Strick, an dem ich gehängt werde, Ihren Thron fest an das neue Deutschland knüpft.

„Darf ich Sie auch fragen, Herr Minister, wie es Ihnen möglich geworden ist, den König, den Vertreter des göttlichen Rechts, bestimmen zu können, das allgemeine Stimmrecht, dieses eminent demokratische Prinzip anzunehmen?

„Das ist, erwiderte Herr von Bismarck lebhaft, ein erfochtener Sieg nach vier Jahren des Kampfes. Als mich vor vier Jahren der König berief, unterbreitete er mir eine lange Liste liberaler Zugeständnisse, während in der Militärfrage keins von ihm zu erwarten war. Ich sagte zum Könige: ich nehme an, und je liberaler eine Regierung, um so besser. Einerseits hat sich nun die Kammer, andererseits die Krone hartnäckig gezeigt. Meine Verehrung für den König machte es mir zur Pflicht, ihm in dem Konflikt zu folgen. Daß ich aber von Natur oder aus System ein Gegner der Nationalvertretung, der geschworene Feind des Parlamentarismus sei, das ist eine ganz willkürliche Unterstellung. Niemand ist berechtigt, mir die Beleidigung zuzufügen, als gedächte ich mit meinem Parlamentprojekt Deutschland hinters Licht zu führen. An dem Tage, wo nach der Erfüllung meiner Aufgabe meine Pflichten gegen meinen König sich mit den Pflichten als Staatsmann schlecht vertragen würden, könnte ich den Entschluß fassen, zurückzutreten, ohne daß ich deshalb mein Werk verleugnen müßte."

„Als ich mich gegen Mitternacht zurückzog, ergriff Graf Bismarck meine Hand und sagte mit größter Freundlichkeit: ‚Ich wünsche Sie wiederzusehen und noch mit Ihnen zu plaudern. Kommen Sie doch morgen und speisen Sie mit uns in Familie. Es ist dies die einzige Stunde bei Tage und bei Nacht, wo ich mir etwas selber angehöre, und jetzt muß ich arbeiten, bis die Sonne meine Lampe auslöscht' ....

„Ich werde die Mauer nicht überschreiten, welche das Privatleben des Staatsmannes umzieht. Ich werde das Publikum nicht in das Innere dieser Familie einführen, wo sozusagen ein Duft französischer

Eleganz sich über die pommersche Einfachheit verbreitet. Doch sei es mir erlaubt, hier mitzuteilen, daß Graf Bismarck das Mahl mit dem attischen Salz unerschöpflicher witziger Einfälle würzte. Keine Befangenheit lag auf seiner Stirn oder in seinen Augen, und doch war man an dem schrecklichsten Augenblick der Krisis angelangt; denn am andern Tage sollte der Krieg erklärt werden. Es war ein Strahl von feinen oder beißenden Witzen, der unter tausend pittoresken Formen von seinen Lippen sprudelte; er selber lachte darüber und aus vollem Herzen. Als wir uns von Tische erhoben, sagte er zu mir: ‚Ich muß Ihnen noch ein Dessert anbieten!‘ Und nun zählte er mir nacheinander die Klauseln des preußisch-italienischen Vertrages auf. Diese Freiheit des Geistes und dieser joviale Humor in einem so kritischen Augenblicke machten einen um so tieferen Eindruck auf mich, als ich wußte, daß der Graf Bismarck nicht auf Rosen gebettet war.“ — —

Im Geschwindschritt drängten die Ereignisse in Deutschland vorwärts. Unter der Wucht desselben krachte die Ruine des Deutschen Bundes in allen Fugen. Das Berliner Kabinett war den fortgesetzt eifrig betriebenen Rüstungen Österreichs nur zögernd gefolgt. In dem Vertrauen auf die Einrichtung seines Heerwesens konnte Preußen ohne Gefahr dem Gegner einen Vorsprung lassen. „Bereit sein ist alles.“ Dies Shakespeare-Wort war für die preußische Staatsleitung schon seit Jahren die Losung gewesen.

Am 1. Juni übertrug Österreich die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit dem deutschen Bundestage und verfügte gleichzeitig die Einberufung der schleswig-holsteinischen Stände. Bismarck protestierte gegen dieses eigenmächtige Vorgehen Österreichs, welches nicht nur den geschlossenen Verträgen zuwiderlief, sondern auch einen Eingriff in die Hoheitsrechte Preußens bedeutete. Und während er in einem Rundschreiben den europäischen Höfen die neue Herausforderung Österreichs mitteilte, erklärte er den Gasteiner Vertrag für aufgehoben. Gleichzeitig erhielt der Statthalter in Schleswig, Freiherr von Manteuffel, den Befehl, seine Truppen zur Wahrung des preußischen Mitbesitzrechtes in Holstein einrücken zu lassen. Das Vorspiel des großen Kriegsdramas von 1866 begann. Glücklicherweise verlief das-

ſelbe unblutig, da Feldmarſchall von Gablenz in Anbetracht der gefährlichen Stellung mit der holſteiniſchen Beſatzung beim Vorrücken der Preußen ohne Widerſtand nach Süden abzog, und ſo der Boden, den vor noch nicht zwei Jahren die verbündeten Heere in heißen Kämpfen gemeinſam von der Dänenherrſchaft befreit hatten, nicht von dem Blute der ehemaligen Waffengenoſſen gefärbt wurde. Mit den abziehenden Öſterreichern verließ auch der Erbprinz von Auguſtenburg für immer das Land ſeiner Träume, deſſen Verwaltung nun ſeitens Preußens dem Freiherrn Karl von Scheel-Pleſſen mit dem Titel eines Oberpräſidenten übertragen wurde.

Am 11. Juni berief der öſterreichiſche Präſidialgeſandte in Frankfurt am Main, Freiherr von Kübeck, die Mitglieder der Bundesverſammlung behufs Beſprechung der Vorgänge in Schleswig-Holſtein zu einer außerordentlichen Sitzung und ſtellte in derſelben den Antrag auf ſchleunige Mobilmachung des geſamten Bundesheeres — ausſchließlich der preußiſchen Armeekorps — gegen Preußen. Der preußiſche Geſandte, Herr von Savigny, erhob Einſpruch gegen dieſen Antrag und erklärte, daß die preußiſche Regierung die Annahme desſelben als Kriegserklärung erachten werde. Der 14. Juni ſollte die Entſcheidung über den Antrag Öſterreichs bringen.

Während an den deutſchen Höfen in fieberhafter Erregung darüber beraten wurde, wie man ſich in dieſer verhängnisvollen Lage verhalten ſolle, legte Bismarck ſeinem Könige eine Denkſchrift vor, worin die Bahnen für die preußiſche Staats- und Kriegskunſt bis ins Einzelne genau vorgezeichnet waren.

„Die Kriegsfrage ſelbſt," hieß es darin, „iſt heute als unwiderruflich entſchieden zu betrachten. Die Anträge vom Bunde ſowie die Erklärungen des Grafen Mensdorff laſſen keine Zweifel mehr zu. — Der Antrag auf Mobilmachung ſämtlicher Armeekorps, außer den preußiſchen, um gegen Preußen wegen Friedensbruchs einzuſchreiten, iſt eine offene Kriegserklärung. Er bezweckt eine Exekutive gegen Preußen ohne die im Bundesrecht vorgeſchriebenen Formen der Exekution. Die Würde der Monarchie und das Nationalgefühl des preußiſchen Volkes verlangen nicht nur, daß Preußen einem Bunde, in dem ein ſolches

Verfahren möglich geworden, nicht mehr angehöre, sondern daß diesem Versuche der Exekution durch eine entsprechende Aktion geantwortet werde. — Für diese preußische Aktion bieten sich zwei Wege dar."

Der erste dieser Wege setzte die Neutralität der deutschen Mittel- und Kleinstaaten voraus; da aber die Entscheidung über diese Frage schon in den nächsten Tagen erfolgte, so kam nur der zweite von Bismarck angegebene Plan in Betracht. In Bezug darauf hieß es in der Denkschrift:

„Der andre Weg würde von der Voraussetzung ausgehen, daß auf die Neutralität der deutschen Regierungen nicht gerechnet werden dürfte, und daß es daher notwendig sei, ihre Aktion durch ein entschiedenes Eintreten zu paralysieren, ehe sie im stande sind, dieselbe zu beginnen.

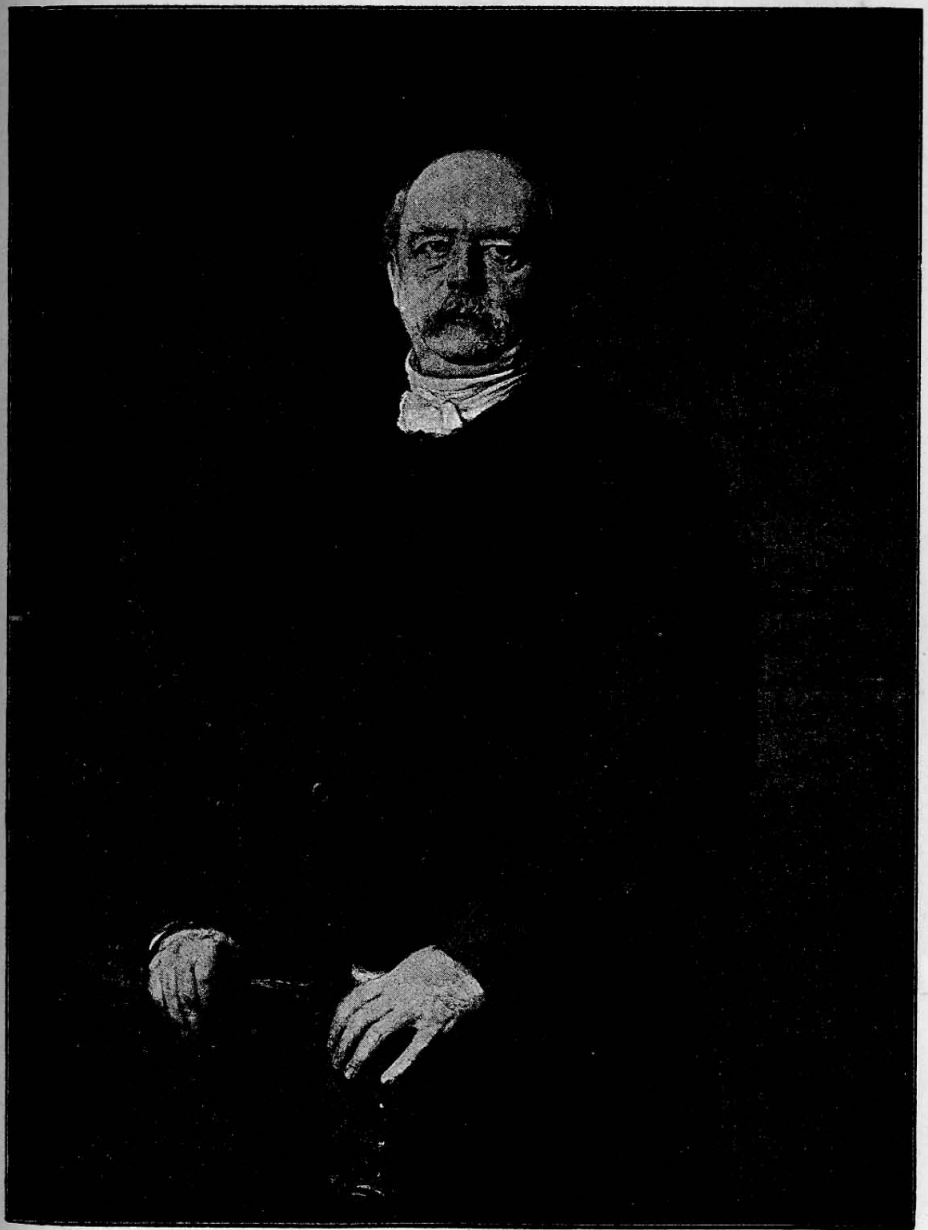
„Sollte die Entscheidung für diesen Weg ausfallen, so ist folgende Entwicklung in das Auge zu fassen:

„Am Tage nach der Abstimmung in Frankfurt, also am Freitag den 15. Juni, werden die Regierungen von Nassau, Kurhessen, Hannover und Sachsen gleichzeitig durch die diplomatischen Vertreter schriftlich und eintretenden Falls durch Andringen bei den Souveränen selbst aufzufordern seien:

ihre Rüstungen sofort einzustellen, ihre mobilen Truppen zu entlassen und gleichzeitig den von Preußen vorgelegten Bundesreformvorschlag, welcher in der Bundestagssitzung vom 14. Juni eingebracht sein wird, anzunehmen. Für den Fall der Bejahung würde ihnen der Landbesitz und ihre Souveränität zugesichert, für den Fall der Verneinung oder einer ausweichenden Antwort würde ihnen von Preußen der Krieg erklärt.

„An die Militärbehörden müßte im voraus die Weisung ergehen, auf telegraphische, von den Gesandten ihnen zukommende Nachricht über den Ausfall der Antwort sogleich einrücken zu können.

„Für die Einschlagung dieses Weges spricht der Umstand, daß nach allem, was hier bekannt ist, sämtliche deutsche Staaten noch nicht fertig gerüstet sind, und es in den nächsten Tagen noch nicht sein können, daß Preußen dagegen durch seine Rüstungen und die Stellung seiner Truppen — wobei die friedliche Okkupation Holsteins und die



Fürst Bismarck. Von Fr. v. Lenbach.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

ohne Blutvergießen an der Elbe gewonnene Stellung ein wichtiges Moment ist — sich im stande befindet, ihnen zuvorzukommen und erst alle in seinem Rücken befindlichen Gefahren zu beseitigen, ehe die großen Operationen nach dem Süden hin beginnen. Der Angriff, dem es in der letztern Richtung zu begegnen hätte, würde dann nur von Bayern und Österreich ausgehen können, dem sich vielleicht noch Württemberg anschließen dürfte, da das Großherzogtum Hessen durch Kurhessen neutralisiert werden würde. Württemberg dürfte zu einer augenblicklichen oder raschen Aktion kaum im stande sein, und auch Bayern ist nicht fertig gerüstet."

Während Bismarck noch bis zur letzten Stunde an der Hoffnung auf die friedliche Vermittlung des bayrischen Ministerpräsidenten Herrn von der Pfordten festhielt, entschied sich der König, der an eine Neutralität der Mittelstaaten nicht mehr glaubte, sogleich nach dem Vortrage der Denkschrift für den zweiten Weg, und es wurden unverzüglich die betreffenden Gesandten und Generale mit den nötigen Weisungen versehen.

So kam der 14. Juni, welcher in der Bundesversammlung die verhängnisvolle Entscheidung bringen sollte. Unter krampfhaften Zuckungen hatten die kleineren Regierungen ihre Entschlüsse gefaßt. Sein oder Nichtsein, das war hier die Frage. Mit fast atemloser Spannung sahen die Mitglieder der hohen Bundesversammlung dem Beginn der Verhandlungen entgegen. Der Präsidialgesandte, Freiherr von Kübeck, eröffnete dieselben mit geschäftlichen Mitteilungen, darunter einem kurzen Rechnungsbericht über die „Monumenta Germanica historica". Darauf brachte er den österreichischen Antrag, in seiner Art auch ein Denkmal deutscher Geschichte, zur Abstimmung. Die Zahl der Stimmen war, da die Stimme für Holstein-Lauenburg ausgesetzt werden mußte, sechzehn, die zur Beschlußfassung erforderliche Mehrheit neun. Österreich begann mit der Annahme des Antrages und der Erklärung, daß die von ihm zu stellenden drei Bundeskorps kriegsbereit seien. Preußen folgte mit einem Widerspruch gegen jede Behandlung des nach Form und Inhalt bundeswidrigen Antrages. Von den übrigen Mitgliedern stimmten Bayern, Sachsen, Darmstadt, Württemberg,

Hannover, Kurheſſen und die Dreizehnte Kurie (Naſſau-Braunſchweig), für den Antrag, Luxemburg, die ſächſiſchen Großherzog- und Herzogtümer (mit Ausnahme von Meiningen), die Vierzehnte Kurie (beide Mecklenburg), Fünfzehnte Kurie (Oldenburg, Schwarzburg, Anhalt) und die Siebzehnte Kurie (die freien Städte, mit Ausnahme von Frankfurt) gegen den Antrag. Baden enthielt ſich der Abſtimmung, die Sechzehnte Kurie (Liechtenſtein, beide Reuß, Lippe, Waldeck) ſtimmte für den Antrag unter folgenden Erwägungen: Da zwei Regierungen für Ablehnung, eine für Verweiſung an den Ausſchuß ſtimmten und der Geſandte nicht vollſtändig inſtruiert ſei, ſo ſeien die Einzelſtimmen zerſplittert, und der Geſandte habe ſich der Mehrheit der Bundesverſammlung anzuſchließen.*) Als Schlußergebnis der Abſtimmung verkündete der Präſidialgeſandte, daß der Antrag mit neun gegen ſechs Stimmen angenommen worden ſei. Alsbald erhob ſich der preußiſche Geſandte, um zu erklären: Schon die Einbringung, geſchweige denn die Annahme des Antrags ſtehe mit den Grundgeſetzen des Bundes im Widerſpruch. Nachdem Preußen ſeine Bedrohung durch Öſterreichs Rüſtungen vergeblich beim Bunde zur Sprache gebracht habe, ſehe es jetzt durch die eben erfolgte Kriegserklärung gegen ein Bundesmitglied den Bundesbruch als vollzogen an. Se. Majeſtät der König werde demnach den Bundesvertrag als erloſchen betrachten und behandeln, halte aber feſt an der Grundlage der nationalen Einheit und lege deshalb die Grundzüge zu einer neuen, zeitgemäßen Einigung noch vor, indem er ſich bereit erkläre, auf dieſer Grundlage einen neuen Bund mit den damit einverſtandenen Regierungen zu ſchließen. Der Geſandte vollziehe die Befehle ſeiner Regierung, indem er ſeine bisherige Thätigkeit hiermit für beendet erkläre.

Das war das Ende des Deutſchen Bundes, welcher an jenem denkwürdigen 14. Juni 1866 nach einundfünfzigjährigem unrühmlichen Beſtehen zuſammenbrach. Von keinem Vaterlandsfreunde iſt der Sturz der ſchmach- und unheilvollen Brutſtätte der alten Raben deutſcher Zwietracht bejammert worden. Unverzüglich gingen die Baumeiſter

*) Sybel: Begründung des Deutſchen Reichs. Bd. 4, Seite 444.

der deutschen Einheit ans Werk, die Trümmer hinwegzuräumen und den Neubau zu beginnen.

Die Verhandlungen mit den betreffenden deutschen Regierungen führten zu keinem friedlichen Ergebnis. Alle dringenden Mahnungen Preußens blieben fruchtlos. Der König Wilhelm bat, beschwor selbst einzelne Fürsten, besonders den König von Hannover, trotzdem gerade dessen Land dem preußischen Staatskörper wie ein Pfahl im Fleische steckte, die Bundeshand noch im letzten Augenblicke zu ergreifen, allein vergebens. Der blinde König Georg ging, auf die Macht und Kriegserfolge Österreichs vertrauend, blindlings in sein Verderben, wie es seine Throngenossen mit sehenden Augen thaten. Die Ratgeber dieser verblendeten deutschen Potentaten hatte ihr leidenschaftlicher Bismarckhaß blind gemacht. „Wenn mir diese Menschen einen Nagel ins Gehirn treiben könnten, sie würden es thun," sagte Bismarck wohl nicht ohne Grund von Beust und dessen Genossen. In heftigen Widerstreit zwischen ihren Gefühlen und den zwingenden Verhältnissen gerieten die Staatslenker Badens. Der Großherzog Friedrich stand mit seinem ganzen Herzen auf der Seite Preußens; wie gern hätte er die Bundeshand seinem ehrwürdigen Schwiegervater König Wilhelm gereicht. Und dennoch sah er sich genötigt, von Bayern, Württemberg und Hessen mit fortgerissen, gegen Preußen das Schwert zu ziehen. Der von echt deutschnationaler Gesinnung erfüllte Minister Freiherr von Roggenbach trat von seinem Amte zurück. „Ich gehe zu dem Volkskern," sagte er zu seinem alten Freunde und Gesinnungsgenossen Karl Mathy, welcher damals folgenden Klageruf in sein Tagebuch schrieb: „Wir stehen auf der unrechten Seite, für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Frische; der Ausgang wird es lehren."

Auf kurze Zeit ließ die preußische Staatskunst der Kriegskunst den Vorrang. Ein Vorgang im Kabinett des Königs Wilhelm erwies dies in bezeichnender Weise. Einmal, als Bismarck im Königlichen Palais zum Vortrage erschienen war, fand er den Leiter des Generalstabes, General von Moltke, in wichtigen Beratungen mit dem Könige, die sich lange hinzogen, wie dies in jenen Tagen nicht selten geschah. Der Ministerpräsident, von den Anstrengungen der letzten Zeit übermüdet,

setzte sich im Vorzimmer auf ein Sofa. Hier fand ihn Moltke, als er mit inhaltsschwerer Mappe das Arbeitszimmer des Königs verließ, — fest eingeschlafen. Die betreffende Stelle des berühmten Zietenliedes von Theodor Fontane mochte Moltke einfallen, als er den Genossen erblickte. Es wurde ihm recht schwer, den Schlafenden zu wecken.

„Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten,
Der hat genug gewacht."

Allein das eiserne Gebot der Pflicht ließ solchen weicheren Gefühlen in jener Zeit keinen Raum. Moltke weckte Bismarck, und der Meister der Staatskunst löste den Meister der Kriegskunst im Arbeitszimmer des Königs ab.

Die eisernen Würfel rollten. In der Nacht vom 15. zum 16. Juni trug der elektrische Funke die Marschbefehle des Königs Wilhelm zu den derselben gewärtig stehenden Heerführern. Wie mit einem Schlage wurden die gewaltigen Truppenkörper Preußens in Bewegung gesetzt. In der Morgenfrühe des 16. Juni rückten drei Heermassen, die eine unter General von Manteuffel in Hannover, die andere unter General Herwarth von Bittenfeld, dem Sieger von Alsen, in Sachsen und die dritte unter General von Beyer in Kurhessen ein. Schon nach kurzer Zeit konnte der Oberbefehlshaber dieser drei Heere, General Vogel von Falkenstein, die Unterwerfung der besetzten Lande melden. Trotz der Niederlage, welche die gegen eine starke Übermacht kämpfenden Preußen infolge der eigenwilligen, den Weisungen Moltkes trotzenden Führung des Oberbefehlshabers am 27. Juni bei Langensalza erlitten, ward das Heer der Hannoveraner gezwungen, den Kampf aufzugeben und sich tags darauf dem Gegner auf Gnade und Ungnade zu überliefern. Während der König Johann von Sachsen mit seinem Heere vor dem Anrücken der Preußen sich unter den Schutz Österreichs geflüchtet hatte, dem König von Hannover, der auch während des Schlachtendonners die ihm dargebotene Bundeshand noch ausgeschlagen hatte, in Anbetracht der Tapferkeit seiner Armee freier Abzug aus seinem Lande gewährt wurde, erhielt der Kurfürst von Hessen als Kriegsgefangener die Festung Stettin zum unfreiwilligen Aufenthalte angewiesen. Die vereinigten siegreichen

Preußenheere zogen unter der Bezeichnung „Mainarmee“ zum Kampfe gegen die Südstaaten weiter.

Inzwischen hatten die Hauptstreitkräfte Preußens in drei mächtigen Heersäulen unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und General Herwarth

General Vogel von Falkenstein.

von Bittenfeld die böhmische Grenze überschritten. Auf den Bahnen, die ihnen der meisterlich ersonnene Kriegsplan Moltkes vorgezeichnet, drangen sie, Sieg auf Sieg erkämpfend, unaufhaltsam vor. Alle Bewegungen der gewaltigen Kriegsmaschine Preußens vollzogen sich mit der Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit eines Uhrwerks. Schon die ersten Waffenerfolge der preußischen Heeresabteilungen bei Liebenau,

Podol, Nachod, Münchengrätz, Skalitz und Gitschin erregten überall Bewunderung, wie sie in Preußen jubelnde Freude erweckten.

In der Hauptstadt, deren freisinnige Bevölkerung mit der Mehrheit des Abgeordnetenhauses den Vorbereitungen zum Kriege unter Grollen auf die Regierung und in bangem Zweifel an einem glücklichen Ausgang gefolgt war, hatte sich in wenigen Tagen ein überraschender Umschlag der Stimmung vollzogen. Die Siegesnachrichten riefen hier nicht minder freudigen Wiederhall hervor wie überall im Preußenlande. Große Volksmengen versammelten sich unter den Klängen vaterländischer Lieder am 29. Juni vor dem Palais des Königs, ihm ihre Huldigung in weitschallenden Hochrufen darzubringen. „Großes ist geschehen, aber das Größere bleibt noch zu thun," rief der greise Herrscher bewegten, dankerfüllten Herzens von dem Balkon seines Palais der begeisterten Menge zu. Auch zu dem Hause Bismarcks in der Wilhelmstraße zogen die Berliner, ihm die Anerkennung seiner Staatskunst und jubelnden Dank zu zollen. Welch erhebendes Gefühl mußte die Brust des Staatsmannes nach den jahrelangen Kränkungen und Schmähungen bei diesen Kundgebungen erfüllen! Er gab seiner Freude in dankenden Worten an die Volksmenge und in einem Hoch auf den König Ausdruck. Und als sich das schwere Gewittergewölk, welches sich während des Vorganges am abendlichen Himmel zusammengezogen hatte, in leuchtenden Blitzen und krachenden Donnerschlägen entlud, rief er: „Der Himmel schießt Salut zu unsern Siegen!"

Das österreichische Heer war mit großer Siegeszuversicht in den Kampf gezogen. Man hatte in Wien von dem bevorstehenden Feldzuge gegen Preußen wie von einer Jagdpartie nach Berlin gesprochen. Allein zu solchen Prahlereien gaben die wirklichen Verhältnisse des kaiserlichen Heeres wenig Grund. Die Mobilmachungs- und Feldzugspläne wiesen auf dem Papier zwar achtunggebietende Zahlen der Streitkräfte auf; als man aber zur Ausführung schritt, zeigten sich überall in der Heeresverwaltung Mängel, Unzulänglichkeiten und Verwirrung, so daß der Aufmarsch der Truppen nur sehr langsam von statten ging. Dazu waren die Mannschaften des Heeres den preußischen Kriegern weder in der Waffenausrüstung noch an sittlicher und geistiger Kraft gewachsen.

Der Oberbefehlshaber der Armee, General-Feldzeugmeister Benedek, endlich besaß, obwohl er sich in dem italienischen Feldzuge 1859 rühmlich hervorgethan hatte, durchaus nicht das Vertrauen seiner Offiziere. Er selbst fühlte sich der großen Aufgabe, die ihm der Befehl seines Kaisers gestellt hatte, so wenig gewachsen, daß er nur notgedrungen, weil man keinen Tüchtigeren an seine Stelle zu setzen hatte, Folge leistete. Das Heerwesen der süddeutschen Bundesstaaten befand sich bei der Kriegsrüstung erst vollends in jämmerlichem Zustande. Es erwies sich des guten Deutschen Bundes als so recht würdig. Österreich erntete jetzt die Früchte seiner Bundespolitik, welche eine von Preußen so oft beantragte Umgestaltung des deutschen Heerwesens stets zu verhindern gewußt hatte. Unter diesen Verhältnissen war es dem musterhaft eingerichteten und geführten Preußenheere leicht gemacht worden, die glänzenden Waffenerfolge zu erringen, ohne erheblichen Widerstand durch die Engpässe des Riesengebirges in Böhmen einzumarschieren und nach Unterwerfung der Mittelstaaten ungehindert bis zum Main vorzudringen. Italien, Preußens Bundesgenosse, hatte bisher freilich nur Mißerfolge aufzuweisen; sein Heer war bei Custozza geschlagen worden.

Die Schlag auf Schlag erfolgten Niederlagen in Böhmen hatten im österreichischen Heere eine große Verzagtheit hervorgerufen. Als der Oberfeldherr Benedek am 1. Juli seine in der Gegend von Königgrätz versammelten Scharen übersah, schwand ihm der Mut in solchem Grade, daß er an den Kaiser telegraphierte: „Bitte Ew. Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden zu schließen; Katastrophe für Armee unvermeidlich.“ In Wien wirkte diese Nachricht niederschmetternd, umsomehr als man dort infolge unzutreffender Nachrichten sich bereits jubelnder Siegesfreude hingegeben hatte. Aber sollte das stolze Österreich schon jetzt von dem verhaßten Sieger den Frieden erbetteln? Nimmermehr! Stand doch noch die Vermittelung des mächtigen Franzosenkaisers in Aussicht, und war doch das Waffenglück des böhmischen Heeres in einer Hauptschlacht noch nicht versucht worden! Während der Kaiser seinem Oberfeldherrn die Weisung erteilte, einen Entscheidungskampf aufzunehmen, wandte er sich gleichzeitig an Napoleon, indem

er ihm Venetien als Unterpfand für eine Friedensvermittelung in Italien anbot, um das dort siegreich kämpfende Heer in Böhmen mit verwenden zu können. Benedek folgte dem Befehl des Kaisers und entschloß sich, mit seinem Heere, das nach zweitägiger Ruhe wieder Mut gewonnen hatte, in günstiger Stellung, gestützt auf die Festung Königgrätz, die Entscheidungsschlacht zu wagen. Am 2. Juli nachmittags telegraphierte er nach Wien: „Die Armee bleibt morgen in ihrer Stellung bei Königgrätz, Ruhe und Verpflegung haben gut gewirkt; hoffe einen weiteren Rückzug nicht nötig zu haben."

Welch anderes Bild auf der entgegengesetzten Seite! Auf die Kunde von den ersten Siegen seiner tapferen Preußen war der greise, damals siebzigjährige König Wilhelm selbst nach dem Kriegsschauplatze abgereist. Von seinen Paladinen, Bismarck, Moltke, Roon umgeben, traf er am 2. Juli im Hauptquartier zu Gitschin ein, um den Oberbefehl über das Heer in eigener Person zu übernehmen. Über die Fahrt nach Böhmen schrieb Bismarck am 1. Juli von dem Grenzorte Sichrow aus an seine Gemahlin: „Die ganze Reise war eine gefährliche. Die Österreicher konnten gestern, wenn sie Kavallerie von Leitmeritz geschickt hätten, den König und uns alle aufheben." Und in einem zweiten Briefe, am folgenden Tage von Gitschin aus geschrieben, heißt es: „Unsere Siege sind viel größer, als wir glaubten. Schicke mir durch den Kurier immer Zigarren, zu 1000 Stück jedesmal, wenn es geht, Preis 20 Thaler, für die Lazarette. Alle Verwundeten sprechen mich darum an. — Schicke mir doch einen Revolver von grobem Kaliber, Sattelpistol. Schicke mir einen Roman zum Lesen, aber nur einen auf einmal. Gott behüte Dich. Ich kann Dir die Abreisestille so nachfühlen. Hier in dem Treiben kommt man nicht zum Gefühl der Lage, höchstens nachts im Bett."

Welche Empfindungen und Gedanken mochten die Seele unseres Helden durchwogen, als er sich am Abend jenes 2. Juli in Gitschin zur Ruhe legte! Er wußte, daß am folgenden Tage die Entscheidung bevorstand. Nach einer Verständigung des obersten Kriegsherrn mit seinen nächsten Ratgebern waren die Befehle an die einzelnen Heeresabteilungen zum Angriff der Hauptmacht des Feindes ergangen. In

Graf von Moltke, General-Feldmarschall.

stürmender Eile ritten die Boten mit ihren inhaltsschweren Weisungen durch die dunkle, regnerische Nacht. Prinz Friedrich Karl sollte in der Morgenfrühe des nächsten Tages mit der vereinigten Zweiten und Elbarmee gegen die Mitte und den linken Flügel vorgehen, der Kronprinz mit der Ersten Armee von der rechten Flanke des Feindes her in den Kampf eingreifen.

Wohl wußte der Meister der preußischen Staatskunst, daß die Führung der Kriegskunst, von welcher jetzt alles abhing, in sicheren Händen war. Moltkes Kriegspläne hatten sich bisher auf das beste bewährt. Aber welchen Zufälligkeiten konnte das Kriegsglück unterworfen sein! Und was stand für ihn, den Urheber des ganzen Kampfes auf dem Spiele! Ob der Staatsmann, der die ganze Wucht der Verantwortung für den Kampf auf seinen Schultern trug, in jener Nacht den Schlaf gefunden haben mag? — —

Die Morgendämmerung des 3. Juli, eines Tages von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung zog herauf, als Graf Bismarck mit dem Könige und dessen Stab von Gitschin aufbrach, um Zeuge des bevorstehenden Kampfes zu sein. Nach dreistündiger Fahrt im offenen Wagen kamen der oberste Kriegsherr und seine Umgebung, von den Truppen jubelnd empfangen, auf dem Schlachtfelde an. Es war gegen acht Uhr, als die Herren auf der Höhe von Dub, Sadowa gegenüber, zu Pferde stiegen und das großartige Schlachtendrama von Königgrätz begann. Einige der ersten feindlichen Granaten, welche nahe hinter der Stellung des königlichen Stabes einschlugen, boten den Ankommenden feurigen Gruß. Alsbald war der Kampf auf der ganzen Linie in meilenweiter Ausdehnung entbrannt. In stundenlangem Ringen hielten die Scharen des Prinzen Friedrich Karl einer bedeutenden Übermacht des Feindes in günstigster Stellung todesmutig stand. Hin und her schwankt die Wage der Entscheidung. Die Nebel des Regentages vermischen sich mit den Wolken des Pulverdampfes. Schon ist die Mittagsstunde gekommen, und noch ist der Kronprinz mit seinem Heere nicht eingetroffen. Die Schlacht ist verloren, wenn die Hilfe nicht bald naht. Voll banger Sorge schaut der König nach den Höhen nordöstlich von Chlum hinüber, von wo der Eingriff des kronprinzlichen Heeres erfolgen muß. In

einiger Entfernung hält, von gleichem Gefühl gequält, Bismarck auf seiner Fuchsstute, den Überrock zurückgeschlagen, so daß die Uniform des preußischen Landwehr-Kürassiermajors sichtbar wird. Da sieht er nicht weit von sich den Schlachtenmeister Moltke, der in unvergleichlicher Seelenruhe auf seinem Rosse dasitzt. Er reitet zu ihm heran, um dessen Meinung über den Stand der Dinge zu erfahren. Schweigend wie die rätselsinnende Sphinx schaut Moltke in die Ferne. Bismarck bietet ihm seine Zigarrentasche dar, in welcher sich nur noch zwei Zigarren, eine am Deckblatt beschädigte und eine unversehrte, befinden. Der Meister der Kriegskunst nimmt die gute, während er die andere dem Lenker der Staatskunst überläßt. Als Bismarck bald darauf zum Könige zurückkehrt, äußert er demselben gegenüber: „Unsere Sache muß gut stehen; denn Moltke hatte in diesem entscheidenden Augenblicke eben noch die Kaltblütigkeit, aus meinem Etui die bessere Zigarre auszuwählen."

Es war gegen 2 Uhr nachmittags; die Nebel begannen sich zu lichten, als plötzlich am nordöstlichen Horizonte lange, dunkle Streifen, sich vom Erdreich abhebend, bemerkbar wurden. „Es sind Ackerfurchen", meinte man in der Umgebung des Königs, wo man mit immer steigender Spannung nach der Ankunft des Kronprinzen ausschaute. „Nein, es sind Heersäulen," erwiderten andere mit erleichterndem Aufatmen. „Sie bewegen sich vorwärts und ziehen sich näher und näher zusammen." Letztere hatten recht gesehen, die Rettung nahte. Bald verkündete Kanonendonner von Chlum, dem Schlüssel der feindlichen Stellung, daß der Kronprinz mit seinen Scharen, welche einen $4^1/_2$ Meilen weiten Weg unter fast unüberwindlichen Hindernissen zurückgelegt, in den Kampf eingegriffen hatte. Unendlicher Jubel auf Seiten der Preußen, Schrecken und Entsetzen in den Reihen der Österreicher, die sich nach kurzer, verzweifelter Gegenwehr in wilder, regelloser Flucht auflösen! Der Sieg der Preußen ist durch die Ankunft des Kronprinzen entschieden.

Im Drange seines Gefühls sprengt der König mit seinem Rosse mitten unter seine kämpfenden Krieger, die ihn in unbeschreiblicher Freude umdrängen, seine Hände ergreifen und unter Thränen küssen. Der oberste Kriegsherr begiebt sich in das Schlachtgewühl, an der

Spitze der Reiterei die Verfolgung des Feindes anzuordnen, keiner Gefahr achtend. Die feindlichen Granaten schlagen in seiner unmittelbaren Nähe ein und bedrohen sein Leben. Da reitet Bismarck, der stets in der Nähe des Königs geblieben ist, an denselben heran und mahnt ihn, sich der Gefahr zu entziehen. Er achtet nicht auf die Warnung. „Wo soll ich dann aber als Kriegsherr hinreiten, wenn

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen,
der Sieger von Königgrätz.

meine Armee im Feuer steht?“ erwidert er. „Majestät,“ sagt Bismarck in dringendem Tone, „da Sie keine Rücksicht auf Ihre Person nehmen, so haben Sie wenigstens Mitleid mit Ihrem Ministerpräsidenten, von dem Ihr getreues preußisches Volk seinen König fordern wird; im Namen dieses Volkes bitte ich: verlassen Sie diese gefährliche Stelle.“ Da reicht der König seinem getreuen Eckart die Hand und wendet seine Rappstute, um aus dem Bereich der feindlichen Geschosse zu gelangen, aber in so langsamer Gangart, als wär's ein Spazierritt die Linden hinunter in den Tiergarten. Da zuckt es dem heißblütigen

Bismarck in Händen und Füßen, er reitet mit seinem Dunkelfuchs dicht an des Königs Rappstute heran und versetzt derselben einen kräftigen Stoß mit der Stiefelspitze. Die Sadowa, welchen Namen das Tier seit jenem Tage führte, macht einen Satz vorwärts, der König blickt sich verwundert um, sieht seinen Begleiter verständnisvoll an und reitet schweigend, aber etwas schneller weiter.

Der Tag ging zu Ende, an welchem die Schlacht, von den siegreichen Preußen Königgrätz, von Europa Sadowa genannt, geschlagen wurde, und die von Sachkundigen als die größte des Jahrhunderts*) bezeichnet worden ist. „Ew. Majestät haben heute nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen", sagte Moltke, als er am Abend des großen Tages in der Umgebung des Königs über das Blutfeld nach Horicz zuritt. „Die Streitfrage ist also entschieden," bemerkte darauf Bismarck, „jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen." Das Geistesauge des genialen Staatsmannes schaute schon damals mitten im Rausche der Siegesfreude weit in die Zukunft und überdachte, was zum Heile Preußens und Deutschlands notwendig sein werde. Daß seine Worte damals nicht verstanden wurden, lehrte die nächste Zeit. In voller Übereinstimmung aber befand sich der Kriegsherr mit seinem ersten Ratgeber, als er, in Sadowa am Lazarett der Johanniter vorüberkommend, in tiefer Bewegung ausrief: „Das ist die Kehrseite des Glückes! Aber sie bluten nicht umsonst, sondern zur Verherrlichung des Vaterlandes." Bismarck hatte, als er am 7. Mai von den Kugeln des Mörders getroffen worden war, als erster für sein Vaterland geblutet; er war stets der Überzeugung gewesen, daß die Schäden Deutschlands nur durch Blut und Eisen geheilt werden konnten. Aber nun, da es geschah, war sein gefühlvolles Herz von den Schrecken des Krieges auf das tiefste erschüttert. Ferneres Blutvergießen zu verhüten, darauf richtete er jetzt sein Sinnen und Trachten. — Über den Aufenthalt unseres Helden während der folgenden Stunden erfahren wir aus einem Briefe an seine Gemahlin folgendes „Mein erstes Lager für die Nacht war auf dem Straßenpflaster von

*) Jähns: Die Schlacht von Königgrätz, S. 484.

Horicz, ohne Stroh mit Hilfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter. Der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und teilte dann sein Zimmer mit mir, R. und zwei Adjutanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam.“ *)

Gewaltig war der Eindruck, den die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz überall hervorbrachte. In Preußen erfüllte der beispiellose Triumph des Heeres die Herzen der überwältigenden Mehrheit des Volkes mit erquickender Genugthuung. Aller Hader der Parteien, den die Schöpfung dieses siegreichen Heeres hervorgerufen hatte, war wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Wenn die Bevölkerung in den feindlichen deutschen Landen auch gerade nicht Freude über die preußischen Waffenerfolge fühlte, so milderte sich doch die leidenschaftliche Stimmung durch das Gefühl der Achtung, die man dem widerwärtigen Gegner nicht mehr versagen konnte. Verblüffend wirkte die Siegeskunde auf die Franzosen, niederschmetternd auf Rom. In Paris hatte die Staatskunst mit der gewissen Niederlage Preußens gerechnet; nun erwiesen sich alle Pläne und Entwürfe als eitel Luftschlösser. Im Vatikan sahen der Heilige Vater und seine Kardinäle ihre letzte Hoffnung, daß ein siegreiches Österreich den Kirchenstaat vor dem Andringen des mächtig wachsenden italienischen Einheitsstaates schützen werde, völlig vernichtet. „Die Welt bricht zusammen!“ soll der Kardinal Antonelli ausgerufen haben. Unumwunden wurden die preußischen Krieger gepriesen; ihre Manneszucht, ihre Haltung in den Schlachten, auf dem Marsch wie im Quartier in Feindesland nötigte Freunden und Feinden gleich hohe Achtung ab, wie sie der Stolz und die Freude der preußischen Heerführer und Staatslenker waren: „Unsere Leute sind zum Küssen,“ schrieb Bismarck an seine Gemahlin, „jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet; mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig

*) Eine interessante Ergänzung hierzu giebt Vilbort in dem oben erwähnten Buche; er erzählt: „Nach dem Siege hatte Herr von Bismarck den General Steinmetz und das 5. Korps auf der Verfolgung begleitet. Er hatte mit eigenen Augen sich über den Umfang der österreichischen Niederlage vergewissern wollen. So war er bis an die Laufgräben von Königgrätz gekommen und erst sehr spät in der Nacht nach Horicz zurückgekehrt, fast sterbend vor Hunger, Durst und Ermüdung, wie er mir selbst erzählte.“

Bismarck in Händen und Füßen, er reitet mit seinem Dunkelfuchs dicht an des Königs Rappstute heran und versetzt derselben einen kräftigen Stoß mit der Stiefelspitze. Die Sadowa, welchen Namen das Tier seit jenem Tage führte, macht einen Satz vorwärts, der König blickt sich verwundert um, sieht seinen Begleiter verständnisvoll an und reitet schweigend, aber etwas schneller weiter.

Der Tag ging zu Ende, an welchem die Schlacht, von den siegreichen Preußen Königgrätz, von Europa Sadowa genannt, geschlagen wurde, und die von Sachkundigen als die größte des Jahrhunderts*) bezeichnet worden ist. „Ew. Majestät haben heute nicht bloß die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen", sagte Moltke, als er am Abend des großen Tages in der Umgebung des Königs über das Blutfeld nach Horicz zuritt. „Die Streitfrage ist also entschieden," bemerkte darauf Bismarck, „jetzt gilt es, die alte Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen." Das Geistesauge des genialen Staatsmannes schaute schon damals mitten im Rausche der Siegesfreude weit in die Zukunft und überdachte, was zum Heile Preußens und Deutschlands notwendig sein werde. Daß seine Worte damals nicht verstanden wurden, lehrte die nächste Zeit. In voller Übereinstimmung aber befand sich der Kriegsherr mit seinem ersten Ratgeber, als er, in Sadowa am Lazarett der Johanniter vorüberkommend, in tiefer Bewegung ausrief: „Das ist die Kehrseite des Glückes! Aber sie bluten nicht umsonst, sondern zur Verherrlichung des Vaterlandes." Bismarck hatte, als er am 7. Mai von den Kugeln des Mörders getroffen worden war, als erster für sein Vaterland geblutet; er war stets der Überzeugung gewesen, daß die Schäden Deutschlands nur durch Blut und Eisen geheilt werden konnten. Aber nun, da es geschah, war sein gefühlvolles Herz von den Schrecken des Krieges auf das tiefste erschüttert. Ferneres Blutvergießen zu verhüten, darauf richtete er jetzt sein Sinnen und Trachten. — Über den Aufenthalt unseres Helden während der folgenden Stunden erfahren wir aus einem Briefe an seine Gemahlin folgendes „Mein erstes Lager für die Nacht war auf dem Straßenpflaster von

*) Jähns: Die Schlacht von Königgrätz, S. 484.

Horicz, ohne Stroh mit Hilfe eines Wagenkissens. Es lag alles voll Verwundeter. Der Großherzog von Mecklenburg entdeckte mich und teilte dann sein Zimmer mit mir, R. und zwei Adjutanten, was mir des Regens wegen sehr erwünscht kam." *)

Gewaltig war der Eindruck, den die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz überall hervorbrachte. In Preußen erfüllte der beispiellose Triumph des Heeres die Herzen der überwältigenden Mehrheit des Volkes mit erquickender Genugthuung. Aller Hader der Parteien, den die Schöpfung dieses siegreichen Heeres hervorgerufen hatte, war wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Wenn die Bevölkerung in den feindlichen deutschen Landen auch gerade nicht Freude über die preußischen Waffenerfolge fühlte, so milderte sich doch die leidenschaftliche Stimmung durch das Gefühl der Achtung, die man dem widerwärtigen Gegner nicht mehr versagen konnte. Verblüffend wirkte die Siegeskunde auf die Franzosen, niederschmetternd auf Rom. In Paris hatte die Staatskunst mit der gewissen Niederlage Preußens gerechnet; nun erwiesen sich alle Pläne und Entwürfe als eitel Luftschlösser. Im Vatikan sahen der Heilige Vater und seine Kardinäle ihre letzte Hoffnung, daß ein siegreiches Österreich den Kirchenstaat vor dem Andringen des mächtig wachsenden italienischen Einheitsstaates schützen werde, völlig vernichtet. „Die Welt bricht zusammen!" soll der Kardinal Antonelli ausgerufen haben. Unumwunden wurden die preußischen Krieger gepriesen; ihre Manneszucht, ihre Haltung in den Schlachten, auf dem Marsch wie im Quartier in Feindesland nötigte Freunden und Feinden gleich hohe Achtung ab, wie sie der Stolz und die Freude der preußischen Heerführer und Staatslenker waren: „Unsere Leute sind zum Küssen," schrieb Bismarck an seine Gemahlin, „jeder so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet; mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig

*) Eine interessante Ergänzung hierzu giebt Vilbort in dem oben erwähnten Buche; er erzählt: „Nach dem Siege hatte Herr von Bismarck den General Steinmetz und das 5. Korps auf der Verfolgung begleitet. Er hatte mit eigenen Augen sich über den Umfang der österreichischen Niederlage vergewissern wollen. So war er bis an die Laufgräben von Königgrätz gekommen und erst sehr spät in der Nacht nach Horicz zurückgekehrt, fast sterbend vor Hunger, Durst und Ermüdung, wie er mir selbst erzählte."

Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein."

Über die nächsten Ziele seiner Staatskunst berichtete Bismarck an seine Gemahlin am Montag den 9. Juli von Hohenmauth aus folgendes: „Weißt Du noch, mein Herz, wie wir vor 19 Jahren auf der Bahn von Prag nach Wien hier durchfuhren? Kein Spiegel zeigt die Zukunft. Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn. Die Österreicher stehen in Mähren, und wir sind so kühn, daß für morgen unser Hauptquartier da angesagt wird, wo sie heute noch stehen."

Das preußische Schwert hatte nach dem entscheidenden Schlage vom 3. Juli einstweilen Ruhe erhalten, in unaufhaltsamem Laufe ging die Flucht des zertrümmerten österreichischen Heeres der Kaiserstadt an der blauen Donau zu. Desto mehr Arbeit aber bekam jetzt wieder Bismarcks Feder. „Mir fehlt ein Tintenfaß, da alle besetzt sind," schrieb er am 11. Juli von Zwittau in Mähren aus. Es galt jetzt die Siegesfrüchte zu ernten und ungefährdet einzuheimsen. In der That keine leichte Aufgabe. Der eine von den drei Nachbarn, der im Westen, hatte sich inzwischen aus seiner Betäubung wieder erholt. Kaiser Franz Joseph hatte seinem Pariser Bundesgenossen am 4. Juli telegraphisch um seine schleunige Vermittelung gebeten und Venetien endgiltig in seine Hände gelegt. Nun eröffnete sich Napoleon ein Weg, trotz der unerwarteten Wendung des Kampfes dennoch eine Rolle in demselben zu spielen. Wurde ihm doch das Amt eines Schiedsrichters in Europa in aller Form übertragen.

Was war von Rußland, dem zweiten Nachbarn, zu erwarten? Kaiser Alexander, welcher mit den Fürstenhäusern in Württemberg und

Darmstadt verschwägert war, hatte den Ausbruch des Krieges lebhaft bedauert. Er sowohl als sein Kanzler Gortschakoff, welch letzterer dem preußischen Genossen wegen der Durchkreuzung seiner polnischen Pläne grollte, waren den Bismarckschen Reformvorschlägen durchaus abgeneigt. Es stand zu erwarten, daß sie nach Aufhebung der Wiener Verträge von 1815 bei der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse nicht unbeteiligt bleiben würden. Auch England, der dritte Nachbar, gab nach den Vorgängen auf der Londoner Konferenz Veranlassung zu der Befürchtung, daß es seinen Einfluß beim Friedensschlusse werde geltend machen wollen. In der That wurde von mehreren Seiten eine Einmischung der Großmächte angeregt, die auf die Erhaltung des Deutschen Bundes abzielte. Welche Aussichten aber eröffneten sich für das siegreiche Preußen, wenn die Friedensverhandlungen etwa wie auf dem berüchtigten Wiener Kongreß im Jahre 1815 in Gemeinschaft mit den europäischen Mächten geführt werden mußten! Die preußische Politik hatte die schwere Aufgabe, eine solche Einmischung zu verhindern. Wird dem bewährten Lenker unserer Staatskunst auch dies gelingen? Das war die besorgnisvolle Frage, die allen besonnenen, nicht im Siegesrausche befangenen preußischen Vaterlandsfreunden sich in jenen Tagen aufdrängte. Nun, man durfte mit gutem Vertrauen der Entwicklung der schwierigen Fragen entgegensehen. Der Leiter der preußischen Politik hatte an den beispiellosen Erfolgen des Heeres einen mächtigen Hinterhalt, wenn immer die weitgehenden Forderungen der begeisterten Sieger seinen Plänen auch Hemmnisse in den Weg zu legen drohten. Mit fester Entschlossenheit ging Bismarck an die Verfolgung seines Zieles. Wer ist Europa? so durfte er auch jetzt den von seiten der europäischen Mächte drohenden Gefahren gegenüber wiederum fragen. Der Widerstreit der verschiedenen Interessen konnte jetzt wie vormals ein einmütiges Vorgehen der Unbeteiligten verhindern.

In erster Linie war es die stümperhafte Staatskunst Napoleons und seiner Ratgeber, welche es Bismarck möglich machte, sein Ziel durch alle Wirrungen und Hindernisse hindurch siegreich zu verfolgen. Am 5. Juli erschien in der amtlichen Zeitung des Pariser Kabinetts, im „Moniteur“, eine von Napoleon selbst verfaßte Note, welche der

Welt die überraschende Nachricht verkündete, daß Österreich dem Kaiser der Franzosen Venetien zu Füßen gelegt und dessen Vermittlung bei den kriegführenden Mächten erbeten habe. Der Kaiser habe in den Vorschlag gewilligt und bereits die erforderlichen Schritte zur Herbeiführung zunächst eines Waffenstillstands bei den Königen von Preußen und Italien gethan. Die Veröffentlichung hatte in Paris den beabsichtigten Erfolg. Die Hauptstadt Frankreichs, deren Eitelkeit sich aufs höchste geschmeichelt fühlte, legte infolge dieses wichtigen Ereignisses Flaggenschmuck an und veranstaltete am Abend eine glänzende Erleuchtung. In ihrer Verblendung merkten die Franzosen es nicht, daß die Regierung durch die Anmaßung eines Schiedsrichteramtes die anderen unbeteiligten Großmächte in Europa sich zu Gegnern machen mußte, und daß auf diese Weise dem Sieger von Sadowa freie Bahn für weitere große Erfolge geschaffen wurde. Denn zu einer nachdrücklichen Durchführung seiner als Schiedsrichter übernommenen Pflichten fehlte Frankreich die Macht. Der Vorschlag des Ministerpräsidenten Drouyn de Lhuys, eine Armee von 100 000 Mann zur Entsendung an den Rhein zu rüsten, scheiterte an der Erklärung des Ministers des Innern, Marquis Lavalette, daß es Frankreich in jeder Beziehung an dem Nötigen fehle, um in der beabsichtigten Weise in die Angelegenheit der kriegführenden Mächte einzugreifen und dadurch vielleicht ernste Verwicklungen herbeizuführen. Napoleon geriet infolge jener voreiligen Veröffentlichung im „Moniteur", wodurch eine Unterstützung seiner Politik seitens der anderen Unbeteiligten vereitelt wurde, bald in eine schwierige Lage, welche die preußische Staatskunst klug für sich zu benutzen verstand.

Gleichzeitig mit jener Note an das Pariser Staatsblatt hatte Napoleon eine Depesche ähnlichen Inhalts an das Hauptquartier König Wilhelms abgesandt, worin es hieß: Das durch die großen und schleunigen Erfolge der preußischen Waffen herbeigeführte Ereignis nötige ihn, aus seiner Rolle vollständiger Enthaltung herauszutreten, er kenne aber zu gut die hochherzigen Gesinnungen des Königs, um nicht zu glauben, daß dieser, nachdem die Ehre der preußischen Armee so hoch gehoben, nun die Bemühungen, welche er selbst geneigt sei zur Herstellung des Friedens aufzuwenden, mit Genugthuung aufnehmen,

und daß ein Waffenstillstand den Weg zu Friedensverhandlungen eröffnen werde.

Diese Erklärung rief im preußischen Heere wie im Volke die heftigste Entrüstung hervor. „Unglaublich!“ war der erste Ausruf des Königs, als die Depesche in seine Hände gelangt war. „Keinen faulen Frieden, keinen französischen Frieden!“ rief einmütig Heer und Volk.

Auch in Bismarck kochte der Zorn über Napoleon, der trotz aller früheren Zusicherungen wohlwollender Neutralität jetzt dem Sieger in den Arm fiel. Eine gebührende Abweisung solcher Anmaßung nach Paris zu senden, wäre sicher ganz seinem Gefühl entsprechend gewesen. Aber dennoch durfte Preußen in seiner augenblicklichen Lage, zumal da man über den wahren Stand der Dinge in Paris noch unklar war, den lästigen Vermittler nicht herausfordern. Nach solchen Erwägungen ward die Antwort im Einverständnis mit dem König in vorsichtiger Weise dahin abgefaßt, daß man bereit sei, den Vorschlag anzunehmen und sich über die Mittel zur Herstellung des Friedens zu verständigen. Gleichzeitig erhielt der Botschafter in Paris, Graf v. d. Goltz, Weisung, dem Kaiser Napoleon erläuternd auseinanderzusetzen, welche Aufgaben die Bundespflichten gegen Italien und die Lage des preußischen Heeres der preußischen Politik stellten. Nachdem man sich im preußischen Hauptquartier, welches inzwischen nach Pardubitz verlegt worden war, über die zu stellenden Bedingungen geeinigt hatte, wurde Prinz Reuß am 7. Juli mit einem Schreiben des Königs an den Kaiser Napoleon nach Paris gesandt und ermächtigt, in Gemeinschaft mit dem Gesandten die Verhandlungen zu führen. Seine Instruktion lautete dahin, daß die Verhältnisse es Preußen nicht erlaubten, einen Waffenstillstand ohne Bürgschaft für den etwaigen Inhalt eines künftigen Friedens und ohne die Zustimmung Italiens zu schließen. Die hauptsächlichsten Forderungen Preußens aber richteten sich auf folgende Punkte: Der Austritt Österreichs aus dem Deutschen Bund, Errichtung eines Bundesstaates auf nationaler Grundlage und unter Preußens Führung, Erweiterung des preußischen Besitzes behufs Verbindung der bisher getrennten Teile des Königreichs. Es kam infolge dieser Bedingungen zu heftigen Verhandlungen im Pariser Kabinett. Die Herstellung der

deutschen Einheit stellte sich den Franzosen als wahres Schreckbild dar. Die Kaiserin Eugenie sagte zu dem Prinzen Reuß: „Ihr habt eine solche Kraft und Schnelligkeit eurer Armee bewiesen, daß wir bei der Nachbarschaft einer solchen Nation Gefahr laufen, eines schönen Tages euch ganz unversehens in Paris zu erblicken. Ich würde abends als Französin einschlafen und morgens als Preußin erwachen."

Es wurde deshalb versucht, die Gefahr eines einigen Deutschlands abzuwenden, indem man vorschlug, neben einem gesonderten Preußen und Österreich ein drittes selbständiges Deutschland, nach dem Muster der Beustschen Trias, aus den Klein- und Mittelstaaten zu bilden, dem auch ein neu zu begründender unabhängiger Staat am linken Rheinufer eingefügt werden sollte. Diesen einer übermäßig erhitzten Phantasie entsprungenen Plan wiesen die preußischen Vertreter, wie auch der österreichische Botschafter, der zu den weiteren Verhandlungen hinzugezogen wurde, mit gleicher Entschiedenheit zurück. Man mußte sich schon zu anderen Vorschlägen bequemen; denn die Ereignisse schritten unaufhaltsam vorwärts, und des Vermittlers Lage wurde eine immer bedenklichere. Italien, durch die preußischen Siege zu feurigem Wetteifer angespornt und durch die Abtretung Venedigs an Frankreich aufs höchste empört, ließ unbekümmert um die französischen Vermittlungsversuche seine Truppen die venetianische Grenze überschreiten. Preußens Krieger marschierten trotz der Beratungen in Paris weiter und weiter auf ihrer Siegesbahn nach Süden zu. Schon stand das Hauptquartier des Königs in Brünn, der Hauptstadt Mährens. In höchster Erregung über den zögernden Verlauf der Unterhandlungen rief Napoleon dem Grafen Goltz in Paris zu: „Sagt mir aufrichtig, wollt ihr Zeit gewinnen, um Wien zu nehmen? Alle Welt bestürmt mich, gegen euch einzuschreiten, weil ich als Vermittler bei eurem steten Vorgehen eine lächerliche Rolle spiele." Die Verschleppung der Angelegenheit, die Preußen freilich gut zu statten kam, wurde aber nicht von ihm allein verursacht. Vielmehr war im Pariser Kabinett selbst, wo allerlei widerstreitende Meinungen sich geltend machten, der Grund dafür zu suchen. Den zu bewaffnetem Eingriff mahnenden

Stürmern ſtanden zur Vorſicht ratende Warner gegenüber. Der Prinz Napoleon erklärte unter anderem: Es liege zwar im franzöſiſchen Intereſſe, daß Deutſchland geteilt bleibe, aber nur durch Schonung, Milde und Geſchicklichkeit ſei das zu erreichen; Drohung und Gewalt würden alles verderben. Nur die, welche den Kaiſer von Frankreich als Vertreter der europäiſchen und klerikalen Reaktion zu ſehen wünſchten, könnten ihn zu einem Bündnis mit dem „öſterreichiſchen Kadaver“ und zu einem Kriege gegen Preußen und damit gegen Deutſchland und Italien drängen. Endlich am 14. Juli konnte der preußiſche Botſchafter Napoleon einen Entwurf der Friedensvorſchläge vorlegen. Derſelbe enthielt folgende Sätze: „Öſterreich erkennt die Auflöſung des alten Deutſchen Bundes an und widerſetzt ſich nicht einer neuen Organiſation Deutſchlands, an der es keinen Teil nimmt. Preußen bildet eine Union Norddeutſchlands, welche alle Staaten nördlich der Mainlinie umfaßt. Die deutſchen Staaten ſüdlich vom Main haben die Freiheit, unter ſich eine ſüddeutſche Union zu ſchließen. Die zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Union zu erhaltenden nationalen Bande werden durch freies, gemeinſames Einverſtändnis geregelt. Die Elbherzogtümer werden mit Preußen vereinigt. Öſterreichs Integrität außer Venetien wird erhalten.“ — „Sie haben ganz meine Gedanken ausgedrückt,“ ſagte Napoleon, als Goltz ihm dieſe Grundlage der Friedensverhandlungen unterbreitete. Er war froh, daß ſich ihm ein Ausweg bot, aus den ihm drohenden Verwicklungen einigermaßen mit Ehren herauszukommen. Als einige Tage darauf Herr von Beuſt als neuzeitlicher Segeſt in Paris erſchien, um Frankreichs Schutz gegen Preußen anzurufen, wie es vor Ausbruch des Krieges freilich auch Württemberg und Heſſen-Darmſtadt gethan, und dem Kaiſer Napoleon dringend riet, ein Heer von 100 000 Mann am Rhein gegen Preußen aufzuſtellen, erwiderte ihm Napoleon: Ob Herr von Beuſt denn wiſſe, daß die preußiſche Politik den Intereſſen Frankreichs zuwiderlaufe, und man in Paris Veranlaſſung habe, derſelben durch Einſchüchterung entgegenzutreten. „Der arme Beuſt,“ ſagte der ruſſiſche Botſchafter, Baron Budberg, „hat das Unglück gehabt, um einige Tage zu ſpät zu kommen.“ Napoleon verſah ſeinen Botſchafter Benedetti mit genauen

Weisungen und entsandte ihn zur Beschleunigung der Verhandlungen ins preußische Hauptquartier.

Inzwischen hatte Bismarck einen Versuch gemacht, ohne die Vermittlung Unbeteiligter zum Friedensschlusse zu gelangen, ein Schritt, der seiner Staatskunst wie seinem Herzen gleich große Ehre macht. Sein Gedanke, Österreich so schonend als möglich zu behandeln, um eine spätere Bundesgenossenschaft gegen äußere Feinde nicht unmöglich zu machen, hatte ihn dazu geführt, mit der Wiener Regierung in unmittelbare Verhandlung zu treten. Der Bürgermeister von Brünn, Dr. Giskra, mit dem Bismarck außeramtliche, persönliche Beziehungen angeknüpft hatte, sollte die Hand dazu bieten, im Auftrage Bismarcks nach Wien reisen und dort dessen Vorschläge unterbreiten. Dr. Giskra, ein einsichtsvoller Staatsmann, hat später in der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 30. Januar 1871 auf eine Behauptung hin, Napoleon hätte 1866 Österreich gerettet, über jene Verhandlungen selbst berichtet. „Die Bereitwilligkeit," sagte er, „den Frieden zu schließen und zwar in Brünn zu schließen, ist ausdrücklich vom Grafen Bismarck betont worden. Es ist auf grund folgender wesentlicher Bestimmungen geschehen, daß mit Ausschluß Venetiens der Länderbestand gewahrt bleibe, daß keinerlei Kriegsentschädigung gezahlt werde, daß in Deutschland der Main die Grenze für die preußischen Bestrebungen zu bilden habe, Süddeutschland freie Hand behalten und Österreich nach eigenem Ermessen sich mit demselben verbinden möge. Alles dies jedoch unter der einen Bedingung, daß jeder Einspruch und jede Vermittelung von seiten Frankreichs ausgeschlossen bleibe." An Stelle des Brünner Bürgermeisters, der, mit jenen Vorschlägen völlig einverstanden, wegen seiner dringenden Amtsgeschäfte verhindert war, reiste der Präsident des Brünner Handelsgerichts, Baron Herring, unter allseitiger Zustimmung nach Wien. Der Friedensbote wurde im ersten Augenblicke, wie Giskra weiter berichtet, hohen Orts sehr gnädig, das überraschende Anerbieten sehr befriedigt, „ja sogar mit Enthusiasmus über diese unerwartete Wendung" aufgenommen. Aber dennoch wurde der schöne Plan nicht verwirklicht. Menschen und die Macht der Dinge! Wäre von der österreichischen Regierung damals

die Gelegenheit ergriffen und frisch entschlossen gehandelt worden, so wäre der Friede höchst wahrscheinlich in 24 Stunden zum Abschluß gelangt. Welch ein Schlag für den Pariser Vermittler, der nach allen Wandlungen seiner launenhaften Politik keinen Grund zu einer Beschwerde und wenn, die Mittel zu einem gewaltsamen Eingriff nicht gehabt hätte! Dagegen wäre ein Bündnisabschluß zwischen Österreich und Preußen vielleicht bald darauf vollzogen und der Krieg von 1870 verhindert worden. Allein die Vorsehung wollte es anders; Deutschlands Reichsherrlichkeit und volle Einheit sollte erst aus der Läuterungsglut heißer Kämpfe hervorgehen. Feinde Preußens, unter ihnen in erster Linie Graf Moritz Esterhazy, machten ihren ganzen Einfluß geltend, die Sache zu hintertreiben, und wenn ihnen dies auch nicht gelang, so verzögerten sie doch den Entschluß des Kabinetts in verhängnisvoller Weise. Die Verhandlungen, von denen auch der französische Gesandte, Herzog von Gramont, Kenntnis erhielt, zogen sich mehrere Tage hin. Endlich konnte Herring am 19. Juli von Wien mit der Nachricht abreisen, daß man geneigt sei, auf die Vorschläge einzugehen; er fuhr an dem Tage zwei Pferde zu Tode, um mit der Friedensbotschaft noch zur rechten Zeit zu kommen, es war aber vergebens. Als er bei Bismarck in Nikolsburg, wo sich das Hauptquartier jetzt befand, eintrat, empfing ihn dieser mit den Worten: „Sie sind um eine Stunde zu spät gekommen; eine Stunde früher würden die Verhandlungen einen andern Gang genommen haben; jetzt können wir die französische Intervention nicht mehr ablehnen, weil dieselbe bereits zugestanden worden ist.“

Der französische Unterhändler Benedetti war inzwischen im preußischen Hauptquartier eingetroffen und dem Brünner Präsidenten zuvorgekommen. Die Dinge nahmen ihren Verlauf auf der Bahn, in welche sie durch Österreichs Verhalten vor dem Kriege und nach der Entscheidung von Königgrätz gelenkt worden waren. Die Friedensunterhandlungen konnten nun preußischerseits nicht mehr hinausgeschoben werden. Das Städtchen Nikolsburg, in dessen Mauern dieselben geführt und zum Abschluß gebracht wurden, liegt an der sogenannten Kaiserstraße von Brünn nach Wien, der ersten Kunststraße, welche in Österreich angelegt wurde.

Das Schloß gleichen Namens, welches den König Wilhelm und seine ersten Ratgeber aufgenommen hatte, ist ein alter Stammsitz des österreichischen Hochadels und hatte mit seinem hohen Wartturm schon zuvor in den verschiedensten Zeitläuften auf große weltgeschichtliche Ereignisse herabgeschaut. Es war damals Besitztum des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Mensdorff. Als Bismarck am 18. Juli 1866 bei seinem Eintritt in den Schloßhof den altertümlichen, stattlichen Bau betrachtete, äußerte er zu seinem Begleiter von Keudell: „Mein altes Herrenhaus ist gar unbedeutend gegen dieses Prachtgebäude; dennoch ist es mir lieber, daß wir hier bei Graf Mensdorff sind, als wenn er jetzt bei mir wäre."

Am 22. Juli trafen die Bevollmächtigten Österreichs, Graf Karolyi und Baron Brenner, in Nikolsburg ein; die Friedensverhandlungen begannen. Dieselben brachten für Bismarck noch mancherlei Kampfscenen, wie der ganze diplomatische Feldzug, den er seit dem 3. Juli führte, reich an heftigen Erregungen war. Zu den bereits erwähnten Beweggründen, die den preußischen Staatsmann den möglichst schnellen Friedensschluß betreiben hießen, kam noch ein neuer, sehr schwerwiegender. Dem Heere war mit dem Ausbruch der Cholera ein Feind erwachsen, der furchtbar in den Reihen der Kämpfer wütete und mit dem sich weder Waffenstillstand noch Frieden schließen ließ. Über den Widerstand, den Bismarcks Friedensbemühungen im eigenen Lager fanden, äußerte er später dem Professor Bluntschli, Abgeordneten im Zollparlament, gegenüber also: „Nach der Schlacht von Königgrätz war ich ganz allein für den Frieden. Alle waren gegen mich; es ist gar nicht zu sagen. Der König war ungehalten, die Generale tobten über den Zivilisten. Ich erklärte dem Könige: Ich werde die Verantwortlichkeit der Fortsetzung des Krieges nicht auf mich nehmen und zurücktreten. Aber wenn der König trotzdem Krieg führen und meinethalben ein oströmisches Kaiserreich gründen und nach Konstantinopel ziehen wolle, so erbäte ich mir eine Stelle in der aktiven Armee, um zu beweisen, daß es mir nicht an Mut fehle. Wir hatten damals die Cholera im Leib. Die Franzosen konnten einen Einfall in Süddeutschland machen. Der Sieg über sie hätte viel, auch deutsches Blut gekostet.

Ich war der Meinung, wir haben eine Höhe erreicht, von wo aus die Wasser von selbst abwärts fließen ohne Gewalt." Es gelang Bismarck endlich, den König und die Heerführer zu seinen Ansichten zu bekehren, aber welchen Kampf dies gekostet hat, läßt sich daraus ermessen, daß der starke Mann, wie er später selbst erzählte, während der Verhandlungen in Nikolsburg in einen Weinkrampf verfiel. „Ich kenne das mit dem Weinen," sagte er einmal im Jahre 1870, „'s ist Nervenaufregung, Weinkrampf. Den habe ich auch gehabt, in Nikolsburg, und so stark, daß mich der Bock stieß."*) Unterstützung seiner Friedensbemühungen fand er nur beim Kronprinzen, der als Gegner des ganzen Krieges überhaupt mit ihm in diesem Falle gleicher Ansicht war.**)

Es kam zunächst zum Abschluß eines Waffenstillstandes. Die Kunde von demselben traf im preußischen Heere ein, während ein Teil desselben unter General Fransecky bei Blumenau, Preßburg gegenüber, in einem siegreichen Treffen die österreichischen Scharen des Grafen Thun bereits mit eisernem Arm umklammert hatte und zu vernichten drohte. Es wurde freilich von den preußischen Heerführern ein hoher Grad von Mäßigung gefordert, als sie im Angesicht der Hauptstadt, deren weithin schauenden Stephansturm die Vorposten vom schlachtenberühmten Marchfelde aus schon erblickten, in ihrem Siegeszuge innehalten sollten. Sie mußten sich aber der Notwendigkeit fügen. Wie begründet Bismarcks Befürchtungen waren, zeigte sich bald. Am 24. Juli traf eine Drahtnachricht aus Petersburg ein, dahin lautend, daß der Kaiser Alexander den Zusammentritt eines Kongresses dringend wünsche, da die schwebenden Fragen ohne die Zustimmung Europas nicht erledigt werden könnten. Auch der Schiedsrichter an der Seine ließ durch seinen Gesandten Benedetti die Forderung seines Maklerlohnes in Form von Ausgleichungsvorschlägen, „Kompensationen", am

*) Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. 2, S. 168.

**) Vilbort erzählt in seinem Buche (Bd. 1, S. 264) in Bezug hierauf vom Kronprinzen: „Oftmals und sogar nach dem Siege zeigte er sich mir gegenüber als erklärten Gegner des Krieges. ‚Ich sowohl wie meine Mutter,' sagte er, ‚haben uns dem Kriege soviel als möglich widersetzt. Der König ist wider seinen Willen hineingezogen worden, und ich bin hier lediglich einer seiner Soldaten und sein Leutnant.'"

linken Rheinufer, anmelden. Nun galt es, so schnell als möglich mit Österreich ins Reine zu kommen.

Nach allen Erörterungen während der letzten Wochen hielt es Bismarck für notwendig, dem Könige die ganze Lage noch einmal vor Augen zu führen. Er that dies in einer ausführlichen Denkschrift über die nächsten Aufgaben der preußischen Politik. „Es scheint mir von größter Wichtigkeit," hieß es darin, „daß der gegenwärtige günstige Augenblick nicht versäumt werde. — Das Schwanken des Kaisers Napoleon und der Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich lassen nur zu sehr befürchten, daß, wenn die augenblicklichen Zugeständnisse nicht in Thatsachen verwandelt werden, ein neuer Umschwung stattfinden könnte. — Ew. Königliche Majestät haben aus dem Schreiben Sr. Majestät des Kaisers von Rußland ersehen, mit welcher Besorgnis Höchstderselbe den Bedingungen Preußens entgegensieht. Die verwandtschaftlichen Beziehungen des russischen Kaiserhauses zu den deutschen Dynastien erwecken die Besorgnis, daß bei weiteren Verhandlungen die Sympathien für dieselben schwer ins Gewicht fallen dürften. In England fängt die öffentliche Meinung an, sich den Waffenerfolgen Ew. Königlichen Majestät zuzuwenden, von der Regierung aber läßt sich ein Gleiches nicht sagen und nur annehmen, daß sie vollendete Thatsachen anerkennen werde. Von Österreich ist alles Wesentliche gewährt, was Preußen von ihm zu fordern hat. Der Ausschluß Österreichs aus dem Bunde in Verbindung mit der Annexion von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Oberhessen und Nassau und mit einem solchen Verhältnis Sachsens zu Preußen, welches die gesamte Kraft des Landes Ew. Majestät zur Verfügung stellt, darf als ein Ziel angesehen werden, so groß, wie es bei dem Ausbruch des Krieges niemals gesteckt werden konnte. Wenn dieses Ziel durch einen raschen Abschluß von Präliminarien auf dieser Grundlage gesichert werden kann, so würde es nach meinem allerunterthänigsten Dafürhalten ein politischer Fehler sein, durch den Versuch, einige Quadratmeilen mehr von Gebietsabtretung oder einige Millionen mehr Kriegskosten von Österreich zu gewinnen, das ganze Resultat wieder in Frage zu stellen, und es den ungewissen Chancen einer verlängerten Kriegsführung oder einer

Unterhandlung, bei welcher fremde Einmischung sich nicht ausschließen lassen würde, auszusetzen. — Ich halte es für meine Pflicht gegen Ew. Königliche Majestät, Allerhöchstderselben diesen allerunterthänigsten Vortrag schriftlich und in amtlicher Weise zu erstatten, da die Entscheidung des Augenblicks nach meinem Ermessen von einer unberechenbaren Wichtigkeit ist. Ich fühle die ganze Verantwortlichkeit gegen Ew. Königliche Majestät für den Rat, welchen ich zu erteilen berufen bin, und habe daher das Bedürfnis, amtlich zu konstatieren, daß, wenn Ew. Majestät befohlene Bedingungen in den Verhandlungen pflichtgemäß vertreten werden, doch jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses mit Österreich behufs Erlangung nebensächlicher Vorteile gegen meinen ehrfurchtsvollen Antrag und Rat erfolgen würden."

Nach längerem heftigen Widerstreben entschloß sich der König, seine von den Vorschlägen Bismarcks abweichenden Forderungen, in der Hauptsache auf die Erwerbung Sachsens sich beziehend, aufzugeben. In seinen Randbemerkungen zu der Denkschrift sprach er am Schlusse die Ansicht aus, daß, wenn trotz Bismarcks pflichtmäßiger Vertretung der preußischen Ansprüche vom Besiegten nicht das, was Armee und Land erwarten dürften, zu erlangen sei, ohne das Hauptziel zu gefährden, so müsse der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urteil überlassen.

„Schwerlich," bemerkt Sybel hierzu, „wird die Nachwelt anders urteilen, als daß ein solches Verhältnis zwischen Monarch und Minister, eine solche Verbindung von Siegesbewußtsein und Mäßigung, ein solches Hand-in-Handgehen von Selbstbeherrschung und Genialität in aller menschlichen Geschichte sehr selten erschienen ist."

Die Verhandlungen nahmen nun, nachdem Bismarck die Zustimmung des Königs für seine Vorschläge erlangt hatte, einen raschen Verlauf. Der Erwerbung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt am Main und Schleswig-Holstein setzten die Vertreter Österreichs keinen Widerstand entgegen; auch über die Festsetzung der Kriegsentschädigung einigte man sich leicht. Bismarck ging in seiner Forderung von 50 auf 45 und endlich auf 40 Millionen Thaler herunter, wovon 20 Millionen noch auf Österreichs Auslagen für den dänischen Krieg und die Natural-

verpflegung der preußischen Truppen bis zum Abschluß des Friedens in Abzug kamen. Schwierigkeit verursachte nur noch die Verhandlung über das Schicksal Sachsens. Österreich nahm sich des Bundesgenossen in Anerkennung langjähriger Treue und der glänzend bewährten Tapferkeit des sächsischen Heeres mit großer Entschiedenheit an; Frankreich legte ebenfalls ein gut Wort für den hartnäckigen Gegner Preußens ein, indem es die Gewährleistung des Länderbesitzes für Sachsen mit in die Friedensbedingungen aufzunehmen forderte. Bismarck, welcher zunächst die Abtretung des Leipziger und Bautzener Kreises verlangt hatte, ging endlich auch auf diese Bedingung ein. Als dann aber der Graf Karolyi versuchte, den Anschluß Sachsens an die Südstaaten durchzusetzen, da war Bismarck an die Grenze seiner Nachgiebigkeit angelangt. Sachsen, dieser gefährliche Gegner im Bunde mit dem Süden — das durfte nimmer geschehen! In heftiger Erregung sprang der preußische Staatsmann auf, warf seinen Sessel zurück, reckte seine gewaltige Gestalt hoch empor, und die zornfunkelnden Augen auf den Anwalt Sachsens gerichtet, erklärte er: „Die Aufrechthaltung dieses Begehrens bedeutet die Erneuerung des Krieges; selbst wenn es der König annähme, würde ich dennoch nicht darin willigen, sondern mein Amt aufgeben, um einen solchen Vertrag nicht unterzeichnen zu müssen.“ Das war von durchschlagender Wirkung; kleinmütig lenkten die Vertreter Österreichs ein, und so wurde vereinbart, daß zwar Sachsens Besitzstand unversehrt bleiben, aber seine Aufnahme in den zu schließenden Nordbund erfolgen werde; die künftige Stellung in demselben sowie die Regelung der Kriegskosten sollte einem Sondervertrage mit dem König Johann selbst vorbehalten bleiben. Auch der Friedensschluß mit den kriegführenden Südstaaten sollte später besonders erfolgen. Vereinbart wurde für jetzt nur ein Waffenstillstand auf dem Kriegsschauplatze am Main, wo inzwischen General von Manteuffel an Stelle des seines Oberbefehls enthobenen und zum Gouverneur von Böhmen ernannten Generals Vogel von Falkenstein siegreich in Frankfurt eingezogen war und die Diplomaten des Rumpfbundestages zu schleuniger Flucht nach Augsburg genötigt hatte, wo sie in den „Drei Mohren“ ihre letzte Zufluchtstätte fanden, um bald darauf für immer in das dunkle Nichts zu verschwinden.

Am 26. Juli waren in Nikolsburg die Parteien einig geworden; eben wollte man zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien schreiten, als sich nochmals der französische Zwischenträger Benedetti bei Bismarck melden ließ. Bismarck empfing den Grafen und nahm mit scheinbar großer Freundlichkeit die Nachricht entgegen, daß er eine Depesche aus Paris zu übermitteln habe, worin der Kaiser die Eröffnung mache, für die Zustimmung zu der preußischen Erwerbung eine billige Entschädigung für Frankreich fordern zu müssen, worüber er sich mit Preußen ins Einvernehmen setzen werde, sobald seine Rolle als Vermittler beendet sei. Der Botschafter deutete an, daß es sich wohl um Landschaften am linken Rheinufer handeln würde. „Machen Sie mir heute keine amtliche Mitteilung dieser Art," fiel ihm Bismarck ins Wort und wandte sich zur Unterzeichnung der Friedenspräliminarien.

Graf Bismarck hatte sein nächstes Ziel erreicht. In demselben Augenblick, als von Osten und Westen her der fremde Einspruch gefahrdrohend wurde, waren die Forderungen Preußens zu vollendeten Thatsachen geworden, war der Friede gesichert. „Niemals ist mit schärferem Blick und festerer Hand die ‚Stirnlocke Fortunas' ergriffen worden."*)

Großes war erreicht; die Lösung nicht minder schwerer Aufgaben stand bevor. Auch ferner mußte unser Held jeden Schritt auf seiner Bahn der Gunst des Geschicks abringen. Gleich nach Vollzug der Friedenspräliminarien trat er mit dem Könige, Moltke und Roon die Rückreise an. Von Prag aus schrieb er am 3. August an seine Gemahlin: „Morgen denken wir in Berlin zu sein. Großer Zwist über die Thronrede. Die Leutchen haben alle nicht genug zu thun, sehen nichts als ihre eigene Nase und üben ihre Schwimmkunst auf der stürmischen Welle der Phrase. Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen alle Scheuklappen und sehen nur einen Fleck von der Welt."

Es war vor Beginn des Krieges der Landtag aufgelöst worden, die Neuwahl, welche unter dem Schlachtendonner von Königgrätz stattgefunden, hatte der Regierung einen glänzenden Sieg über die Widersacher

*) Heinrich von Sybel.

im eignen Volke gebracht. Der König und die Genossen Bismarcks im Ministerium kamen in die Versuchung, sich der Landesvertretung gegenüber dem zwiefachen Triumphe entsprechend zu verhalten. Bismarck hingegen behielt auch in dieser Sache sein klares Urteil und seine Mäßigung, welche er in den Verhandlungen mit den äußeren Gegnern nicht einen Augenblick verloren hatte. Er beschloß, als Friedensbringer heimzukehren, seinen alten Feinden im Abgeordnetenhause mit dem Ölzweig in der Hand gegenüberzutreten und den langjährigen Verfassungsstreit zum Abschluß zu bringen. Sein Vorschlag, durch eine besondere Vorlage für die ohne Zustimmung der Kammern erfolgte Führung des Staatshaushaltes bei dem neuen Landtage Indemnität, nachträgliche Genehmigung, nachzusuchen, stieß auf entschiedenen Widerstand. „Die Indemnität durchzusetzen," sagte er später, „war sehr schwierig. Die andern Minister wollten nicht, der König sah darin eine Gefahr für seine Ehre. Er wollte nicht ‚Abbitte thun' vor den Kammern. Ich habe oft ansetzen und alles anstrengen müssen, um ihm begreiflich zu machen, daß hier Indemnität nichts anderes heiße als: Hätten die Kammern alles gekannt, sie hätten von unserm Standpunkt aus nicht anders gehandelt als wir." Der König konnte sich den Gründen seines Ratgebers nicht verschließen und willigte endlich ein, einen dementsprechenden Satz in die Thronrede aufzunehmen.

Am 4. August gegen 11 Uhr vormittags trafen die Sieger von Königgrätz unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes in Berlin ein. Welche Empfindung mochte die Brust unseres Helden durchwogen, als er die Hauptstadt wieder betrat, in die er, wie er selbst einmal geäußert, niemals zurückgekehrt wäre, wenn das Schlachtenglück bei Königgrätz gegen seine Staatskunst entschieden hätte. Bewegten Herzens sagte er nun zu einem ihn begrüßenden General: „Wir sind rascher wiedergekommen, als wir dachten. Heute vor fünf Wochen reisten wir ab; eigentlich war schon vor drei Wochen alles fertig." — „Der einzige Rechenfehler, den Sie gemacht haben, Exzellenz!" antwortete der General.

„Saul hat tausend geschlagen, David aber hat zehntausend geschlagen," an dieses Schriftwort mochte wohl Bismarcks alter Lehrer

Bonnell denken, als er seinen großen Schüler bei dessen Heimkehr in einem begeisterten Gedicht begrüßte:

„Mit Staunen sieht erfüllet dein Seherwort
Das deutsche Volk, das jüngst es vernahm:
‚Nicht Worte, Feste, Trinkgelage,
Kampf nur und Blut werd' es einst vereinen.'

Mit Stolz und Freude rühmet das Preußenvolk
Das Heer, den König, der es zum Sieg geführt,
Die tapferen Helden; doch vor allen
Klinget dein Lob in dem Mund und Herzen."

Am 5. August wurde im Weißen Saale des Königlichen Schlosses der Landtag eröffnet. In höchster Spannung lauschten die Vertreter des Volkes den Worten der Thronrede, welche der sieggekrönte greise König Wilhelm, umgeben von seinen ruhmreich heimgekehrten Paladinen, selbst verlas. Begeisterter Beifall brach aus, als man die versöhnenden Friedensworte darin vernahm. Die früheren erbitterten Gegner der Regierung, welche mit Zagen den Saal betreten hatten, atmeten, wie von einem Alp befreit, auf. Die Regierung beutete ihren Triumph nicht aus. Kein Staatsstreich, kein Verfassungssturz! Es war die Hoffnung berechtigt, daß dem äußeren Frieden der innere folgen werde. Die dringenden Mahnungen Bismarcks in den späteren Verhandlungen, die dargebotene Versöhnung anzunehmen, fiel auf fruchtbaren Boden. „Noch ist unsere Aufgabe nicht gelöst," sagte er, „sie erfordert die Einigkeit des gesamten Landes, der That und dem Eindrucke nach. Wenn man oft gesagt: ‚Was das Schwert gewonnen, hat die Feder verdorben,' — so habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: ‚Was Schwert und Feder gewonnen haben, ist von dieser Tribüne vernichtet worden.'" Das Indemnitätsgesetz wurde am 3. September mit überwältigender Mehrheit angenommen und damit der langjährige innere Streit beendet. Und daß Bismarck nicht nur vergeben, sondern auch vergessen kann, hat er zehn Jahre später, am 3. April 1876, erklärt, als er über die Haltung seiner früheren Gegner in der Kammer sich also äußerte: „Ich glaube, Objektivität genug zu besitzen, um mich in den Ideengang des Abgeordnetenhauses von den Jahren 1862—1866 vollständig einleben zu können. Ich habe die volle Achtung

vor der Entschlossenheit, mit der die damaligen preußischen Volksvertreter das, was sie für Recht hielten, vertreten haben. Sie konnten nicht wissen, und ich konnte ihnen auch nicht sagen, worauf meiner Ansicht nach die Politik hinausgehen würde. Ich habe alle Feindschaften von damals vergessen und dafür volle Versöhnung eintreten lassen."

Seine Meisterschaft zeigte Bismarck in den Friedensverhandlungen mit den Südstaaten, welche durch die Einmischung Rußlands und Frankreichs besonders verwickelt wurden. Seine Staatskunst verstand die Dinge so geschickt zu leiten, daß die feindseligsten Gegner wider ihren Willen seine großen vaterländischen Zwecke fördern halfen. Frankreich trat mit seinem Kompensationsvorschlage jetzt ganz entschieden hervor. Auf Anweisung des Ministers Drouyn de Lhuys erschien der französische Botschafter Benedetti gleich nach der Heimkehr Bismarcks bei diesem, um von Preußen als „Tribut der Dankbarkeit für die Haltung Frankreichs" eine bedeutende Länderentschädigung zu verlangen. Es handelte sich um Herstellung der Grenze von 1814, also um die Abtretung linksrheinischer Gebiete Preußens, Bayerns und Hessen-Darmstadts, einschließlich der ehemaligen Bundesfestung Mainz. Um nicht dem ersten Entrüstungssturm Bismarcks über diese unverschämte Forderung begegnen zu müssen, hatte Benedetti es für angemessen gehalten, demselben die Anträge seiner Regierung zuvor schriftlich zu unterbreiten. Mit gewissem Zagen machte er sich darauf zu Bismarck auf den Weg, trat dann aber nach Bismarcks eigener Mitteilung mit scheinbar kühnem Mut bei diesem ein, um das Ultimatum: „Mainz oder den Krieg!" zu stellen. „Nun, dann Krieg!" war die sofortige Antwort des preußischen Staatsmannes. In den weiteren Verhandlungen bat der Botschafter, seinen Antrag dem Könige vorzulegen; die Antwort werde er sich dann holen. Am Abend des 7. August fand sich Benedetti wieder bei Bismarck ein; eine bis nach Mitternacht dauernde Unterhandlung folgte, in welcher Bismarck schließlich seine Meinung in folgenden Sätzen zusammenfaßte: „Warum wollen Sie uns solche Sprünge machen? Sie müssen doch wissen, daß für uns die Abtretung deutscher Erde eine Unmöglichkeit ist. Ließen wir uns zu dergleichen herbei, so hätten wir trotz aller Triumphe Bankerott gemacht. Vielleicht könnte man

andere Wege finden, Sie zu befriedigen. Aber wenn Sie auf dieſen Forderungen beſtehen, ſo gebrauchen wir — darüber täuſchen Sie ſich nicht — alle Mittel: Wir rufen nicht bloß die deutſche Nation in ihrer Geſamtheit auf, ſondern wir machen auch ſofort Frieden mit Öſterreich auf jede Bedingung hin, überlaſſen ihm ganz Süddeutſchland, laſſen uns ſelbſt den Bundestag wieder gefallen. Aber dann gehen wir auch vereinigt mit 800 000 Mann über den Rhein und nehmen euch den Elſaß ab. Unſere beiden Armeen ſind mobil, die eurige iſt es nicht; die Konſequenzen denken Sie ſich ſelbſt. — Alſo, wenn Sie nach Paris kommen, ſo verhüten Sie einen Krieg, welcher ſehr leicht verhängnisvoll werden könnte.“ Dieſe Worte machten auf den Botſchafter um ſo größeren Eindruck, als ſie in gelaſſener Freundlichkeit geſprochen waren. „Wie gern thäte ich nach Ihrem Rate,“ entgegnete er bekümmert. „Aber mein Gewiſſen zwingt mich, in Paris dem Kaiſer zu erklären, daß, wenn er die Abtretung nicht verlangt, er mit ſeiner Dynaſtie der Gefahr einer Revolution ausgeſetzt iſt.“ — „Machen Sie,“ ſchloß Bismarck das Geſpräch, „den Kaiſer darauf aufmerkſam, daß gerade ein aus dieſer Frage entſprungener Krieg unter Umſtänden mit revolutionären Schlägen geführt werden könnte, daß aber gegenüber einer revolutionären Gefahr die deutſchen Dynaſtien ſich feſter begründet zeigen würden, als jene des Kaiſers Napoleon.“

Bismarck konnte dieſe trutzige Sprache um ſo ſicherer führen, als er aus Moltkes und Roons Munde die Gewißheit hatte, daß ein großes preußiſches Heer in zehn Tagen kampfbereit am Rhein ſtehen könne.

Von hohem Intereſſe ſind die Einzelheiten, welche der franzöſiſche Schriftſteller Vilbort zu den Vorgängen an jenem denkwürdigen Abend des 7. Auguſt 1866 bei Bismarck kundgiebt. Er ſchreibt in ſeinem Buche:*) „Im Anfang Auguſt jauchzten die Preußen und eine große Zahl Deutſcher dem ſieggekrönten König Wilhelm und ſeinem erſten Ratgeber zu. Der militäriſche Ruhm Preußens war auf ſeinem Gipfel. Dieſen Augenblick wählte die franzöſiſche Regierung, um bezüglich gewiſſer Gebietsentſchädigungen in Berlin Vorbeſprechungen zu eröffnen. —

*) Bd. 2, S. 189 ff.

Am 7. Auguſt verabſchiedete ich mich bei Herrn von Bismarck, deſſen Wohlwollen ich während des ganzen Feldzuges erfahren, und ich bewahre ihm dafür die lebhafteſte Dankbarkeit. — Gegen zehn Uhr abends befand ich mich im Kabinett des Miniſters, als man Herrn Benedetti, den Geſandten Frankreichs, anmeldete. ‚Nehmen Sie eine Taſſe Thee im Salon, ich ſtehe gleich zu Dienſten!‘ Zwei Stunden vergingen; es ſchlug Mitternacht, dann ein Uhr morgens. Etwa zwanzig Perſonen, die Familie und vertraute Freunde, erwarteten den Hausherrn. Endlich erſchien er mit heitrer Stirn, ein Lächeln auf den Lippen. Man nahm den Thee, man rauchte und trank nach deutſcher Sitte Bier. Die Unterhaltung drehte ſich in wechſelweiſe leichtem und ernſtem Ton um Deutſchland, Italien und Frankreich. Es waren damals in Berlin Gerüchte über einen Krieg mit Frankreich in Umlauf. Im Augenblick des Aufbruchs ſagte ich zu Herrn von Bismarck: ‚Wollen Sie mir geſtatten, Herr Miniſter, eine höchſt indiskrete Frage an Sie zu richten? Bringe ich den Frieden oder den Krieg mit nach Paris?‘ Herr von Bismarck erwiderte mir lebhaft: ‚Freundſchaft, dauernde Freundſchaft mit Frankreich! Ich lebe der feſten Hoffnung, daß Frankreich und Preußen künftig den Dualismus der Intelligenz und des Fortſchritts bilden werden.‘ Doch es war mir, als hätte ich um die Lippen eines der Vertrauten des Herrn von Bismarck — ich meine den Geheimen Rat Baron von Keudell — ein ſeltſames Lächeln ſpielen ſehen. Ich ging am andern Morgen zu ihm und geſtand ihm, wie ſehr mich ſein Lächeln beunruhigt hatte. ‚Sie reiſen heut abend nach Frankreich ab,‘ ſagte er zu mir, ‚nun gut, verpflichten Sie ſich durch Ihr Ehrenwort, das, was ich Ihnen jetzt mitteilen will, auch in Paris geheim zu halten. Ehe vierzehn Tage um ſind, werden wir den Krieg am Rhein haben, wenn Frankreich auf ſeinen Gebietsforderungen beſteht. Es verlangt von uns, was wir ihm weder geben können, noch geben wollen. Preußen wird nicht einen Zollbreit germaniſchen Bodens abtreten.‘“ — „Dieſer ſo gänzlich unpolitiſche und ungeſchickte Schritt des Tuillerien-Kabinetts“, bemerkt Vilbort ſchließlich, „in ſolchem Augenblicke, welcher für Frankreich lediglich eine Niederlage ſeiner Diplomatie zur Folge hatte, diente Herrn von Bismarck wundervoll in allen ſeinen Anſchlägen auf Deutſchland.“ —

Freilich! Die in dieser Angelegenheit von Benedettis eigener Hand verfaßten Schriftstücke, darunter ein die Abtretung behandelnder Vertragsentwurf, blieben in Bismarcks Händen, um bald darauf in höchst erfolgreicher Weise verwendet zu werden. Er machte einzelnen deutschen Regierungen vertrauliche Mitteilungen über die Anschläge Frankreichs auf Deutschland, welche bei den höchst schwierigen Verhandlungen wegen des Friedens außerordentlich ins Gewicht fielen. Der Friede wurde mit Württemberg am 13., mit Baden am 17. und mit Bayern am 22. August geschlossen. Gleich darauf willigten die süddeutschen Regierungen in ein Schutz- und Trutzbündnis mit Norddeutschland und legten dadurch den Grundbau zur Überbrückung der Alldeutschland noch entzweienden Mainlinie. Als der bayrische Minister von der Pfordten die Zurückweisung der französischen Anmaßung aus Bismarcks Munde vernahm, rief er mit lebhafter innerer Bewegung: „Nun erst erkenne ich, daß in Ihrer Brust ein deutsches Herz schlägt, so gut wie in der meinigen.“ Der junge Bayernkönig Ludwig II., der später so unheilvoll enden sollte, schrieb unter dem 30. August an König Wilhelm von Preußen folgenden von hochherziger Gesinnung zeugenden Brief:

„Nachdem der Friede zwischen uns geschlossen und eine feste und dauernde Freundschaft zwischen unsern Häusern und Staaten begründet ist, drängt es mich, dieser auch einen äußeren symbolischen Ausdruck zu geben, indem ich Ew. Königlichen Majestät anbiete, die ehrwürdige Burg Ihrer Ahnen zu Nürnberg gemeinschaftlich mit mir zu besitzen. Wenn von den Zinnen dieser gemeinschaftlichen Ahnenburg die Banner von Hohenzollern und Wittelsbach vereinigt wehen, möge darin ein Symbol erkannt werden, daß Preußen und Bayern einträchtig über Deutschlands Zukunft wachen, welche die Vorsehung durch Ew. Königliche Majestät in neue Bahnen gelenkt hat.“

Der Friede mit Österreich wurde am 23. August in Prag zum endgiltigen Abschluß gebracht. Nun galt es noch, den Bund der Nordstaaten zu gründen; auch dies Werk gelang, ohne daß fremde Mächte Gelegenheit zur Einmischung fanden. Einen abermaligen Kompensationsversuch Frankreichs, jetzt auf Belgien bezüglich, wußte Bismarck ebenso geschickt abzuweisen wie die früheren, indem er die Sache nach

seinem durch ihn berühmt gewordenen Ausdruck „dilatorisch", hinziehend, behandelte. Die Gefahr, welche durch Rußlands Einsprüche zu gunsten der dem Zaren verwandten deutschen Fürstenhäuser und Berufung eines europäischen Kongresses drohte, wurde durch die Sendung Manteuffels nach Petersburg glücklich abgewendet. Es gelang, alle Bedenken des Kaisers im Hinweis auf die französischen Gelüste zu beschwichtigen und seine alte Sympathie für Preußen aufs neue zu befestigen. Und der geheime Groll, den Gortschakoff gegen Bismarck gehegt, wich der früheren freundlichen Gesinnung. „Ich wünsche," sagte der russische Staatsmann, in Bewunderung der Erfolge seines deutschen Genossen, zu Manteuffel, „daß Bismarck kein Meteor, sondern ein Fixstern werde."

Die preußischen Staatsmänner blieben auf diese Weise Herren in dem eigenen Hause, das sie in heißer Arbeit aufgerichtet hatten. Die Verhandlungen mit den an der Weiterführung des Werkes noch beteiligten Kräften gelangten nun in wenigen Wochen zum Abschluß. In den ersten Tagen des Septembers verhandelten die preußischen Kammern über die von der Regierung in Vorschlag gebrachten Annexionen. Gab es einerseits Vertreter des preußischen Volkes, welche mit diesen nur auf dem „Recht der nackten Gewalt" sich gründenden Erwerbungen nicht einverstanden waren, so meinten andere wiederum, daß mit der Kleinstaaterei in Norddeutschland nicht gründlich genug aufgeräumt worden sei. Ersteren erklärte Bismarck, hier gründe sich das Recht der Eroberung auf das Recht der deutschen Nation zu existieren, zu atmen, sich zu einigen; den letzteren gegenüber sagte er: „Was unsere Bundesgenossen betrifft, so haben wir deren nur wenige gehabt; aber es ist nicht bloß unsere Pflicht, sondern ebenso gebietet es die Klugheit, auch dem Kleinsten unser Wort zu halten. Je rückhaltloser Preußen zeigt, daß es seine Feinde von der Landkarte wegfegen kann, um so pünktlicher muß es seinen Freunden die gegebene Zusage erfüllen. Gerade in Süddeutschland wird dieser Glaube an unsere politische Redlichkeit von großem Gewicht sein." Bismarck hatte die Genugthuung, in dieser Frage einen seiner früheren erbittertsten Feinde, den Abgeordneten Waldeck, an seiner Seite zu sehen. Der alte Volkstribun von 1848 feierte die Annexion als die wichtigste Grundlage zur Vollendung der

deutschen Einheit, „Unser König", sagte er, „hat dieses Faktum geschaffen, und ich möchte doch denjenigen sehen, der als Mitglied des preußischen Staates die Kourage hätte, deshalb, weil die angestammten Fürstenhäuser wieder eingesetzt werden mußten, diesem Faktum zu widerstreben." Es fand sich nach dieser Herausforderung nur einer, welcher den Mut des Widerspruchs hatte. Es war der Professor Michelis, Redner der katholischen Fraktion, welche jetzt ihren Kummer über die sonst überall froh begrüßte Trennung von Österreich zum Ausdruck zu bringen suchte. Der Herr Professor, in der Verhandlung durch Schlußantrag am Reden verhindert, erklärte in einer persönlichen Bemerkung, daß er die Absicht gehabt habe, im Namen der Fraktion die Wiedereinsetzung der vertriebenen Fürstenhäuser zu beantragen. Das Gesetz wurde am 7. September mit 273 gegen 14 Stimmen angenommen. Infolge der durch dasselbe sanktionierten Erwerbungen von Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M., Schleswig-Holstein, Hessen-Homburg und kleinerer Gebietsteile von Bayern und Oberhessen vergrößerte sich der preußische Staat zu einer gewaltigen Macht von 24 Millionen Einwohnern. Mit gleich erdrückender Mehrheit nahm das Abgeordnetenhaus das Wahlgesetz für das norddeutsche Parlament an und bewilligte der Regierung einen Kredit von 60 Millionen Thalern in Form einer Staatsanleihe für außerordentliche Bedürfnisse des Heeres und der Marine. Für die hervorragendsten Staatsmänner und Heerführer: Bismarck, Roon, Moltke, Steinmetz, Herwarth und Vogel von Falkenstein wurde eine Anerkennung in klingendem Metall von $1^1/_2$ Millionen Thalern bewilligt, von denen auf Bismarcks Anteil 400 000 Thaler entfielen, die er zum Ankauf des Gutes Varzin in Hinterpommern verwendete.*) Gleichlaufend mit diesen Beratungen in den Kammern verhandelte die preußische Regierung mit den norddeutschen Fürsten, welche schon kurz nach dem Tage von Königgrätz zur Gründung eines neuen Bundes mit Preußen aufgefordert worden waren. Die meisten

*) Über diese Art der Anerkennung äußerte sich Bismarck (nach Moritz Busch) später: „Man hätte sie nicht in Geld geben sollen. Mir wenigstens widerstand es lange. Man hätte, wie 1815, mit Domänen belohnen sollen, und es war gute Gelegenheit dazu."

Regierungen hatten alsbald ihren Beitritt erklärt, nur einige folgten der Aufforderung zögernd oder widerstrebend. Die beiden Mecklenburg trugen Bedenken gegen die in dem Verfassungsentwurf enthaltenen Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimatrecht und das allgemeine und unmittelbare Wahlrecht. Dem Beitritt Sachsens gingen noch langwierige, verwickelte Verhandlungen wegen des Friedensschlusses voraus. Herr von Beust, der böse Geist Sachsens, hatte nach dem gänzlichen Bankerott seiner preußenfeindlichen Staatskunst seinen Abschied genommen. An seiner Stelle führte Herr von Friesen die Friedensverhandlungen in Berlin. Obwohl, wie Bismarck sich äußerte, „die ganze europäische Maschinerie in Bewegung gesetzt worden war, um Sachsen zu helfen", ließ die preußische Staatsleitung keinen fremden Einspruch aufkommen. Bismarck setzte es durch, daß die ersten harten Friedensbedingungen gemildert wurden, und so kam am 21. Oktober ein Vertrag zum Abschluß, wonach Sachsen seinen Länderbestand wie die Kriegsherrlichkeit über sein Heer behielt, dagegen aber Preußen das Post- und Telegraphenwesen und die Besetzung der Festung Königstein überließ und sich bereit erklärte, dem Norddeutschen Bunde beizutreten. Bald darauf stattete der König Johann in Berlin einen Besuch ab, um zu beweisen, daß der Friede in Wahrheit hergestellt sei. Kürzeren Prozeß machte man mit der Fürstenregentin Karoline von Reuß zu Greiz, einer entschlossenen Dame, welche am 14. Juni im Bundestage gegen Preußen gestimmt und ihr „Heer" auf Befehl der Bundesversammlung nach Rastadt geschickt hatte. Als die hohe Dame, von den erschütternden Kriegsereignissen vollständig unberührt geblieben, ihren Eintritt in den neuen Bund gelassen weigerte, verlor Bismarck die Geduld und verfügte die militärische Besetzung des Landes. Greiz erhielt eine Einquartierung von zwei Kompanieen Infanterie, welchen Karoline noch vier Wochen standhielt. Dann unterwarf sie sich, trat dem neuen Bunde bei und bezahlte 100000 Thaler an — die preußische Invalidenkasse. Auch den Entschließungen des greisen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen mußte eine militärische Exekution nachhelfen, bis er sich entschloß, der Regierung zu entsagen und seinem Sohne Georg den Beitritt zum Bunde zu überlassen.

Am 20. und 21. September zogen die heimkehrenden Sieger in die festlich geschmückte preußische Hauptstadt ein, mit höchsten Ehren und begeisterter Freude empfangen. Den greisen Heldenfürsten an der Spitze des Zuges begrüßten Ehrenjungfrauen am Brandenburger Thore mit erhebenden Dichterworten Ernst Scherenbergs.

„Willkommen König! Deine Metropole
Grüßt jubelnd Dich und Deine Heldenschar;
Durchflog Borussia doch beschwingter Sohle
In sieben Tagen Friedrichs sieben Jahr!"

Auf die Ehrenbegrüßung des Oberbürgermeisters Seidel erwiderte der König in seiner bescheidenen Weise: „Was ich gethan habe, ist wenig gegen das, was die gethan haben, die mich geleiten und die mir folgen, das sind die Vollbringer der Thaten, ihnen gebührt auch der Dank." Dies schöne Königswort bezog sich auch auf unsern Helden, der mit Moltke und Roon dem Kriegsherrn voranritt, als sich der Zug durch die Triumphstraße Unter den Linden, geschmückt mit „österreichischer Kanonen zweihundertundacht" weiter bewegte. Graf Bismarck trug an jenem Tage zum erstenmal auf seiner Kürassieruniform die Abzeichen eines Generalmajors, welche Würde ihm der König kurz zuvor zugleich mit der Ernennung zum Chef des 7. Landwehrreiter-Regiments verliehen hatte.

Der milde Hauch des Friedens wehte durch das Vaterland. Die versöhnende Staatskunst Bismarcks trug das ihrige dazu bei, die noch widerstrebenden und grollenden Elemente mit in den Vollklang der Harmonie deutscher Einheit zu verweben. Dichterstimmen unterstützten diese Bestrebungen. Karl Gerok, der Sänger der „Palmblätter", rief seinen süddeutschen Brüdern zu:

„Friede, Friede! — Hört's ergrimmte Herzen,
Denen noch der Groll im Busen schwillt!
Lernet groß das eigne Weh verschmerzen,
Wo's das Heil des Vaterlandes gilt.
Murret wider eure eigne Sünde,
Fegt den alten Schutt und Wust hinaus,
Daß auf neuem Grund ein Bau sich gründe,
Schöner als der Väter Haus."

Das große Schlachtenjahr 1866 neigte sich seinem Ausgange zu, als Bismarck von der Insel Rügen, wo er Heilung von seiner durch

die Überanstrengung der Nerven verursachten Abspannung gesucht hatte, neugekräftigt nach Berlin heimkehrte, um an dem Ausbau des großen vaterländischen Werkes weiterzuarbeiten. Am 15. Dezember versammelten sich auf den Ruf des Königs Wilhelm in der preußischen Hauptstadt die Bevollmächtigten der 22 deutschen Staaten, welche der geschlossene Nordbund umfassen sollte, um gemeinsam den Entwurf einer Bundesverfassung zu beraten. Am 7. Februar 1867 ward die Einigung der Regierungen über alle Punkte der Verfassung, nach den Grundzügen der preußischen Vorschläge vom 10. Juni des vorigen Jahres ausgearbeitet, hergestellt. Es fehlte nur noch die Zustimmung des deutschen Volkes durch den Mund einer aus freien Wahlen hervorgegangenen Vertretung. Nachdem am 12. Februar die Wahlen vollzogen worden waren, trat am 24. desselben Monats der konstituirende Reichstag in Berlin zusammen. Große, hehre Worte waren es, mit welchen König Wilhelm im Weißen Saale seines Schlosses den Reichstag eröffnete und die Vertreter des deutschen Volkes begrüßte:

„Es ist ein erhebender Augenblick, in welchem ich in Ihre Mitte trete; mächtige Ereignisse haben ihn herbeigeführt, große Hoffnungen knüpfen sich an denselben. Daß es mir vergönnt ist, in Gemeinschaft mit einer Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hat, diesen Hoffnungen Ausdruck zu geben, dafür danke ich der göttlichen Vorsehung, welche Deutschland dem von seinem Volke ersehnten Ziele auf Wegen zuführt, die wir nicht wählen oder voraussehen. — Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das Deutsche Reich, nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern, in Zerrissenheit und Ohnmacht. — Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlornen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wiederzuerringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie diese Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern. —

Die Ordnung der nationalen Beziehungen des Norddeutschen Bundes zu unsern Landsleuten im Süden des Mains ist durch die Friedensschlüsse des vergangenen Jahres dem freien Übereinkommen beider Teile anheimgestellt. Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird unsere Hand den süddeutschen Brüdern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der Norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung weit genug vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein. — Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk."

Der neue Reichstag begann seine Arbeit. Bismarck folgte den Verhandlungen mit lebhafter Spannung und wohnte den Sitzungen fast regelmäßig bei, um zunächst die Männer kennen zu lernen, welche das deutsche Volk als seine Vertreter entsandt hatte. Er konnte mit der Versammlung wohl zufrieden sein. Den größeren Kern derselben bildete eine aus den Bestrebungen des Nationalvereins hervorgegangene Partei, deren Vertreter fest entschlossen waren, das große Einigungswerk mit warmem Herzen und frischer Thatkraft fördern zu helfen. Es war die Partei der Nationalliberalen. Die hervorragendsten Redner derselben hatten die neuerworbenen preußischen Landesteile in den Reichstag gewählt. Da waren vor allen die Hannoveraner Rudolf von Bennigsen, der Begründer des Nationalvereins, und Miquél, der ehemalige badische Flüchtling, beide begeisterte Kämpfer für die deutsche Einheit. „Ich betrachte die Mainlinie," sagte letzterer, „nur als eine Haltestelle auf der Fortschrittsbahn, um Kohlen und Wasser einzunehmen." Die Provinz Hessen-Nassau hatte als Vertreter Wiesbadens den tapferen Braun entsandt, welcher bald mit der schneidigen Waffe des Spottes gegen die Verteidiger der Kleinstaaterei ins Feld zog, denen, wie er sagte, Bayern und Württemberg noch zu groß schienen und welche die kleinen und kleinsten Länder in Kirchspiele zerschlagen oder an Stelle der Staaten Kantöli errichten möchten. Mit Genugthuung mußte es Bismarck erfüllen, Männer, welche noch kurz zuvor in der Fortschrittspartei des preußischen Abgeordnetenhauses seine

heftigsten Gegner gewesen waren, die Forckenbeck, Twesten, Lasker, Gneist, Unruh u. a., jetzt in den Reihen seiner Mitkämpfer zu sehen. Freilich fehlten auch die Geister der Verneinung nicht; zu ihnen gehörten die Streiter für die Interessen Roms, die Ultramontanen, geführt durch Michelis, Mallinckrodt und Windthorst, den früheren Minister des Königs von Hannover, sodann die Förderer des Sondertums, die Partikularisten, vertreten durch die Jensen, Schleiden, Zachariä, von Hammerstein, von Erxleben u. s. w., endlich die Apostel einer neuen Lehre, die der Volksbeglückung durch die Sozialdemokratie. Die Partei der letzteren war damals freilich nur durch zwei Mitglieder, Bebel und Schraps, vertreten.

Der Verfassungsentwurf, den Bismarck mit seinem praktischen Geist entworfen hatte, entsprach den Bedürfnissen und Zwecken des neuen Bundes in vortrefflicher Weise. Nach ihm sollten im Norddeutschen Bunde die Regierungen durch den Bundesrat, das Volk durch den Reichstag vertreten sein, das Präsidium des Bundes nicht wie in den Republiken gewählt, sondern für immer der Krone Preußens übertragen werden. Die Gesetzgebung liegt, bestimmte der Entwurf weiter, in den Händen des Bundesrates, der die Stelle eines Oberhauses vertritt, und des Reichstages, der Vertretung des Volkes. Der Bundesrat übt in Verbindung mit dem das Präsidium vertretenden und allein verantwortlichen Bundeskanzler die oberste Regierungsgewalt aus. Das Bundespräsidium hat die Leitung der Diplomatie, des Heeres und der Marine unter sich und entscheidet im Namen des Bundes über Krieg und Frieden. Der Bundesgesetzgebung unterliegt der Bundeshaushalt und das weite Gebiet des Verkehrswesens. Die Einberufung des Bundesrates und des Reichstags findet durch das Präsidium statt, die Abgeordneten werden auf drei Jahre auf grund des allgemeinen und direkten Wahlrechts gewählt. Vertrags- und Pflichtverletzungen der Bundesglieder werden vom Präsidium und Bundesrat geahndet.

In eindringlichen Reden mahnte Bismarck die Volksvertreter, das Werk der Einigung zu vollenden. „Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel; reiten wird es schon können!“ Also rief er ihnen zu. Die Einwendungen der Gegner wies er in derselben Sitzung, am 11. März, in welcher er jene

berühmten Worte sprach, mit triftigen Gründen zurück Es sei nicht die Absicht der Regierungen gewesen, führte er aus, ein theoretisches Ideal einer Grundverfassung herzustellen, sondern die Fehler von Frankfurt und Erfurt zu vermeiden und ein Minimum derjenigen Zugeständnisse zu finden, welche die Sonderexistenzen auf deutschem Gebiete der Allgemeinheit machen müssen, wenn die Allgemeinheit lebensfähig werden solle.

Eine neue Gattung von Sonderbündlern, welche im preußischen Landtage auftrat und dessen Unterordnung unter die Reichstagsbeschlüsse verweigerte, wies er in gleicher Weise in ihre Schranken. „Glauben Sie wirklich," sagte er ihnen, „daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjestr zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserthrone gespielt wurde, — daß die Million deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen, daß die tausende und abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können? Meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation." — In Bezug auf das direkte Wahlrecht sagte er im Reichstage: „In dem Gesamtgefühl des Volkes habe ich stets noch mehr Intelligenz gefunden als in dem Nachdenken des Wahlmannes bei dem Aussuchen des zu Wählenden. Ich habe den Eindruck, daß wir bei dem direkten Wahlrecht bedeutendere Kapazitäten in das Haus bringen als bei dem indirekten." Letzteres nannte er eine „Fälschung der Wahlen und der Meinung der Nation".

Nach längeren gründlichen Beratungen wurde am 16. April 1867 die Verfassung des Norddeutschen Bundes mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen. Mit dem 1. Juli trat die Verfassung in Kraft; am 14. d. M. wurde Graf Bismarck zum Kanzler des neuen Bundes ernannt.

Mit erhebenden Worten hatte König Wilhelm den begründenden Reichstag eröffnet, in gleicher Weise vermochte er denselben zu schließen. „Die Zeit ist herbeigekommen," sagte er, „da unser deutsches Vaterland

durch seine Gesamtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im stande ist. Das nationale Selbstbewußtsein, welches im Reichstage zu erhebendem Ausdruck gelangt ist, hat in allen Gauen des Vaterlandes kräftigen Widerhall gefunden." Ein solcher erklang in den Worten des Dichters auch über den Main hinaus:

„Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührotschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania."

Eine neue Grundlage zur Erfüllung dieses Wunsches wurde nach den Verhandlungen eines deutschen Zollparlamentes, aus allen Staaten des deutschen Vaterlandes im April 1868 nach Berlin berufen, in der Annahme der Bündnis- und Zollverträge mit den Südstaaten gelegt. Wackere Vaterlandsfreunde kamen aus dem Süden nach der norddeutschen Reichshauptstadt. „Nicht Zoll-, sondern Vollparlament!" war ihr Losungswort. „Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland," sagte Dr. Völk aus Bayern, „und wenn auch noch einzelne sich mit Schneebällen werfen, das wird nicht lange mehr dauern." Bei einem Festmahl, das die Abgeordneten des Zollparlaments vereinigte, rief Bismarck den Süddeutschen zu: „Mögen Sie im Glauben an die Gemeinsamkeit der deutschen Interessen die Überzeugung mit nach Hause nehmen, daß Sie Bruderherzen und Bruderhände hier finden für jegliche Lage des Lebens." Darauf antwortete Marquard Barth: „Wir haben erkannt, daß, wie jede Zeit ihren Mann hatte, so die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts für Deutschland ihren Mann hat. Wie man dies auslegen mag, ich erblicke diesen Mann in dem Grafen Bismarck." Dieser Mann hatte kurz zuvor einem der Abgeordneten, als derselbe gemahnt hatte, durch die schwebenden Verhandlungen den mächtigen Nachbar jenseit des Rheins nicht zu reizen, das stolze Wort zugerufen: „Ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo!"

Im Herbſt des Jahres 1867 konnte der Bau der deutſchen Einheit als nahezu vollendet betrachtet werden. Als ein Jahr zuvor die Friedensverhandlungen geführt wurden, hatte der preußiſche Kronprinz Friedrich Wilhelm mit dem Grafen Bismarck ein Geſpräch, worin jener die Anſicht ausſprach, ſein Vater müſſe bei der Neugeſtaltung der deutſchen Verhältniſſe die Würde eines Königs von Deutſchland erhalten. Bismarck wandte dagegen ein, daß es noch andere Könige in Deutſchland, die von Sachſen, Bayern und Württemberg, gebe. „Dieſe werden dann," ſagte der Kronprinz, „wieder den Herzogtitel annehmen." — „Aber ſie werden das nicht wollen," entgegnete Bismarck „Sie werden müſſen!" rief der hohe Herr. Im Laufe der Ereigniſſe gab derſelbe, berichtet Sybel, jenes Syſtem freilich auf, äußerte dann aber im Jahre 1867, der König müſſe ſich den Kaiſertitel beilegen. Denn dem Volke gebe der Titel eines Bundespräſidenten kein ergreifendes Bild; die Erneuerung der Kaiſerwürde aber werde ihm die erlangte Einheit anſchaulich verkörpert zeigen und die Erinnerung an des Reiches alte Macht und Größe alle Herzen entflammen.

Die Zeit, in welcher dies geſchehen ſollte, war damals noch nicht erfüllt; aber ſie war nahe herbeigekommen.

XVII.

Zu des Reiches Herrlichkeit.

„Hei, Männermut hat kühles Blut,
Graf Bismarck halte stand!
Ein Deutschland! Allwärts brennt die Glut —
Ein freies Vaterland!
Der König, unser Volk und Du,
Wie alles Schlachten schlug!
Und Sieg! Nun Friede, Glück und Ruh —
Dir Ehre nie genug!"

Wolfgang Müller von Königswinter.

Der Bau der deutschen Einheit glich dem Tempelbau der aus schmachvoller Knechtschaft erlösten Israeliten, die ihre Arbeit vollbrachten, indem sie in der einen Hand das Werkgerät, in der anderen die Waffe gegen die andringenden Feinde führten. Gern hätten die Widersacher Deutschlands die Vollendung des großen vaterländischen Werkes verhindert, doch das gute Schwert Preußens bot den starken Schutz, dessen die Bauleute bedurften, und der leitende Meister hielt mit scharfen Augen die Wacht. So wurde jedes Hindernis überwunden und jegliche Gefahr abgewendet, bis der Bau glücklich aufgerichtet war. Napoleon, durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, rastete nicht in seinem Bemühen, von den Erfolgen der preußischen Kampfesarbeit einen Anteil einzuheimsen. Mit seinen Gelüsten nach dem linken Rheinufer und Belgien abgewiesen, versuchte er zuletzt noch, mit der Erwerbung Luxemburgs sein murrendes Volk zu beschwichtigen.

Das mit der Krone Hollands durch Personalunion verbundene deutsche Großherzogtum Luxemburg ward bei der Errichtung des Norddeutschen Bundes nicht in diesen aufgenommen. Auf das Ländchen richtete der Kaiser der Franzosen jetzt unter den eigentümlichen Verhältnissen sein Augenmerk. Während das deutsche Volk und die deutschen Fürsten mit dem Ausbau ihres Friedenswerkes eifrig beschäftigt waren, knüpfte er mit dem Könige von Holland, dem Besitzer Luxemburgs, geheime Verhandlungen an, das nach seiner Meinung von Deutschland preisgegebene Großherzogtum käuflich zu erwerben. Der König-Herzog, damals in schlechten Finanzverhältnissen, war nicht abgeneigt, den Verkauf abzuschließen. Bismarck aber machte dem westlichen Nachbarn auch hier wieder einen Strich durch die Rechnung. Nach älterem Herkommen hielt Preußen in der Hauptstadt jenes Landes, einer ehemaligen Bundesfestung, eine Besatzung; seine Sicherheit erforderte, daß dieses wichtige Gebiet, das zugleich den Schlüssel zu Belgien bildete, nicht in französische Hände fiele. Nachdem die Regierung durch ihren Gesandten im Haag von dem geheimen Handel Mitteilung erhalten hatte, legte Bismarck Verwahrung gegen den Verkauf des deutschen Großherzogtums ein. Das Anerbieten des Pariser Kabinetts, Preußen durch Geldentschädigung abzufinden, wurde zurückgewiesen und die Lösung der Luxemburger Frage einem europäischen Schiedsgericht übertragen. Die hierauf nach London berufene Konferenz entschied am 11. Mai 1867, daß Luxemburg als neutraler Staat im Besitz des Königs von Holland bleiben und die ehemalige Bundesfestung, auf deren Besatzungsrecht Preußen verzichtete, geschleift werden solle. Die Pariser Staatskunst erlitt eine neue Niederlage, Napoleon eine abermalige Demütigung. Bismarck freute sich, daß es seinen Bemühungen gelungen war, die Frage, welche sich zu einem Kriegsfall zuzuspitzen drohte, auf friedlichem Wege zu lösen. Den Heißspornen im Norddeutschen Reichstage, welche darauf drangen, die französischen Gelüste nach deutschem Ländererwerb ein für allemal mit dem Schwerte zu stillen, antwortete er mit dem schönen Worte: „Die deutschen Fürsten haben die Gewohnheit, ihre Heere in den Krieg zu führen oder zu begleiten und infolgedessen auch in erhöhtem Maße das Bedürfnis, auf dem

Schlachtfelde und im Lazarett dem Krieger in das brechende Auge sehen zu können, ohne sich sagen zu müssen: ‚Diesen Krieg hätte ich mit Ehren vermeiden können.‘“

Bismarck sprach hiermit die Gesinnung seines Königs aus, der sich, um seiner Friedensliebe öffentlich Ausdruck zu geben, bald darauf entschloß, dem Pariser Hofe seinen Besuch zu machen. Es fand damals in der Hauptstadt an der Seine eine große Weltausstellung statt, welche die französischen Staatsmänner veranstaltet hatten, um die sich fort und fort steigernde Unruhe des Volkes, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu besänftigen. Der Glanz des friedlichen Schauspiels, das Gäste aus allen Weltteilen herbeilockte, that bei den eitlen Franzosen seine Wirkung. Diese fühlten sich auch nicht wenig geschmeichelt, daß der ruhmgekrönte Sieger von Sadowa es nicht verschmähte, die Weltausstellung zu besuchen. Man fand in Paris darin einen Beweis ritterlichen Vertrauens. Mit Spannung sah man der Ankunft des mächtigen Preußenherrschers entgegen, der, wie man wußte, von seinem gewaltigen Ministerpräsidenten, dem Grafen Bismarck, und seinem großen Schlachtendenker, General von Moltke, begleitet sein werde. Die Stimmen, welche sich zu feindlichen Kundgebungen gegen die hohen preußischen Gäste rüsteten, wurden durch die Besonnenen unterdrückt. Ein Pariser Blatt schrieb: „Man hört allgemein sagen, daß die Bevölkerung unserer Großstadt, nachdem sie den früher angekommenen Kaiser von Rußland so warm begrüßt hat, gesonnen sei, dem Könige von Preußen und dem berühmten Minister einen minder angenehmen Empfang zu bereiten. Wir glauben jedoch nicht an die Möglichkeit einer solchen Kundgebung, welche sowohl Mangel an Takt als an politischem Verstande verriete. Kommt ein Fremder an unsern Herd, so vergessen wir, daß er noch kurz zuvor unser Widersacher war, und wir wollen nicht daran denken, daß er morgen wieder unser Feind sein kann. Wir gedenken nur des einen, daß er heute unser Gast, also heilig und unverletzlich ist.“

Es war am 5. Juni 1867, als König Wilhelm mit seinem Gefolge in Paris eintraf. Der Kaiser holte seine Gäste vom Bahnhofe ab und fuhr mit dem Könige im offenen Wagen, dessen Rücksitz der Kronprinz

von Preußen und der Prinz Joachim Murat einnahmen, dem Tuilerien-Schlosse zu. In einem zweiten Wagen folgten Graf Bismarck und Moltke, ersterer in seiner Kürassieruniform. Es hätte kaum jener Mahnung zu einem freundlichen Empfange der deutschen Gäste bedurft; der Anblick der ehrwürdigen und markigen Gestalten hätte die leicht erregte Pariser Bevölkerung auch wohl ohnehin zu lebhafter Bewunderung hingerissen. Welch ein Unterschied zwischen dem greisen und doch so kraftvollen Heldenkönig Wilhelm und dem bleichen, gebrechlichen Kaiser Napoleon! Einen Deutschen, der sich in der Volksmenge befand, riß seine Begeisterung zu einem prophetischen Ausrufe hin, der nach wenigen Jahren in Erfüllung gehen sollte. „Vive l'empereur d'Allemagne!“ erklang es aus seinem Munde, als er des Königs von Preußen ansichtig wurde, und einige der umstehenden Pariser stimmten mit in den Ehrengruß an den zukünftigen Deutschen Kaiser Wilhelm ein. Nicht minder lenkten die Heldengestalten in dem folgenden Wagen die Bewunderung der Volksmenge auf sich, die nicht ahnte, daß der Mann mit den geschlossenen schmalen Lippen und den charaktervollen Zügen in kurzer Zeit die Pläne zur Belagerung der stolzen Weltstadt entwerfen und jener an seiner Seite, dessen durchdringende Augen unter den buschigen Brauen hervor auf sie hinschauten, der schmählich Gefallenen den Frieden diktieren werde. — — —

Drei Jahre waren nach jenem Besuch in Paris vergangen. Unser Held hatte sich sein neuerworbenes Besitztum in seiner hinterpommerschen Heimat zu einem behaglichen Ruhesitz eingerichtet, in dem er die Tage verlebte, welche ihm die eiserne Pflicht seiner verantwortungsreichen Staatsämter irgend nur zur freien Verfügung überließen. Es war im beginnenden Hochsommer des Jahres 1870. Der volle Brand der Juliglut flimmerte über der anmutigen Hügellandschaft, welche an den Gestaden des Küstenflüßchens Wipper, drei Meilen von dem Städtchen Schlawe und etwa fünf Meilen von dem Baltischen Meere entfernt, sich ausbreitet. Die Rosen in dem Garten vor dem einfachen, schmucklosen Herrenhause von Varzin stehen noch in frischer Blüte, im üppigen Blätterschmuck prangt das Weingerebe, welches die Veranda desselben umzieht. Die Linden des weithin sich ausdehnenden Parkes

beginnen ihre ersten Knospen zu entfalten. In der klaren Flut der Forellenteiche spiegeln sich die überhangenden Zweige der Eichen und Buchen. In dem nahen Dörfchen ist es still und menschenleer; die Bewohner sind zumeist draußen auf den Kartoffel- und Rübenfeldern oder mit der Heuernte auf den Wiesen beschäftigt. Von dem nahen Forste herüber erklingen die letzten Rufe des bald verstummenden Kuckucks, fernher erbraust das dumpfe Rauschen der geschäftigen Wassermühlen an der Wipper.

Es ist Vormittagszeit. Auf dem Gutshofe herrscht regeres Leben. Karl, der Depeschenreiter,*) ist eben von der Bahnstation Schlawe heimgekehrt und bringt die inhaltschwere Mappe seinem Herrn in das Arbeitszimmer. An seinem mächtigen Schreibtische auf dem drehbaren Sitze seines „Lutherstuhles" sitzt im bequemen Hausrocke der Kanzler des Norddeutschen Bundes. Das von einer abermaligen, kaum überstandenen Nervenkrankheit noch bleiche Antlitz ist auf das Fenster gerichtet, welches den Blick auf den Hof hinaus gestattet. Bei dem Eintreten des Boten wendet der Hausherr sich um und nimmt die Briefschaften in Empfang. Seine Hand greift nach dem langen Blaustift, welcher auf dem eigenartigen, aus einer bei Düppel eroberten Lafette geschnitzten und mit den Sprengstücken einer dänischen Granate besetzten Schreibzeuge liegt. Doch ehe er an die Erledigung der vor ihm aufgehäuften Aktenstücke geht, stopft er die lange Pfeife mit dem Inhalt des vor ihm auf dem Tische stehenden großen Tabakkastens, welchen der Künstler genau dem Kopfe „Sultans", der großen schwarzen, dort auf dem Teppich ruhenden Ulmer Dogge nachgebildet hat, die ihrem Herrn ein steter treuer Begleiter ist. Während der Bundeskanzler im Dienste des Vaterlandes arbeitet, löst ihn zu wiederholten Malen der Gutsherr von Varzin ab. Die Forst- und Wirtschaftbeamten kommen und gehen, um sich ihre Weisungen zu holen, um Meldungen zu machen oder Vorträge über wichtige Fragen zu halten. Dazwischen tritt wohl auch der Leiter des Bureauwesens, Geheimer Legationsrat Lothar Bucher, ins Zimmer, eine Depesche überreichend. Der hohen Politik muß alles andere für den Augenblick

*) In Berlin, wo er den Depeschenverkehr zwischen Kaiser und Reichskanzler vermittelte, später unter dem Namen der „Schwarze Reiter" bekannt.

weichen. Eine inhaltsſchwere Note in der ſpaniſchen Angelegenheit iſt raſch auf das Papier geworfen, und der Legationsrat geht hinaus, dieſelbe auszufertigen und in die Welt zu ſenden. Es kommen die Herren Baumeiſter Böckmann und Ende aus Berlin zum Vortrage. Sie entwickeln dem Varziner Gutsherrn den Plan für den in Ausſicht genommenen Anbau auf dem öſtlichen Flügel des Schloſſes. Ein dem großen Baumeiſter des Deutſchen Reiches würdiges Heim laſſen ſie vor dem geiſtigen Auge desſelben entſtehen: ein mit aller Pracht und Behaglichkeit, wie ſie die Baukunſt der Neuzeit nur zu bieten vermag, ausgeſtattetes Landhaus, zwei Stockwerk hoch mit weithin ſchauendem Söller, luſtigem Altan, glänzenden und doch wohnlich bequemen Räumen im Innern; Marmortreppen führen aus dem unteren Stockwerk nach oben. Das Arbeitszimmer geſtattet den Blick in den Park, und durch die Alleen und Kieswege weiter bis an die fernen Hügel ſeines „hübſchen, kleinen buckligen Ländchens". Der Bauherr iſt im ganzen einverſtanden mit dem Plane; aber der Söller und anderer überreicher Schmuck wird geſtrichen, der Marmor der Treppen durch Sandſtein erſetzt. „Meine Herren," alſo beſchwichtigt er die Einwendungen der Baumeiſter, „ich muß mich auf das Einfachſte beſchränken; vielleicht iſt es meinen Söhnen vergönnt, ſich ſolchen Luxus zu geſtatten. Ich ſtand mich früher, als ich noch nicht Bundeskanzler war, beſſer als heute. Man hat mich durch die Dotation ruiniert. Ich bin ſeitdem ein genierter Mann. Vorher betrachtete ich mich als einfachen Landjunker; jetzt, da ich gewiſſermaßen zur Pairie gehöre, wachſen die Anſprüche, und die Güter bringen's nicht. Als Geſandter in Frankfurt ging es; da hatte ich immer was übrig. Auch in Petersburg, wo ich kein Haus zu machen brauchte und auch keins machte.*) — Meine Beſitzungen hier, die zu Varzin gehören, Wuſſow, Puddiger, Misdow, Chomitz, Charlottenthal, koſten bis jetzt durch allerlei Einrichtungen und Veränderungen noch mehr als ſie einbringen. Ein glücklicher Griff war allerdings die Anlage der Papiermühle an der Wipper. Die große Waſſerkraft des Fluſſes war bisher nur zu einer armſeligen

*) Vergl. Moritz Buſch: „Graf Bismarck und ſeine Leute". Bd. 2, S. 63.

Mühle verwandt. Da brannte gleich nach meiner Besitzübernahme das Ding nieder; ich kaufte dem abgebrannten Müller, um ihm wieder aufzuhelfen, das Grundstück und die Wassergerechtsame ab, ohne zu wissen, was ich recht damit anfangen sollte. Als ich mir eines schönen Tages das erstandene Besitztum ansehe, frage ich einen dort beschäftigten Arbeiter halb im Spaß: ‚Na, god Fründ, wat meint He woll; woto weer de Geschicht hier woll to bruken?‘ — ‚Je, Herr Dörchlaucht,‘ antwortet er, ‚ik heww mi dat so dacht, dat würr dat Best sin, wenn Sei da wedder 'n Möll henbugten; ik mein awerst — verstahn Sei mi recht — nich 'ne Kurnmöll, nä, dat nich, ik mein so'n Holtmöll as ik's disse Dag, as ik min Brauder da achter Schlaw besökt heww, seihn ded. Dat Ding hett de Behrend in Köslin bugt, un 't is ein, wo Poppier ut Holt up malt ward.‘ Der Mann meinte eine Holzschleiferei zur Papierfabrikation. Er brachte mich auf einen vortrefflichen Gedanken. Ich setzte mich mit Moritz Behrend in Köslin in Verbindung, und es entstand die Papiermühle, die sich über Erwarten gut rentiert. Der Pächter verzinst mir das Anlagekapital — vierzig- bis fünfzigtausend Thaler — zahlt mir für die Wasserkraft, die unbenutzt lag, jährlich zweitausend Thaler; er kauft mir meine Kiefernklötze ab, die ich sonst kaum verwerten könnte. Es soll noch eine zweite solche Mühle angelegt werden, da, wo das Wasser mit noch mehr Gewalt herabfällt, und später eine dritte. Vielleicht gelingt es auf die Art, unser Wipperthal in ein kleines Wupperthal zu verwandeln. — Sie sehn, meine Herrn, ich bin mehr für das Praktische als für das Prächtige; bedenken Sie das immer bei dem Bau. In meinem Arbeitszimmer möchte ich schon eher einigen Luxus gestatten. Vor allem wäre mir da ein schöner, großer Kamin erwünscht, wie er im Schönhausener Schloß ist: in einer abgestumpften Ecke, aus grünen, glasierten Kacheln, etwa vier Meter hoch und drei Meter breit, die Feuerstätte in solchen Abmessungen, daß gute Kloben aus Stammholz, unzerkleinert, vielleicht auch ganze Stubben, die lange Feuer halten, darin gebrannt werden können. Es sitzt sich so behaglich vor solchem Kamin in der Dämmerstunde bei der langen Pfeife, indem man die Glut hin und wieder durch zugeworfene Kienäpfel zur Flamme anfacht.

Die kreisrunde Niſche über dem Kamin gewährt zugleich einen ſchönen, warmen Platz für die Büſte meines königlichen Herrn, die er mir zum Geſchenk gemacht hat; daneben haben auch die des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl wohl noch Raum. Unſere anderen Helden müſſen ſchon mit der Unterbringung an den Wänden vorlieb nehmen, für die ich an Bilderſchmuck die großen Photographien von Scenen aus der Schlacht bei Königgrätz, eine Tafel mit ſämtlichen Heerführern und ein Bild des Königs in der Umgebung ſeiner Generale am Morgen der Schlacht beſtimmt habe."

Die Berliner Baukünſtler verlaſſen das Zimmer; Graf Bismarck wendet ſich der Arbeit zu. Bald darauf tritt die Frau Gräfin Johanna ein, an der Seite ihre Tochter, Gräfin Marie, jetzt im blühenden Alter von achtzehn Jahren, des Vaters Liebling. Mit beſorgten Mienen erblicken die Damen den Berg von Briefen und Aktenſtücken auf dem Schreibtiſche. Die bekümmerte Gattin beginnt das Geſpräch mit ſanftem Vorwurf über die Anſtrengung des noch immer Leidenden, dem der Hausarzt die größte Schonung anempfohlen hat. „Mit der Schonzeit iſt es nun vorbei, liebes Herz," antwortet der Hausherr. „Du weißt, im Weſten zieht ein Unwetter herauf; allem Anſchein nach kommt es zum Ausbruch." — „Sind neue beunruhigende Nachrichten eingetroffen?" fragt die Gräfin beſtürzt. „Ja," lautet die Antwort. „Die Franzoſen wollen den Krieg; ſie brechen ihn vom Zaun der ſpaniſchen Frage." — „Dieſe unglückſelige ſpaniſche Frage!" ruft erregt die junge Gräfin Marie, welche ſich, nachdem ihr Vater ſie in das Geheimnis der Depeſchenentzifferung eingeweiht hat, lebhaft für die hohe Politik zu intereſſieren beginnt. „Der Prinz von Hohenzollern hat doch im vergangenen Herbſt auf die ihm angebotene ſpaniſche Königskrone verzichtet; die Sache ſchien erledigt, und nun erſcheint dies Geſpenſt von neuem." — „Die Wiederaufnahme der Verhandlungen mit dem Prinzen, der wirklich für dies ſpaniſche Abenteuer zu ſchade iſt, kommt dem neuen franzöſiſchen Miniſter des Auswärtigen, dem Herzog von Gramont, für ſeine preußenfeindlichen Pläne ſehr gelegen, nachdem er in unſern Verträgen mit der Schweiz und Italien wegen der projektierten St. Gotthardbahn keine Kriegsfrage hat konſtruieren können." — „Trifft es zu, Papa,

daß Herr von Beust ihm den Rat gegeben, den Anlaß zum Kriege nicht in einer deutschnationalen, sondern in einer dynastischen Frage zu suchen?" — „Ja Kind, Beust, der früher der böse Geist Sachsens war, ist nun als Leiter des Wiener Kabinetts der böse Dämon Österreichs geworden; er schürt die Glut des Hasses in Frankreich gegen uns mit teuflischem Behagen." — „O der Verräter!" ruft die Frau Gräfin. „Wer will ihm seine Handlungsweise verargen?" sagt mit bitterem Tone der Graf. „Hat sich doch der König von Hannover nicht entblödet, seine neugebildete Welfenlegion nach Frankreich zu schicken, um sie im Kriegsfalle gegen uns marschieren zu lassen! Hat doch der Kurfürst von Hessen es nicht verschmäht, die fremden Regierungen aufzufordern, im Interesse der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts den Zustand des Norddeutschen Bundes und Preußens umzustoßen und Provinzen davon loszureißen." — „Hoffentlich wird diesen Herren die Beschlagnahme ihres Vermögens das schnöde Handwerk der landesverräterischen Umtriebe legen!" — „Wer weiß, ob dies Mittel wirksam genug sein wird? Also, wenn dergleichen geschieht am grünen Holz — kann es dann verwundern, daß man in Österreich, in Frankreich gegen uns wühlt. Sind die Pariser Staatskünstler nicht zu bedauern? Seit Jahren nichts als Mißwachs auf dem Felde ihrer Politik? Und der Kaiser hat eine gute Ernte nötiger als das liebe Brot. Seine Dynastie, sein Thron ist wirklich in Gefahr. Sadowa, Mainz, Belgien, Luxemburg und nun gar noch Mexiko, lauter Niederlagen! Das Volk wird nicht mehr länger zu beschwichtigen sein. ‚Nicht Österreich, wir haben 1866 verloren', schreit der Pariser Pöbel. Man drängt zur Revanche für Sadowa. Also man wird sich die spanische Frage nicht zum zweitenmal entschlüpfen lassen. Gramont hält sie krampfhaft fest. Unsere Antwort auf seine Interpellation vom Vierten, ‚daß die preußische Regierung von der spanischen Angelegenheit absolut nichts wisse, und daß dieselbe für uns nicht existiere', hat keine Wirkung ausgeübt. Er hat dem König durch unsere Botschaft sagen lassen, die französische Regierung werde die Annahme der Königskrone seitens des Prinzen zu einer Kriegsfrage machen, wenn wir keinen Einspruch dagegen thäten. Auf eine Anfrage in der Kammer hat Gramont am Sechsten erklärt, die

Regierung werde ihre Pflicht ohne Zaudern und Schwäche thun. Vorgestern, am Neunten, hatte Benedetti Audienz beim König in Ems und verlangte, der Monarch solle dem Prinzen von Hohenzollern befehlen, daß derselbe von seiner Bewerbung um den spanischen Thron freiwillig zurücktrete und Europa die Ruhe wiedergebe." — „Was hat der König auf diese Unverschämtheit geantwortet?" — „Unser König hat dem Gesandten mit würdiger Gelassenheit gesagt, die Unruhe Europas rühre nicht von einer Handlung Preußens, sondern von den Erklärungen des französischen Ministers in der Kammer her; er könne dem Prinzen, der frei in seinen Entschließungen sei, keine Befehle erteilen. Nichtsdestoweniger hat nach der vorhin eingelaufenen Depesche aus Ems Benedetti soeben eine zweite Audienz nachgesucht, wahrscheinlich um seine Forderung zu wiederholen. Man brüskiert uns und wird sich auch nicht zufrieden geben, wenn der Prinz abermals auf die spanische Krone verzichtet, obgleich Gramont neulich dem englischen Gesandten erklärt hat, daß damit die Sache erledigt sein würde." — „So wird es dir nicht gelingen, die Furie des Kriegs länger zu beschwören, Papa?" fragt lebhaft das Diplomatentöchterlein. „Ich habe das Mögliche gethan, mein Kind; nun steht Krieg und Frieden in Gottes Hand." — „O diese sündhaften Franzosen! Wie ich sie hasse!" ruft die Frau Gräfin, und die ingrimmige Erregung rötet die Züge ihres sanften Antlitzes. „Und wenn es zum Kriege kommt, Papa," fällt die Tochter ein, „was haben wir von den Süddeutschen zu hoffen?" — „Ich denke das Beste. Die Regierungen und die guten Elemente des Volkes sind durchaus zuverlässig. Die Brücke über den Main ist seit dem Besuche des württembergischen Ministers vor zwei Jahren fester und fester geworden." — „Ein vortrefflicher Mann dieser Herr von Varnbüler! Wie heißt es doch mit Bezug auf jenen lieben süddeutschen Besuch hier in Varzin in dem neuesten Gedicht auf dich, Papa, in der ‚Varzinas' von Eugen Schwetschke? — Ja, so:

‚Prangend Signor Varnbulero,
Er des Suevenreiches Stolz. —
Sittig grüßend spricht der Hausherr:
Seid willkommen, lieber Vetter,
Reicht mir Eure biedre Rechte!

Zwar sie schrieb uns manches Unheil,
Doch verweht sind Zorn und Schmerzen,
Denn, wir sind ja deutsche Brüder,
Nur wir wußten's nicht bisher!'" —

„Ja, die nationale Bewegung ist trotz der partikularistischen und ultramontanen Gegnerschaft mächtig gewachsen, und sie wird in einen Sturm der Begeisterung ausbrechen, wenn Frankreich uns zum Kampf herausfordert." — „Aber unsere Nachbarn, Papa, Österreich? Sollte die Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph mit Napoleon vor zwei Jahren in Salzburg kein thatsächliches Ergebnis gehabt haben?" — „Es sind keine positiven Verträge geschlossen worden. Kaiser Franz Joseph wird nicht vergessen, daß er ein deutscher Fürst ist, trotz aller Agitationen Beusts, und wenn, — der Kaiser von Rußland würde ihn daran erinnern; es ist dies nach den Emser Verhandlungen Alexanders mit unserem König im vorigen Monat bestimmt zu erwarten." — „Und Italien?" — „Ein nicht recht zuverlässiger Bundesgenosse; trotzdem wir ihm 1866 die venetianischen Kastanien aus dem Feuer geholt haben, würde er jetzt doch seinen alten Neigungen zu dem romanischen Bruder in Frankreich hinüber unbedenklich folgen, wenn man ihm in Paris die Aussicht auf freien Einzug in Rom eröffnete. Das wird aber die gut katholische Kaiserin Eugenie und ihr jesuitischer Anhang nicht zugeben." — „England?" — „Der Brite, der für seine Handelsinteressen fürchtet, bietet jetzt alles auf, den Frieden zu erhalten. Im Kriegsfalle würde er die Neutralität bewahren, höchstens ein Geschäft mit Frankreich in Waffenausfuhr und dergleichen machen." — „So erscheint die politische Lage für uns günstig; unsere Armee ist so gut wie kriegsbereit." — „Moltkes Feldzugsplan liegt fertig da, Roons Mobilmachungsmaschine ist bis zur letzten Schraube montiert, geheizt, ein Druck, und sie geht los. Die Einberufungsscheine bis auf den für den letzten Landwehrmann sind geschrieben, und ein Tag genügt, sie auszugeben. Der Franzmann mag den Befehl dazu veranlassen. Und wenn nicht alles trügt, dann geht in Erfüllung, was Arndt vor dreißig Jahren gesungen: ‚Alldeutschland nach Frankreich hinein!'" — „Und auch dein Wort, Papa, das du vor zwei Jahren den Gegnern im Reichstage zugerufen hast: ‚Wir werden mit eisernem Schritte alles

zermalmen, was sich der deutschen Nation in ihrer Herrlichkeit und Macht entgegenstellt!'" — „Die verblendeten Franzosen rennen in ihr Verderben; das Strafgericht wird über das Sündenbabel an der Seine hereinbrechen, wie es ihm in der Heiligen Schrift geweissagt worden ist: ‚Ich sage dir, die Gottlosen sollen ausgerottet werden, spricht der Herr!' — Hilf mir daran denken, Marie, daß wir dem Vater sein Testament mit einpacken, wenn es losgeht; denn in dem gottlosen Frankreich wird er wohl keine Bibel finden. Ich gönne dem sündhaften Volke den Untergang; leid ist es mir nur um die ganz kleinen Kinder, die doch nichts dafür können, daß sie so scheußliche Eltern haben."*) — „Sieh, sieh!" sagt der Graf lächelnd, „ist das meine sanfte Johanna, die also spricht?" — „Verzeih mir, Otto; aber du kennst meinen Haß gegen jene Nation. Und wenn ich bedenke, daß sie uns nun aufs neue zum Kampfe treibt, da vermag ich meinen Ingrimm nicht zu mäßigen. Was für Blutopfer wird das wieder fordern! Unsere beiden Söhne in der Armee! Und welche Gefahren für dich, wenn du in deinem leidenden Zustande mit ins Feld müßtest. — O, ich mag mir die Folgen gar nicht ausmalen!" Die Augen der Frau Gräfin füllen sich mit Thränen, die ihre Stimme ersticken. „Johanna," sagt ihr Gemahl tröstend, „du, die frommgläubige Christin, kleinmütig, daß der, den sie erst den rechten Gottesglauben gelehrt, sie zur Zuversicht und Ergebenheit ermahnen muß? Weißt du doch besser als ich, daß der Herr unsere Geschicke lenkt; er, der mich von der Hand des Meuchelmörders errettet hat, der mich im Donner der Schlachten schon einmal gnädig beschützt, der mein Leben bewahrt hat, als ich vor zwei Jahren an Mariens Geburtstage hier auf harmlosem Spazierritt mit dem Pferde stürzte und drei Rippen brach, der mich durch alle Gefahren wie auf Adlers Flügeln getragen hat, er wird mich auch ferner schützen und mit unsern Söhnen sein!"

Der Kanzler reicht seiner Gattin bewegt die Hand, die ihn durch den Tau der Thränen verständnisvoll ansieht. Sie hat ihre Fassung wiedergewonnen und trifft mit der Tochter Anstalten, dem Gatten bei

*) Vergl. Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute". Bd. 1, S. 295 u. 330.

der Erledigung seiner Arbeiten nach Kräften zu helfen und ihm durch ihre liebevolle Fürsorge die folgenden Stunden des Tages so heiter und wohlig zu machen, wie es nur irgend möglich ist.

Es ist sechs Uhr nachmittags geworden. Die Mittagstafel ist beendet; die Hitze des Tages hat sich gemildert. Der Kanzler tritt, begleitet von seiner Gemahlin, Tochter und von „Sultan", seinen Spaziergang an; der leidende Zustand des Hausherrn verbietet den sonst gewohnten Ausritt. Auch das ehemals mit Leidenschaft gepflegte Jagdvergnügen muß sich der Kanzler versagen, teils seiner Krankheit, teils der Satzungen des „Schonvereins" wegen, den er mit seinen Nachbarn zur Hebung des stark gelichteten Wildstandes in den umliegenden Forsten gegründet hat. Der vertrauliche und zugleich ehrfurchtsvolle Gruß, der dem Gutsherrn von Varzin und seinen Begleiterinnen auf ihrem Spaziergange auf Schritt und Tritt entgegenschallt, zeugt von dem schönen Verhältnisse, in dem dieselben zu den derben, schlichten, pommerschen Landleuten stehen. Aufrichtige Herzlichkeit waltet hier auf beiden Seiten. In Bezug darauf heißt es in der „Varzinas":

„Wie ganz anders das Verkehren,
Freundlich hier zu Weg und Stege
Als auf jenen schlüpfrig glatten
Lackbetäfelten Parketten,
Wie ganz anders hier ein trauter
Gruß aus biedrer Pommernkehle:
‚Guten Abend, Exzellenz!'"

Zufriedenheit und Behaglichkeit malen sich auf dem Antlitz des sonst vielgeplagten Kanzlers, jetzt aber „glücklichen Mannes, welcher der Stadt entfloh", um hier in ländlicher Abgeschiedenheit Sammlung und Erfrischung für neue große Thaten zu suchen. Sein fast leidenschaftliches Gefühl für die Natur und ihr geheimnisvolles Walten ist einer der schönsten Züge seines Charakterbildes. „Wenn bei einem Staatsmanne," sagt Humboldt in seinem „Kosmos", „in einem vielbeschäftigten Leben, in einem durch politische Leidenschaften aufgeregten Gemüte lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit sich erhalten, so liegt die Quelle davon in den Tiefen eines

großen und edlen Charakters.“ Die Glocken des Kirchdorfes Wussow verkünden den Feierabend. Singend kehren die Knechte, Mägde und Arbeiter vom Felde heim. Etwas abseits schreitet die hohe, schlanke Gestalt der Großmagd von Varzin; sie beteiligt sich nicht an dem Gesange der Genossinnen; in ihrem Kopfe gehen große Dinge vor. Bald kommt das fröhliche Erntefest, „de Aufstöst“, und sie studiert schon heute an dem Spruch, „dem Gebet“, den sie als Ehrenjungfrau bei Überreichung der Erntekrone vor der Gutsherrschaft zu sprechen haben wird.

„Wir bringen hier den Erntekranz
Mit Beten, Dank und Singen,
Daß Gott der Herr im Sonnenglanz
Die Ernte ließ gelingen.“

Also murmelt sie leise ihren Spruch, dessen Verse vom Herrn Lehrer Probandt eigens für die besonderen Verhältnisse aus dem Volkstümlichen zurechtgedrechselt worden sind:

„Ich wünsche Seiner Durchlaucht ein schwarzbraunes Pferd,
Damit er kann reiten durch Feuer und Schwert,
Und einen Degen in seine Hand,
Damit er kann kämpfen fürs Vaterland. —
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht ein hohes Haus,
Auf allen Fünken bauen die Vögel sich Nester darauf,
Von Rosen das Dach, von Myrten die Thür,
Von Gold und Silber ein Riegel dafür.
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht einen Rosengarten,
Damit sie kann viele Freude von ihren Kindern erwarten. —
Ich wünsche der gnädigen Komtesse ein goldenes Lineal,
Aufs andere Jahr einen hübschen jungen General.
Ich wünsche dem jungen Grafen Bill das grüne Kraut,
Aufs andere Jahr eine hübsche junge Braut,
Dazu eine grüne Atlasweste',
Damit er seine Braut nicht verläßt —
Dieser kurze Wunsch ist aus,
Der Segen Gottes komm ins herrschaftliche Haus.
Ich setze ab den Kranz
Und gehe hin zum Tanz.*)“ —

*) Die Ehre des ersten Tanzes mit der Großmagd hat der Gutsherr, während die Gutsherrin mit dem Großknecht tanzt. Bei dem Varziner Erntefest im Jahre 1874 schwenkte die Großmagd den Reichskanzler mit solcher Kraft, daß ihm fast der Atem verging, und er die Witzworte, die später zu geflügelten wurden, sprach: „Noch keine Großmacht hat mich so zu schwenken vermocht wie meine Großmagd.“

Eine schwüle Nacht ist dem heißen Sommertage gefolgt. Unser Held sitzt mit seinem Töchterlein noch gegen 11 Uhr am Theetisch in der Veranda. Das zuvor lebhafte Gespräch ist verstummt; durch die geöffneten Fenster des Saales klingen die Töne einer Beethovenschen Symphonie. Frau Gräfin Johanna ist's, deren meisterliches Spiel dem Flügel die schönen Klänge entlockt, daß ihre Macht jedes Herz ergreift. Sinnend schaut der Kanzler in das Dunkel der Nacht hinaus. Fern am westlichen Horizont leuchtet es von Zeit zu Zeit in grellen Blitzen auf. Fledermaus und Eule huschen mit leisem Fluge durch die stille Luft. Tiefernste Gedanken durchziehen den Geist des Staatsmannes; er ahnt, daß er am Vorabende großer Ereignisse steht. Was wird die nächste Zukunft bringen? Vielleicht schon morgen den Krieg! Dann ein Ringen auf Leben und Tod mit einem mächtigen, erbitterten Gegner. Wem wird das schwankende Glück der Schlachten sich zuwenden? — Er blickt zum Himmel, verheißungsvoll strahlen die Sterne. Aus dem Saale her klingen die Töne immer zuversichtlicher, immer freudiger. Frau Johanna giebt ihren Gefühlen und Gedanken in einer freien Phantasie Ausdruck. Jetzt geht das Spiel in die vollen Akkorde eines Siegesmarsches über, der in einem damals schon wohlbekannten trostvollen Liede austönt, in einem Liede, das bald darauf voll brausender Begeisterung aus dem Munde Alldeutschlands erklingen sollte:

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

Das Spiel schweigt; tiefe Stille herrscht in den Räumen des Schlosses und rings um dasselbe her. Auf kurze Zeit ist es wie von einem Zauberbann umfangen. Die Nornen spinnen geheimnisvoll die Fäden welterschütternder Ereignisse. Die Ahnung dessen liegt auf jedem Herzen.

Die flotte Großmagd von Varzin wurde durch jenen Tanz eine berühmte Persönlichkeit, die man in Liedern, Gedichten und bildlichen Darstellungen verherrlichte. Der Verfasser dieses Buches hat sie in seinem einaktigen Charakterbilde „Nawer Bismarck oder Eine diplomatische Großmagd" (Berlin, bei Kühling & Güttner, 1875) auf die Bühne gebracht. Das Stück wurde mit der bekannten plattdeutschen Schauspielerin Frau Lotte Mende als Großmagd im Woltersdorftheater in Berlin am 22. Mai 1875 unter großem Beifall erstmalig gegeben.

Da, ein schriller Ton dort drüben im Telegraphenzimmer. Ist's schon der Kriegsruf überm Rhein? Lothar Bucher erscheint erregten Antlitzes auf der Veranda und überreicht eine Depesche, welche den Kanzler unverzüglich zum König Wilhelm nach Ems beruft.

Das Idyll von Varzin ist zu Ende; das Drama von Sedan und Paris beginnt.

Mit schwerem Herzen scheidet Bismarck in der Morgenfrühe des 12. Juli von seinem stillen Varzin, wo jedes Plätzchen ihm heimatlich lieb und vertraut geworden ist. Es ist ihm, als ob Flur und Wald ihn mit vielstimmigem Rufe zum Bleiben mahnen.

„Wohl fleht ihn schmeichelnd die Najade:
O weil' noch an des Waldes Schwell',
Und netz die Brust im Ätherbade,
Am wunderthät'gen Himmelsquell! —
Hier spenden düstereiche Tannen
Dir zauberfrische Jugendkraft,
Der Sorge Fittich rauscht von dannen,
Dich labt der Traube Wundersaft. —
Hier schwirrt ob deinem Haupt der Reiher,
Von ferne klingt des Meeres Lied,
Und auf des Parks krystallnem Weiher
Der Silberschwan die Kreise zieht.
Allüberall lacht Ruh und Frieden,
Ein ewiggleiches Götterglück. —"

Doch wie lockend auch die Stimmen der Waldgeister erklingen, die Pflicht, des Vaterlandes Ruf hat in Bismarcks Herzen noch größere Gewalt; im Fluge vorwärts geht die Fahrt der Hauptstadt zu. Wie im stillen Varzin liegt an allen Orten, welche das Dampfroß durchbraust das Vaterland in ahnungslosem Frieden; nur der Landmann schärft die Eisenwaffe, aber zum friedlichen Feldzuge gegen die reifenden Kornhalme.

„Du dachtest nicht an Kampf und Streit,
In Fried' und Freud' und Ruh',
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest du."

Bald nach der Ankunft Bismarcks in Berlin traf dort die Nachricht ein, daß der Fürst Alexander von Hohenzollern-Sigmaringen im Namen seines auf Reisen befindlichen Sohnes, des Prinzen Leopold,

erklärt habe, derselbe werde von der Bewerbung um die spanische Krone zurücktreten, um „die Angelegenheit nicht zu einem Kriegsvorwande reifen zu lassen". Die besorgten Staatsmänner atmeten wieder frei; sie glaubten, daß nun der Streitfall erledigt sein werde. Bismarck gab seine Reise nach Ems auf und entsandte an seiner Stelle den Minister des Innern, Grafen Eulenburg, zum Könige. Doch die eisernen Würfel waren bereits im Rollen; die Kriegsereignisse entwickelten sich mit rasender Schnelligkeit. An demselben Tage, als die Friedensbotschaft in Paris eintraf, erklärte Gramont dem preußischen Gesandten in Paris, Freiherrn von Werther, die Entsagung des Prinzen sei Nebensache; Frankreich müsse verlangen, daß der König Wilhelm in einem Schreiben an den Kaiser Napoleon die Erklärung abgebe, er schlösse sich der Entsagung des Prinzen mit dem Wunsche und der Hoffnung an, daß jeder Grund des Zwiespalts zwischen Berlin und Paris nunmehr schwinden werde. Diese Forderung war um so unverschämter, als der Prinz Leopold dem Napoleonischen Kaiserhause näher verwandt war als der Hohenzollernschen Königsfamilie. Der Vater des Prinzen gehörte der jüngeren oder schwäbischen Linie des Hauses Hohenzollern an; seine Mutter war eine Beauharnais, Enkeltochter der Josephine, jener unglücklichen geschiedenen Gemahlin Napoleons I., und sein Großvater war mit einer Schwester des mit Napoleon I. verschwägerten Königs Murat vermählt gewesen. Als Bismarck von dem Verlangen Gramonts durch Werther Mitteilung erhielt, glaubte er zuerst, daß hier ein Irrtum obwalten müsse. Auf die ausdrückliche Bestätigung des Sachverhalts aber weigerte er sich, als verantwortlicher Minister dem Könige eine solche Erklärung zur amtlichen Verhandlung zu unterbreiten. Um die öffentliche Meinung über das Vorgehen Frankreichs gegen Preußen aufzuklären, erließ er am Abend des 13. Juli ein „benachrichtigendes Telegramm" behufs weiterer Bekanntmachung an die preußischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen, welches gleichzeitig auch durch eine Sonderausgabe der Nordd. Allgem. Zeitung dem deutschen Volke mitgeteilt wurde. Dasselbe lautete: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich

mitgeteilt worden ſind, hat der franzöſiſche Botſchafter in Ems an Se. Majeſtät noch die Forderung geſtellt, ihn zu autoriſieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Se. Majeſtät ſich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder ſeine Zuſtimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen ſollten. Se. Majeſtät hat es darauf abgelehnt, den franzöſiſchen Botſchafter nochmals zu empfangen, und darauf durch den Adjutanten vom Dienſt ſagen laſſen, daß Se. Majeſtät dem Botſchafter nichts mitzuteilen habe."

In dieſer Nachricht war auch über Vorgänge berichtet, welche ſich am 13. Juli in Ems zugetragen hatten. Der König unterbrach ſeine Brunnenkur und reiſte zwei Tage darauf nach Berlin zurück. In ſeiner Milde gewährte er dem franzöſiſchen Botſchafter Benedetti, der den hetzenden Weiſungen ſeines vorgeſetzten Miniſters mit peinlichem Gefühl und innerſtem Widerſtreben gefolgt war, auf dem Bahnhofe noch eine Abſchiedsaudienz. Die Reiſe des greiſen Königs, der die franzöſiſche Anmaßung mit hoher fürſtlicher Würde zurückgewieſen hatte, glich einem Triumphzuge. In Brandenburg wurde er von ſeinen erſten Ratgebern, Bismarck, Moltke, Roon und dem Kronprinzen empfangen, mit denen er auf der Weiterfahrt im Eiſenbahnwagen die nächſten Schritte beriet, welche für die Lage des bedrohten Vaterlandes zu thun waren. Mit unbeſchreiblicher Begeiſterung begrüßte die Berliner Bevölkerung den heimkehrenden König und ſeine großen Paladine auf dem Bahnhofe und während der Fahrt nach dem Palais, wo noch am ſpäten Abend die Beratung fortgeſetzt wurde.

In Paris war inzwiſchen die Volkserregung aufs höchſte geſtiegen. Die Nachrichten von den Vorgängen in Ems, durch die öffentlichen Organe entſtellt, riefen die heftigſte Entrüſtung hervor. Kurz zuvor hatten die Pariſer Zeitungen mit herausforderndem Hohn geſchrieben: „Unſer Kriegsruf iſt bis jetzt ohne Antwort geblieben. Die Echos des deutſchen Rheins ſind noch ſtumm. Hätte zu uns Preußen die Sprache geſprochen, die Frankreich zu ihm ſpricht, wir wären ſchon längſt unterwegs. — Man muß den König von Preußen durch das Caudiniſche Joch gehen laſſen, die Preußen mit Kolbenſtößen über den Rhein jagen." Jetzt war das Echo der Rheinufer wach geworden. Ein

wüstes Kriegsgeschrei erhob sich darob in den Straßen von Paris. „Nach Berlin! Nach Berlin!“ erscholl es. „Nieder mit Bismarck! Nieder mit Preußen! Rache für Sadowa!“ Ein Ministerrat beschloß am 14. Juli zu St. Cloud den Krieg gegen Preußen. Unter bangen Ahnungen und heftigem Widerstreit mit sich selbst willigte Napoleon ein. Seine Minister Ollivier und Gramont, die Kaiserin und die unzufriedenen Elemente seines Volkes drängten ihn in den ihm verhaßten Krieg. Am 15. Juli wurden im Gesetzgebenden Körper zu Paris unter stürmischen Verhandlungen die Mittel zur Kriegsführung für Heer und Flotte bewilligt. Vergebens warnten besonnene Männer wie Jules Favre, Thiers, Gambetta, Arago u. a. vor dem verhängnisvollen Beschluß. Vergebens suchten auch einige der unbeteiligten Mächte durch Vermittlungsvorschläge den Ausbruch des Krieges zu verhindern. England begann damit, allerdings in recht plumper Weise. Die Regierung, mit der Langmut und Mäßigung des Königs Wilhelm noch nicht zufrieden, mutete dem preußischen Gesandten, Grafen Bernstorff, zu, seinem königlichen Herrn die Bewilligung der französischen Forderung zu empfehlen. Auch das französische Kabinett, mit dem man es in London, der guten Handlungsbeziehungen wegen, um keinen Preis verderben wollte, wurde leise zur Nachgiebigkeit gemahnt. Doch Gramont erklärte dem englischen Botschafter am 18. Juli: „Die Vermittlung ist durch die letzten Schritte der preußischen Regierung unmöglich geworden. Diese hat Frankreich insultiert, indem sie dem Volke erklärte, der König habe den französischen Botschafter beleidigt. Der König hat in der That den Herrn Benedetti nicht einmal mit der rohen Unhöflichkeit behandelt, mit welcher die preußische Regierung prahlt. Gerade dieses Sich-Brüsten macht die Beleidigung aus.“ Mit gleichem Mißerfolge bot der Papst in Rom den streitenden Mächten seine Vermittlung an. Am 19. Juli wurde die französische Kriegserklärung nach Berlin abgesandt.

An demselben Tage trat der inzwischen mit dem Bundestag einberufene Reichstag des Norddeutschen Bundes in Berlin zu einer außerordentlichen Tagung zusammen. Nach einem gemeinschaftlichen Gottesdienste in der Domkirche, bei welchem der Oberhofprediger Dr. Hoffmann

über das Textwort: „Mit Gott werden wir Thaten thun“ predigte, wurde der Reichstag im Weißen Saale des Königlichen Schlosses feierlich eröffnet. In der Thronrede, die der König verlas, hieß es am Schlusse: „Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampfe, in dem wir kein anderes Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war.“

Als der Bundeskanzler Graf Bismarck nach den Eröffnungsfeierlichkeiten auf kurze Zeit sich in das Ministerium begeben hatte, wurde ihm daselbst um $1^1/_2$ Uhr mittags der französische Geschäftsträger Le Sourd gemeldet. Derselbe trat ein und überreichte dem Kanzler ein Schreiben; es enthielt die amtliche Kriegserklärung Frankreichs. Kurze Zeit darauf trat Graf Bismarck in den Sitzungssaal des Reichstages und meldete sich sogleich zum Worte. In atemloser Spannung lauschte die Versammlung, als er mit tief ernster Miene und bewegter Stimme begann: „Ich habe dem Hohen Hause die Mitteilung zu machen, daß mir der französische Geschäftsträger Le Sourd heute die Kriegserklärung Frankreichs überreicht hat. Nach den Worten,“ fuhr er fort, „die Seine Majestät soeben an den Reichstag gerichtet hat, füge ich der Mitteilung dieser Thatsache weiter nichts hinzu.“ Eine unbeschreibliche Bewegung durchbrauste nach diesen Worten den Saal. Das ganze Haus erhob sich unter dem Rufe: „Bravo! Hurra! Es lebe der König!“ Die Zuhörer auf den Tribünen stimmten begeistert mit ein.

Zu derselben Stunde, als dies geschah, befand sich der König im Schloßgarten zu Charlottenburg, um hier an der Ruhestätte seiner entschlafenen Eltern im Gebete Kraft und Erholung für den bevorstehenden Kampf zu suchen.

„An des Vaters Sarkophage
Lehnet König Wilhelm mild,
Und sein feuchtes Auge ruhet
Auf der Mutter Marmorbild.“

Trost und Erquickung ziehen in sein Herz.

„All' die goldnen Sprüche funkeln
Siegverheißend an der Wand.“

Mild verklärten Antlitzes verläßt der König den Tempel des Friedens, um in den Kampf wider den alten Feind von 1813 einzutreten. An demselben Tage erneuert er die Stiftung des Eisernen Kreuzes, jenes geheiligten Ehrenzeichens, das auch in dem bevorstehenden Streit als Lohn der Tapferkeit verliehen werden soll.

Die begeisterungsvolle Bewegung, welche bei der Mitteilung der französischen Herausforderung zum Kriege die Räume des Reichstagssaales durchbraust hatte, pflanzte sich alsbald durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes vom Fels zum Meer, von der Maas bis an die Memel fort.

„Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist ins Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das deutsche Volk ist eins!

So schöne Tage wie diese Julitage von 1870 mit ihrer allgemeinen vaterländischen Erhebung hat Deutschland selbst im Jahre 1813 nicht gesehen. Gleich der Volksvertretung des Norddeutschen Bundes, wenn auch nicht mit so voller Einmütigkeit, bewilligten die Kammern der Staaten jenseit der Mainlinie die von den Regierungen geforderten Geldmittel zur Führung des Krieges. Noch vor dem Bekanntwerden der französischen Kriegserklärung sandte Bayern die Nachricht nach Berlin, daß es sein Heer kriegsbereit mache und unter den Befehl des Königs Wilhelm stelle. Wenn sich unter den Vertretern des Volkes auch noch eine nicht unbeträchtliche Minderheit fand, welche sich der Einigung mit dem Norden entgegenstellen und den geforderten Kredit höchstens zur „Aufrechterhaltung einer bewaffneten Neutralität" bewilligen wollte, die Wogen der allgemeinen Begeisterung für die Kampfgenossenschaft mit den deutschen Brüdern im Norden gingen über sie hinweg. Der junge König Ludwig gab dem vaterländischen Gefühl seines Volkes treffenden Ausdruck, als er bei Eröffnung der Kammerverhandlungen erklärte:

„Treu dem Alliancevertrage, für welchen ich mein königliches Wort verpfändet, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für

die Ehre Deutſchlands und damit für die Ehre Bayerns einſtehen, wenn es die Pflicht gebietet."

Dem Beiſpiele Bayerns folgte Baden und Württemberg mit gleich hoher patriotiſcher Begeiſterung. Das Heer Heſſens war durch beſonderen Vertrag ſchon zuvor unter den Befehl des norddeutſchen Bundespräſidenten geſtellt worden. Die Kriegsrüſtung des Bundesheeres ſchloß dasſelbe mit ein. So erhob ſich Alldeutſchland wie ein Mann zur Abwehr franzöſiſcher Gewaltthat. Ja,

„Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd — ein Heer!
Was iſt des Deutſchen Vaterland?
Wir fragen's heut nicht mehr.
Ein Geiſt, ein Arm, ein einz'ger Leib,
Ein Wille ſind wir heut!
Hurra, Germania, ſtolzes Weib,
Hurra, du große Zeit!"

Während die Rüſtungen und der Aufmarſch der deutſchen Heere unter der bewährten Leitung Roons und Moltkes in bewundernswerter Schnelligkeit und Ordnung ſich vollzogen, eröffnete der große Staatsmann des Norddeutſchen Bundes ſeinen Feldzug gegen Frankreich. Bismarck hatte in dem diplomatiſchen Spiel mit dem Pariſer Kabinett ein paar hohe Trümpfe für den Austrag der Partie zurückgeſteckt. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, ſie wirkſam auszuſpielen. Am 25. Juli erſchien in dem engliſchen Weltblatte „Times" der Abdruck jenes Vertragsentwurfes, welchen Benedetti 1867 in Bismarcks Händen zurückgelaſſen hatte. Nach dieſem Entwurfe ſollten Preußen und Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis [illegible] gegenſeitigen Beiſtande bei gewiſſen Gebietsvergrößerungen ſchließen. Die Pariſer Staatsmänner hatten es auf die Erwerbung Belgiens abgeſehen; Preußen ſollte für ſeine Mithilfe Luxemburg erhalten. Dieſer Schlag gegen das franzöſiſche Kabinett war geradezu niederſchmetternd. Allen Zweifeln an der Echtheit des Entwurfes konnte Bismarck mit Beweiſen in ſeinen Händen erfolgreich begegnen. In einem Rundſchreiben an ſämtliche auswärtigen Vertreter des Norddeutſchen Bundes wurden nun auch die anderen Anerbietungen Frankreichs an Preußen und der Vertragsentwurf vom Mai 1866, auf die deutſchen Gebiete am linken Rheinufer bezüglich, veröffentlicht. Die

Gründe für sein Verhalten in diesem diplomatischen Spiel mit Frankreich legte Bismarck folgendermaßen dar:

„Die Unmöglichkeit, auf irgendwelche Anerbietungen der Art einzugehen, war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigentümlichen Illusionen so lange zu belassen, als dieses, ohne ihnen irgendwelche auch nur mündliche Zusagen zu machen, möglich sein würde. Ich vermute, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europas Interesse war, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu rieten, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut niemand die Absichten göttlicher Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Übel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide große Nachbarvölker über die Notwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten, — eine Hoffnung, welcher jeder Aufschub des Bruches zu gute kam. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten Zumutungen und verhandelte dilatorisch über dieselben, ohne meinerseits jemals auch nur ein Versprechen zu machen. Ich habe den Eindruck, daß nur die definitive Überzeugung, daß mit uns keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen sei, den Entschluß gereift haben dürfte, solche gegen uns zu erkämpfen. Ich habe sogar Grund, zu glauben, daß, wenn die fragliche Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen Frankreich uns angeboten hätte, gemeinsam an der Spitze einer Million gerüsteter Streiter, dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf grund der Benedettischen Vorschläge auf Kosten Belgiens."

Am Schlusse des Rundschreibens war noch bemerkt, daß der von der „Times" mitgeteilte Entwurf von Anfang bis zu Ende von der

Hand des Grafen Benedetti und auf dem Papier der kaiserlich französischen Botschaft geschrieben sei, und daß die in Berlin anwesenden Gesandten im Auswärtigen Amt Einsicht von dem Original genommen und die Echtheit der Handschrift erkannt hätten.

Durch diesen Meisterstreich des deutschen Staatsmannes war Frankreich bereits moralisch vernichtet, ehe noch der Kampf zum Ausbruch gekommen war. Die Sympathien aller Rechtlich- und Redlichdenkenden in Europa mußten sich dem herausgeforderten deutschen Volke zuwenden. Einer fremden Einmischung zu ungunsten Deutschlands war jeder Boden des Rechts entzogen. In Deutschland selbst konnte sich jetzt kein ehrlicher Gegner Preußens mehr der Einsicht verschließen, daß die Politik der preußischen Regierung dem Wohl und der Ehre des großen deutschen Vaterlandes gewidmet sei. In zahlreichen Kundgebungen aus allen Kreisen des deutschen Volkes kam dies zum schönen Ausdruck. Diesen Beweisen der Hingebung und Opferfreudigkeit gegenüber erklärte König Wilhelm in einem Erlasse, daß er „dem deutschen Volke Treue um Treue entgegenbringen und unwandelbar halten werde".

Am 31. Juli reiste der greise König Wilhelm, damals im 74. Lebensjahre stehend, von Berlin ab, um als oberster Kriegsherr die Leitung des Feldzuges zu übernehmen. Eine Handlung königlicher Gnade war es, durch welche er sich in dem folgenden Erlaß von seinem Preußenvolke verabschiedete:

„Indem Ich heute zur Armee abgehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und die Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich im Hinblick auf die einmütige Erhebung Meines Volkes eine Amnestie für politische Verbrechen und Vergehen erteilen. — Mein Volk weiß mit mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war. Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes."

Am 2. August traf der König, in dessen Gefolge sich die großen Meister der Kriegskunst, die Generale Moltke und Roon, und der geniale Leiter der Staatskunst, Graf Bismarck, befanden, im Hauptquartier zu Mainz ein, und an demselben Tage übernahm er den

Oberbefehl über das gesamte deutsche Heer. Dasselbe stand jetzt, nachdem kaum vierzehn Tage seit dem Mobilmachungsbefehl vergangen waren, in drei großen Armeen und einer Ausdehnung von zwanzig Meilen kampfbereit längs der westlichen Grenze: die I. Armee unter dem General Steinmetz auf dem rechten Flügel im Gebiet der Saar, die II. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl im Zentrum und die III. Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen auf dem linken Flügel dem Elsaß gegenüber am Rhein. Es war ein herrlicher Anblick, den die Mutter Germania in ihrer starken, glänzenden Waffenrüstung, getragen von der glühenden Begeisterung aller ihrer Kinder, in jenen unvergeßlichen Tagen darbot. Der Dichter sang ihr zum Preise:

„Hurra, du schönes, stolzes Weib,
Hurra, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
Zum Schutz vor deinen Herd!"

Hatten die Franzosen sich zuvor darüber gewundert, daß auf ihr vorlautes Kriegsgeschrei die deutschen Ufer des Rheins kein Echo erschallen ließen, so mußte es jetzt in Deutschland Staunen hervorrufen, daß der schnellen Kriegsbereitschaft seines Heeres gegenüber die westlichen Ufer des Rheines und das Gebiet hinter der Grenze so merkwürdig lange stumm blieben. Man hatte auf deutscher Seite einen raschen und entschiedenen Vorstoß des französischen Heeres nach Süddeutschland hinein gefürchtet. Das Geschrei in den Pariser Zeitungen und in den überschwenglichen Erlassen der Regierung gaben Veranlassung genug zu solchen Befürchtungen, und Moltkes Kriegsplan hatte auch Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit eines solchen Falles genommen. Doch es zeigte sich jetzt bei den Franzosen, was im Jahre 1866 den Österreichern verhängnisvoll geworden war. Das französische Heer erwies sich trotz aller Prahlereien des Kriegsministers Le Boeuf, bis auf den letzten Rockknopf gerüstet zu sein, nicht kriegsbereit. Im entscheidenden Augenblicke herrschten überall Verwirrung und Mängel. Unter solchen Verhältnissen bot sich freilich den bewährten Heerführern

wie sie Frankreich in den ruhmgekrönten Marschällen Mac Mahon, Herzog von Magenta (Oberbefehlshaber der „Südarmee") und Bazaine (Oberbefehlshaber der „Rheinarmee") besaß, wenig Aussicht auf neue Ruhmesernte. Nichtsdestoweniger aber ließen die öffentlichen Stimmen Frankreichs sich in ihrem prahlerischen Selbstlob nicht stören. Die ganze Napoleonische Politik hatte ja seit Jahren kaum einen andern Zweck, als

Graf Marie Edme Patrice Maurice v. Mac Mahon, Herzog von Magenta, Marschall von Frankreich (geb. 13. Juli 1808).

die eigenen Fehler und Schwächen zu verdecken und die Augen des Volkes zu blenden. Das geschah auch jetzt. Ein unbedeutendes Vorpostengefecht, welches unter den Augen des Kaisers Napoleon und seines Sohnes bei Saarbrücken stattfand, posaunte man als einen „großen Sieg" in die Welt hinaus. — Als darauf aber wieder vollständige Ruhe hinter der französischen Grenze eintrat, da erteilte König Wilhelm den Befehl zum Vorrücken der deutschen Heere. Nach jenem kleinen einleitenden Vorspiele bei Saarbrücken begann nun das große, ernste Kriegsdrama.

Alldeutschland in Waffen verließ seinen Posten auf der Wacht am Rhein und suchte den Feind jenseit der Grenze auf. Schon in den nächsten Tagen vernahm die Welt von gewaltigen deutschen Ruhmesthaten. Am 4. August schlug der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit seinen vereinigten Süddeutschen und Preußen bei Weißenburg die Vorhut, am 6. bei Wörth die Hauptmacht Mac Mahons. Am letzteren Tage erfocht auch General Steinmetz, der allzufeurige „Löwe von Nachod", durch seinen freilich gegen die Absicht und Weisung der Ober-

Marschall François Achille Bazaine (geb. 13. Febr. 1811).

leitung erfolgenden Sturm auf die Höhen von Spichern einen glänzenden, aber unter schweren Opfern erkauften Sieg. Dann in jenen roten Tagen der Augustmitte, am 14., 16. und 18., das furchtbare Völkerringen um die Moselfeste Metz! Kühn ergriffen hier die vereinigten Heere des Prinzen Friedrich Karl und des Generals Steinmetz den mit seiner Rheinarmee nach Westen abziehenden Bazaine an den Rockschößen, hielten den sich verzweifelt Wehrenden in den blutigen Kämpfen von Colombey-Nouilly und Mars la Tour-Vionville fest und warfen ihn endlich in der Schlacht von Gravelotte nach Metz zurück,

um ihn in der Festung, die ihm zur Falle wurde, mit seiner gesamten Heeresmacht gefangen zu halten.

Während also die Kriegskunst durch den gewaltigen **Mund** der Kanonen ihr entscheidendes Wort sprach, trat die Staatskunst nicht ganz schweigend zurück. Mit dem waffengerüsteten Heere war auch die

General von Steinmetz.

federführende Schar im Auswärtigen Amt des Norddeutschen Bundes ins Feld gezogen. Zu dem diplomatischen Generalstabe Bismarcks gehörten die Legationsräte Abeken, von Keudell, Graf Hatzfeld, Graf Bismarck-Bohlen und (vom September an) Lothar Bucher. Dazu kamen als Büreaubeamte der Geheimsekretär Bölsing, die Chiffreure Willisch, St. Blanquart und Wiehr sowie als offizieller Zeitungsberichterstatter

der Schriftsteller Dr. Moritz Busch (Verfasser des Buches „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich"; Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig). Feldjäger, Aufwärter, Kanzleidiener, Trainsoldaten und der „Schwarze Reiter" Karl Leverström für den Stafettendienst vervollständigten den Troß, dem sich später noch mancherlei andere Personen, wie z. B. der amerikanische General Sheridan, Geheimrat Wagner u. s. w. als eine Art diplomatische Schlachtenbummler anschlossen. Der Kanzler trug während des ganzen Krieges Uniform und zwar in der Regel den bekannten Interimsrock des gelben Regiments der schweren Landwehrreiterei, dessen weiße Mütze und weite Aufschlagstiefel, bei Ritten nach Schlachtfeldern oder Aussichtspunkten auch an einem über Brust und Rücken gehenden Riemen ein schwarzes Lederfutteral mit einem Feldstecher und zuweilen außer dem Pallasch einen Revolver. Von Ehrenzeichen sah man bei ihm in den ersten Monaten regelmäßig nur das Komturkreuz des Roten Adlerordens, später auch das Eiserne Kreuz. Nur in Versailles legte er einigemal den Schlafrock an, und da war er krank, — ein Zustand, von dem er sonst während des Feldzuges fast ganz verschont blieb. In betreff der Quartiere machte er äußerst geringe Ansprüche, so daß er sich auch da, wo Besseres zu haben war, mit einem höchst bescheidenen Unterkommen begnügte. Während in Versailles Oberste und Majore mitunter eine Reihe prächtig eingerichteter Zimmer inne hatten, bestand die Wohnung des Bundeskanzlers im Hause der Frau Jessé während der fünf Monate seines dortigen Aufenthalts in zwei kleinen Stuben, von welchen die eine Arbeitszimmer und Schlafgemach zugleich war, und einem nicht sehr geräumigen und wenig vornehmen Empfangssaal im Erdgeschosse. Zuweilen fehlte für die Nacht eine Bettstelle, so daß ihm sein Lager auf der Erde bereitet werden mußte. Auf der Reise fuhr der Kanzler unmittelbar hinter dem Wagen des Königs her. Im Nachtquartier angekommen, ging es sogleich an die Einrichtung eines Büreaus, in welchem dann selten Mangel an Arbeit war, zumal wenn der Troß den Feldtelegraphen erreicht hatte, und der Kanzler des Norddeutschen Bundes durch ihn geworden war, was er in dieser Zeit mit kurzen Unterbrechungen immer gewesen ist, der Mittelpunkt der zivilisierten

Welt Europas. Auch da, wo nur für eine Nacht Halt gemacht wurde, erhielt er, selbst rastlos thätig, seine Umgebung bis spät in fast nie abreißender Geschäftigkeit. Feldjäger kamen und gingen, Boten brachten Briefe und Telegramme und schafften solche fort. Die Räte verfaßten nach den Weisungen ihres Chefs Noten, Erlasse und Verfügungen, die Kanzlei kopierte, registrierte, chiffrierte und dechiffrierte. Von allen Richtungen der Windrose strömte Material in Berichten und Anfragen, Zeitungsartikeln u. dergl. herzu, und das meiste davon erheischte rasche Erledigung.

Die fast übermenschliche Befähigung des Kanzlers, zu arbeiten, schöpferisch, aufnehmend, kritisch zu arbeiten, die schwierigsten Aufgaben zu lösen, überall ohne Verzug das Rechte zu finden und das allein Geeignete anzuordnen, war vielleicht nie so bewundernswert wie während dieser Zeit, und sie war in ihrer Unerschöpflichkeit um so erstaunlicher, als nur wenig Schlaf die bei solcher Thätigkeit aufzuwendenden Kräfte ersetzte. Wie daheim stand der Minister auch im Felde, wenn nicht eine zu erwartende Schlacht ihn schon vor Tagesanbruch an die Seite des Königs und zum Heere rief, meist spät, in der Regel gegen zehn Uhr auf. Aber er hatte dann die Nacht durchwacht und war erst mit dem durchs Fenster scheinenden Morgenlicht eingeschlafen. Oft kaum aus dem Bette und noch nicht in den Kleidern, begann er bereits wieder zu denken und zu schaffen, Depeschen zu lesen und mit Anmerkungen zu versehen, Zeitungen zu studieren, den Räten und andern Mitarbeitern Instruktionen zu erteilen, Fragen vorzulegen und Aufgaben der verschiedensten Art zu stellen, selbst zu schreiben oder zu diktieren. Später waren Besuche zu empfangen oder war dem König Vortrag zu halten. Dann wieder Studium von Depeschen und Landkarten, Korrektur von befohlenen Aufsätzen, Niederschrift von Konzepten mit den bekannten großen Bleistiften, Abfassungen von Briefen, Informationen zu Telegrammen und Äußerungen in der Presse. Erst nach zwei, manchmal erst nach drei Uhr gönnte sich der Staatsmann eine kurze Erholung, indem er einen Spazierritt oder Spaziergang in die Nachbarschaft unternahm. Darauf wieder Arbeit, bis man zwischen fünf und sechs Uhr zum Mittagessen ging. Spätestens anderthalb Stunden

nachher war er wieder in seinem Zimmer am Schreibtisch, und häufig sah ihn noch die Mitternacht lesen oder Gedanken zu Papier bringen. Bei dieser Arbeit hatte der Kanzler noch Zeit, allabendlich oder nächtlich einen Abschnitt aus dem mitgeführten Andachtbuche „Die tägliche Erquickung für gläubige Christen" aus den „Täglichen Losungen und Lehrtexten der Brüdergemeinde" oder auch aus einem guten Roman zu lesen.

In einer Fülle von Einzelzügen vervollständigt das mehrmals erwähnte Buch von Moritz Busch, dem diese Schilderung entnommen ist*), das Bild des großen Kanzlers während jener Kriegszeit. Wir sehen ihn bei Tisch in lebhafter, meist heiterer Unterhaltung mit seiner Umgebung, sich an Humor, Witz und Anekdoten erfreuend, die er oder andere zum besten geben, hören ihn aus dem Reichtum seiner Erinnerungen in seiner eigenen Weise Denkwürdigkeiten erzählen oder über die gegenwärtige Lage sprechen. Wie ergötzlich muß es geklungen haben, als er von seiner Unterredung mit dem Erbprinzen von Augustenburg im Jahre 1864 erzählte: „Ich nannte ihn zuerst Hoheit und war überhaupt äußerst artig. Als ich ihm aber dann vom Kieler Hafen sprach, den wir brauchten, und er sagte, das könne ja wohl gar eine Quadratmeile betragen, was ich ihm allerdings bejahen mußte, und als er von unseren Forderungen wegen des Militärs auch nichts wissen mochte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulierte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl auf plattdeutsch, „dat wi dat Küken, dat wi utbrött hadden, ok den Hals ümdreihn kunnen".**) In rührender Weise tritt oft das weiche Kindesgemüt des gewaltigen eisernen Kanzlers hervor. Als er unterwegs bei Beaumont auf dem Marsche matt gewordene Bayern, gemeine Soldaten, sich in der Sonnenglut langsam fortschleppen sieht, ruft er dem nächsten zu: „Heda, Landsmann, wollen Sie einmal Kognak trinken?" Natürlich wollte er und ein anderer nach seinen sehnsüchtigen Blicken ebenfalls und ein dritter desgleichen, und so tranken sie und alle anderen jeder

*) „Graf Bismarck und seine Leute". Bd. 1, S. 8 ff.

**) „daß wir dem Küchlein, das wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehen könnten."

ſeinen Schluck aus des Miniſters, dann aus ſeines Begleiters Feldflaſche und bekamen jeder noch ſeine rechtſchaffene Zigarre. — „Vorige Nacht," erzählte er einmal bei Tiſche in Bar le Duc, „fragte ich die Schildwache draußen vor der Thür, wie es ihr ginge, und wie es mit dem Eſſen ſtünde, und da erfuhr ich, daß der Mann ſeit vierundzwanzig Stunden nichts gegeſſen hatte. Da ging ich hinein und ſuchte die Küche und ſchnitt ihm einen tüchtigen Knuſt Brot herunter und trugs ihm hinaus, was ihn ſehr vergnügt zu ſtimmen ſchien." Nicht ſelten ſchwebte der Kanzler während jener Zeit in ernſter Lebensgefahr, ſo mehrmals, wenn er allein auf einſamen Wegen im Feindeslande einherging oder ritt. In einer franzöſiſchen Zeitung wurde bald nach dem Kriege über Bismarcks Aufenthalt in Bar le Duc folgendes erzählt: „In einer Stadt des öſtlichen Frankreichs, welche die traurige Ehre hatte, einige Tage hindurch die höchſten Perſönlichkeiten der Invaſion zu beherbergen, ging der famoſe Bismarck, unbekümmert darum, daß die Verwünſchungen und das Erſtaunen des Volkes mit Fingern auf ihn wieſen, allein in den entlegenſten Quartieren der Stadt auf und nieder. Ein Mann, der durch häuslichen Kummer verbittert, und dem an ſeinem Leben nichts gelegen war, bat unter der Hand für ein Unternehmen, welches großes Aufſehen machen würde, um eine verborgene Waffe. Man verweigerte ihm dieſelbe, man zitterte, daß er eine ſolche finden könnte. Die Einwohner der Stadt waren eben entwaffnet worden. Tags darauf hatte ſich dieſer Mann gehenkt, und ſein Plan wurde mit ihm zu Grabe getragen. Und der Kanzler war allein in Uniform auf der Viehweide der oberen Stadt ſpazieren gegangen!" Die vielbewunderte Perſon des großen Kanzlers hatte übrigens etwas außerordentlich Achtunggebietendes auch für die Feinde, ſo daß ihm dieſelben nicht ſelten bewundernde Huldigung darbrachten.

Am 16. Auguſt war das Hauptquartier des Königs und mit ihm der Kanzler und ſeine Leute über Homburg und Saarbrücken in Pont à Mouſſon angekommen. Von ferne brüllte die Schlacht bei Mars la Tour-Vionville. Bismarck hörte den Kanonendonner und wußte, daß ſeine Söhne im Feuer ſtanden. Beide dienten, Herbert als Fähnrich, Wilhelm als Gefreiter, in demſelben Zuge der dritten

Schwadron des ersten Garde-Dragonerregiments, das an den blutigen Reiterkämpfen bei Vionville hervorragend beteiligt war. Voller Besorgnis um das Schicksal seiner Söhne ritt Bismarck in der Morgenfrühe des folgenden Tages mit dem Könige auf das Schlachtfeld hinaus, das, mit den Spuren des furchtbaren Kampfes bedeckt, einen ergreifenden Anblick bot. Er erfuhr von den unsterblichen Ruhmesthaten des Regiments seiner Söhne, aber auch von den schrecklichen Verlusten. Der Oberst desselben, von Auerswald, war in einem Todesritt gleich dem der Brigade Bredow tödlich verwundet, noch vor die Front seines Regiments gesprengt, hatte den tapferen Mannschaften Dank gesagt, ein Hoch auf den König ausgebracht, das Kommando dem nächsten Offizier übergeben und war dann nach dem Lazarette geritten, um bald darauf — zu sterben. Von den übrigen Offizieren des Regiments waren der Rittmeister Graf Westarp schwer verwundet, von Kleist, Prinz Reuß, Graf Schwerin, Thassilo von Treskow gefallen. Nach längerem Suchen traf Bismarck das stark gelichtete Regiment; er fragte nach seinen Söhnen. Man wies ihn nach dem Lazarett in Mariaville. Dort fand er beide Söhne; den älteren durch eine Kugel am Oberschenkel verwundet, den jüngeren bei ihm. Letzterer war, nachdem ihm das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, längere Zeit auf dem Schlachtfelde umhergeirrt, dann aber wieder zu seinem Regiment gestoßen. Froh bewegt sahen sich Vater und Söhne wieder. Während, wie hier schon erwähnt werden mag, Graf Herbert nach Mannheim gebracht wurde, wo er unter der sorgsamen Pflege der Mutter von seiner Wunde genas, zog sein jüngerer Bruder mit dem Heere weiter, wurde am 27. September zum Offizier befördert, that als solcher unter General von Manteuffel Ordonanzdienst in der Schlacht an der Hallue am 25. Dezember und erhielt bald darauf das Eiserne Kreuz, das dem verwundeten Bruder bereits am 2. September mit seiner Ernennung zum Offizier verliehen worden war.*)

*) Die Beförderung der Söhne Bismarcks erfolgte verhältnismäßig langsam. Der Kanzler äußerte sich Ende August in Bezug auf seinen zweiten Sohn zu einem seiner Begleiter: „Da können Sie sehen, wie wenig Nepotismus bei uns herrscht. Er dient nun schon zwölf Monate und hat es noch zu nichts gebracht, während andre nicht viel länger als vier Wochen dabei und schon zum Fähnrich vorgeschlagen

Am Morgen des 18. Auguſt begab ſich der Bundeskanzler im Gefolge des Königs auf die Höhe von Flavigny, um Zeuge des Kampfes um Gravelotte zu ſein. Das blutige Ringen begann, und es dauerte nicht lange, ſo befand ſich auch unſer Held mitten im Schlachtgewühl, erfriſchte die Verwundeten eigenhändig mit Waſſer und ſchwebte mehrmals gleich dem König in großer Lebensgefahr. Er ſelbſt ſchildert ſeine Erlebniſſe in jener entſcheidenden Stunde des furchtbaren Kampfes, als Moltke die ankommenden Pommern perſönlich in die Schlacht führte, alſo: „Ich hatte meine Pferde eben zu Waſſer geſchickt und ſtand in der Dämmerung bei einer Batterie, welche feuerte. Die Franzoſen ſchwiegen, aber während wir dachten, ihre Geſchütze wären demontiert, konzentrierten ſie nur ihre Kanonen und Mitrailleuſen ſeit einer Stunde zu einem letzten großen Vorſtoß. Plötzlich fingen ſie ein ganz fürchterliches Feuer an mit Granaten und ähnlichen Geſchoſſen — ein unaufhörliches Krachen und Rollen, Sauſen und Heulen in der Luft. Wir wurden vom Könige, den Roon zurückgeſchickt, abgeklemmt. Ich blieb bei der Batterie und dachte, wenn wir zurück müſſen, ſetzeſt du dich auf den nächſten Protzkaſten. Wir erwarteten nun, daß franzöſiſche Infanterie den Vorſtoß unterſtützen würde, und da hätten ſie mich gefangen nehmen können, wenn die Artillerie mich nicht mitgenommen hätte. Der Vorſtoß erfolgte aber nicht; endlich kamen meine Pferde, und ich machte mich fort, wieder zum Könige. Aber wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten. An der Stelle, wo wir hinritten, ſchlugen die Granaten ein, die vorher über uns weggeflogen waren. Am Morgen ſahen wir die Schweinskuhlen, die ſie aufgewühlt hatten. Da mußte denn der König noch weiter zurück, was ich ihm ſagte, nachdem die Offiziere mir das vorgeſtellt hatten.“ Und über die folgenden Stunden berichtet Bismarck: „Es war nun Nacht. Der König äußerte, daß er Hunger habe und etwas eſſen möchte. Da gab es wohl zu trinken — Wein und ſchlechten Rum von einem Marketender — aber

---

ſind. Ich habe mich erkundigt, ob er ſich was hat zu ſchulden kommen laſſen, betrunken geweſen ſei u. dergl.; aber nichts; er hat ſich ganz gut geführt und iſt bei dem Reiterkampf von Mars la Tour ſo brav wie ſonſt nur einer mit auf das franzöſiſche Karree losgeritten.“

nichts zu beißen als trocken Brot. Endlich trieben sie im Dorfe Rezonville ein paar Koteletten auf, gerade genug für den König, aber nichts für seine Umgebung, und so mußte ich mich nach etwas anderem umsehen. Ich hatte den ganzen Tag nichts als Kommisbrot und Speck gehabt. Jetzt kriegten wir ein paar Eier — fünf oder sechs. Die andern wollten sie gekocht; ich aber esse sie gern roh, und so unterschlug ich ein paar und zerschlug sie an meinem Degenknopf, was mich sehr erfrischte. Als es dann wieder Tag geworden war, genoß ich das erste Warme seit 36 Stunden — es war eine Erbssuppe, die mir General Göben gab; sie schmeckte aber ganz vortrefflich. Später gab es noch ein gebratenes Huhn, an dessen Zähigkeit aber der beste Zahn verzweifelte. Mit dem Nachtquartier war es auch solche zweifelhafte Sache. Majestät wollte im Wagen schlafen, zwischen toten Pferden und Schwerverwundeten. Er fand später Unterkommen in einer Kabache. Der Bundeskanzler mußte sich wo anders unter Dach zu bringen suchen. Der Erbe eines der mächtigsten deutschen Potentaten (der junge Erbgroßherzog von Mecklenburg) hielt bei dem gemeinsamen Wagen Wache, daß nichts gestohlen wurde, und ich machte mich mit Sheridan auf, um nach einer Schlafstelle zu rekognoszieren. Wir kamen an ein Haus, das noch brannte, und da war es zu heiß. Ich fragte in einem andern nach — voll von Verwundeten. In einem dritten — auch voll Verwundeter. Ebenso hieß es in einem vierten; ich ließ mich hier aber nicht abweisen. Ich sah oben ein Fenster, wo es dunkel war. ‚Was ist denn das da oben?‘ erkundigte ich mich. ‚Lauter Verwundete!‘ — ‚das wollen wir doch untersuchen‘, und ich ging hinauf, und siehe da, drei leere Bettstellen mit guten, wie es schien, ziemlich reinlichen Strohmatratzen. Wir machten Nachtquartier, und ich schlief ganz gut.“

Der Leiter der Staatskunst hatte sich, wie schon aus dieser Schilderung hervorgeht, während des ganzen Feldzuges eines sehr rücksichtsvollen Entgegenkommens seitens vieler Vertreter der Kriegskunst gerade nicht zu erfreuen. So war an jenem Abend in Rezonville gar keine Not um Unterkommen gewesen. Ein General hatte beispielsweise in einem für Bazaine eingerichteten Landhause ein höchst vortreffliches

Nachtquartier mit guten Betten, Sekt im Keller und einer wohlgefüllten Speisekammer gefunden, wo er sich mit seinen Kameraden bei einer köstlichen Abendtafel gütlich gethan hatte.

Während nun dem Prinzen Friedrich Karl die Aufgabe zufiel, mit der I. und einem Teile seiner II. Armee Metz zu umschließen und den

Kronprinz Albert von Sachsen.

Feind darin festzuhalten, und General Steinmetz, der gewaltsame Stürmer von Spichern, seines Kommandos enthoben, zum Generalgouverneur der Provinz Posen ernannt wurde, zogen die anderen deutschen Heeresscharen auf ihrer Siegesbahn weiter nach Paris zu.

Eine neugebildete IV. Armee, deren Führung der Kronprinz Albert von Sachsen übernahm, sollte mit der III. Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Fühlung gewinnen und gemeinsam mit

dieser dem Heere Mac Mahons nachjagen. An die Spitze dieser vereinigten Heere stellte sich der König Wilhelm selbst.

Am 23. August brach das Hauptquartier des Königs von Pont à Mousson auf, mit ihm der Kanzler und sein diplomatischer Stab. Westwärts gings über Commercy nach Bar le Duc. Unterwegs in der Gegend von Gironville führt die Straße einen steilen Hügel hinauf. Die Insassen der Wagen außer dem Könige stiegen aus, um es den Pferden bequemer zu machen. Der Kanzler schritt in seinen großen Aufschlagstiefeln eine Viertelstunde lang hinter dem Wagen her, neben ihm Moltke. „Der größte Kriegskünstler unserer Tage," bemerkt ein Augenzeuge hierzu, „wanderte an der Seite des größten Staatsmannes der Zeit auf französischen Landstraßen hin — auf Paris zu, und ich wette darauf, daß beide darin in dem Augenblicke nicht einmal etwas Besonderes fanden."

Am 25. August faßte Moltke in Bar le Duc, während er sich auf den alten Wällen der ehedem befestigten Stadt erging, den genialen Plan*) zu der berühmten Rechtsabschwenkung nach Norden, wodurch es gelang, das heimlich auf [illegible] der belgischen Grenze zur Entsetzung Bazaines gen Metz ziehende Heer Mac Mahons, zu welchem sich der Kaiser Napoleon geflüchtet, bei Beaumont [illegible] ereilen und tags darauf bei Sedan zu vernichten.

Es war an jenem denkwürdigen 1. September 1870, als Bismarck in der Umgebung seines Königs auf der Höhe von Frénois stand und auf das furchtbare Kesseltreiben der von Moltke geleiteten deutschen Scharen und das Verzweiflungsringen des letzten Napoleonischen Heeres herabsah. Er war Zeuge des großen Augenblicks, da der französische General Reille den Brief des samt seinem Heere unentrinnbar eingefangenen Kaisers überbrachte, worin derselbe dem König Wilhelm seinen Degen zu Füßen legte. Er nahm als Vertreter der deutschen Staatskunst an den Kapitulationsverhandlungen teil, welche während der folgenden Nacht in dem Schlößchen Donchery stattfanden. Auf

*) Eingehende Schilderung dieses Vorgangs wie überhaupt der hier nur angedeuteten Kriegsereignisse in strategischer und taktischer Hinsicht finden sich in dem im gleichen Verlage erschienenen vortrefflichen Werke: „Graf Moltke" von Hermann Müller-Bohn, auf welches hier empfehlend verwiesen sei. Der Verfasser.

Capt. d'Orcey. General Faure. General Castelnau. General v. Wimpffen. General v. Podbielsky. General v. Moltke. Graf v. Bismarck. Hauptmann v. Winterfeldt. Rittm. Graf Nostiz. Major Krause. Oberstl. Bronsart von Schellendorf. Oberstl. Verdy du Vernois. Major Blume. Major de Claer.

Kapitulationsverhandlungen zu Donchery in der Nacht vom 1. zum 2. September 1870. Von Anton von Werner.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

dem Wege dorthin vereinbarte er mit Moltke die Bedingungen, welche den Besiegten auferlegt werden sollten. Man beschloß, auf Kriegsgefangenschaft des ganzen feindlichen Heeres zu bestehen. Es war um 10 Uhr abends, als die Verhandlungen begannen, bei denen deutscherseits die Generale Freiherr von Moltke, Graf Bismarck und von Podbielski nebst einigen Adjutanten, französischerseits der General Graf Wimpffen, der an Stelle des in der Schlacht verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl geführt hatte, sowie die Generale Faure und Castelnau nebst ihren Adjutanten vertreten waren. In verzweifelter Gemütsstimmung waren die französischen Kriegsmänner in Donchery angekommen, der führende General noch uneins mit sich selbst, in welcher Weise er die verlorene Sache seines Kaisers am besten führen solle. „Ich legte mir," so berichtet er selbst, „die Frage vor, ob es geraten sei, in Anwesenheit anderer Personen mit dem General von Moltke und dem Grafen Bismarck, also mit den beiden bedeutendsten Männern der Gegenwart — jeder auf seinem Gebiet — zu unterhandeln. Aber nur einen Augenblick beschlich mich dieser Zweifel, den ich sogleich als meiner unwürdig zurückdrängte, entschlossen die Unterredung zu führen."

In der Schilderung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses folgen wir den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, des französischen Rittmeisters d'Orcey, welcher sich in der Umgebung des Generals von Wimpffen befand.

Die Verhandlungen wurden in einem Zimmer des Erdgeschosses in dem genannten Schlosse geführt. In der Mitte des Gemachs stand ein viereckiger Tisch mit roter Decke. An der einen Seite desselben nahm General von Moltke, links neben ihm Graf Bismarck, rechts General von Podbielski, ihnen gegenüber General von Wimpffen mit seinen beiden Genossen Platz. Von den preußischen Offizieren, deren noch sieben oder acht zugegen waren, stellte sich einer auf den Wink des Generals von Podbielski neben den Kamin, um, auf die Krönung desselben gestützt, eine Art Protokoll zu führen.

Ein minutenlanges Schweigen trat ein. Man fühlte, daß General von Wimpffen in Verlegenheit war, wie er das Gespräch einleiten sollte; aber General von Moltke blieb unbeweglich und war entschlossen, seinem Gegner das erste Wort zu überlassen.

„Es würde mir lieb sein," begann von Wimpffen endlich, „die Bedingungen kennen zu lernen, die Se. Majestät der König von Preußen gewillt ist, uns zu bewilligen."

„Sie sind einfach genug," erwiderte General von Moltke. „Die Armee ist kriegsgefangen mit Waffen und Gepäck; man wird den Offizieren in Anerkennung ihrer tapfern Haltung den Degen lassen, aber sie sind kriegsgefangen wie die Truppen."

„Diese Bedingungen sind hart," entgegnete General von Wimpffen; „die Haltung der französischen Armee hätte vielleicht bessere verdient. Wäre nicht eine Kapitulation auf folgende Abmachungen hin einzuleiten: Der Platz und seine Artillerie wird übergeben; die Armee behält ihre Waffen, Fahnen, Gepäck, unter der Zusage, in diesem Kriege nicht ferner gegen Preußen zu dienen; der Kaiser und die Generale verpflichten sich für die Armee, die Offiziere für sich selbst; Preußen bestimmt den Teil Frankreichs (wenn nicht Algier vorgezogen wird), wohin sich die Armee bis zum Friedensschlusse zurückzuziehen hat." Wimpffen fügte noch einiges Weitere hinzu; als er inzwischen wahrnahm, daß sein Gegner unerbittlich blieb, versuchte er ein Bild der besonderen Vorkommnisse und Verlegenheiten zu entrollen, die ihn in das Oberkommando einführten und während desselben begleiteten; alsbald indessen wahrnehmend, daß dieser Appell an die menschliche Teilnahme des Gegners wirkungslos blieb, nahm er einen lebhafteren Ton an und erklärte: „Im übrigen, General, wenn keine anderen Zugeständnisse gemacht werden können, so sehe ich mich außer stande, Ihre Bedingungen anzunehmen. Ich werde an meine Armee und an das Glück der Schlachten noch einmal appellieren, und entweder mich durchzuschlagen oder in Sedan mich zu verteidigen wissen."

Hier unterbrach ihn General von Moltke: „Ich bin voll großer und besonderer Hochachtung vor Ihrer Person; ich würdige die Schwierigkeiten Ihrer Lage, und ich bedauere, Ihren Forderungen nicht nachkommen zu können; was aber einen erneuten Durchbruchsversuch oder Ihren Entschluß angeht, sich in Sedan zu verteidigen, so muß ich Ihnen bemerken, daß das eine so unmöglich ist wie das andere. Gewiß, Sie haben noch immer über Bruchteile einer ausgezeichneten Armee

Verfügung, Ihre Kern-Truppen sind ersten Ranges, aber ein großer Teil Ihrer Infanterie ist demoralisiert, denn wir haben heute im Laufe des Tages über 20 000 unverwundete Gefangene gemacht. Sie haben noch 80 000 Mann; wir stehen Ihnen mit 240 000 Mann und 500 Geschützen gegenüber; bestimmen Sie einen Ihrer Offiziere, der sich von der Genauigkeit meiner Angaben überzeugen mag. Sie können nicht durch und können sich ebensowenig in Sedan halten, denn Sie haben keine Munition mehr und nur Lebensmittel auf 48 Stunden."

General von Wimpffen, als er seinen Gegner so wohl unterrichtet sah, suchte ihm von anderer Seite her beizukommen. „Ich möchte doch glauben," so fuhr er fort, „daß es auch, vom politischen Standpunkte aus angesehen, sich empfehlen würde, der mir unterstellten Armee ehrenvollere Bedingungen zu gewähren. Sie wünschen den Frieden, und über kurz oder lang werden Sie ihn haben. Was die französische Nation vor allem kennzeichnet, ist ihre hochherzige und ritterliche Gesinnung; eine solche Gesinnung aber ist allemal erkenntlich für Akte des Edelmuts, denen sie begegnet. Verfahren Sie umgekehrt, schreiten Sie zu den härtesten Maßregeln, so wecken Sie Zorn und Haß in den Herzen aller unserer Soldaten und verletzen die Eigenliebe der Nation aufs empfindlichste. All die alten Leidenschaften und Gegensätze werden wieder wachgerufen und Sie geraten in Gefahr, einen nicht endenwollenden Krieg zwischen Preußen und Frankreich entbrennen zu sehen."

Hier fiel Graf Bismarck ein: „Ihre Beweisführung, Herr General, scheint beim ersten Anblick ernstlich zu sein, aber sie scheint es nur und ist im Grunde unhaltbar. Man muß im allgemeinen sehr wenig an die Dankbarkeit glauben, und am allerwenigsten an die Dankbarkeit eines Volkes. Man kann zur Not an die wohlwollenden Gesinnungen eines Herrschers und seiner Familie glauben, ja man kann ihnen unter Umständen ein vollkommenes Vertrauen schenken; aber, ich wiederhole es, von der Dankbarkeit einer Nation ist nichts zu erwarten. Wenn das französische Volk ein Volk wie ein anderes wäre, wenn es dauerhafte Einrichtungen hätte, wenn es, wie das unsrige, Verehrung und Achtung vor seiner Regierungsform und einem Fürsten hätte, welcher fest auf seinem Throne sitzt, so könnten wir an die Dankbarkeit des

Kaiſers und ſeines Sohnes glauben und auf dieſe Dankbarkeit Wert legen; aber in Frankreich ſind ſeit achtzig Jahren die Regierungsformen ſo wenig dauerhaft geweſen, ſie haben mit einer ſo ſeltſamen Raſchheit gewechſelt, daß es von ſeiten einer benachbarten Nation Unverſtand ſein würde, Hoffnungen auf die Freundſchaft eines franzöſiſchen Herrſchers zu bauen. Überhaupt aber würde es Thorheit ſein, ſich einzubilden, daß Frankreich uns unſere Erfolge verzeihen könnte. Sie ſind ein über die Maßen eiferſüchtiges, reizbares und hochmütiges Volk. Seit zwei Jahrhunderten hat Frankreich dreißigmal Deutſchland den Krieg erklärt, und diesmal wie immer aus Eiferſucht, weil man uns unſeren Sieg von Sadowa nicht verzeihen konnte, obgleich dieſer Sieg Frankreich und ſeinem Ruhme keinen Eintrag gethan hatte. Aber es ſcheint, daß der Sieg ein dem franzöſiſchen Volke allein gehörendes Vorrecht, daß er ein Monopol für dasſelbe iſt. Man konnte uns Sadowa nicht verzeihen, und man würde uns Sedan verzeihen? Nimmermehr! Wenn wir jetzt den Frieden ſchlöſſen, in fünf Jahren, in zehn Jahren, ſobald Frankreich es vermöchte, würde es den Krieg wieder anfangen. Das iſt die Dankbarkeit, die wir von der franzöſiſchen Nation zu erwarten haben. Wir ſind im Gegenſatz dazu eine friedliebende Nation, welche in Ruhe zu leben wünſcht und leben würde, wenn man uns nicht fortwährend reizte. Heute iſt es genug. Frankreich muß für ſeinen eroberungsluſtigen und ehrgeizigen Charakter gezüchtigt werden; wir wollen ausruhen, wir wollen die Sicherheit unſerer Kinder wahren, und dazu iſt es nötig, daß wir zwiſchen Frankreich und uns eine Schutzwehr, ein Gebiet, Feſtungen und Grenzen haben, die uns für immer gegen einen Angriff ſchützen!“

General von Wimpffen ſuchte hierauf geltend zu machen, daß Graf Bismarck ein früheres Frankreich, etwa das Frankreich von 1815 geſchildert habe. Alle dieſe Dinge hätten ſeitdem eine große Wandlung erfahren; jeder ſtrebe nach Wohlleben, nicht nach Ruhm und Krieg, und der Wunſch der Nation ginge in der That dahin, eine Verbrüderung der Völker auszurufen. Ein Blick auf England beweiſe am beſten, wie ſehr das gegenwärtige Frankreich von dem vergangenen verſchieden ſei. Die Engländer ſeien jetzt die beſten Freunde der Franzoſen. So

würde sich auch das Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland gestalten, wenn Deutschland verstände, edelmütig zu sein.

An dieser Stelle ergriff Graf Bismarck, nachdem er schon vorher durch Mienen und Bewegungen seine Zweifel an den Auslassungen des Generals von Wimpffen ausgedrückt hatte, abermals das Wort: „Ich kann nicht zugeben, General, daß sich diese Dinge zum Besseren geändert hätten. Es war auch diesmal wieder Frankreich, welches den Krieg wollte; lediglich um der Ruhmsucht der Nation zu fröhnen und dadurch mittelbar die erschütterte Herrschermacht zu befestigen, lediglich aus diesem Grunde wurden wir durch den Kaiser herausgefordert. Wir wissen sehr wohl, daß ein vernünftiger, in seinem Kerne gesunder Bruchteil Ihres Volkes diesen Krieg nicht wollte; aber auch diese ruhigeren Elemente gaben schließlich ohne sonderliches Widerstreben nach. Wir wissen auch, daß es nicht die Armee war, die vor allem zum Kriege drängte, es war vielmehr die Partei, die in Ihrem Lande die Regierungen macht und stürzt. Das Straßenvolk und die Journalisten (und dies letzte Wort betonte er), die sind es, denen wir eine Lektion erteilen müssen. Und deshalb müssen wir nach Paris. Das Glück der Schlachten hat uns die besten Soldaten, die besten Offiziere der französischen Armee überliefert; sie in Freiheit setzen, um sie aufs neue gegen uns marschieren zu sehen, wäre Wahnsinn. Es würde den Krieg verlängern und dem Interesse beider Völker widersprechen. Nein, General, alle Teilnahme, die uns Ihre persönliche Lage einflößt, alle gute Meinung, die wir von Ihrer Armee hegen, — beides darf uns nicht bestimmen, von den Bedingungen zurückzutreten, die wir gestellt haben."

„Wohlan denn," erwiderte General von Wimpffen, „da es mir in gleicher Weise unmöglich ist, diese Bedingungen anzunehmen, so möge der Kampf aufs neue beginnen."

An dieser Stelle nahm General von Castelnau das Wort. Er bemerkte mit zögernder Stimme: „Ich halte den Augenblick für gekommen, mich meines Auftrages zu entledigen. Der Kaiser hat mich beauftragt, Sr. Majestät dem König Wilhelm zu bemerken, daß er ihm seinen Degen ohne Bedingung geschickt und sich durchaus persönlich ihm ergeben

habe, aber nur in der Hoffnung, daß dies den König bewegen werde, der französischen Armee eine ehrenhafte Kapitulation zu bewilligen."

„Ist das alles?" fragte Herr von Bismarck.

„Ja."

„Aber, welcher Degen ist es, den der Kaiser überreicht hat? Ist es der Degen Frankreichs oder sein Degen? In dem ersteren Falle könnten die Bedingungen bedeutend verringert werden, und Ihre Sendung würde von der größten Wichtigkeit sein!"

„Es ist einfach der Degen des Kaisers."

„In diesem Falle," bemerkte rasch und fast mit Freudigkeit General von Moltke, „ändert es nichts an den Bedingungen." Und er fügte hinzu: „Der Kaiser wird für seine Person alles erhalten, was ihm belieben wird zu verlangen."

Auf diese Worte des Generals von Moltke wiederholte von Wimpffen nur: „So werden wir denn die Schlacht wieder aufnehmen."

„Um 4 Uhr früh läuft der Waffenstillstand ab. Ich werde um diese Stunde das Feuer auf die Stadt eröffnen lassen."

Die Unterhandlungen waren am Ende; alles schien gescheitert; die Pferde wurden befohlen. Niemand sprach; es war ein eisiges Schweigen.

In diesem Augenblick nahm Graf Bismarck noch einmal das Wort: „Ja, General, Sie verfügen über tapfere Soldaten und Ihre erneuten Anstrengungen werden uns neue, herbe Verluste verursachen; aber wozu kann es dienen? Morgen abend werden Sie nicht weiter sein als heute, und nur das Bewußtsein wird Sie begleiten, das Blut Ihrer und unserer Soldaten nutzlos vergossen zu haben. Soll eine augenblickliche Verstimmung über das Schicksal dieser Konferenz entscheiden? General von Moltke wird Ihnen, wie ich hoffe, den Beweis führen, daß jeder Widerstand von Ihrer Seite vergeblich ist."

Man setzte sich wieder. General von Moltke nahm das Wort: „Ich bestätige aufs neue, daß ein Durchbrechungsversuch nie und nimmer gelingen kann; denn abgesehen von unserer großen Überlegenheit an Truppen und Artillerie, verfügen wir auch über Stellungen, von denen aus wir im stande sind, Sedan in zwei Stunden in Brand zu schießen."

„O, diese Stellungen sind nicht so stark, wie Sie sie schildern," unterbrach von Wimpffen.

„Sie sind in der Ortskunde der Umgebungen von Sedan nicht genug bewandert," fuhr General von Moltke fort, „und hier ist so recht ein Fall gegeben, um die Einbildungen Ihrer Nation an einem Musterbeispiel zu zeigen. Bei Beginn des Feldzuges sind nur Karten von Deutschland an alle Offiziere der französischen Armee verteilt worden, und so haben sie sich selber des Mittels beraubt, im entscheidenden Augenblicke sich im eigenen Lande zurechtfinden zu können. Es ist wie ich gesagt habe: unsere Stellungen sind nicht nur sehr stark, sie sind unangreifbar."

General von Wimpffen fand keine Antwort; er fühlte zu sehr die Wahrheit dessen, was gesagt worden war. Nach einer Pause bemerkte er: „Ich würde gern von dem Anerbieten Nutzen ziehen, das Sie mir, General, bei Beginn unserer Unterredung gemacht haben; gestatten Sie mir, zur Kenntnisnahme ihrer Positionen einen meiner Offiziere absenden zu dürfen. Nach seiner Rückkehr will ich meine Entscheidung treffen."

„Schicken Sie niemanden, es ist nutzlos," erwiderte General von Moltke trocken, „Sie können mir glauben. Überdies bleibt nicht viel Zeit mehr zu Überlegungen. Es ist Mitternacht; um 4 Uhr früh läuft der Waffenstillstand ab, und ich kann Ihnen keine längere Frist bewilligen."

„Unter allen Umständen kann ich eine so wichtige Entscheidung nicht allein treffen," entgegnete von Wimpffen, „ich muß meine Generale zu Rate ziehen. Wo soll ich sie zu dieser Stunde in Sedan finden? Eine bestimmte Antwort bis um 4 Uhr zu geben, ist unmöglich; eine kurze Verlängerung des Waffenstillstandes scheint mir unerläßlich zu sein."

Als General von Moltke dies verweigerte, neigte sich Graf Bismarck etwas nach rechts und flüsterte ihm einige Worte zu, die darauf hinwiesen, daß der König erst um 9 Uhr einträfe, und daß es nötig sein werde, dies Eintreffen abzuwarten. General von Moltke wandte sich nach diesem kurzen, in gedämpfter Stimme geführten Zwiegespräch an von Wimpffen, um ihm mitzuteilen, daß der Waffenstillstand bis 9 Uhr verlängert werden solle.

Hiernach war die Konferenz im wesentlichen beendet; was noch gesprochen wurde, betraf einige Einzelheiten, für den Fall eines Zustandekommens der Kapitulation.

Es war 1 Uhr nachts, als sich die Bevollmächtigten, ohne zu einer Verständigung gelangt zu sein, trennten. Bismarck hatte kaum ein paar Stunden geschlafen, so wurde er in aller Morgenfrühe schon wieder geweckt. Vor der Thür seines Quartiers in dem Städtchen Donchery hielt der General Reille, der ihm meldete, daß der Kaiser Napoleon ihn zu sprechen wünsche und sich bereits auf dem Wege befinde. Wenige Minuten darauf bestieg Bismarck sein Pferd und ritt aus der Stadt hinaus auf Sedan zu. In der Gegend von Frénois traf er den Kaiser. Eine seltsame Begegnung war es, welche hier auf der offenen Landstraße von Sedan nach Donchery stattfand. Was hatte zu dieser Scene in der gewaltigen Sedantragödie, welche der Künstler in unserm Bilde mit ergreifender Wahrheit darstellt, geführt?

Als die französischen Bevollmächtigten nach Sedan zurückgekehrt waren, hatte sich Wimpffen sogleich nach dem Schlosse begeben, in welchem der Kaiser wohnte. Derselbe wurde aus dem Schlafe geweckt, und kurze Zeit darauf stand der Oberbefehlshaber seines Heeres vor ihm. „Sire," sagte er erregt, „man legt uns harte Bedingungen auf; ich habe vergeblich bessere zu erlangen getrachtet. Nur Eure Majestät können uns möglicherweise aus dieser Lage befreien." „General," antwortete der Kaiser, „um 5 Uhr begebe ich mich in das deutsche Hauptquartier und werde sehen, ob der König uns günstiger gesonnen ist." Der Morgen des 2. Septembers zog dämmernd herauf, als sich der Kaiser auf die Fahrt nach Donchery begab, um Schonung und Gnade von dem obersten Kriegsherrn des siegreichen Heeres zu erbitten. Welche Gedanken und Gefühle mögen das Innere des gestürzten Gewalthabers durchwogt haben, als sein Wagen durch das mit Blutopfern und Trümmern bedeckte Schlachtfeld dahinfuhr.

„Sieh dort empor die bleichen Schatten steigen,
Die ernst und lautlos dir vorüberfliehn!
Erkennst du sie, regt dein Gewissen sich? —
Cäsar, die Toten grüßen dich!"

Begegnung Napoleons III. mit Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan auf der Straße Sedan-Donchery.

Von W. Camphausen.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Des Kaisers Weg zu dem milden König Wilhelm führte an der Thür des eisernen deutschen Kanzlers, an der des noch härteren Schlachtenmeisters Moltke vorüber. Malen wir uns die Vorgänge jenes Morgens in Donchery im Anschluß an des Künstlers Bild und nach der schlichten, markigen Schilderung des Haupthelden in diesem Drama nun weiter aus! Bismarck erzählt:

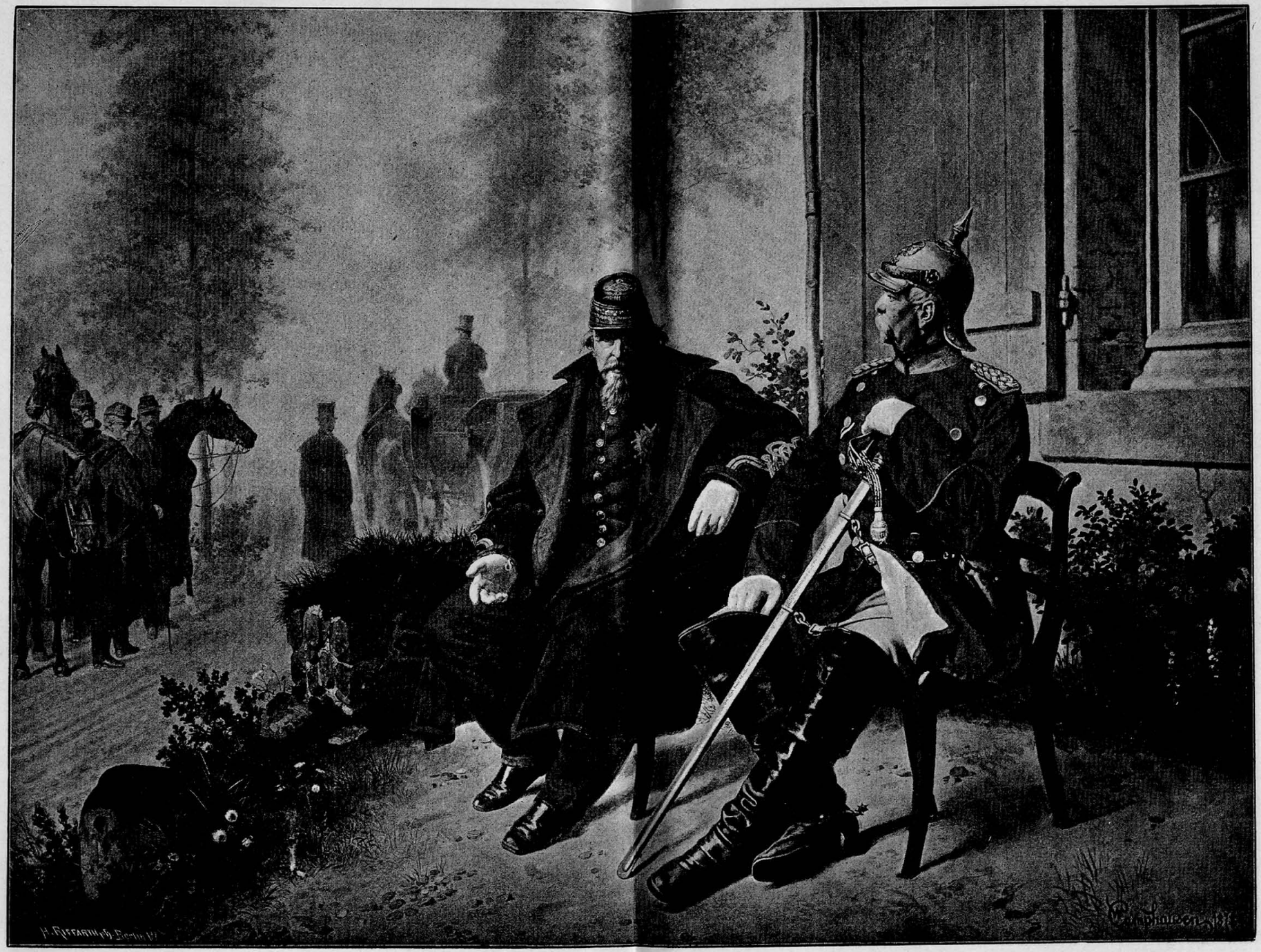
„Der Kaiser saß mit drei Offizieren in einer zweispännigen Kutsche, und drei andere waren zu Pferde bei ihm. Ich kannte davon nur Reille, Castelnau, Moscava und Vaubert. Ich hatte meinen Revolver umgeschnallt und sein Auge haftete einen Moment daran. Ich grüßte militärisch, er nahm die Mütze ab, und die Offiziere thaten das gleichfalls, worauf ich sie auch zog, obwohl das gegen das Reglement ist. Er sagte: ‚Couvrez-vous donc!‘ — Ich behandelte ihn durchaus wie in St. Cloud und fragte nach seinen Befehlen. Er erkundigte sich, ob er den König sprechen könne. Ich sagte ihm, das sei unerfüllbar, da Seine Majestät drei Meilen von hier entfernt sein Quartier habe. Ich wollte aber nicht, daß er eher mit ihm zusammenkäme, als bis wir wegen der Kapitulation mit ihm im Reinen wären. Dann fragte er, wo er bleiben könne, was darauf hindeutete, daß er nicht nach Sedan zurückkehren konnte, indem er dort Unannehmlichkeiten erfahren hatte oder befürchtete. Die Stadt war voll betrunkener Soldaten, die den Einwohnern sehr beschwerlich fielen. Ich bot ihm mein Quartier in Donchery an, welches ich sogleich räumen wollte. Er nahm das an. Aber ein paar hundert Schritte vor dem Orte ließ er halten und meinte, ob er nicht in dem Hause, das dort war, bleiben könnte. Ich schickte meinen Vetter hinein, der mir inzwischen nachgeritten war, und sagte nach dessen Bericht, es wäre sehr ärmlich. Er antwortete, das schade nichts. Ich stieg nun, nachdem er hinübergegangen und wieder zurückgekommen war, da er wahrscheinlich die Treppe, die hinten hinaufging, nicht gefunden hatte, mit ihm hinauf in den ersten Stock, wo wir in ein kleines einfenstriges Zimmer traten. Es war das beste im Hause, hatte aber nur einen fichtenen Tisch und zwei Binsenstühle.

„Hier hatte ich nun eine Unterredung mit ihm, die fast drei Viertelstunden dauerte. Er beklagte zuerst diesen unseligen Krieg, den

er nicht gewollt habe. Er sei zu ihm durch den Druck der öffentlichen Meinung genötigt worden. Ich entgegnete, auch bei uns hätte niemand und am wenigsten der König den Krieg gewünscht. Wir hätten die spanische Frage eben als eine spanische angesehen und nicht als eine deutsche, und wir hätten von den guten Beziehungen des fürstlich Hohenzollernschen Hauses zu ihm erwartet, daß dem Erbprinzen eine Verständigung mit ihm leicht fallen würde. Dann kam er auf die gegenwärtige Lage zu sprechen. Er wollte dabei vor allem eine günstigere Kapitulation. Ich erklärte, auf Verhandlungen hierüber nicht eingehen zu können, da dies eine rein militärische Frage sei, bei der Moltke entscheiden müsse. Dagegen ließe sich über einen etwaigen Frieden sprechen. Er antwortete, er sei Gefangener und folglich nicht in der Lage, hier sich zu entscheiden, und als ich darauf fragte, wen er hierin für befugt hielte, verwies er mich an die Pariser Regierung. Ich bemerkte ihm, daß sich dann die Dinge seit gestern nicht geändert hätten, und daß wir darum auf unseren alten Forderungen in betreff der Armee bestehen müßten, um ein Pfand dafür zu haben, daß die Resultate der gestrigen Schlacht uns nicht verloren gingen. Moltke, der mittlerweile, von mir benachrichtigt, eingetroffen war, hatte dieselbe Meinung und begab sich zum Könige, um ihm das zu sagen."

Von dem seit dem Morgen des 2. September 1870 zu den weltgeschichtlichen Örtlichkeiten gehörenden Schauplatz jenes Vorganges giebt ein Augenzeuge folgende Beschreibung: „Etwa achthundert Schritt von der Maasbrücke bei Donchery rechts von der mit Pappeln bepflanzten Chaussee steht ein einzelnes Haus, das damals von dem Weber Fournais aus Belgien bewohnt war. Es war gelblich angestrichen, zweistöckig und hatte vier Fenster in der Front. Daneben befand sich ein weißblühendes Kartoffelfeld, während rechts über dem Wege nach dem etwa fünfzehn Schritt von der Straße entfernten Hause einige Büsche standen. Hier fand die weitere Unterredung des Kaisers und des Kanzlers, während beide auf den herausgebrachten Binsenstühlen saßen, statt, wie unser Bild die Scene darstellt.

„Draußen vor dem Hause", erzählt Bismarck weiter, „lobte der Kaiser unsere Armee und ihre Führung, und als ich ihm darauf zu-



Napoleon III. und Fürst Bismarck am Morgen nach der Schlacht bei Sedan vor dem Weberhäuschen bei Donchery.

Von W. Camphausen.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

gab, daß die Franzosen sich ebenfalls gut geschlagen hätten, kam er auf die Kapitulationsbedingungen zurück und fragte, ob es nicht möglich sei, daß wir die in Sedan eingeschlossenen Korps über die belgische Grenze gehen und dort entwaffnen und internieren ließen. Ich versuchte ihm nochmals begreiflich zu machen, daß dies eine Sache der Militärs sei und nicht ohne Einverständnis mit Moltke entschieden werden könne. Auch habe er soeben erklärt, als Gefangener die Regierungsgewalt nicht ausüben zu können, und so könnten Verhandlungen über derartige Fragen nur mit dem in Sedan kommandierenden General geführt werden.

„Inzwischen hatte man auch nach einem besseren Unterkommen für ihn gesucht, und die Offiziere des Generalstabes hatten gefunden, daß das Schlößchen Bellevue bei Frénois, wo ich ihm zuerst begegnet war, zu seiner Aufnahme geeignet, auch noch nicht mit Verwundeten belegt sei. Ich sagte ihm das und riet ihm, dahin überzusiedeln, da es in dem Weberhause unbequem sei, und er vielleicht der Ruhe bedürfe. Wir würden den König benachrichtigen, daß er dort sei. Er ging darauf ein, und ich ritt nach Donchery zurück, um mich umzukleiden. Dann geleitete ich ihn mit einer Ehrenwache, welche eine Schwadron des ersten Kürassierregiments stellte, nach Bellevue. Bei den Verhandlungen, die hier begannen, wollte der Kaiser den König haben — er dachte wohl an Weichheit und Gutmütigkeit —, doch wünschte er auch, daß ich teilnehme. Ich dagegen war entschlossen, daß die Militärs, die härter sein können, das allein abmachen sollten, und so sagte ich, als wir die Treppe hinaufgingen, zu einem Offizier leise, er möge mich nach fünf Minuten abrufen — der König wolle mich sprechen, was denn auch geschah. In betreff des Königs teilte man ihm mit, daß er diesen erst nach Abschluß der Kapitulation sehen könne. So wurde die Angelegenheit zwischen Moltke und Wimpffen geordnet, ungefähr so, wie wir es am Abend vorher gewollt hatten. Dann kamen die beiden Majestäten zusammen. Als der Kaiser darnach wieder heraustrat, standen ihm die dicken Thränen in den Augen. Gegen mich war er ruhiger und durchaus würdig gewesen."

Es wird berichtet, daß zwei Tage später an dem kleinen Weberhäuschen, in dem Napoleon und Bismarck, „die gefallene und die auf-

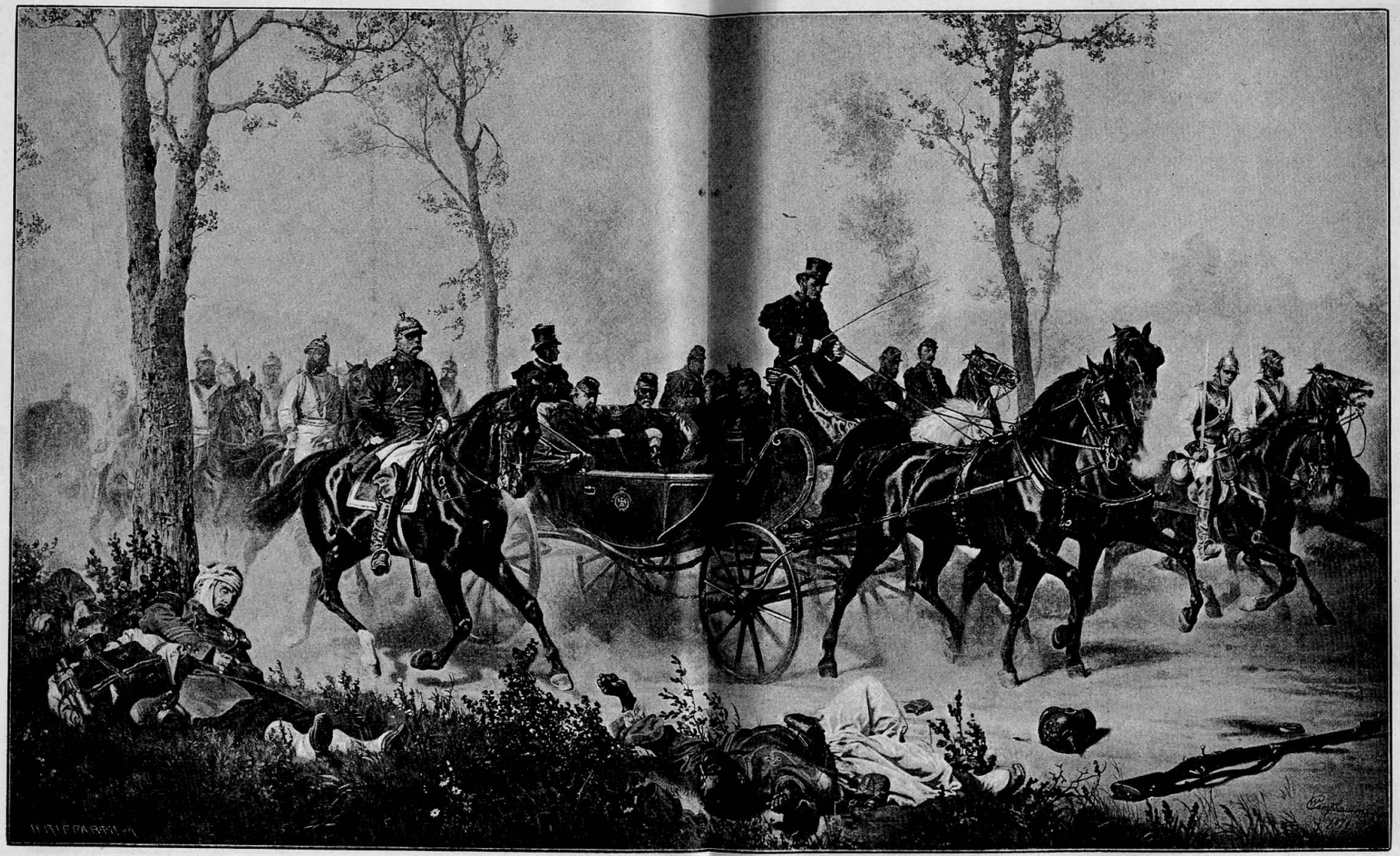
steigende Größe", nebeneinander gesessen hatten, fast alle Blumen und Zweige der an der Vorderwand des Häuschens stehenden Büsche abgepflückt gewesen seien. Jeder, der dort vorübergekommen, hatte sich ein Andenken an den Ort mitgenommen. Von den beiden Binsenstühlen ist der eine in den Besitz unseres großen Kanzlers übergegangen; den andern hat der englische Oberst Walker erworben.

Kurz nach 1 Uhr waren die Kapitulationsbedingungen endgiltig festgestellt, und der Vertrag wurde darauf abgeschlossen. Derselbe lieferte das ganze französische Heer mit den Waffen und Vorräten der Festung Sedan in die Hände der Sieger.

Am Abend des 3. September versammelte der König Wilhelm im Hauptquartier zu Vendresse alle seine höheren Offiziere zu einer Siegesfeier um sich. Bei der Tafel brachte er einen Trinkspruch aus, in welchem er seines Heeres und seiner drei großen Paladine in erhebenden Worten gedachte: „Wir müssen heute aus Dankbarkeit auf das Wohl meiner braven Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.

„Roon, Bismarck, Moltke — wie ein Erzgefüge
Dem festen Fels des Preußentums entsprossen,
Kraft eure Brau'n, aus einem Guß gegossen,
Auf Heldenschultern eisenfeste Züge —
So schärftet ihr das deutsche Schwert zum Siege!"

Bismarck berichtete an dem genannten Tage seine großen Erlebnisse in einem Briefe an seine Gemahlin. Dieses Schreiben wurde von den Franzosen aufgefangen und gelangte nicht an seinen Bestimmungsort. Zwei Jahre später aber, am 6. August 1872, wurde es in der Pariser Zeitung „Figaro" mit roten, der Handschrift des Verfassers nachgebildeten Zügen abgedruckt und machte so ungeheures Aufsehen, daß an demselben Tage über 200000 Stück jener Zeitungsnummer verkauft wurden. Diese Urkunde Bismarckschen Denkens und Empfindens darf in einer Lebensschilderung des großen Staatsmannes nicht fehlen; so finde dieselbe, obwohl sie Wiederholungen von schon Berichtetem enthält, hier ihren Platz. Der Brief lautet:



Kaiser Napoleon III. wird durch den Fürsten Bismarck zum König Wilhelm nach dem Schlößchen Bellevue bei Frenois geleitet.

Von W. Camphausen.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Vendresse, 3. September.

Mein liebes Herz!

Vorgestern vor Tagesgrauen verließ ich mein hiesiges Quartier, kehrte heute zurück und habe in der Zwischenzeit die große Schlacht von Sedan am 1. d. M. erlebt, in der wir gegen 30 000 Gefangene machten, und den Rest der französischen Armee, der wir seit Bar le Duc nachjagten, in die Festung warfen, wo sie sich mit dem Kaiser kriegsgefangen ergeben mußte. Gestern früh 5 Uhr, nachdem ich bis 1 Uhr früh mit Moltke und den französischen Generälen über die abzuschließende Kapitulation verhandelt hatte, weckte mich der General Reille, den ich kenne, um mir zu sagen, daß Napoleon mich zu sprechen wünschte. Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten und drei zu Pferde daneben auf der Landstraße vor Sedan haltend. Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen. Er wünschte den König zu sehen; ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Se. Majestät drei Meilen davon, an dem Ort, wo ich jetzt schreibe, sein Quartier habe. Auf die Frage, wohin er sich begeben solle, bot ich ihm, da ich der Gegend unkundig, mein Quartier in Donchery an, einem kleinen Ort an der Maas, dicht bei Sedan; er nahm es an und fuhr, von seinen sechs Franzosen, von mir und von Karl, der mir inzwischen nachgeritten war, geleitet, durch den einsamen Morgen nach unserer Seite zu. Vor dem Ort wurde es ihm leid wegen der möglichen Menschenmenge, und er fragte mich, ob er in einem einsamen Arbeiterhause am Wege absteigen könne; ich ließ es besehen durch Karl, der meldete, es sei ärmlich und unrein. ‚N'importe', meinte N., und ich stieg mit ihm eine gebrechliche, enge Stiege hinauf. In einer Kammer von 10 Fuß Geviert, mit einem fichtenen Tisch und zwei Binsenstühlen, saßen wir eine Stunde, die andern waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserm letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten.

Ich hatte durch Karl Offiziere aus der Stadt holen und Moltke

bitten lassen, zu kommen. Wir schickten dann einen der ersteren auf Rekognoszierung und entdeckten $^1/_2$ Stunde davon in Frénois ein kleines Schloß mit Park. Dorthin geleitete ich ihn mit einer inzwischen herangeholten Eskorte vom Leib-Kürassier-Regiment und dort schlossen wir mit dem französischen Obergeneral Wimpffen die Kapitulation, vermöge derer 40- bis 60 000 Franzosen, genauer weiß ich es noch nicht, mit allem was sie haben, unsere Gefangenen wurden. Der vorgestrige und gestrige Tag kosten Frankreich 100 000 Mann und einen Kaiser. Heute früh ging letzterer mit allen seinen Hofleuten, Pferden und Wagen nach Wilhelmshöhe bei Kassel ab.

Es ist ein weltgeschichtliches Ereignis, ein Sieg, für den wir Gott, dem Herrn, in Demut danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen.

Ich muß schließen. Mit herzlicher Freude ersah ich heute aus Deinen und Maries Briefen Herberts Eintreffen bei Euch. Bill sprach ich gestern, wie schon telegraphiert, und umarmte ihn angesichts Sr. Majestät vom Pferd herunter, während er stramm im Gliede stand. Er ist sehr gesund und vergnügt. Hans und Fritz, Karl sah ich, beide Bülow bei 2. Garde-Dragonern, wohl und munter. Leb' wohl, mein Herz, grüße die Kinder.

Dein

v. B."

Der Veröffentlicher, ein Herr de Villemessant, knüpft an den Brief folgende Bemerkungen:

„Beim ersten Durchlesen dieses Briefes hat man ein Gefühl des Erstaunens, und dies Gefühl ist begründet. In dem ganzen Schriftstücke kommt keine berechnete Wendung vor, die einen Effekt vorbereiten soll; die Thatsachen und Gedanken folgen sich ganz zufällig und ohne jede Emphase. Mit Mühe nimmt man hier und da, gleichsam unter der Oberfläche verborgen, den Ausdruck einer innigen Freude wahr, aber fast ängstlich unterdrückt. Man könnte sagen, es sei eine Freude, die Beklommenheit vor sich selbst empfindet und durch ihren Ausbruch den Wandel des Geschickes herauszufordern fürchtet. Wie jemand, der die Hand vor die Augen hält, um sie vor einem erblindenden Lichtstrahl

zu schützen, so sucht sich der preußische Kanzler durch einen Appell an den Gottesgedanken vor der Verblendung durch den Triumph zu bewahren. Ob aus innerstem Glauben oder aus Pietismus — der Sieger demütigt sich vor jener unbekannten Macht, welche sich für ihn erklärt hatte. Er erkennt weder sich selbst, noch anderen den Ruhm des Erfolges zu. Frei von allem marktschreierischen Wesen, wie von der Sucht hinzureißen, äußert er weder Enthusiasmus noch Geringschätzung; nicht ein Wort der Schmeichelei für die Seinen, nicht ein Wort der Verspottung seiner Feinde entschlüpft seiner Feder: die Hand Gottes hat alles zerschmettert, was zusammengestürzt ist. Dieselbe Zurückhaltung legt er bezüglich der Folgen des Sieges an den Tag. Der erste Gedanke, der dem Staatsmann kommt, ist der, daß der Kampf beendet ist, die vermutliche Fortsetzung des Krieges wird nur hypothetisch und an zweiter Stelle behandelt.

„Andrerseits schließt die maßvolle Sprache des Berichts nicht die Anschaulichkeit und Genauigkeit, ja nicht einen gewissen malerischen Reiz aus. Das kleine Dorf Donchery, das Arbeiterhäuschen am Wege, die enge Stiege, der fichtene Tisch, die beiden Stühle, auf dem einen von ihnen der Kaiser Napoleon, besiegt, entthront, auf dem andern Graf Bismarck, der Urheber unseres Unterganges, rücksichtsvoll, beinahe verlegen, und achtungsvoll höflich wie einst in den Tuilerien — welches historisches Gemälde in sechs Zeilen!

„Und unmittelbar auf diese Darstellung von förmlich Schwindel verursachenden Kontrasten nun die Gefühle für seine Familie! Frau von Bismarck (das teure Herz), Marie, Herbert, Bill, Hans und Fritz, allen zeigt ein freundliches Wort, daß ihrer gedacht ward, und zuletzt der Gruß an die Kinder. Der Bericht über die Schlacht ist in ein Idyll eingefügt. Der ungekünstelte Brief des Grafen Otto von Bismarck ist ein Gemälde seines Charakters, und dieser Charakter ist der seines Volkes. Welcher Vergleich würde hinreichen, um eine Vorstellung davon zu verschaffen, welchen Brief ein Franzose in gleicher Lage geschrieben hätte, wenn die Vorsehung uns die glänzenden Siege anstatt der vernichtenden Niederlage hätte zu teil werden lassen!“

„Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelſturm!"

Alſo brachte der Dichter die Stimmung des deutſchen Volkes nach jenen unvergleichlich großen Kriegserfolgen zum Ausdruck. Die Hoffnung aber, daß das Siegesgeläute der deutſchen Lande als Friedensgeläute ausklingen werde, ſollte ſich nicht erfüllen. Das ſtolze Frankreich wollte ſich dem Richterſpruche des Schickſals noch nicht beugen. Das Napoleoniſche Kaiſerreich lag zerſchmettert am Boden; der franzöſiſche Freiſtaat erhob ſich zu neuem Kampfe. Zwei ehemalige Advokaten, Léon Gambetta und Jules Favre, übernahmen die hervorragendſten Stellen in der „Regierung der nationalen Verteidigung", jener das Miniſterium des Innern, dieſer das des Äußeren, während der General Trochu zum Gouverneur von Paris erwählt wurde. „Keinen Zoll unſeres Gebiets, keinen Stein unſerer Feſtungen!" das war die Loſung der neuen Regierung, welche Jules Favre in ſeinem Rundſchreiben vom 6. September an die auswärtigen Vertreter Frankreichs ausgab. So ſtolz dieſe Loſung klang, verſchmähte es der junge Freiſtaat dennoch nicht, ſich nach fremder Hilfe umzuſehen. Am 12. September begab ſich der berühmteſte Mann Frankreichs, der greiſe Dichter und Geſchichtsſchreiber Thiers auf eine Rundreiſe an die europäiſchen Höfe in London, Petersburg, Wien und Florenz, um für Frankreich den Beiſtand der unbeteiligten Mächte zu erbitten. Sein Dichtergenoſſe Viktor Hugo glaubte die Sendung erfolgreich zu unterſtützen, wenn er die Herzen durch eine ſtarke Phraſenkanonade zu erſchüttern ſuchte: „Paris gehört nicht uns allein, Paris iſt euer ebenſoviel wie unſer. Paris iſt euer Mittelpunkt. Es iſt in Paris, wo man den Herzſchlag Europas fühlt. Paris iſt die Stadt der Städte. Paris iſt die Stadt der Menſchen. Deutſchland würde Europa vernichten, indem es Paris zerſtört."

Dieſen Kundgebungen gegenüber wurde im deutſchen Heere einfach die Blücher-Loſung ausgegeben:

„Wo liegt Paris? Paris — dahier!
Den Finger drauf, das nehmen wir!"

Mit den deutschen Heerscharen zogen auch Bismarck und seine Leute westwärts, durch die Rebengefilde der Champagne, über Reims und Meaux auf Paris zu. Mehr denn je hatte jetzt das gewaltige Haupt des deutschen Staatsmannes zu denken, seine Feder zu schreiben. Als Echo auf die französischen Äußerungen erließ er am 13. und 16. September je ein Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter des Norddeutschen Bundes, worin er die Unerläßlichkeit bestimmter deutscher Forderungen aussprach.

„Wir dürfen uns nicht darüber täuschen," so führte er in dem Schreiben aus, „daß wir uns infolge dieses Krieges auf einen baldigen neuen Angriff von Frankreich und nicht auf einen dauerhaften Frieden gefaßt machen müssen, und das ganz unabhängig von den Bedingungen, welche wir etwa an Frankreich stellen möchten. Es ist die Niederlage an sich, es ist unsere siegreiche Abwehr ihres frevelhaften Angriffes, welche die französische Nation uns nie verzeihen wird. Wenn wir jetzt ohne alle Gebietsabtretung, ohne jede Kontribution, ohne irgend welche Vorteile als den Ruhm unserer Waffen aus Frankreich abzögen, so würde doch derselbe Haß, dieselbe Rachsucht wegen der verletzten Eitelkeit und Herrschsucht in der französischen Nation zurückbleiben, und sie würde nur auf den Tag warten, wo sie hoffen dürfte, diese Gefühle mit Erfolg zur That zu machen. — Eine solche Anstrengung wie die heutige, darf der deutschen Nation nicht dauernd von neuem angesonnen werden, und wir sind daher gezwungen, materielle Bürgschaften für die Sicherheit Deutschlands gegen Frankreichs künftige Angriffe zu erstreben, Bürgschaften für den europäischen Frieden, der von Deutschland eine Störung nicht zu befürchten hat. Diese Bürgschaften haben wir nicht von einer vorübergehenden Regierung Frankreichs, sondern von der französischen Nation zu fordern, welche gezeigt hat, daß sie jeder Herrschaft in den Krieg gegen uns zu folgen bereit ist, wie die Reihe der seit Jahrhunderten von Frankreich gegen Deutschland geführten Angriffskriege unwiderleglich darthut. Wir können deshalb unsere Forderungen für den Frieden lediglich darauf richten, für Frankreich den nächsten Angriff auf die deutsche und namentlich die bisher schutzlose süddeutsche Grenze dadurch zu erschweren, daß wir diese Grenze und damit den

Ausgangspunkt französischer Angriffe weiter zurücklegen und die Festungen, mit denen Frankreich uns bedroht, als defensive Bollwerke in die Gewalt Deutschlands zu bringen suchen. — Die einmütige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volks verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Angriffsstellung stärker als unsere Verteidigungsstellung bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist im Besitze Frankreichs eine stets offene Ausfallpforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitz gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Charakter; wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer Frankreichs gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Frankreich dagegen wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, ebenso händelsüchtig und ruchlos wie in diesem Jahre wiederum angreifen, sobald es sich durch eigene Kraft oder fremde Bündnisse stark genug fühlt. — Von Deutschland ist keine Störung des europäischen Friedens zu befürchten. Nachdem uns der Krieg, dem wir mit Sorgfalt und mit Überwindung unseres durch Frankreich ohne Unterlaß herausgeforderten nationalen Selbstgefühls vier Jahre lang aus dem Wege gegangen sind, trotz unserer Friedensliebe aufgezwungen worden ist, wollen wir zukünftige Sicherheit als den Preis der gewaltigen Anstrengungen fordern, die wir zu unserer Verteidigung haben machen müssen. Niemand wird uns Mangel an Mäßigung vorwerfen können, wenn wir diese gerechte und billige Forderung festhalten."

Die schnöde Herausforderung Frankreichs zum Kriege, die schnellen, unerhörten Waffenerfolge Deutschlands gaben dem Lenker der deutschen Staatskunst eine fast unbesiegbare Überlegenheit. Wenn hier oder dort an den europäischen Höfen auch noch so warme Sympathien für Frankreich gehegt worden waren, so hatten dieselben durch die jüngsten Ereignisse schwere Einbuße erlitten. Man dachte wohl an das Wort des

Prinzen Napoleon aus den Julitagen des Jahres 1866: Mit einem Staatenkadaver schließt man keine Bündnisse. So blieb Österreich in seiner Ruhe; Italien benützte die Gelegenheit, jetzt das letzte Hindernis seiner Einheit mit kecker Hand zu zertrümmern, indem es am 20. September unter dem Siegesrauschen der deutschen Waffen seine Heere in das ihm bisher durch die französische Macht versperrte Rom einrücken ließ. England beschränkte seine Zuneigung für Frankreich auf einen flotten Handel mit Waffen für das Kriegsheer und Kohlen für die Flotte.

Unter diesen Umständen hielt es Jules Favre für geraten, mit Bismarck Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Er machte sich am 19. September von Paris auf und fuhr dem Hauptquartier des deutschen Heeres entgegen. Er hatte keine weite Reise mehr zu machen. Nur wenige Meilen von Paris war es, als er in der Nähe des Dörfchens Montry in dem Schlosse La Haute Maison mit Bismarck zusammentraf. Es war dies ein einfaches, altes Gebäude, auf einer bewaldeten Anhöhe gelegen, welches unter dem Kampfe mit französischen Freischaren, Franktireurs, stark gelitten hatte. Nach Jules Favres eignem Bericht gestaltete sich das Zusammentreffen der beiden Staatsmänner also: „Diese Örtlichkeit," bemerkte der Graf Bismarck, „scheint mir wie gemacht für die Franktireurs, von denen die Gegend hier voll ist. Wir machen auf sie schonungslose Jagd; denn sie sind keine Soldaten; wir behandeln sie als Raubgesindel." — „Aber," beklagte ich mich, „es sind doch Franzosen, welche ihren Boden, ihren Herd und ihr Haus verteidigen. Sie leisten Widerstand gegen Ihre Invasion und sind sicher in ihrem Rechte. Sie aber verkennen das Kriegsgesetz, indem Sie es nicht auf diese Leute anwenden." — „Wir kennen nur Soldaten, welche einer regelmäßigen Disziplin unterworfen sind," versetzte der Graf, „die anderen sind außerhalb dieses Gesetzes." Ich erinnerte ihn an die preußischen Erlasse von 1813 und an den Kreuzzug, welcher damals gegen die Franzosen gepredigt wurde. „Richtig!" sagte der Graf Bismarck. „Aber unsere Bäume zeigen noch die Spuren derjenigen Landeseinwohner, welche Ihre Generale hängen ließen!" — Favre hatte außer der ersten Unterredung am 19. September folgenden

Tages in dem Rothschildschen Schlosse Ferrières noch zwei weitere. Es handelte sich hierbei hauptsächlich um die Bewilligung eines Waffenstillstandes. Während desselben sollte eine einzuberufende Nationalversammlung in Paris oder in einem anderen Orte Frankreichs sich konstituieren und eine definitive Regierung wählen, damit diese die Friedensverhandlungen mit dem deutschen Hauptquartier eröffnen könnte. Bismarcks letzte Forderungen für die Bewilligung einer Waffenruhe von 14—21 Tagen waren folgende: Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Standes in und vor Paris, Fortdauer der Feindseligkeiten in und vor Metz innerhalb eines bestimmten Umkreises und endlich Übergabe der Festungen Straßburg, Toul und Bitsch, ersterer unter Kriegsgefangenschaft der Besatzung. Der französische Staatsmann erklärte nach längerem Widerstreit mit sich selbst, diese Bedingungen seiner Regierung unterbreiten zu wollen. Die Unterhandlungen, in welchen auch die künftigen Friedensbedingungen bereits berührt worden waren, hatten mehrmals den Charakter höchster Erregung angenommen. „Straßburg ist der Schlüssel unseres Hauses, und wir wollen ihn haben." Dieser Ausspruch Bismarck hatte in Favre zwar große Bestürzung erweckt, doch endlich waren die beiden Staatsmänner zu einem leidlichen Einverständnis gelangt. „Ich bin sehr unglücklich, aber nicht ohne Hoffnung." Mit diesen Worten verabschiedete sich Jules Favre von dem Grafen Bismarck. Über den Eindruck, den dieser auf ihn gemacht hatte, berichtete er in Paris folgendes:

„Indem ich dies erzähle, habe ich noch alle Einzelheiten des Vorganges vor Augen, insbesondere das Bild meines furchtbaren Gegners, welcher dabei die Hauptrolle spielte, und mit dem ich das erste Mal zusammenkam. Obgleich in vorgerückten Lebensjahren, erschien mir Graf Bismarck in der ganzen Fülle seiner Kraft. Seine hohe Gestalt, sein mächtiger Schädel, seine ausgeprägten Gesichtszüge verliehen ihm ein zugleich gebietendes und hartes Aussehen, welches indessen durch eine natürliche Einfachheit, beinahe Gutmütigkeit, gemildert ward. Sein Empfang war höflich und ernst, ohne alle Affektation und Steifheit. Sobald die Unterredung begonnen hatte, nahm er eine wohlwollende und mitteilsame Haltung an, welche er während ihrer ganzen Dauer

bewahrte. Er sah mich wahrscheinlich als einen seiner sehr unwürdigen Unterhändler an, aber er war so höflich, es mich nicht merken zu lassen; auch schien ihm meine Aufrichtigkeit Teilnahme einzuflößen. Was mich betrifft, so war ich erstaunt über die Klarheit seiner Ideen, die Schärfe seines Urteils, die Originalität seines Geistes. Nicht weniger bemerkenswert war seine völlige Anspruchslosigkeit. Ich erkannte in ihm einen weit über alle Vorstellung bedeutenden Staatsmann, der nur mit wirklichen Dingen rechnet, allein auf positive und praktische Lösungen dringt, und gegen alles gleichgiltig ist, was nicht zu einem nützlichen Ziele führt. Die große Gewalt, die er ausübt, flößt ihm weder Hochmut noch Täuschungen ein; aber er hält daran fest und giebt sich nicht die Mühe, die Opfer zu verbergen, die er bringt, um sie zu behaupten. Überzeugt von seinem persönlichen Gewichte, setzt er dasselbe ganz ein, um das Werk fortzuführen und zu vollenden, welches ihm bisher so wunderbar gelungen ist, und wenn er, um dies zu thun, weiter oder weniger weit gehen müßte, als er selbst möchte, so würde er sich dennoch darein ergeben. Ich hatte viel von seiner außerordentlichen Geschicklichkeit reden hören, aber er hat mich niemals hintergangen. Er hat mich durch seine Forderungen und Härten oft verletzt, sogar empört; aber ich habe ihn in den großen wie in den kleinen Dingen stets ehrlich und pünktlich gefunden."

Während jene Staatsmänner im Rothschildschen Hause miteinander verhandelten, schlossen die deutschen Kriegsmänner den gewaltigen Waffenring um Paris, welcher das stolze „Herz Europas" umklammert hielt und in kurzer Zeit zu erdrücken drohte. Wenige Tage darauf mußten die Festungen Toul und Straßburg ihre Thore öffnen und sich den deutschen Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben. Angesichts dieser während der Verhandlungen in Ferrières schon in naher Aussicht stehenden Kriegsereignisse waren die Forderungen der deutschen Staatskunst in der That mäßig genug, und das Zugeständnis so milder Bedingungen mußte hier wie damals in Nikolsburg gewiß den Kriegsleuten erst abgerungen werden. Dennoch nahm die französische Regierung dieselben nicht an, wie sehr auch Jules Favre dazu mahnte. Man beharrte auf dem alten Standpunkt und erklärte von neuem:

„Weder einen Zoll unseres Gebietes, noch einen Stein unserer Festungen!“ Die Mitglieder der sogenannten Außenregierung in Tours erließen am 24. September folgende Erklärung: „An Frankreich! Vor der Einschließung von Paris hat Herr Jules Favre den Grafen Bismarck besucht, um die Absichten des Feindes kennen zu lernen. Folgendes ist die Erklärung des Feindes: Preußen will den Krieg fortsetzen und Frankreich auf den Stand einer Macht zweiten Ranges herabsetzen. Preußen will den Elsaß und Lothringen bis Metz kraft Eroberungsrechtes. Für die Gewährung eines Waffenstillstandes wagt Preußen die Übergabe von Straßburg, von Toul und dem Mont Valérien zu fordern. Das erbitterte Paris würde sich eher unter seinen Trümmern begraben. Auf so unverschämte Ansprüche antwortet man nur durch den Kampf bis aufs äußerste. Frankreich nimmt diesen Kampf auf und rechnet auf alle seine Kinder.“

Die seltsame Logik dieser Erklärung stellte Bismarck in seinem Rundschreiben vom 1. Oktober in das rechte Licht, indem er sagte: „Die von uns erstrebte Abtretung von Straßburg und Metz bedingt eine Verminderung des französischen Gebiets um einen Flächeninhalt, welcher der Vermehrung desselben durch Savoyen und Nizza ziemlich gleichkommt; die Bevölkerung dieser von Italien erworbenen Landesteile aber um etwa dreiviertel Million übertrifft. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß Frankreich nach dem Zensus (Volkszählung) von 1866 ohne Algerien über 38 Millionen und mit Algerien, welches gegenwärtig ja einen wesentlichen Teil der französischen Streitkräfte liefert, 42 Millionen Einwohner zählt, so liegt auf der Hand, daß eine Verminderung von dreiviertel Million der letzteren an der Bedeutung Frankreichs dem Auslande gegenüber nichts ändert, diesem großen Reiche vielmehr dieselben Elemente der Machtfülle läßt, durch deren Besitz es im orientalischen wie im italienischen Kriege einen so entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Europas auszuüben im stande war.“

Am 5. Oktober zog das Große Hauptquartier der Deutschen in Versailles ein. Was kurz zuvor Viktor Hugo von Paris behauptet hatte, wurde jetzt für Versailles, die Stadt Ludwig XIV., zur Wahrheit. Der Einzug des Großen Hauptquartiers machte es zum Mittel-

punkt der Welt. Das kleine Haus der Madame Jessé in der Rue de Provence Nr. 12, wo Bismarck mit seinem diplomatischen Stabe sein Quartier aufgeschlagen hatte, bildete bald den Brennpunkt der europäischen Völkerinteressen. Die unbeteiligten Mächte richteten ihre Blicke auf Versailles und folgten mit Spannung den Vorgängen daselbst. Zur Einmischung in den Streit fand dank Bismarcks geschickter Führung der Staatskunst nach wie vor kein Fremder Gelegenheit. Der greise Thiers brachte von seiner Rundreise nichts als die Versicherung wärmsten Mitgefühls und gute Ratschläge der benachbarten Großmächte heim. Er mahnte deshalb die kriegerisch gesinnten Regierungsmänner in Tours, wohin sich auch Gambetta von Paris aus mittelst Luftballons geflüchtet hatte, die Friedensverhandlungen wieder aufzunehmen. Ein gleich dringender Rat wurde den Franzosen durch die englische Regierung erteilt. Man willigte ein, als Thiers sich erbot, in Versailles mit Bismarck zu verhandeln. Es wurden in Frankreich große Hoffnungen auf die Sendung dieses wegen seiner Gelehrsamkeit und Staatskunst gleich hochgeschätzen Mannes gesetzt, welche um so berechtigter erschienen, als Thiers und Graf Bismarck vordem in freundlichen Beziehungen zu einander gestanden hatten. Es war am 29. Oktober, als Thiers in Versailles eintraf und sich mit einem deutschen Geleitschein nach Paris begab, um sich von der dortigen Regierung Vollmacht für seine Friedensvermittelung zu holen. Er erlangte dieselbe nur mit Mühe; denn dem von außen hart bedrängten Paris drohte als neuer Feind der Aufruhr. Die schon zuvor unzufriedenen Volkselemente und Anhänger jener Umsturzpartei, deren Ziel die Aufrichtung der Kommune, des sozialistischen Gemeinwesens, war, bedrohten die Regierung in ernstester Weise. Am 1. November traf Thiers bei dem Grafen Bismarck in Versailles ein, der ihn mit der Achtung und den Ehren empfing, auf welche seine ausgezeichnete Persönlichkeit, auch abgesehen von den früheren Beziehungen, vollen Anspruch machen konnte. Die Unterhandlungen nahmen anfangs einen erwünschten Fortgang. Bismarck vermochte im Einverständnis mit dem Könige in den Abschluß eines Waffenstillstandes von 28 Tagen auf Grund des einfachen militärischen Status quo zu willigen. Er ging in seinen Zugeständnissen

bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit. Zur Herbeiführung einer Nationalversammlung und einer von der gesamten Nation anerkannten Regierung gab er sogar die Wahlen im Elsaß unbedingt frei. Thiers erklärte jedoch, diese Bedingungen nur annehmen zu können, wenn der eingeschlossenen Hauptstadt auch noch eine umfassende Verproviantierung zugestanden würde. Nach längeren Zwischenverhandlungen sollte auch diese Forderung gewährt werden, wenn dafür eins oder zwei der Pariser Forts den Belagerern eingeräumt würden. Die Zustimmung hierzu konnte indessen Thiers von der Regierung der Nationalverteidigung nicht erlangen. Im Banne des drohenden Aufruhrs rief dieselbe ihren Bevollmächtigten von Versailles ab; die Sendung des Herrn Thiers war damit gescheitert. Die deutschen Waffen mußten noch zuvor verständlichere Sprache mit den Parisern reden, ehe die Worte des Friedens mit Erfolg zu ihren Ohren drangen. „Wir sind noch nicht geschlagen genug," äußerte Trochu, „um vernünftigen Vorstellungen Gehör zu schenken."

Während die deutschen Kriegsmänner den Eisenring um Paris immer dichter zogen und jeden Ausfallversuch mit starker Hand zurückwiesen, wandte die deutsche Staatskunst ihre volle Kraft einem vaterländischen Werke von höchster Bedeutung zu. Es galt, den herrlichen Bau der deutschen Einheit zu vollenden, zu krönen und zu weihen. Die hellodernde Begeisterung im Brand der Juliglut hatte die letzten trennenden Schranken zwischen dem deutschen Norden und Süden hinweggeschmolzen. Das gemeinsam auf den Schlachtfeldern von Weißenburg, Wörth und Sedan vergossene Blut der deutschen Brüder hatte das Band der Einheit unzerreißbar festgekittet. Nun brach mit starker Gewalt der Wunsch der Herzen hervor, diese innerlich vollzogene Einigung durch die rechtliche Form auch vor der Welt gekrönt und geweiht zu sehen, damit der alte Sehnsuchtstraum der Deutschen endlich in Erfüllung gehe.

In Bayern sprachen sich alle größeren Städte in Adressen an den König für einen Anschluß an den Norddeutschen Bund aus. Die Regierung folgte dem Willen des Volkes und vollzog die weiteren Schritte. In den anderen süddeutschen Staaten regte sich die Volksstimmung in ähnlicher Weise. Graf Bismarck hatte bisher alles ver-

mieden, was den Anschein haben konnte, als wollte er einen Druck auf die Entschließungen der Südstaaten ausüben. Er verhandelte deshalb auch jetzt noch nicht unmittelbar mit den Regierungen, sondern entsandte den Minister Delbrück, Präsidenten des Reichskanzleramtes, von Versailles nach München, um durch ihn die Wünsche und Vorschläge der bayrischen Regierung entgegenzunehmen. Der leitende Minister Württembergs, von Mittnacht, wohnte den in München erfolgenden Verhandlungen bei. Zwar zeigte sich in denselben, daß, da Bayern und Württemberg eine Reihe von Sonderrechten in dem neuen Bundesstaate für sich in Anspruch nahmen, das Werk noch nicht ohne Schwierigkeiten gelingen werde, doch die allgemeine begeisterte Volksstimmung ließ der Hoffnung Raum, daß dasselbe nicht mehr vereitelt werden könne. Baden und Hessen stellten den einfachen Antrag auf Eintritt in den Norddeutschen Bund. Die württembergische Regierung drang darauf, daß die in München gepflogenen Verhandlungen im Hauptquartier zu Versailles fortgesetzt würden. Auf die Einladung Bismarcks erschienen in der zweiten Hälfte des Oktober die Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten in Versailles, und die Verhandlungen über die Erweiterung des Norddeutschen Bundes zu einem Deutschen Bunde nahmen ihren Fortgang. Bismarck war bei Feststellung der Grundlagen zur Gewährung von Sonderrechten für die beiden süddeutschen Königreiche bereit, bestand aber auf Beibehaltung derjenigen Bestimmungen des Norddeutschen Bundes, welche demselben vorzugsweise den Charakter eines Bundesstaates gaben. Die Leitung der weiteren Verhandlungen überließ Bismarck den Ministern Delbrück und Roon. Es konnte zwar nicht ein Ergebnis erzielt werden, das alle Wünsche zufriedenstellte; aber die Hauptsache war, daß das Einigungswerk zu stande kam. Am 15. November wurden die Verträge mit Baden und Hessen abgeschlossen, durch welche dieselben in den Norddeutschen Bund aufgenommen wurden. Die Verhandlungen mit Bayern, deren Bevollmächtigte sich eine Zeitlang zurückgezogen, wurden nun wieder eingeleitet und rasch zu Ende geführt. Die stolze Bavaria ließ zu gunsten der Hoheitsrechte Germanias einige ihrer früheren Ansprüche fallen, erhielt aber in mehreren Punkten das Zugeständnis

einer bevorzugten Stellung unter den Schwesterstaaten, und so wurde der Vertrag mit ihr am 23. November vollzogen. Zwei Tage darauf wurde auch der Vertrag mit Württemberg abgeschlossen. Den beiden süddeutschen Königreichen blieb das Sonderrecht der selbständigen Verwaltung ihrer Eisenbahnen, des Post- und Telegraphenwesens, dem König von Bayern außerdem noch die Militärhoheit über seine Truppen während des Friedens gewahrt.

Die Bewilligung dieser Ausnahmestellung der beiden Südstaaten rief in weiten Kreisen des deutschen Volkes und seiner Vertreter Mißstimmung hervor. Bismarck aber, welcher hier in Versailles wie ehemals in Nikolsburg, das Erreichbare über das Wünschenswerte stellte, ließ sich durch den Verdruß über kleine Unzulänglichkeiten die Freude an dem Gelingen des Ganzen nicht verderben. Dies beweist das fröhliche Nachspiel, welches den ernsten Verhandlungen mit den Bayern am Abend, da der Vertrag abgeschlossen wurde, in den Räumen des Bismarckschen Quartiers folgte, und welches Moritz Busch also darstellt: „Gegen zehn Uhr ging ich hinunter zum Thee und fand da noch Bismarck-Bohlen und Hatzfeld. Der Chef war mit den drei bayrischen Bevollmächtigten (Graf Bray, Lutz und Prankh) im Salon. Nach einer Viertelstunde öffnete er die Flügelthür, steckte den Kopf mit freundlichster Miene herein und kam dann mit einem Becher zu uns an den Tisch. ‚Nun wäre der bayrische Vertrag fertig und unterzeichnet,‘ sagte er bewegt, ‚die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch!‘ Einen Augenblick herrschte Stille; dann bat ich, mir die Feder holen zu dürfen, mit der er sich unterschrieben. ‚In Gottes Namen holen Sie sich alle drei,‘ erwiderte er, ‚die goldene ist aber nicht darunter.‘ Ich ging und nahm mir die drei Federn, die neben dem Dokument lagen, und von denen zwei noch naß waren. Auf dem Tisch standen zwei leere Champagnerflaschen. ‚Bringen Sie uns noch eine von diesen,‘ sagte der Chef zum Diener. ‚Es ist ein Ereignis.‘ Dann bemerkte er nach einigem Nachsinnen: ‚Die Zeitungen werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, kann unser Abkommen tadeln. Er kann sagen, der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen; er hätte es erlangt, sie hätten gemußt;

er kann Recht haben — mit dem Müssen. Mir aber lag mehr daran, daß die Leute mit der Sache innerlich zufrieden waren. — Was sind Verträge, wenn man muß! — und ich weiß, daß sie vergnügt fortgegangen sind. Ich wollte sie nicht pressen, die Situation nicht ausnützen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist so fester. Ich rechne ihn zu dem Wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben. — Was den Kaiser betrifft, so habe ich ihnen den bei den Verhandlungen damit annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem Deutschen Kaiser einzuräumen, als dem benachbarten Könige von Preußen.'"

Mit der oben erwähnten goldenen Feder hatte es folgende Bewandtnis: Der badische Bevollmächtigte, Minister Jolly, überbrachte bei seinem Besuch in Versailles dem Grafen Bismarck eine goldene Feder als Geschenk des Fabrikanten Bissinger in Pforzheim, damit der Bundeskanzler nach dem Wunsche des Gebers den „Dritten Pariser Frieden" mit dieser Feder unterzeichnen möchte. Graf Bismarck wußte, daß bis zur Verwendung der Friedensfeder noch große Schwierigkeiten zu überwinden sein würden. Er antwortete dem patriotischen Bürger auf seine wertvolle, sinnige Spende also: „Ich finde mich in einiger Verlegenheit, wie ich meinen Dank aussprechen soll. In einer Zeit, wo das Schwert der deutschen Nation so ruhmreiche Thaten vollbracht hat, thut man der Feder beinahe zu viel Ehre an, indem man dieselbe so kostbar ausstattet. Ich kann nur hoffen, daß der Gebrauch, zu welchem diese Feder im Dienste des Vaterlandes bestimmt ist, dem letzteren zu dauerndem Gedeihen in glücklichem Frieden gereichen möge; und ich darf unter Gottes Beistand versprechen, daß sie in meiner Hand nichts unterzeichnen soll, was deutscher Gesinnung oder des deutschen Schwertes nicht würdig wäre."

Der große Baumeister der deutschen Einheit fürchtete, daß böse Mächte noch in letzter Stunde die glückliche Vollendung seines Werkes vereiteln möchten. Die Verträge mit den Südstaaten bedurften noch der Genehmigung des Reichstages; auch Österreichs Einspruch auf grund des Prager Friedens konnte erwartet werden, selbst die

Einmischung der unbeteiligten Großmächte war nicht ausgeschlossen. Über die Unzufriedenen in der Presse und im Reichstage äußerte sich Bismarck: „Daß Gott, die Herrn verderben mir den ganzen Vogelfang! Sie wollen mehr Einförmigkeit! — Wenn sie doch fünf Jahre zurückdächten, — womit wären sie damals zufrieden gewesen! Ihr Weg führt nur zur Verschleppung; zögern wir aber, so gewinnt der böse Feind

Ernst II., Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha.

Zeit, Unkraut dazwischen zu säen. — Ich habe die größte Angst. Die Leute ahnen nicht, wie die Lage ist. Wir balancieren auf der Spitze eines Blitzableiters; verlieren wir das Gleichgewicht, das ich mit Mühe herausgebracht habe, so liegen wir unten. Man will verbessern, mehr Einheit hineinkorrigieren; aber ändern sie nur ein Komma, so müssen wir neue Verhandlungen beginnen. Wo sollen sie stattfinden? Hier in Versailles? Und sind wir mit der Sache zum 1. Januar nicht

fertig — was manchem in München lieb wäre — so ist die deutsche Einheit verloren, vielleicht für Jahre, und die Österreicher machen ihre Geschäfte in München."

Nun galt es zu wirken und zu schaffen, diese Gefahren abzuwenden. Auch andere hohe Persönlichkeiten machten ihren ganzen Einfluß geltend, das große vaterländische Werk zu fördern. Unter den deutschen Fürsten waren es vor allen der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha und der Großherzog Friedrich von Baden, welche sich in jenen Tagen durch ihr patriotisches Wirken für die deutsche Einheit unsterbliche Verdienste erwarben.

Mit wahrem Feuereifer aber war der edle Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen um das Gelingen des Werkes bemüht. Endlich waren alle Hindernisse überwunden. Vom Reichstage wurden die Verträge am 9. Dezember, von den süddeutschen Kammern kurze Zeit darauf angenommen. Und auf ein im mildesten und versöhnlichsten Tone gehaltenes Schreiben des Grafen Bismarck hin sandte auch die österreichische Regierung ihre Zustimmung zu denselben. Es war dem Grafen Bismarck gelungen, auch seinen ehemals erbittertsten Gegner friedlich zu stimmen. Der österreichische Reichskanzler Graf Beust antwortete um die Weihnachtszeit in der verbindlichsten Form, daß die kaiserlich-österreichische Regierung eine Auseinandersetzung über die Artikel des Prager Friedens nicht verlange, daß sie in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung einen „Akt von historischer Bedeutung, eine Thatsache ersten Ranges in der modernen Entwicklung Europas erblicke, und daß in allen maßgebenden Kreisen Österreich-Ungarns der aufrichtige Wunsch vorherrsche, mit dem mächtigen Staatswesen, dessen Gründung sich nunmehr vollziehen werde, die besten und freundschaftlichsten Beziehungen zu pflegen". Der junge König Ludwig von Bayern richtete an den König von Preußen das Ersuchen, nunmehr nach der Wiederaufrichtung eines Deutschen Reiches den Titel und die Würde eines Deutschen Kaisers anzunehmen. An seine deutschen Throngenossen und die Senate der freien Städte ließ er die Aufforderung ergehen, seinem Antrage ihre Zustimmung zu geben. Der Reichstag des Norddeutschen Bundes entsandte eine Ab-

ordnung von Mitgliedern nach Versailles, um dem zum Träger der Kaiserwürde Erkorenen in einem Schreiben den allgemeinen Wunsch

Ludwig II., König von Bayern.

und Willen des deutschen Volkes auszusprechen. „Vereint mit den Fürsten Deutschlands," hieß es in dem Schreiben, „naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge,

durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen. Die deutsche Krone auf dem Haupte Ew. Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze wohlgesicherten Freiheit eröffnen."

Der aus 30 Reichstagsmitgliedern bestehenden Abordnung wurde am 18. Dezember im Königsschlosse zu Versailles ein feierlicher Empfang bereitet. Ihr Führer, der Reichstagspräsident Dr. Simson, war derselbe Mann, welcher an der Spitze jener Abordnung der Frankfurter Nationalversammlung im Jahre 1849 dem König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone angeboten hatte. Welch wunderbarer Gegensatz zwischen jetzt und ehedem! „Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden!" Damit hatte damals der schwache Friedensfürst das ihm vom Volke dargereichte Geschenk abgelehnt. An den von seinen großen Paladinen und vielen deutschen Fürsten umgebenen greisen, an Schlachten und Siegen reichen Heerkönig Wilhelm richtete der Sendbote des geeinten deutschen Volkes zur Einleitung der Verlesung jenes Schreibens die erhebenden Worte: „Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstages in einer Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben wurden einst die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das alte Deutsche Reich zusammenbrach. — Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zuversicht getrösten, daß Kaiser und Reich im Geiste einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder aufgerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen giebt, in beidem die Gewißheit und Macht von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu teil werden."

In seiner Antwort sagte der König: „Mit tiefer Bewegung hat mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reiches erfüllt. Sie, meine Herren, bringen mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß ich mich dem an mich ergangenen Rufe nicht entziehen möge. Aber nur in der einmütigen

Stimme der deutschen Fürsten und Freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf. Es wird Ihnen wie mir zur Genugthuung gereichen, daß ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Weihnachten kam. Die deutschen Krieger konnten das heilige Fest des Friedens nicht, wie sie nach dem Siege von Sedan gehofft, in der Heimat im trauten Kreis der Familie feiern. Sie feierten es im Feldlager dennoch, so gut es eben ging, nach echt deutscher Weise beim Lichterglanz des Tannenbaums, unter oder an dessen grünen Zweigen die Gaben der Liebe aus der Heimat prangten. Unser Held verlebte den Weihnachtsabend mit seinen Leuten und einigen Gästen still in seinem Quartier. Auf seinem Tische stand, berichtet Moritz Busch, ein kleines, spannhohes Christbäumchen. Daneben befand sich ein Kästchen mit zwei Bechern, einem im Stil der Renaissance und einem von Tulaer Arbeit. Beide, jeder nur etwa zwei große Schlucke haltend, waren Geschenke der Gräfin für ihren Gemahl. Dieser ließ sie zur Ansicht herumgehen und bemerkte dazu: „Ich bin so ein Bechernarr, obwohl es eigentlich keinen Zweck hat. Denn wenn ich sie auf dem Lande habe und nicht da bin, so stehlen sie sie mir zuletzt, und in der Stadt kümmere ich mich nicht darum." Später am Abend traf noch als Geschenk des Königs das Eiserne Kreuz erster Klasse für den Chef ein.

Am Schlusse des Jahres 1870 war der Bau des Deutschen Reiches vollendet; sämtliche Fürsten und freien Städte hatten ihre Stimme zu gunsten des Königs von Preußen abgegeben. So trat mit dem Beginn des neuen Jahres die Verfassung des neuen Deutschen Reiches in Kraft, während für die feierliche Ausrufung des deutschen Kaisertums der 18. Januar 1871, der Tag festgesetzt ward, an dem einst vor 170 Jahren Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich die preußische Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte.

Bismarck verlieſt die Proklamation des Deutſchen Kaiſerreichs im Spiegelſaale zu Verſailles, den 18. Januar 1871.

Von Anton von Werner.

Es war um die Mittagsstunde jenes denkwürdigen Tages, als sich der König Wilhelm durch die Reihen seiner ihm voll Begeisterung zujubelnden Krieger nach dem Versailler Königspalaste begab. Von seinem Sohne, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, empfangen und in den Vorzimmern von den dort versammelten Prinzen, Fürsten, Generalen und Ministern begrüßt, trat er in den würdig geschmückten Festraum, den die sogenannte „Spiegelgallerie" des Schlosses bildete. An dem Mittelpfeiler der Südseite dieses langgestreckten, geräumigen Saales war ein rotgedeckter, mit einem großen Abbild des Eisernen Kreuzes geschmückter Altar erhoben. Rechts und links davon standen die von allen Truppenteilen entsandten Mannschaften. Auf der Erhöhung an der Ostseite des Saales waren die Fahnen, von Unteroffizieren gehalten, aufgepflanzt. An der Nordseite hatte die Aufstellung der Offiziere, gegen 600 an der Zahl, so stattgefunden, daß der Raum dem Altar gegenüber frei blieb. An diesen Platz trat der König. Im Halbkreise um ihn stellten sich die Prinzen und Fürsten. Hinter diesen und ihnen zur Seite standen die Generale und Minister, an hervortretender Stelle der Bundeskanzler Graf Bismarck und General von Moltke. Ein Gottesdienst eröffnete die feierliche Handlung. Die Festpredigt hielt Hofprediger Rogge. Er wies darin auf das gotteslästerliche Wort Ludwigs XIV. hin, welches neben anderen Verherrlichungen jenes Fürsten und Demütigungen seiner Nachbarn, der Herrscher von Deutschland, Holland, Spanien, in goldenen Zügen an der Deckwand des Saales prangte: „Le roi gouverne par lui même", das heißt: „Der König regiert kraft seiner selbst". Er zeigte dann, wie der Hochmut die Franzosenherrscher und ihr Volk verblendet, wie ihre bösen Anschläge gegen Deutschland zu schanden geworden, aber dem bedrohten deutschen Vaterlande zum Heil und zur Ehre gereicht hätten; herzerhebend beweise dies die gegenwärtige Feier. „Was unsere Väter in der Erhebung früherer gewaltiger Kriege gegen denselben Feind vergebens ersehnt haben," also schloß der Geistliche, „wofür die Jugend in edler Begeisterung geschwärmt, was die Sänger jener Tage in hellen Tönen gesungen, was die Lieder und Sagen unseres Volkes nur als einen fernen Traum uns verkündet haben — wir sehen es heute zur Wirklichkeit geworden."

Nachdem der Segen gesprochen und durch den Gesang des Liedes „Nun danket alle Gott“ die kirchliche Feier beendet worden war, schritt der König Wilhelm von Preußen auf die Erhöhung der rechten Seite, stellte sich vor die Fahnen und verkündete mit lauter Stimme, die darüber ausgestellte Urkunde verlesend, die Wiederherstellung des Deutschen Kaiserreichs. An seine Seite waren rechts der Kronprinz, links der Bundeskanzler Graf Bismarck getreten. Letzterer erhielt nun den Befehl, den ersten feierlichen Erlaß des Kaisers an das deutsche Volk zu verlesen. Aller Blicke richteten sich auf die gewaltige Reckengestalt des Helden an des Kaisers Seite, der, wie jeder wußte und fühlte, den Hauptanteil an dem Werke hatte, dessen glückliche Vollendung in diesem Augenblicke die feierliche Weihe erhielt. Einige Schritte vortretend, verlas mit lauter Stimme der Kanzler des neuen Deutschen Reiches die Proklamation:

„Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, — nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, — bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe

in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern

Großherzog Friedrich von Baden.

an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Nachdem der Kanzler zurückgetreten war, nahte sich der Großherzog von Baden dem Rande des Empors, hob den Helm und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Brausend erfüllte der Huldigungsruf die Räume des Saales, während die Musik die Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz!" anstimmte. Eine freudige

Erhebung durchdrang die Herzen aller Gegenwärtigen, und der jubelnde Ruf: „Heil dem Kaiser!“ pflanzte sich weiter und weiter fort, durch das Heer, durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes und, soweit die deutsche Zunge klingt. Auch die Deutschland wohlgesinnten Nachbarvölker übermittelten dem neuen deutschen Kaiser, dem ritterlichen greisen Siegeshelden ihre aufrichtigen Huldigungsgrüße. Der deutsche Dichter Johannes Steinbeck sang dem neuerstandenen Reiche zum Preise:

„Als du geboren, krachten Geschütze
Gegen die Feste des Feindes.
Waffenklirrend mit Speer und Lanze,
Wie Athene vom Haupt
Des allwaltenden Zeus
Bist du entsprungen.
Heil dir, du schlachtengeborenes Reich!“

Unter dem Donner der Schlachten war das deutsche Kaisertum erstanden. Gerade um jene Zeit war es, als die zum Entsatze der Hauptstadt heranziehenden Franzosenheere an mehreren Orten geschlagen wurden. Die Scharen des Generals Chanzy trieb am 12. Januar bei Le Mans im westlichen Frankreich Prinz Friedrich Karl zurück, der nach dem Falle der Festung Metz zum Feldmarschall ernannt worden war. Am 19. Januar bereitete der General Göben den Truppen Faidherbes im Norden bei St. Quentin eine blutige Niederlage. Und in den Tagen vom 15. bis 17. Januar erstritt Werder mit seinen Helden an der Lisaine jenen unvergleichlichen Sieg gegen Bourbaki, der mit seinen Heeresmassen einen Einfall in Süddeutschland unternehmen wollte, nun aber auf schweizerisches Gebiet gedrängt und dort entwaffnet wurde. Vor Paris endlich donnerten seit dem 27. Dezember unaufhörlich die deutschen Belagerungsgeschütze, und ihre Granaten erreichten bereits die Vorstädte, Schrecken und Verwüstung verbreitend. Da raffte sich General Trochu zu einem letzten Rettungsversuche auf und unternahm am 19. Januar mit den besten Kräften seiner Linientruppen, Mobilen und Nationalgarden einen Massenausfall, der unter dem Schutze der Mont Valérien-Batterieen von der Halbinsel Nanterre aus gegen Versailles, das kaiserliche Hauptquartier, sich richten sollte. Mit verzweifeltem Mute kämpften die französischen Krieger und errangen

Kaiser Wilhelm I., Fürst Bismarck und Graf Moltke vor Paris während der Beschießung.

Von L. Kolitz.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

anfangs auch einen Erfolg nach dem andern. In kurzer Zeit aber erhielten die Deutschen an den bedrohten Punkten Verstärkung von allen Seiten. Ein furchtbares Ringen begann; Trochus Scharen kämpften unter seiner persönlichen Führung mit der Wut der Verzweiflung, indessen vergeblich; sie mußten sich endlich nach schweren Verlusten unter den Schutz des Mont Valérien zurückziehen. Kaiser Wilhelm und seine beiden großen Paladine Bismarck und Moltke sahen von einer Höhe in der Nähe des Aquädukts von Marly dem letzten Verzweiflungskampf der Pariser Besatzung zu. Künstlerhand hat diese Scene im Bilde verewigt.

Die Franzosen schienen nun genug geschlagen zu sein, um endlich ernsten Willens den Frieden zu suchen. In Paris zudem stieg die Not der Bevölkerung bis zum Gipfel, die deutschen Bomben, der Hunger und Seuchen richteten schreckliche Verheerungen an. Die Regierung vermochte die Ruhe nur noch unter den größten Anstrengungen aufrecht zu erhalten. Alle Bande gesetzlicher Ordnung begannen sich zu lösen. Der Aufruhr erhob, kaum unterdrückt, immer von neuem sein Drachenhaupt. Es gab keinen Ausweg für die Regierung in Paris mehr als den Friedensschluß mit den Belagerern. Nachdem am 22. Januar die Sozialdemokraten vor dem Stadthause wieder einen blutigen Auflauf verursacht hatten, entschloß sich Jules Favre, Verhandlungen in Versailles anzuknüpfen. Er sandte am Morgen des 23. Januar den Ordonnanzoffizier des Generals Trochu, Kapitän Grafen d'Hérisson, zu den deutschen Vorposten an der Sèvresbrücke mit einem Schreiben an den Grafen Bismarck, worin er um eine Unterredung mit demselben bat. Um 5 Uhr desselben Nachmittags hatte er die Antwort auf sein Gesuch, daß Bismarck bereit sei, ihn am nächsten Morgen oder dringenden Falls auch noch an demselben Abend zu empfangen. Eile war geboten. Jules Favre machte sich sogleich auf den Weg nach Versailles. In einem Wagen des Kaisers Napoleon, von dessen Schlägen die Wappenschilder abgekratzt waren, fuhr er in Begleitung seines Schwiegersohnes Martinez del Rio und des Kapitäns Grafen d'Hérisson, mehrfach vom Pöbel und von den Nationalgarden bedroht, zur Stadt hinaus. Von den deutschen Vorposten aus brachte ihn

und seine Gefährten der Wagen Bismarcks bis zur Villa der Madame Jessé in der Rue de Provence, wo man gegen 8 Uhr abends ankam.

Über die dort gepflogenen Verhandlungen liegen genaue Aufzeichnungen vor, sowohl von französischer Seite durch Jules Favre und den Grafen d'Hérisson, als auch von deutscher Seite in den nach mündlichen Mitteilungen des Grafen Bismarck niedergeschriebenen Tagebuchblättern des Dr. Moritz Busch.*) Nach übereinstimmenden Darstellungen von den verschiedenen Seiten hatten die Verhandlungen, welche am 28. Januar zum Abschluß kamen, folgenden Verlauf:

Graf Bismarck empfing die französischen Unterhändler Jules Favre und den Grafen d'Hérisson in dem kleinen Saale des ersten Stockwerks seines Quartiers. Die erste Unterredung dauerte etwa $2^1/_2$ Stunde; unterdessen unterhielten unten im Salon Graf Hatzfeld und Bismarck-Bohlen Jules Favres Schwiegersohn, eine kleine Persönlichkeit mit südlichem Typus, seines Zeichens Porträtmaler. Jules Favre sah gleich seinem Schwiegersohne ziemlich niedergeschlagen, in der Kleidung heruntergekommen, „ruppig", wie Bismarck-Bohlen bemerkte, aus. „Beide bekommen zu essen," wie Busch erzählt, „was in der Eile zu haben ist, Kotelettes, Rührei, Schinken u. dergl., was den armen Märtyrern der Hartnäckigkeit wohlthun wird." Jules Favre eröffnete das Gespräch, indem er erklärte, gekommen zu sein, um die Unterhandlungen von Ferrières wieder aufzunehmen. „Aber die Lage ist heute nicht mehr dieselbe wie damals," erwiderte Bismarck. „Und wenn Sie an demselben Prinzip festhalten: Keinen Zollbreit unseres Gebiets, keinen Stein unserer Festungen! dann ist es überflüssig, weiter darüber zu reden. Meine Zeit ist kostbar, die Ihrige auch, und ich sehe nicht ein, warum wir sie vergeuden sollen."

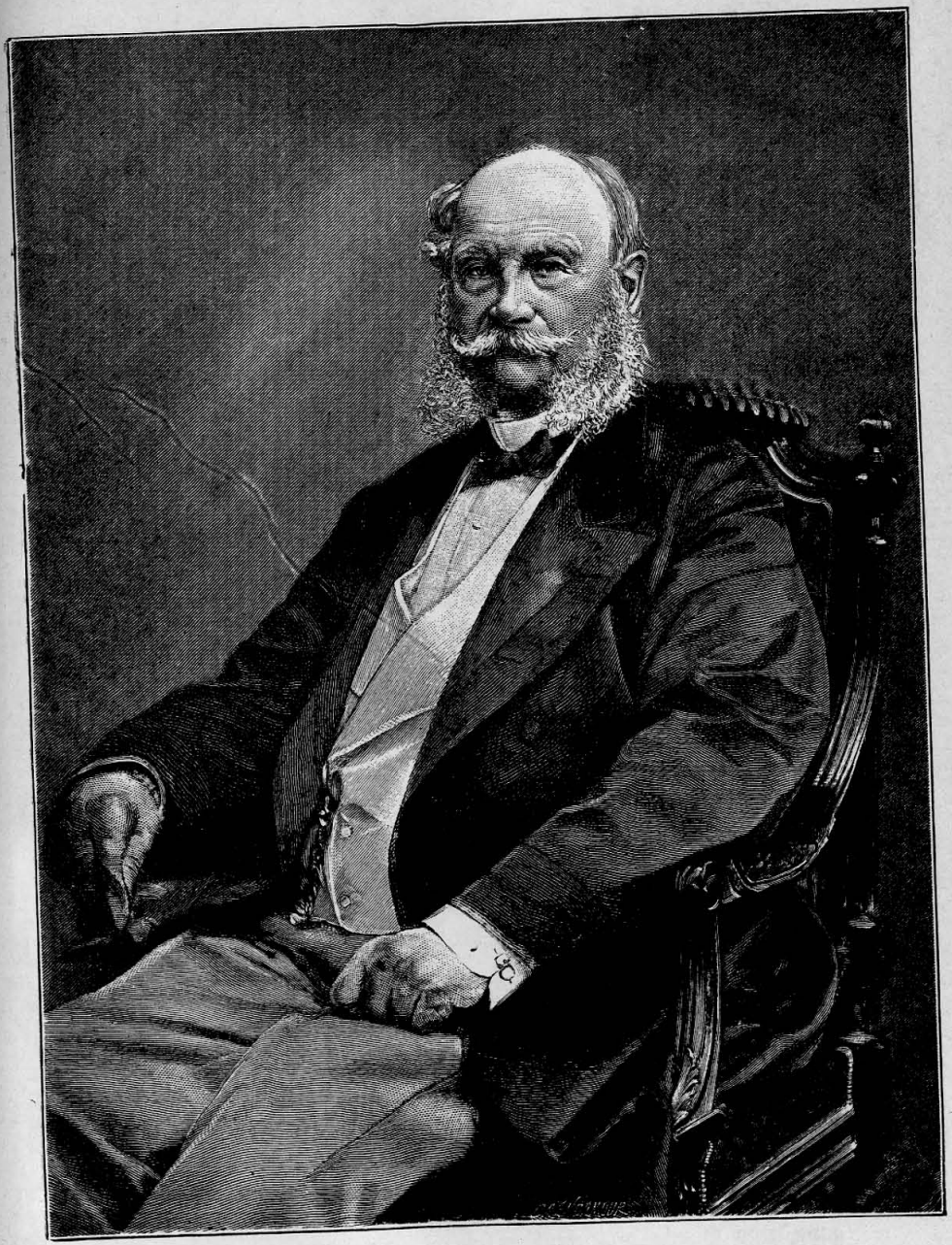
„Ich war," erzählt d'Hérisson, „betroffen von dem zwischen der äußeren Erscheinung der beiden Unterhändler obwaltenden Gegensatz." — Bismarck in der weißen Kürassieruniform mit seinen breiten Schultern in der Vollkraft seiner Mannesjahre erdrückte förmlich durch seine Nähe

*) Jules Favre in seinem Werke: „Histoire du gouvernement de la défense nationale"; d'Hérisson in seinem Buche: „Le journal d'un officier d'ordonnance"; Moritz Busch: „Graf Bismarck und seine Leute", Bd. 2, S. 255 ff.

den langen, magern, trostlosen Advokaten, dem der Rock um den Leib schlotterte, während die weißen Haare auf den Kragen niederfielen. — „Ach! Es bedurfte nur eines Blickes auf die beiden, um zu erkennen, wer der Besiegte und wer der Sieger sei, der Schwache und der Starke. Jules Favre gab sich, indem er viel Wortschwall machte, die erdenklichste Mühe, bei Bismarck es durchzusetzen, daß die Nationalgarde ihre Waffen behalte. Bismarck stimmte endlich zu, aber ich erinnere mich, daß er an Favre die prophetischen Worte richtete: ‚Es sei, aber glauben Sie mir, Sie begehen eine Dummheit. Früher oder später werden Sie mit jenen Gewehren zu rechnen haben, welche Sie den exaltierten Menschen belassen wollen.‘ Bismarck gleicht den anderen Staatsmännern unserer Tage nicht im geringsten. Er ist eine heiter angelegte Natur. Zuweilen giebt er, während die schwierigsten Fragen erörtert werden, einen Witz zum besten, hinter welchem man allerdings die gewaltige Tatze des Löwen spürt. Wir saßen in seinem Zimmer um einen runden Tisch, auf welchem in einem weißen Präsentierteller drei Zigarren lagen, von denen er eine Jules Favre anbot, der dieselbe als Nichtraucher dankend ablehnte. ‚Sie thun nicht recht daran,‘ bemerkte der Diplomat in Kürassieruniform; ‚wenn man eine Unterredung beginnt, welche zu heftigen Auseinandersetzungen führen kann, ist es doch besser, beim Zwiegespräch zu rauchen. Raucht man,‘ fährt er fort, sich eine Havanna anzündend, ‚so paralysiert die Zigarre, welche man hin und her dreht, und die man nicht fallen lassen will, einigermaßen die körperliche Erregung und stimmt uns milder, ohne unsere geistigen Fähigkeiten zu mindern. Die Zigarre zerstreut. Der blaue, in Ringeln aufsteigende Rauch, dem unser Auge unwillkürlich folgt, ergötzt uns, macht uns versöhnlich. Man fühlt sich behaglich. Das Auge ist beschäftigt, die Hand hat zu thun, die Nase atmet Wohlgerüche ein. Da macht man sich eher gegenseitig Konzessionen, und diese zu bewilligen, das ist ja eins der Hauptgeschäfte für uns Diplomaten. Sie haben als Nichtraucher über mich, der ich Raucher bin, einen Vorteil — Sie sind geistig regsamer — aber mir gegenüber auch einen Nachteil; denn Sie lassen sich eher hinreißen, sind leidenschaftlicher.‘ Dann schob er mir den Zigarrenteller mit den Worten hin: ‚Der Kapitän raucht ganz gewiß. Das

weiß ich.'" d'Hériſſon iſt auch ein Freund guter Zigarren, aber er nimmt doch keine, denn er will ganz Ohr ſein, ſich durch nichts zerſtreuen laſſen. „Außerdem," ſagt er, „fühlte ich mich zu untergeordnet, als daß ich mir erlaubt hätte, mich, indem ich rauchte, gewiſſermaßen auf gleichen Fuß mit den beiden Herren zu ſetzen.

„Die Unterredung begann dann wieder in aller Ruhe. Mit einer erſtaunlichen Offenheit und einer bewundernswerten Logik ſetzte der Kanzler ſeine Forderungen auseinander, ſchlicht und einfach. Er ging ſtets gerade auf das Ziel los und unterbrach häufig Jules Favre, der, gewohnt an Advokaten- und alte Diplomatenkniffe, dieſe vollkommene Redlichkeit und die großartige Weiſe nicht begriff, welche ſo ſehr von der Praxis früherer Zeiten abſtach. Der Kanzler ſprach das Franzöſiſche mit einer Geläufigkeit, die ich nur bei den Ruſſen gefunden habe, welchen infolge der Schwierigkeiten, die ihnen die eigene Sprache bereitet, das Erlernen fremder ein Kinderſpiel iſt. Bismarck drückte ſich nicht nur elegant, ſondern auch prägnant aus, indem er ohne Schwierigkeit das richtige Wort fand, welches einen ganzen Gedanken wiedergiebt, eine ganze Situation zeichnet. Während ich aus dem Miniſterportefeuille je nach Wunſch Aktenſtücke hervorzog oder mit Schreiben beſchäftigt war, machte ich mir dieſes Beiſpiel von Redner- und Unterhaltungsgabe zu nutze. Als die Unterredung auf Garibaldi kam, den Favre in den Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen haben wollte, geriet der Reichskanzler in den heftigſten Zorn. Da erlaubte ich mir," erzählt d'Hériſſon weiter, „eine große Kühnheit, die jedoch, wie ich dachte, angeſichts des Charakters und der hohen Bildung des Reichskanzlers von Erfolg ſein könnte, und ſo war es in der That. Ich nahm den Zigarrenteller und reichte ihm denſelben, indem ich mich lächelnd verbeugte und die Stellung eines ehrerbietigen und bittſtehenden Mannes annahm. Er ſah mich einige Augenblicke an und ſchien mich nicht zu begreifen. Dann erloſch plötzlich der Zornesfunke in ſeinem Blick, und er ſagte: ‚Kapitän, es iſt unnütz, ſich zu ereifern, das führt zu nichts .. im Gegenteil.' Hierauf nahm die Unterhandlung einen ruhigen Weitergang, und Garibaldi ſowohl wie ſeine Armee wurden in den Waffenſtillſtand mit eingeſchloſſen."



Wilhelm I., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

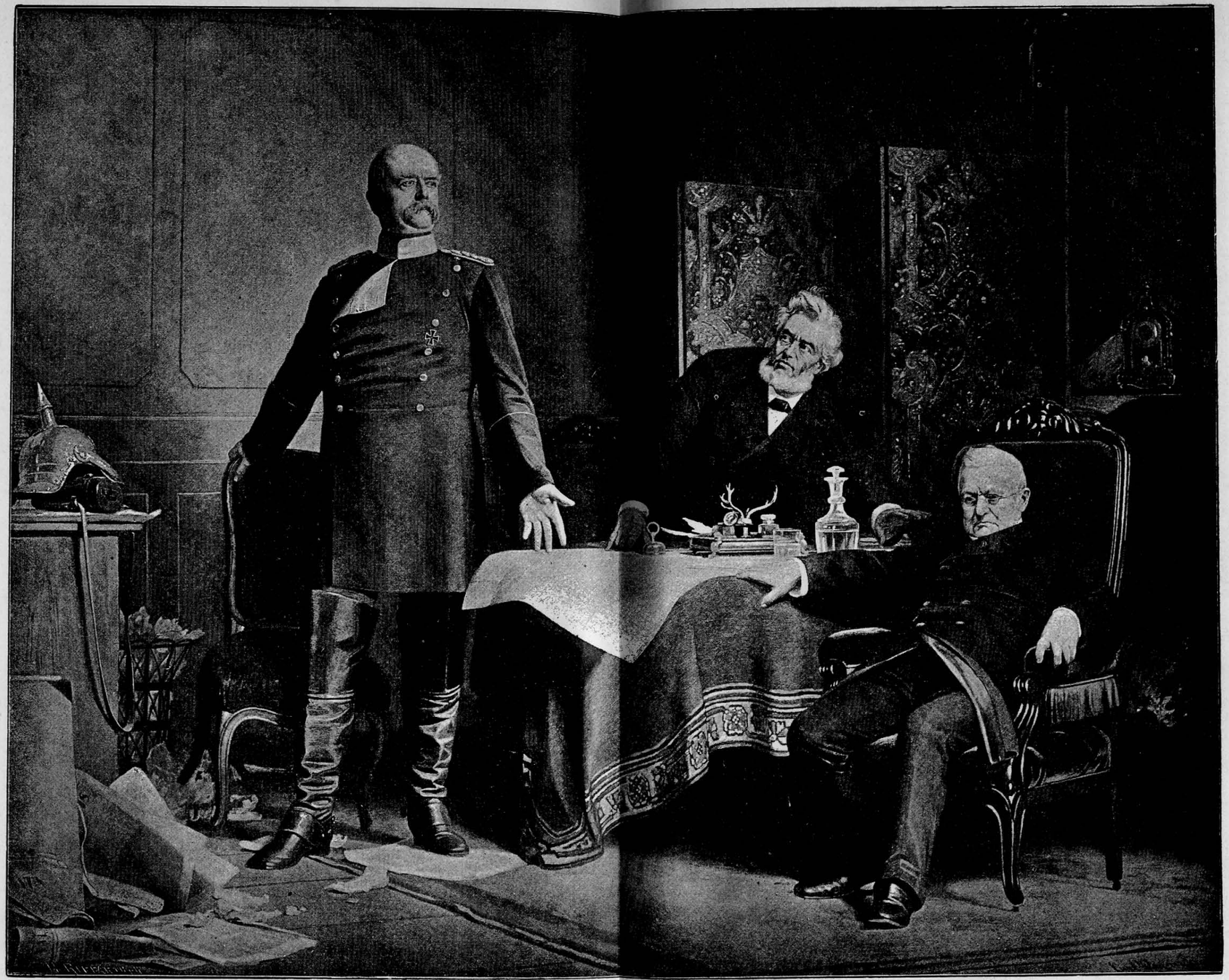
Die größten Schwierigkeiten boten die Verhandlungen während der nächsten Tage über das Schicksal der Pariser Besatzung und den Einmarsch der deutschen Truppen in Paris, der übrigens nicht über die Champs Elysées hinaus ausgedehnt werden sollte. Die ganze französische Eitelkeit bäumte sich gegen das Zugeständnis dieses Triumphes der deutschen Sieger auf, und Jules Favre suchte ihn mit allen Mitteln zu verhindern. „Ich würde Ihnen den Nichteinmarsch in Paris zugestehen," sagte der deutsche Staatsmann, „aber der König und die Militärs bestehen darauf. Dies ist die Belohnung für unsere Armee. Wenn ich nach der Rückkehr in die Heimat einem armen Teufel mit einem Stelzfuße begegnen werde, dann wird er sagen: ‚Das Bein, das ich vor den Mauern von Paris gelassen habe, gab mir das Recht, meine Eroberung zu vervollständigen; dieser Diplomat, der im Besitz seiner gesunden Gliedmaßen ist, hat mich daran verhindert.' Wir können uns dem nicht aussetzen, in diesem Punkte das öffentliche Gefühl zu verletzen. Wir werden in Paris einziehen, aber nicht über die Champs Elysées hinausgehen und dort die Ereignisse abwarten. Wir werden den 60 Bataillonen der Nationalgarde, welche zuerst gebildet wurden und Sinn für Ordnung haben, die Waffen belassen."

Am Abend des 26. Januar waren sich die Unterhändler gegenseitig über die Hauptpunkte des Waffenstillstandsvertrags einig. „Als der Graf Bismarck mich zu meinem Wagen begleitete," erzählt Jules Favre, „sagte er zu mir: ‚Ich glaube nicht, daß, nachdem wir soweit gekommen sind, ein Abbruch noch möglich wäre; wenn Sie derselben Ansicht sind, wollen wir heut abend das Feuer einstellen.' Ich würde Sie schon gestern darum gebeten haben, erwiderte ich tief bewegt; da ich aber das Unglück habe, das besiegte Paris zu vertreten, so wollte ich nicht um eine Gunst bitten. Ich nehme gern Ihr Anerbieten an; es ist der erste Trost, den ich in unserem Unglück empfinde. Es war mir ein unerträglicher Gedanke, daß unnützes Blut vergossen wird, während wir über die Bedingungen einer Waffenruhe beschließen. ‚Gut denn,' erwiderte der Kanzler; ‚es ist abgemacht, daß wir beiderseits Befehle ergehen lassen, damit das Feuer um Mitternacht schweigt.' Ich versprach es, bat ihn jedoch um die Erlaubnis, daß von unserer Seite

der letzte Schuß fallen dürfe" (!) — „Es war 9 Uhr abends," fährt mit hohem Selbstbewußtsein der Franzose fort, „als ich bei der Sèvresbrücke über die Seine setzte. Der Brand von St. Cloud dauerte noch fort. Unsere Kanoniere von Point du jour feuerten nach Herzenslust; zwei unserer Granaten schlugen in den Fluß, als wir ausstiegen. Es wäre eine wunderbare Fügung gewesen, wenn eine von ihnen in so rauher Weise meine Sendung unterbrochen hätte. Um $^3/_4$12 Uhr stand ich auf dem steinernen Balkon des Hotels der auswärtigen Angelegenheiten. Die Artillerie unserer Forts und diejenigen der deutschen Armeen ließen ihre furchtbaren Donnerschläge vernehmen. Mitternacht schlug. Ein letzter Schuß krachte, weithin wiederholt von einem Echo, welches schwächer wurde und verstummte, dann Schweigen ringsum! — Es war seit langen Wochen die erste Ruhe" — —

Durch den am 28. Januar in Versailles abgeschlossenen Vertrag trat ein Waffenstillstand von zunächst 21 Tagen ein, die ganze Besatzung von Paris erklärte sich für kriegsgefangen und überließ sämtliche Forts der äußeren Verteidigungslinie den Siegern. In Bordeaux wurde demnächst die aus freien Volkswahlen hervorgegangene Nationalversammlung eröffnet, welche den greisen Adolf Thiers an die Spitze der Exekutivgewalt des französischen Freistaates berief. Dieser wurde beauftragt, mit Jules Favre, der das Ministerium des Auswärtigen behalten, und einem von der Nationalversamulung gewählten Ausschuß von 15 Mitgliedern die Friedensverhandlungen im deutschen Hauptquartier zu führen.

Am 21. Februar wurden dieselben eröffnet. Die Bedingungen, welche Bismarck für den Abschluß des Friedens stellte, lauteten kurz und bündig: Abtretung des Elsaß nebst Belfort, Deutschlothringens nebst Metz, sowie die Zahlung einer Kriegssteuer von 6 Milliarden Franks. Die Franzosen vermochten sich damals ebensowenig, wie sie es jetzt können, in den Gedanken zu finden, daß die Abtretung Elsaß-Lothringens nur eine Herausgabe früheren Raubes bedeutete. Die Unterhändler sträubten sich denn auch mit Händen und Füßen gegen die Bewilligung dieser Forderungen, mußten aber bald einsehen, daß alles Sträuben in Bezug hierauf vergebens sei. Sie beschränkten schließlich ihren Wider-



Friedensverhandlung in Versailles zwischen Bismarck und den beiden französischen Bevollmächtigten Jules Favre und Thiers.

Von C. Wagner.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

stand auf die Bedingung bezüglich des Einmarsches der deutschen Truppen in Paris, der Höhe der Kriegskosten und des Einschlusses von Metz und Belfort in das Abtretungsgebiet. Hierüber aber kam es in den Verhandlungen zu heftigen Auftritten. Wegen der Herabminderung der Kriegskosten, die übrigens bald auf 5 Milliarden ermäßigt wurden, versuchten die guten Freunde Frankreichs in London sich vermittelnd einzulegen. Der englische Kabinettsrat beschloß: „Deutschland über den Betrag der Kriegskostenentschädigung Vorstellungen zu machen und seine Vermittelung in freundschaftlichem Geiste beiden Parteien anzubieten.“ Sofort wurden die erforderlichen Schritte dazu eingeleitet. Der englische Geschäftsträger Lord Odo Russel, welcher sich in Versailles aufhielt, bekam den Auftrag, mit Bismarck persönlich über diese Sache zu verhandeln. Aber es ging Russel in Versailles wie Benedetti in Nikolsburg; er konnte Bismarcks für eine Unterredung nicht eher habhaft werden, als bis der Friedensvertrag unterzeichnet war. So mußte er nach London zurückberichten, Bismarck sei durch die französischen Unterhändler zu sehr in Anspruch genommen, um irgend jemand empfangen zu können. Es gelang dem deutschen Staatsmann meisterlich, jede fremde Einsprache fern zu halten. Die glückliche Beendigung der Verhandlungen mit den Vertretern Frankreichs war wiederum ein Meisterstück seiner genialen Staatskunst. Die Macht seiner außerordentlichen Persönlichkeit kam ihm in entscheidenden Augenblicken mehrmals siegreich zu Hilfe. Wenn er, wie ihn die Künstlerhand auf unserm Bild gezeichnet, sich in seiner Reckengestalt emporrichtete und seine Augen im Feuer des Zornes Blitze sprühten, dann hatte er die Gewalt eines Gottes über die Geister und Gemüter. Als er in einer der ersten Sitzungen die deutscherseits zu stellenden Forderungen nach längeren Verhandlungen noch einmal zu einer Art Ultimatum zusammenfaßte, fuhr Thiers in leidenschaftlicher Erregung plötzlich vom Stuhle empor und rief mit bebender Stimme und funkelnden Augen dazwischen: „Ah, c'est une spoliation véritable, c'est une indignité!“ (Ah, es ist eine wahre Plünderung, es ist eine Schändlichkeit!). Das war dem deutschen Staatsmanne, der sich bemüht hatte, seine Ruhe zu bewahren, denn doch zu stark. Er richtete sich empor, sein Antlitz

nahm den Ausdruck eisiger Kälte an, während er nach einer kurzen Pause seine Ausführungen, für die er sich wie überhaupt bisher der französischen Sprache bedient hatte, in deutscher Sprache fortsetzte. Der Franzose sah ihn einen Augenblick voller Entsetzen an und bat Bismarck dann, indem er in seinen Stuhl zurücksank, in kläglichem Tone, sich doch wieder des Französischen zu bedienen. „Ich bedaure," antwortete der deutsche Kanzler mit starrer Ruhe, „aus der mir unverständlichen Äußerung, welche Sie soeben gethan, entnehmen zu müssen, daß ich des Französischen nicht so mächtig bin, als es wünschenswert wäre, um unsere Unterhandlungen in französischer Sprache fortsetzen zu können. Wir werden uns deshalb der deutschen Sprache bedienen müssen um so mehr, als ich keinen Grund erkennen kann, weshalb wir dies nicht von Anfang an gethan haben." Bismarck stellte darauf seine endgiltigen Bedingungen in deutscher Sprache.

„Diese Taktik hatte eine seltsame Wirkung," erzählte der deutsche Staatsmann später. „Jules Favre streckte seine Arme zum Himmel, sein Haar sträubte sich, und während er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, eilte er in eine Ecke des Zimmers und drückte sein Haupt gegen die Wand, als wenn er nicht Zeuge der Erniedrigung sein wollte, welche den Vertretern Frankreichs zugefügt wurde, indem man sie zwang, die Verhandlungen deutsch fortzusetzen. Thiers sah über seine Brille hinweg mit ärgerlicher Miene, eilte dann zu einem Tische am Ende des Zimmers und ließ seine Feder fieberhaft über das Papier eilen. Mit einer hastigen Bewegung reichte er mir das Papier und sagte mit einer heiseren, fast rauhen Stimme: „Ist es das, was Sie wünschen?"

Es waren ziemlich weitgehende Zugeständnisse, welche Thiers in dem Schriftstücke machte. „Auf dieser Basis," sagte Bismarck lächelnd, „bin ich bereit, die Verhandlungen in französischer Sprache wieder aufzunehmen." Im Laufe derselben gelang es den Franzosen, wenigstens die Abtretung Belforts zu verhindern. Jules Favre erzählt hierüber folgendes: „Nachdem Herr Thiers mit seiner unnachahmbaren Beredsamkeit auf die ungeheure Größe unserer Opfer, auf die Härte hingewiesen hatte, welche uns außer der Verstümmelung unseres Gebiets ein erdrückendes Lösegeld auferlegte, auf die alten Bande, welche uns

an eine Stadt fesselten, die niemals zu Deutschland gehört hatte, und als er auch dann noch die Unbeugsamkeit des Grafen Bismarck erkannt hatte, rief er: ‚Nun denn, sei es, wie Sie wollen, Herr Graf! Wir haben den Schein, mit Ihnen zu beraten, sollen aber durch Ihr Joch gehen. Wir verlangen eine rein französische Stadt, Sie verweigern sie uns; das heißt eingestehen, daß Sie einen Vernichtungskrieg gegen uns beschlossen haben. Führen Sie denselben! Rauben Sie uns unsere Provinzen, brennen Sie unsere Häuser nieder, vollenden Sie Ihr Werk! Wir werden Sie bis zum letzten Atemzug bekämpfen, wir werden vielleicht erliegen; aber nicht entehrt sein!‘“ Bismarck blieb, wie Favre weiter berichtet, diesen Ergüssen gegenüber nicht ohne Mitgefühl; er versprach, seine Forderungen zu mildern, wenn er die Ermächtigung des Königs und Moltkes, der die strategische Wichtigkeit Belforts besonders betont hatte, dazu erlange. Er ging hinaus, um mit diesem zu beraten. „Ich glaube nicht,“ fährt Favre fort, „daß jemals ein Angeklagter seinen Urteilsspruch mit einer mehr fieberhaften Angst erwartet hat. Unbeweglich und stumm folgten wir mit bestürzten Blicken dem vorrückenden Zeiger der Uhr. Die Thür öffnete sich, und auf der Schwelle stehend, sagte Graf Bismarck zu uns: ‚Ich habe dem Willen des Kaisers gemäß den Einmarsch unserer Truppen in Paris fordern sollen. Sie haben mir Ihr Widerstreben und Ihre Befürchtungen vorgehalten und mit Nachdruck das Aufheben dieser Klausel gefordert. Wir verzichten darauf, wenn Sie Ihrerseits uns Belfort lassen.‘ Es war eine Minute voll unaussprechlicher Qual; aber wir waren einig, ohne uns beraten zu haben. Ein Blickwechsel genügte. Herr Thiers übersetzte den Sinn desselben in patriotische Worte, indem er sagte: ‚Nichts wird dem Schmerz von Paris gleichen, wenn es die Thore seiner unentweihten Mauern dem Feinde öffnet, welcher sie zu bewältigen nicht vermochte. (?!) Deshalb haben wir Sie beschworen, wir beschwören Sie noch, ihm diese unverdiente Demütigung nicht aufzuerlegen. Nichtsdestoweniger ist es bereit, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, um dem Vaterlande ein Fleckchen seines Bodens und eine heroische Stadt zu erhalten. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Gelegenheit geben, unser Opfer zu veredeln. Die Trauer von Paris

wird das Lösegeld für Belfort sein.' — ‚Überlegen Sie wohl!' sagte der Graf. ‚Vielleicht werden Sie bereuen, diesen Vorschlag zurückgewiesen zu haben.' — ‚Wir würden unsere Pflicht verletzen, wenn wir ihn annähmen,' versetzte Herr Thiers. Die Thür schloß sich, und Kanzler und Kriegswart nehmen ihre Beratungen wieder auf. Sie schien uns ein Jahrhundert zu dauern. Nach dem Aufbruch des Generals von Moltke gab Bismarck zu verstehen, daß jetzt nur noch die Zustimmung des Königs zu erlangen sei. Ungeachtet unserer Ungeduld wartete er, bis der König seine Tafel beendigt hatte. Gegen $^1/_2$7 Uhr begab er sich zu ihm. Um 8 Uhr erntete Herr Thiers die Frucht seiner heldenmüthigen Anstrengung. Er hatte Belfort für Frankreich gerettet."

Diese Darstellung des Vorgangs ist für die Denkweise der Franzosen so recht bezeichnend. Es ist dem Berichterstatter nur darum zu zu thun, der Eitelkeit seines Volkes soviel als möglich zu schmeicheln und den Patriotismus der französischen Unterhändler in das günstigste Licht zu stellen. Was die deutschen Bevollmächtigten bewog, ihrerseits möglichst weitgehende Zugeständnisse zu machen, weiß Jules Favre entweder nicht, oder er verschweigt es absichtlich. Ihnen mußte, da die Verlängerung des Krieges die Einmischung der Nachbarmächte immer drohender hervortreten ließ, an einem möglichst schnellen Abschluß des Friedensvertrages gelegen sein. Sie verzichteten darum auf die Erwerbung Belforts, dessen militärischer Wert durch den Besitz von Metz und Straßburg ohnehin erheblich verringert wurde. Die Art aber, wie Bismarck diesen kleinen Rückzug seiner Staatskunst den beiden Franzosen gegenüber deckte, ist eins seiner genialen Meisterstücke.

Am Sonntag den 28. Februar 1871 waren die Friedenspräliminarien in allen Punkten so weit vereinbart, daß die Unterzeichnung des Vertrages erfolgen konnte. Zu dieser denkwürdigen Handlung waren in der Villa Jessé außer den bisherigen Unterhändlern auch noch die Bevollmächtigten Bayerns, Württembergs und Badens, Graf Bray, Freiherr von Wächter und Jolly, anwesend. Die Urkunde wurde vorgelesen und von allen Beteiligten genehmigt. Dann ergriff Bismarck die goldene Feder und unterzeichnete mit derselben den Friedensvertrag.

Die anderen Bevollmächtigten thaten desgleichen. Als der greise Adolf Thiers seinen Namen unter das Dokument gesetzt hatte, reichte ihm Bismarck die Hand und sagte nicht ohne Bewegung: „Sie sind der letzte, welchem Frankreich diesen Schmerz hätte auferlegen sollen; denn von allen Franzosen haben Sie ihn am wenigsten verdient."

Am 1. März wurde der Friedensvertrag von der Nationalversammlung in Bordeaux genehmigt. Am Vormittage desselben Tages hielt der Kaiser Wilhelm auf den Longchamps über die Truppen, welche den Einmarsch in Paris vollziehen sollten, eine Heerschau ab. Mit freudig stolzem Gefühl begrüßten den greisen Siegesfürsten an jenem denkwürdigen Morgen seine tapferen Scharen, als er, umgeben von seinen Fürstengenossen, seinen Heerführern, Generalen und Großwürdenträgern die Front entlang ritt. „Die Begeisterung war eine ungeheure," sagte ein englischer Berichterstatter, „es war nicht das ‚Vive l'empereur' der französischen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschieren; das Hurra der Deutschen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonett zitterte in den Reihen. Die Scene war groß und würdevoll." Um 1 Uhr nachmittags erfolgte der Einzug in die Stadt. Durch das Siegesthor, Arc de Triomphe, dessen pomphafte Reliefs eine Verherrlichung der Siege der französischen Revolutionszeit und des ersten Kaiserreichs darstellen, bewegte sich der Zug bis zu den Tuilerien; jedesmal, wenn eine Kompanie vor dem Triumphbogen ankam, stieß sie ein dreifaches Hurra aus. Bis zum 3. März hielten die deutschen Truppen einen Teil von Paris besetzt. Mit grünen, in den Tuileriengärten gepflückten Frühlingsreisern geschmückt kehrten sie zurück. Unser Held, Graf Bismarck, wohnte im Gefolge des Kaisers der Heerschau auf den Longchamps bei und ritt dann mit den Truppen bis zum Siegesthor. Seine Gestalt lenkte die Blicke der Pariser Bevölkerung in hohem Grade auf sich. „Voilà Bismarck!" „Das ist Bismarck!" erklang es, wo man seiner ansichtig wurde. Als er unter den Zuschauern einen Menschen erblickte, der ihn mit einer auffallend feindlichen Miene betrachtete, ritt er auf denselben zu und bat ihn um Feuer für seine Zigarre, welchen Wunsch jener auch bereitwillig erfüllte.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalt verließ am 6. März Graf Bismarck mit seinem diplomatischen Stabe Versailles und trat im Gefolge des Königs die Rückreise in die Heimat an. Am 9. März morgens $7^1/_2$ Uhr lief der Zug auf dem Potsdamer Bahnhofe in Berlin ein. Seine Gemahlin, seine Tochter und sein Sohn Herbert, letzterer in der Uniform eines Gardedragoneroffiziers mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust, erwarteten ihn. Der Zug hält; der Wagen wird geöffnet. Der deutsche Reichskanzler*) eilt mit raschen Schritten in die Arme der Seinen. „Da habt ihr euren Ollen wieder!" So der einfache, natürliche Ausruf des gewaltigen Mannes, der in den sieben Monaten seiner Abwesenheit von Berlin ein Kaiserreich hat zertrümmern helfen, ein neues aufgerichtet hat.

Am 10. Mai wurde zu Frankfurt am Main der endgiltige Friede mit Frankreich unterzeichnet. Am 16. Juni hielt ein Teil des aus Frankreich heimgekehrten Heeres seinen feierlichen Einzug in die deutsche Reichshauptstadt, die den deutschen Heldensöhnen einen Empfang bereitete, so prächtig und ehrenvoll, wie er wohl zuvor noch keinem Kriegsvolke zu teil geworden war. Dem greisen Heerkönige erklang's von zarten Jungfrauenlippen als Willkommensgruß entgegen:

„Heil, Kaiser Wilhelm, dir im Siegerkranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt!"

Unter des großen Reichsbaumeisters Bildnis, das an einem Ehrenplatze in dem Schmuck der unvergleichlichen Siegesstraße prangte, standen die Dichterworte:

„Eisengeschmiedet erwuchs, mit Blut gekittet, die Einheit,
Trotzend den Stürmen der Zeit. Meister, du lösest dein Wort!"

Am 20. März war der deutsche Reichstag feierlich eröffnet worden; an diesem Tage hatte der Kaiser seinen großen Kanzler in den Fürstenstand erhoben. Ein von der preußischen Regierung geleitetes öffentliches Blatt**) begleitete dieses Ereignis mit folgenden Worten: „In der

*) Diesen Titel führte Bismarck seit dem 18. Januar. Der Kaiser strich an diesem Tage auf einer Briefadresse an den Grafen die Bezeichnung „Bundeskanzler" aus und schrieb dafür „Reichskanzler" hin.

**) Provinzialkorrespondenz.

denkwürdigen Stunde, in der sich die Vertreter des neuen Deutschen Reiches zum erstenmal um den Thron des Deutschen Kaisers versammelten, ist der Bundeskanzler Graf Bismarck zum Fürsten erhoben worden. Kaum hätte zur Verleihung dieser Würde ein bezeichnenderer Tag gewählt werden können; denn mit der Wiedererstehung des Deutschen Reiches wird der Name Bismarck für alle Zeiten innig verknüpft sein, und in dem großen weltgeschichtlichen Akte, welcher am 21. März 1871 im Schlosse unserer Könige vollzogen wurde, dürfte der neue Fürst-Reichskanzler mit tiefer Genugthuung die Frucht seines langjährigen politischen Denkens und Schaffens erblicken. — Der Fürst-Reichskanzler ist eine der großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten geworden, deren Wirken weit hinausragt über den Bereich des Landes, welchem sie angehören." Der Ruhm des neuerrichteten Deutschen Reiches, seines greisen Heldenkaisers und seines großen eisernen Kanzlers drang in alle Welt hinaus, im Urwalde selbst wurde er bald verkündet. Mit gutem Grunde konnten sich deutsche Dichterherzen in jenen Tagen zu Verherrlichungen solcher Art begeistern:

Wohl ist in alten Mären uns ‚wunders viel geseit'
Von deutscher Helden Größe und ihrer Herrlichkeit,
Wie sie an kühnem Mute und Kraft den Göttern gleich,
So fest in Lieb und Treue, an aller Tugend reich.

Wohl preisen tausend Lieder des Reichs vergangne Macht,
Der Kaiser goldene Throne und ihrer Kronen Pracht;
Du, großer Karl, ihr Otto und Rotbart, voller Ruhm
Durch alle Zeiten strahlen wird euer Kaisertum!

Wenngleich ihr alten Helden auch reich an Ruhm und Ehr',
Und ob des Reiches Kaiser so mächtig auch und hehr:
So hat doch schöner, heller gestrahlt zu keiner Zeit,
Als jetzt in unsern Tagen des Reiches Herrlichkeit!

XVIII.

Der Hort des Völkerfriedens.

Ein Frühling ist dir kommen, mein deutsches Vaterland,
Als er in tausend Jahren dir nimmer noch erstand.
Es glänzt dein Schild der Sonne gleich in die Welt hinaus,
Und Frieden, Licht und Leben geht von der Sonne aus.

Auf deinem Kaiserthrone der hehre Heldengreis,
Die fernsten Zeiten künden noch seiner Thaten Preis.
Und an des Kaisers Seite ein Recke ragt empor,
Wie größer ihn geboren kein deutsches Weib zuvor.

Nun er um alte Stämme mit seiner Eisenhand
In heller Glut geschmiedet der Einheit festes Band,
Hält er, ein treuer Eckart, am Throne treu die Wacht,
Und alle Geister beugen sich seines Geistes Macht.

So steht er fest und ehern, des Reiches Hort und Halt,
An dem des Loki Pfeile stets kraftlos abgeprallt.
Ja, unser deutscher Baldur, in deines Schildes Glanz
Grünt ohnegleichen herrlich Germanias Ehrenkranz!

Als Kaiser Wilhelm aus dem Kriege gegen Frankreich heimgekehrt war, begrüßten ihn die Behörden der Reichshauptstadt mit begeisterten Worten. Am Schlusse der überreichten Huldigungs- und Dankadresse hieß es: „Möge es dem deutschen Volke beschieden sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldenkraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hat, auch ein Mehrer des Deutschen Reiches

werde an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Das walte Gott!" In seiner Antwort auf die Huldigung der vereinten Städte Berlin, Breslau und Charlottenburg sprach der greise Herrscher das schöne Wort, das in seinem Munde wie ein Seherwort erklang: „Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht; sorgen wir, daß es Tag bleibt!"

Während die Begründer des neuen Deutschen Reiches den inneren Ausbau ihres Werkes begannen, mußten sie sich gleichzeitig zu einem neuen Kampfe rüsten. Im Süden jenseit der Alpen hatten sich Wetterwolken erhoben, welche den Glanz des jungen deutschen Kaisertums zu verdunkeln drohten. „Sorgen wir, daß es Tag bleibt!" Mit diesem Ausspruche hatte Kaiser Wilhelm die Aufgabe bezeichnet, welche seine und seines großen Staatsmannes Kraft während der nächsten Jahre in hohem Maße erfordern sollte. Es galt, den Einfluß einer fremden feindlichen Macht abzuwehren, das Deutsche Reich in seinen eigensten Rechten, das deutsche Volk in seinen wichtigsten Gütern zu schützen. Die großen Errungenschaften der Neuzeit, auf denen unsere heutige geistige Entwicklung beruht, Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit des Kultus und der Lehre, Unabhängigkeit der Staatsgewalt, sollten gegen die Gewaltanmaßung des Papstes in Rom gewahrt werden. Den Streit, der hierüber entbrannte, nannte ein Vertreter des deutschen Volkes, der Abgeordnete Dr. Virchow, „einen großen Kulturkampf der Menschheit".

Zu derselben Zeit, als Frankreich den Krieg gegen Deutschland begann, fand in Rom eine große Kirchenversammlung statt, welche zu einem Kampf gegen die protestantische Welt das Rüstzeug schmiedete. Am 13. Juli 1870 nahmen die Mitglieder dieser Versammlung ein neues Dogma, einen Glaubenssatz, an, nach welchem dem Papst in Rom die Irrtumslosigkeit oder Unfehlbarkeit in allen Fällen zukommen sollte, in denen er bei der Ausübung seines Amtes als höchster Lehrer aller Christen mit seiner Machtvollkommenheit erklärt, was in Sachen des Glaubens und der Sitte von der ganzen Kirche zu halten sei. 451 Bischöfe stimmten für den neuen Glaubenssatz mit Ja, 62 mit einem

bedingten Ja, während 88 sich der Abstimmung enthielten, nachdem sie zuvor feierlich Einspruch gegen die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes erhoben hatten. Während der letzten Verhandlung zog ein heftiges Unwetter über Rom hin, welches die Luft so verdunkelte, daß dem Papste, als er die Formel der Unfehlbarkeit verlesen wollte, eine Kerze zur Seite gestellt werden mußte. Unter ihrem Schein las Pius IX. die Erklärung der Unfehlbarkeit und schloß mit den Worten: „So aber jemand dieser unserer Entscheidung, was Gott verhüte, zu widersprechen wagen sollte, der sei im Bann!" Kirche und Staat bilden nicht gesonderte Gebiete, sondern bewegen sich auf demselben Grund und Boden, beständig ineinander übergreifend. Das Unfehlbarkeitsdogma und andere neuere Glaubenssätze schlossen für den Staat eine große Gefahr in sich, da sie alle weltlichen Regierungen der Oberhoheit des Papstes unterwarfen, alle mit den kirchlichen Satzungen nicht in Einklang stehenden Staatsgesetze für null und nichtig erklärten und alles, was der Weltherrschaft Roms entgegenstand, mit Fluch und Bann bedrohten.

Die Annahme des neuen Dogmas rief daher in den weitesten Kreisen heftige Erregung hervor. Widersprüche aller Art wurden laut. „Dieser Glaubenssatz," sagte ein deutscher Geschichtsschreiber, „soll den Papst eigentlich zur fünften Gottheit machen. Drei Personen wurden auf dem Konzil von Nicäa anerkannt; zur vierten erhob Pius IX. durch sein Dogma von der unbefleckten Empfängnis die Jungfrau Maria; die fünfte will er nun selber werden." Der Bischof von Ketteler fiel dem Papste vor Beginn der entscheidenden Handlung zu Füßen und beschwor ihn, nicht zum äußersten zu schreiten. Der ehrwürdige Professor von Döllinger veröffentlichte folgende Erklärung von der Unfehlbarkeit des Papstes: „Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger kann ich diese Lehre nicht annehmen. Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe, denn die gesamte echte Tradition steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie

Kaiser Wilhelm I. und sein Kanzler.

Von F. Siemenroth.

Mit Genehmigung der Kunstverlags-Anstalt von Otto Troitzsch in Berlin.

annehmen: denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximierte Stellung, welche sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien. Denn das kann ich mir nicht verbergen, daß diese Lehre, an deren Folgen das alte Deutsche Reich zu Grunde gegangen ist, falls sie bei dem katholischen Teil der deutschen Nation herrschend würde, sofort auch den Keim eines unheilbaren Siechtums in das eben neuerbaute Reich pflanzen würde." Eine förmliche Spaltung der katholischen Christenheit Deutschlands brachten die Vorgänge in Rom hervor. Es bildeten sich an vielen Orten Gemeinden der Altkatholiken, welche die neuen Glaubenslehren des Papstes nicht anerkannten.

Mit Besorgnis hatten die deutschen Staatsmänner diese Dinge auf kirchlichem Gebiete sich entwickeln sehen. Schon vor Eröffnung des Konzils in Rom war ein Rundschreiben des bayrischen Ministerpräsidenten Fürsten von Hohenlohe an die Regierungen erlassen worden mit der Frage, ob es nicht geboten sei, der Römischen Kurie rechtzeitig Vorstellungen zu machen. Der Kanzler des Norddeutschen Bundes erkannte wohl auch die Gefahr für das Staatsleben, welche sich in Rom vorbereitete; er hielt es aber noch nicht für ratsam, schon jetzt Mittel dagegen zu ergreifen. „Niemals werden wir Ihnen den Krieg erklären; sie müssen erst zu uns kommen und uns die Mündung des Gewehrs auf die Brust setzen." So hatte Bismarck zu dem Militärbevollmächtigten Frankreichs vor dem Kriege gesagt. Dieselbe Haltung nahm er jetzt Rom gegenüber ein. An den Gesandten des Norddeutschen Bundes in Rom schrieb er am 26. Mai 1869: „Für Preußen giebt es verfassungsmäßig wie politisch nur einen Standpunkt, den der vollen Freiheit der Kirche in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr

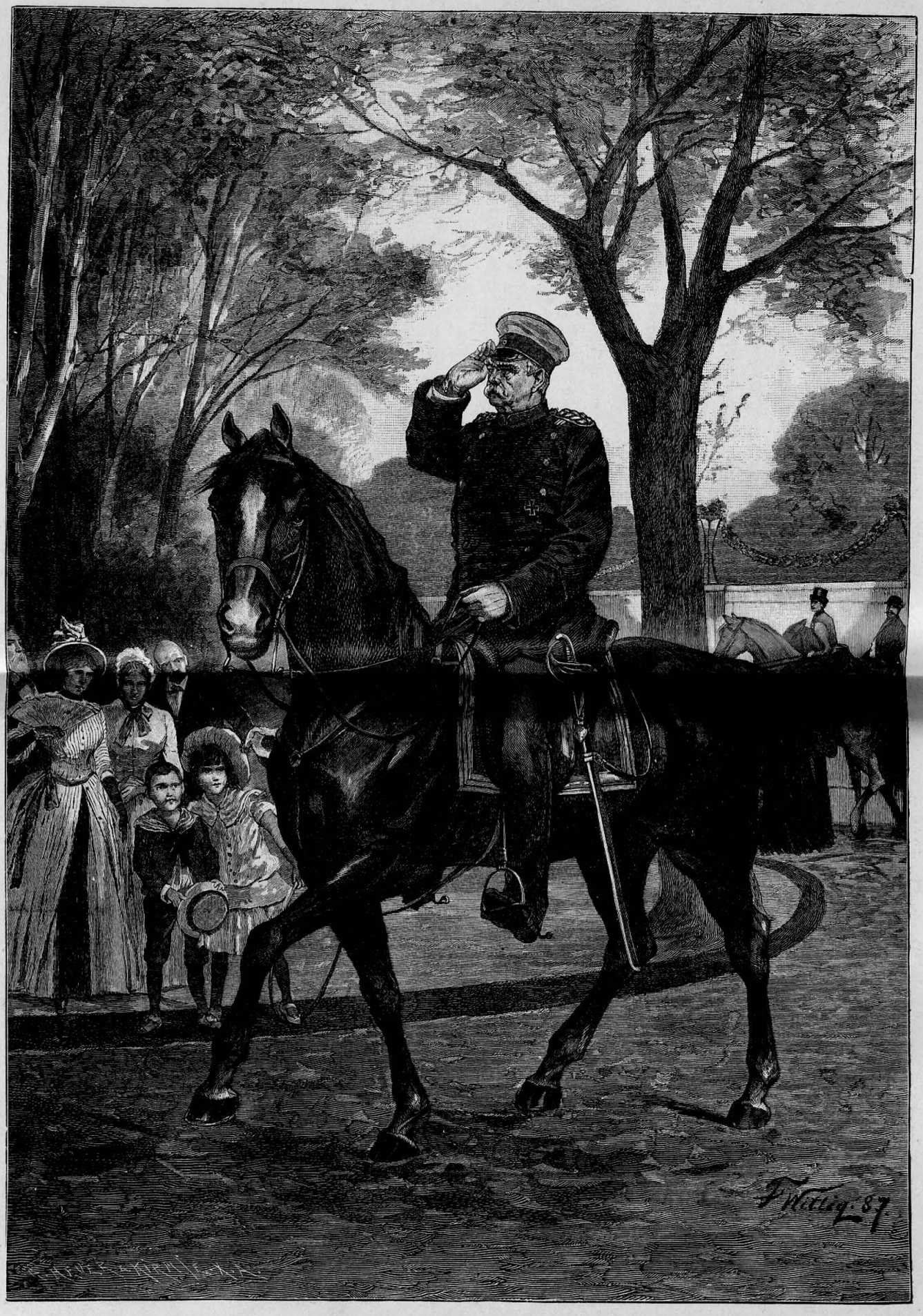
jeden Übergriffs auf das staatliche Gebiet." Eine tiefreligiöse Natur wie Bismarck konnte als Staatsmann nicht leichtfertig einen Streit mit der Kirche, deren hohe Bedeutung für das Volks- und Staatsleben er kannte, heraufbeschwören. Er that alles, denselben abzuwenden. Aus diesem Grunde ließ er im Frühjahr 1870 dem Kardinal Antonelli eine vertrauliche Note überreichen, worin er die Befürchtung aussprach, „daß die neuen Prinzipien, welche man in Rom zu verkünden drohe, Verwirrung in die Gesamtheit der kirchlichen Beziehungen zum Staate werfen und Krisen herbeiführen würden, von welchen die päpstliche Regierung trotz ihrer traditionellen Weisheit sich vielleicht keine Rechenschaft gäbe".

Es kam der deutsch-französische Krieg, welcher die Aufmerksamkeit der politischen Welt ganz in Anspruch nahm. Am 20. September 1870 hielt der König Viktor Emanuel seinen Einzug in Rom und erklärte dasselbe als die Hauptstadt des geeinigten Italiens und als seine Residenz. Das war das Ende der weltlichen Macht des Papstes, des Kirchenstaates. Das Oberhaupt der katholischen Kirche blieb von nun an auf die Räume seiner prächtigen Residenz, des Vatikans, beschränkt. Das katholische Frankreich, welches bisher die weltliche Herrschaft des Heiligen Vaters geschützt hatte, lag zerschmettert am Boden. Vergebens sah sich der Papst nach Hilfe und Beistand um. Da wandten sich 56 katholische Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses am 17. Februar 1871 an den Kaiser Wilhelm in Versailles mit einer Adresse, worin derselbe gebeten wurde, den Kirchenstaat mit den Waffen in der Hand wiederherzustellen. Dieses Ansinnen wurde als mit der deutschen Staatskunst unverträglich abgelehnt. Der Papst und seine Anhänger empfanden diese Ablehnung als eine schwere Beleidigung. Es wurde von ihnen die Losung ausgegeben: Das neue deutsche Kaisertum ist der katholischen Kirche feindlich gesinnt und muß bekämpft werden. Die Mitglieder des Jesuitenordens waren eifrig bemüht, nach dieser Weisung zu handeln; ihre Umtriebe waren von bedeutendem Erfolge. Im deutschen Reichstage erschien die stattliche Schar von Vertretern einer Partei, die der Ultramontanen, welche die Richtschnur für ihr Verhalten in den Verhandlungen nicht aus ihrem Interesse an der Wohlfahrt des

Reiches und dem Gedeihen der deutschen Nation entnahm, sondern den Weisungen jener Macht „jenseit der Berge“ folgte, welche sich die Bekämpfung des neuen Deutschen Reiches zur Aufgabe gestellt hatte. Diese Fraktion des Reichstages, welche ihre Plätze im Zentrum des Sitzungssaales einnahm und über außerordentlich redegewandte Führer verfügte, erwies sich bald als eine Gefahr, welche um so größer erschien, als sich derselben alle unzufriedenen und reichsfeindlichen Elemente, wie die Angehörigen polnischer Nationalität in Posen, die Vertreter Elsaß-Lothringens und die Welfen in Hannover, angliederten. Ihr Verhalten in den Verhandlungen zeigte sich der Regierung gegenüber als durchaus feindlich; ja, sie vertrat in wichtigen Fragen mehr die Sache des gegnerischen Auslandes als die Interessen des Reiches. Über die Richtung der Ultramontanen jener Zeit wurde dem Reichskanzler durch den deutschen Gesandten an einem auswärtigen Hofe geschrieben: „Man will die deutsche Einheit lähmen. Ein einflußreicher Teil des katholischen Klerus, der von Rom aus geleitet wird, ist der französischen Politik dienstbar, weil mit ihr die Hoffnungen auf die Wiederherstellung des Kirchenstaates zusammenfallen. In Frankreich ist vorübergehende Verschmelzung oder vielmehr gegenseitige Düpierung des republikanischen und klerikalen Elements möglich, sobald der Klerus ‚Rache an Deutschland‘ offen auf seine Fahne schreibt, unter welcher Regierungsform es sei. So hofft man wieder zu erstarken, während in Deutschland durch wohlorganisierte Arbeit des von Paris, Rom und Brüssel geleiteten Klerus kirchliche Zerwürfnisse mit aller Anstrengung vorbereitet werden. — — Man mache sich keine Täuschung darüber, daß gleichzeitig mit der Revanche gegen Deutschland der Schlag in Italien fallen soll, in der Hoffnung, daß Deutschland durch innere religiöse Wirren paralysiert werden soll, und daß das klerikale Element, während es in Deutschland und Polen langsam zersetzend wirkt, in Italien offen das französische Banner aufpflanzt und unter seinem Schutze das Land unter päpstliche, oder vielmehr französische, durch den Papst repräsentierte Herrschaft zurückführen soll.“ Das Verhalten der deutschen Bischöfe bestätigte, daß jene Besorgnisse nicht unbegründet wären. Von denen, welche zuvor in der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes eine aller

menschlichen Vernunft und den Lehren des Evangeliums widersprechende Anmaßung erblickt und dagegen Einspruch erhoben hatten, beugte sich jetzt einer nach dem andern unter die römische Herrschaft; willig beteiligten sie sich an der Verfolgung der Altkatholiken und an den Umtrieben gegen das protestantische Kaisertum.

Jetzt hielt es die deutsche Staatsleitung als an der Zeit, das junge Deutsche Reich gegen die ihm drohenden Gefahren in Verteidungszustand zu setzen. Es wurden Maßregeln getroffen und eine Reihe von Gesetzen vorbereitet, welche die Grenze zwischen den Rechten des Staates und der Kirche genau festzustellen bestimmt waren. In Preußen wurde am 8. Juli 1871 die katholische Abteilung im Kultusministerium, welche mehr das Interesse der Römischen Kurie als das des Staates vertrat, aufgehoben. Dem bisherigen Kultusminister von Mühler, der sich den bevorstehenden Aufgaben nicht gewachsen fühlte und seine Entlassung nahm, folgte der entschiedene, thatkräftige Dr. Falk. Unter dessen Leitung wurde zunächst ein Gesetz in den preußischen Kammern vorgelegt, welches das bisher von der Geistlichkeit ausgeübte Aufsichtsrecht über die Volksschulen allein dem Staat übertrug. Wie die beiden Häuser des preußischen Landtages dieses Gesetz annahmen, so wurde vom deutschen Reichstage eine Anzahl kirchenpolitischer Gesetze genehmigt, welche das Reich gegen die Übergriffe der im Dienste des Papstes stehenden Geistlichkeit und Ordensgemeinschaften schützen sollten. Den Anfang machte ein von der bayrischen Regierung vorgeschlagenes Gesetz, welches den Mißbrauch der Kanzel zu politischen Aufreizungen mit Gefängnisstrafe bedrohte. Dann folgte das Gesetz, das den Jesuitenorden und die demselben verwandten Verbindungen vom deutschen Gebiete verbannte. Gleichzeitig richtete Fürst Bismarck eine Depesche an die Regierungen der europäischen Großmächte, in welchen er dieselben zu gemeinschaftlichen Maßregeln aufforderte, die künftige Papstwahl dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Im Frühling des nächsten Jahres wurden noch vier weitere Gesetzesvorlagen von der preußischen Regierung eingebracht und in den Kammern genehmigt. Diese nach der Zeit ihrer Verkündigung, am 15. Mai 1873, gewöhnlich die Maigesetze genannt, bezogen sich auf die Ausbildung der katholischen Geistlichen, welche, um sie den



Fürst Bismarck im Tiergarten zu Berlin.

Original-Zeichnung von F. Wittig.

staatsfeindlichen Einwirkungen einer „außerhalb der Nation stehenden Macht“ zu entrücken, auf einer deutschen Universität studieren und einer wissenschaftlichen Staatsprüfung unterzogen werden sollten, verpflichteten ferner die Erzbischöfe und Bischöfe bei Strafandrohung, die Anstellung von Geistlichen dem Oberpräsidenten der Provinz jedesmal anzuzeigen, beschränkten die kirchliche Strafgewalt und verfügten endlich die Errichtung eines kirchlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten. Das Jahr 1874 brachte sodann noch das Gesetz über die Beurkundung des Personenstandes, die Einführung der Zivilehe, das darauf auch durch den Reichstag für alle deutschen Landesteile genehmigt wurde.

Es entbrannte alsbald der Kampf auf der ganzen Linie der Gegner. Die deutschen Bischöfe versammelten sich zu Fulda, um zu erklären, daß weder sie, noch die ihnen untergebenen Geistlichen den neuerlassenen Staatsgesetzen sich unterwerfen würden. „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Dieses Wort der Schrift legten sie, zu ihren gunsten gedeutet, ihrer Handlung zu Grunde. Im preußischen Abgeordnetenhause und im Reichstage bekämpften die Vertreter der Zentrumspartei und ihre Gefolgschaft die Staatsregierungen auf das heftigste. Ihr Zorn richtete sich hauptsächlich gegen den Fürsten Bismarck, den Urheber der neuen Gesetzgebung. Der Papst in Rom drohte dem Deutschen Reiche mit Fluch und Bann. Bei Gelegenheit der Beantwortung einer an ihn gerichteten Ergebenheitsadresse des Deutschen Lesevereins sagte er: „Bald wird sich das Steinchen von der Höhe ablösen, welches den thönernen Fuß des Kolosses zertrümmern soll.“ Als die deutsche Regierung den Gesandtschaftsposten in Rom durch den Kardinal Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, einen Bruder des oben genannten bayrischen Ministerpräsidenten, neu besetzen wollte, lehnte der Papst den bereits vom Kaiser Ernannten ab, trotzdem derselbe ein guter Katholik, wenn auch ein ebenso treuer Sohn seines deutschen Vaterlandes war. Diese Zurückweisung mußte von dem Oberhaupt des Deutschen Reiches als offenbare Feindseligkeit empfunden werden.

Der deutsche Reichskanzler nahm, in dieser Weise herausgefordert, den Kampf mutig auf. Er führte denselben unter freudiger Zustimmung

aller gut vaterländisch empfindenden und frei gesinnten Elemente des deutschen Volkes. Seite an Seite mit ihm stritten in diesen Fragen die Vertreter der starken Partei der Nationalliberalen, der deutschen Fortschrittspartei, der Reichspartei, der Freikonservativen, so daß er im preußischen Abgeordnetenhause wie im Reichstag der Mehrheit stets sicher war. Bedeutende Redner wie Rudolf von Bennigsen, Miquel und Lasker wurden ihm erfolgreiche Mitkämpfer in mancher Redeschlacht gegen die nicht minder wohlgerüsteten Führer der feindlichen Parteien wie Dr. Windhorst, von Mallinckrodt u. a. Seine früheren Gesinnungs- und Parteigenossen, die Altkonservativen und ihre Führer wie von Kleist-Retzow, Freiherr von Manteuffel, von Gerlach u. a., folgten ihm in diesem Kampfe nicht, sondern gingen mit seinen ultramontanen Gegnern. Während diese ihn der Unterdrückung der Kirche gleich einem Nero und Diokletian beschuldigten, warfen ihm jene vor, daß er seine frühere Überzeugung gewechselt und die Idee vom „christlichen Staate" geopfert hätte. Es war erklärlich, daß den Vertretern des feudalen Adels und der starrgläubigen Geistlichkeit, dem Papsttum des Protestantismus, Maßregeln wie das Schulaufsichtsgesetz und das Zivilstandsgesetz nicht genehm waren. „Ich wünschte, ich könnte dem Fürsten Bismarck seine Jugend wiedergeben!" so klagte der Abgeordnete von Gerlach im Andenken an jene Zeit, da der heute von den liberalen Volkselementen bejubelte Reichskanzler im Vereinigten Landtage als Vertreter des preußischen Junkertums noch Schulter an Schulter mit den Rittern der „Kreuzzeitung" gekämpft hatte. Wie weit hatte Otto von Bismarck in seinem kühnen Geistesfluge jene einstigen Freunde, welche, die große Zeit nicht begreifend, nichts gelernt und nichts vergessen hatten, hinter sich zurückgelassen! Ihnen zunächst galten die Aussprüche, die er bei Beratung des Zivilstandsgesetzes am 17. Dezember 1873 im Abgeordnetenhause that: „Ich habe mich nie geschämt, eine Meinungsänderung in meiner Stellung einzuräumen, wenn die Umstände mich nötigten, mich zu überzeugen, daß es so, wie ich wollte, eben nicht geht. Von mir eine Konsistenz des Urteils während eines Vierteljahrhunderts zu erlangen, wäre ungerecht. Ich treibe keine Fraktionspolitik als Minister mehr, sondern habe gelernt, meine persönlichen Überzeugungen den Be-

dürfnissen des Staates unterzuordnen. Ich glaube, daß es so sein muß, und halte es für eine schlechte Überzeugungstreue zu sagen: möge der Staat zu Grunde gehen, das ist mir einerlei, ich bleibe bei meiner Überzeugung und bei meinem Fraktionsbeschlusse. Ich halte das für eine schlechte Konsequenz, die mich immer an die falsche Mutter im Urteil Salomonis erinnert, welche sagt: Zerschneide das Kind, mir soll es recht sein, wenn ich nur meinen Willen habe! Das kann ich nicht; das ist ein Luxus des Urteils, den sich ein Staatsmann nicht erlauben darf. Der Herr von Gerlach hat dann an den prägnanten Schlußsatz meiner alten Rede erinnert — ich habe ihn lange nicht gelesen, aber als sie vorhin vorgelesen wurde, habe ich sie wirklich mit einiger Befriedigung angehört; sie war oratorisch nicht übel. Aber welches auch der Inhalt sein mag, so kann ich doch unmöglich, wenn ich als evangelischer Christ von der ‚Kirche' sprach, im Jahre 1849 die katholische Kirche nach den heutigen vatikanischen Bestimmungen als den Fels betrachtet haben, den ich dort als unter allen Stürmen feststehend bezeichnet habe. Jedenfalls wird man annehmen müssen, da ich meine evangelische Meinung immer fest, durchsichtig und offen ausgesprochen habe, daß ich damals nur an die evangelische Kirche habe denken können, keineswegs an die römisch-katholische, noch weniger an die vatikanische, wie sie sich heute gestaltet hat. — Meine persönliche Stellung nach der heutigen Lage dieser Frage ist die, daß ich mich allerdings nicht bereitwillig, sondern ungern und nach großem Kampfe entschlossen habe, in Gemeinschaft mit meinen Kollegen bei Sr. Majestät den Antrag auf Vollziehung dieser Vorlage zu stellen, und mich entschlossen habe, mit ihnen dafür einzustehen. Ich habe hier nicht Dogmatik zu treiben, ich habe Politik zu treiben. Aus dem Gesichtspunkte der Politik habe ich mich überzeugt, daß der Staat in der Lage, in welche das — ich will den Ausdruck nicht verletzend gebrauchen, sondern wissenschaftlich — revolutionäre Verhalten der katholischen Bischöfe den Staat gebracht hat, durch das Gebot der Notwehr gezwungen ist, das Gesetz zu erlassen, um die Schäden von einem Teil der Unterthanen Sr. Majestät abzuwenden, welche die Auflehnung der Bischöfe gegenüber

dem Gesetze und dem Staate über diesen Teil der königlichen Unterthanen verhängt hat. — Ich bin entschlossen, dafür einzustehen wie für so manches, was meinen persönlichen Überzeugungen, namentlich wie ich sie in der Jugend gehabt habe, nicht mehr entspricht. Aber ich bin ein dem Gesamtbedürfnis und den Forderungen des Friedens und des Gedeihens meines Vaterlandes gegenüber sich disziplinierender und unterordnender Staatsmann."

Wider seine ultramontanen Gegner verteidigte sich der Reichskanzler in manchem heißen Redekampf; vielen seiner damaligen Aussprüche wuchsen Schwingen, so daß sie als geflügelte Worte die Welt durchdrangen. Über die Streitfrage selbst äußerte er sich am 10. März 1873 also: „Es handelt sich nicht um einen Kampf, wie unsern katholischen Mitbürgern eingeredet wird, einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche; es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben; es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist, wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihm dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des Deutschen Reiches erfüllt hat, unter dem Namen der Päpste mit den Kaisern, der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beile eines französischen Eroberers auf dem Schafott starb. — Das Papsttum ist eine politische Macht jederzeit gewesen, die mit der größten Entschiedenheit und dem größten Erfolge in die Verhältnisse dieser Welt eingegriffen hat. Dieser Machtstreit unterliegt denselben Bedingungen wie jeder andere politische Kampf, und es ist eine Verschiebung der Frage, die auf den Eindruck auf urteilslose Leute berechnet ist, wenn man sie darstellt, als ob es sich um eine Bedrückung der Kirche handelt. Es handelt sich um Verteidigung des Staates, um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß

gefunden werden, daß der Staat seinerseits bestehen kann; denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt."

Es war also, wie aus diesen Äußerungen des Reichskanzlers unzweifelhaft hervorgeht, eine Entstellung der Wahrheit, wenn man das Vorgehen der Reichsregierung in diesem Kampfe eine Verfolgung der Kirche nannte. Die gesetzlichen Abwehrmaßregeln der preußischen wie der deutschen Staatsleitung waren zunächst gegen die feindlichen Angriffe der Zentrumspartei und die dieselbe unterstützende Geistlichkeit gerichtet. Der Kampf mit der Römischen Kurie war erst die mittelbare Folge dieses inneren Streites. Man hatte gehofft, daß die katholische Geistlichkeit in Deutschland in nationaler Gesinnung von selbst das junge Deutsche Reich gegen etwaige päpstliche Übergriffe schützen helfen werde. Diese Hoffnung wurde aber bitter getäuscht. Der deutsche Klerus und sein Anhang gebärdete sich bald päpstlicher als der unfehlbare Papst in Rom. Als die deutschen Staatsmänner es abgelehnt hatten, behufs der Wiedereinsetzung des Papstes in seine weltliche Macht einen Römerzug zu unternehmen und den kaum geschlossenen Frieden Europas wieder in Frage zu stellen, da trat die feindliche Gesinnung offen hervor. Kanzel und Beichtstuhl wurden zu politischen Aufreizungen mißbraucht; die aus den Wahlen in starker Zahl hervorgehende Zentrumsfraktion zeigte, welchen Erfolg diese Umtriebe hatten. Das Auftreten dieser Partei mußte in jener Zeit um so gefährlicher wirken, als die Risse, welche die Bestandteile des Reiches bis dahin getrennt hatten, noch nicht fest genug vernarbt waren, um solchen Unterwühlungen standzuhalten. Das Wesen dieser katholischen Abteilung in der Volksvertretung kennzeichnete Bismarck in folgender Weise: „Ich habe es von Hause aus als eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen auf politischem Gebiete betrachtet, daß sich eine konfessionelle Fraktion in einer politischen Versammlung bildet, eine Fraktion, der man nur die Gesamtheit einer evangelischen Fraktion gegenüberstellen könnte. Es war ein großer politischer Fehler, den die Herren vom politischen Standpunkt des Herrn Dr. Windthorst begingen, daß sie diese Fraktion überhaupt bildeten, eine rein konfessionelle Fraktion auf politischem

Boden." — „Die Zentrumspartei in ihren Wirkungen ist eine Breschbatterie, aufgeführt gegen den Staat. Die Bildung einer konfessionellen Partei im Staat war die Rüstung gegen den Staat zu einer Zeit, da, wie die Herren selbst einräumen, die Lage der katholischen Kirche in Preußen so günstig war, wie sie irgend sein konnte." Der Hauptkanonier jener Breschbatterie war der Welfenführer Dr. Windthorst, Vertreter des Wahlkreises Meppen. Ihn charakterisierte Bismarck also: „Herr von Mallinckrodt nannte den Abgeordneten für Meppen eine Perle. Ich teile dies in seinem Sinne vollständig; für mich aber hängt der Wert einer Perle sehr von ihrer Farbe ab."

Über die Gesinnung und die Bestrebungen der damaligen katholischen Geistlichkeit äußerte Bismarck (10. Februar 1872): „Die Regierung kann sich der merkwürdigen Beobachtung nicht verschließen, daß die Geistlichkeit, auch die römisch-katholische, in allen Ländern eine nationale ist, nur Deutschland macht eine Ausnahme. Die polnische Geistlichkeit hält zu den polnischen Nationalbestrebungen, die italienische zu den italienischen, selbst in der unmittelbaren Nähe von Rom. In Frankreich steht der Franzose stets höher in der eigenen Selbstschätzung des Geistlichen als der Geistliche; in Spanien und anderwärts haben wir ähnliches; nur in Deutschland ganz allein, da ist die eigentümliche Erscheinung, daß die Geistlichkeit einen — mehr internationalen Charakter hat." Als aus der Mitte der Zentrumsmänner wiederholt der Ruf: „Beweise!" laut wurde, da sagte der Reichskanzler unter großem Beifall der Mehrheit: „Ach, meine Herren, greifen Sie doch in Ihren eigenen Busen!" — „Wenn die Fundamente des Staates," rief er in derselben Sitzung den ultramontanen Gegnern zu, „von Barrikaden und der republikanischen Seite angegriffen werden, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, auf der Bresche zu stehen, und werden sie von Seiten angegriffen, die eher berufen waren und noch sind, die Fundamente des Staates zu befestigen und nicht zu erschüttern, so werden Sie mich auch da zu jeder Zeit auf der Bresche finden. Das gebietet mir mein Christentum und mein Glaube."

Im Hinblick auf die Waffengenossenschaft einer bedeutenden Mehr-

heit in den Kammern, im Reichstage, in der gesamten freimütigen Presse und in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes, gestützt auf das Einverständnis mit den meisten der Nachbarstaaten war der Leiter der deutschen Staatskunst berechtigt, seinen Feinden mit stolzem Siegesbewußtsein entgegenzutreten. Die Zeiten, in denen der Herrscher Deutschlands vor Canossa im Büßergewande die Verzeihung des Papstes erbitten mußte, oder ihm wie einst Barbarossa gleich einem Reitknechte die Steigbügel zu halten genötigt wurde, waren gottlob vorüber. „Seien Sie außer Sorge, nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig!“ Also rief der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck am 14. Mai 1872 den Römlingen im preußischen Abgeordnetenhause zu, und seine Worte fanden freudigen Widerhall in den Herzen aller wahren Vaterlandsfreunde.

„Nein, die Zeiten sind vorüber,
Hört, was unser Kanzler spricht,
Hört's vom Rheinstrom bis zum Tiber:
Nach Canossa gehn wir nicht!“

So sang der geistliche Dichter der „Palmblätter“. Diesem nationalen Gedanken gaben im Jahre 1877 deutsche Männer Ausdruck, als sie im Harzgebirge auf dem Gipfel des Burgberges nahe den Ruinen der alten Harzburg, der Residenz Heinrichs IV., des unglücklichen Büßers von Canossa, einen Denkstein errichteten, der in Form einer Granitsäule an der Stirnseite jene stolzen Worte Bismarcks als Inschrift trägt.

Die erlassenen Maigesetze mußten bald in ihrer ganzen Strenge zur Ausführung gebracht werden; denn die deutschen Bischöfe setzten dem Machtgebot des Staates offenen, hartnäckigen Widerstand entgegen. Sie stellten nach wie vor Geistliche an, ohne der von dem Gesetz geforderten Anzeigepflicht zu genügen, oder sie ließen die Pfarrstellen unbesetzt. Der Beaufsichtigung der Schule durch den Staat trotzten sie, indem sie die Geistlichen anwiesen, den Religionsunterricht streng zu überwachen, und Lehrer, die ihnen nicht genehm waren, durch harte kirchliche Strafen zu maßregeln. Da mußte denn das deutsche Volk das widerwärtige Schauspiel erleben, daß Diener der Kirche, welche in ihrem fanatischen Trotze nicht dem Kaiser geben wollten, was des

Kaisers ist, vor das Gericht gefordert, verurteilt und ins Gefängnis geführt wurden, wenn sie es nicht vorzogen, sich dem Arm des weltlichen Richters durch die Flucht ins Ausland zu entziehen.

Nun richtete am 7. August 1873 der Papst ein Schreiben an den Deutschen Kaiser, worin er die Meinung aussprach, daß derselbe die Kirchenpolitik seines Kanzlers nicht billigen könne, welche auf Vernichtung des Katholizismus abziele. Zugleich maßte er sich das Recht an, auch den nichtkatholischen Christen zu gebieten, da jeder Getaufte in irgend einer Weise ihm, dem Papste, angehöre.

Voll Würde, aber mit möglichster Milde antwortete Kaiser Wilhelm dem unfehlbaren Heiligen Vater in Rom, daß sich derselbe im Irrtum befände, wenn er annähme, daß in Preußen Gesetze ohne die Zustimmung des Landesherrn erlassen oder ausgeführt werden könnten. Er verhehlte nicht, daß er über den ausgebrochenen Streit tiefen Schmerz empfinde, wies aber die Verschuldung desselben von sich und seiner Regierung ab. „Zu meinem Bedauern," so schloß die kaiserliche Antwort, „verleugnen viele der Ew. Heiligkeit unterworfenen Geistlichen in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung und setzen meine Regierung in die Notwendigkeit, gestützt auf die große Mehrzahl meiner treuen katholischen und evangelischen Unterthanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen. — Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Ew. Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der, unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Christi hat, wie ich Ew. Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Ew. Heiligkeit angerufenem Panier ich mich rückhaltlos bekenne. — Noch eine Äußerung in dem Schreiben Ew. Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Ew. Heiligkeit Glauben beruht, die Äußerung nämlich, daß jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Ew. Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen

bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen. — Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unseren nicht teilen, in Frieden zu leben und Ew. Heiligkeit den Ausdruck meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen.

Guilelmus, Imperator et Rex."

Die Wogen des unseligen Kirchenstreites wurden durch die milden Worte Kaiser Wilhelms nicht besänftigt. Dieselben gingen bald höher und höher. Die deutschen Anhänger Roms sorgten für den Sturm, der die katholischen Gemüter aufs heftigste erregte. Ein furchtbarer Haß erfaßte die Herzen der irregeleiteten Volkselemente, welche den wahren Verhalt der Streitsache nicht zu erkennen vermochten. Und diese Erbitterung richtete sich hauptsächlich gegen die Person des deutschen Kanzlers. Er mußte jetzt wieder erfahren, was er während des Verfassungsstreites von seinen preußischen Landsleuten, was er während des Einigungskampfes von deutschen oder ausländischen Gegnern erfahren hatte. In dem Gefühl aber, für sein Vaterland stets das Beste zu wollen und zu erstreben, sprach er am 14. Januar 1874 über die weitverbreitete feindliche Stimmung gegen ihn die folgenden Worte: „In meinem ganzen, unter verschiedenen Gestaltungen der europäischen Politik stets mit entschlossener Vertretung der Interessen meines Königs und meines Landes durchgeführten politischen Lebens ist mir die Ehre zu teil geworden, sehr viele Feinde zu haben. Gehen Sie von der Garonne, um mit der Gascogne anzufangen, bis zur Weichsel, vom Belt bis zum Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheins umher: so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und — ich behaupte stolz! — die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin."

Wie in jener Zeit des Kampfes fand auch der leidenschaftlich erregte Haß seinen Ausdruck in einem Angriff auf das Leben des Staatsmannes. Um Heilung von seinem immer wiederkehrenden Nervenleiden zu suchen, weilte der Fürst Bismarck während des Hochsommers 1874 in dem bayrischen Salinenbade Kissingen. Als er in der Mittagsstunde des 13. Juli in einem offenen Wagen durch die

Stadt fuhr, sprang plötzlich aus der ihn an einer Straßenecke erwartenden und ihn ehrfurchtsvoll grüßenden Volksmenge ein Bursche hervor und feuerte aus nächster Nähe ein Pistol auf den Vorüberfahrenden ab. Der Schuß streifte glücklicherweise nur leicht die Hand, welche der Fürst eben zum Gruße an seinen von ihm mit Vorliebe getragenen großen Schlapphute erhoben hatte. Der Mordgeselle, ein katholischer Böttchergeselle, namens Kullmann aus Magdeburg, wurde sogleich ergriffen und ins Gefängnis geführt, während der Fürst zu Fuß, fast getragen von der ihn erregt umringenden Volksmenge, nach seiner Wohnung zurückkehrte. Der Verbrecher, der dem Fürsten vorgeführt wurde, gestand, daß er denselben wegen der Kirchengesetze in Deutschland und wegen Beleidigung „seiner Fraktion", der Zentrumsfraktion im Reichstage, habe umbringen wollen. Am Abend wurde dem abermals durch Gottes Hand gnädig vor der Mörderhand beschützten deutschen Staatsmanne vor dem Hause des Dr. Diruff, wo er damals mit seiner Frau und Tochter in Kissingen wohnte, eine begeisterte Huldigung dargebracht. Der Fürst erwiderte dieselbe von dem Balkon des Hauses herab und sprach u. a. folgende Worte: „Es geziemt mir nicht, weiteres über die Sache zu reden; sie ist dem Urteile des Richters übergeben. Das aber darf ich wohl sagen, daß der Schlag, der gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben gewidmet habe: der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands. Und wenn ich auch für die große Sache hätte sterben müssen, was wäre weiter gewesen, als was tausende unserer Landsleute betroffen hat, die vor drei Jahren ihr Blut und Leben auf dem Schlachtfelde ließen! Das große Werk aber, das ich mit meinen schwachen Kräften habe beginnen helfen, wird nicht durch solche Mittel zu Grunde gerichtet werden, wie das ist, wovor Gott mich gnädig bewahrt hat. Es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinigten Volkes. In dieser Hoffnung bitte ich Sie, mit mir ein Hoch zu bringen dem geeinigten deutschen Volke und seinen verbündeten Fürsten!" Die nach tausenden zählenden Beglückwünschungsschreiben und Telegramme, welche dem Fürsten aus allen Gauen des Vaterlandes, allen Gegenden der Welt infolge seiner glücklichen Errettung zugesandt wurden, bekundeten ihm, daß er, der

Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich.

beſtgehaßte Mann zugleich auch reich an Liebe und Verehrung ſei. Der Zentrumspartei wurde allgemein die Schuld an dieſem ſchändlichen Mordverſuch zur Laſt gelegt. Fürſt Bismarck ſprach dies am 24. Dezember 1874 im Reichstage aus, indem er den Mitgliedern des Zentrums zurief: „Verſtoßen Sie den Mann, wie Sie wollen, er hängt ſich doch an Ihre Rockſchöße. Er nennt Sie ſeine Fraktion.“

Durch die erlaſſenen Kirchengeſetze, denen im folgenden Jahre noch weitere folgten, wie das, die Einſtellung der Leiſtungen aus Staatsmitteln für die widerſpenſtigen römiſch-katholiſchen Biſchöfe und Pfarrherren betreffend, das „Sperrgeſetz“, im Volksmunde auch wohl „Brotkorbgeſetz“ genannt, und ferner das Geſetz, das die Aufhebung der Klöſter und katholiſchen Orden verfügte, hatte die Staatsgewalt ein feſtes Bollwerk zur Abwehr der reichsfeindlichen Angriffe der Zentrumspartei und ihres Bundesgenoſſen in Rom geſchaffen. Man konnte dem weiteren Sturm dieſer Gegner auf die Feſte des Deutſchen Reiches mit mehr Gelaſſenheit zuſehen. Fürſt Bismarck war der feſten Zuverſicht, daß ſich derſelbe in nicht zu langer Zeit von ſelbſt legen werde, wenn die vaterländiſch geſinnten Volkselemente und beſonders die Jugenderziehung im nationalen Sinne die Beſtrebungen der Regierungen unterſtützten. Dann, meinte er, würde die Breſche, welche dieſer leidige Kampf in die Einheit des deutſchen Volkes gelegt habe, bald ausgefüllt und der Friede wieder hergeſtellt werden, was keiner ſehnlicher wünſche als er. In dieſem Sinne ſprach er ſich am 6. April 1875 im preußiſchen Abgeordnetenhauſe aus, indem er ſagte: „Sobald dieſe Breſche ausgefüllt iſt, werde ich kein eifrigeres Bemühen haben, als den Frieden mit dem Zentrum, namentlich aber mit dem viel mäßiger geſinnten Römiſchen Stuhle, zu finden, und werde, ſo viel mir zu leben vergönnt iſt, den Kampf, den ich eine Weile angriffsweiſe zu führen genötigt war, demnächſt abwehrend, doch in geſicherten Verhältniſſen fortſetzen und den Angriff immer mehr der Schulbildung als der Politik überlaſſen.“ In jener Zeit war es, als der Reichskanzler in ſeiner Antwort auf die Begrüßung einer Lehrerverſammlung in Breslau die Volksbildner ſeine „treuen Kampfgenoſſen“ nannte.

Neben dieser Kampfesarbeit hatte der Leiter der deutschen Staatskunst das große Friedenswerk, das er sich zur Aufgabe gestellt, nicht versäumt. Seinen Bemühungen war es gelungen, dem jungen Deutschen Reiche, das noch von mancherlei Gefahren bedroht war, kräftige Bundesgenossen zu gewinnen. Sein Plan, den er seit dem 3. Juli 1866 unablässig verfolgt hatte, nämlich die Versöhnung Österreichs, ja Bundesgenossenschaft desselben zu erlangen, war inzwischen der Verwirklichung näher und näher gerückt worden. Die Vermittlung des Fürsten hatte während des Sommers 1871 in Ischl eine Zusammenkunft des deutschen und des österreichischen Kaisers herbeigeführt. Nach einer Begegnung in Gastein mit seinem früheren erbittertsten Feind, dem Grafen Beust, konnte er diesen als „seinen objektivsten und liebenswürdigsten Gegner" bezeichnen. Es vollzog sich die Aussöhnung mit Österreich nun fast von selbst, als nach dem Rücktritt Beusts der bisherige ungarische Ministerpräsident Graf Gyula Andrassy, die Leitung des Wiener Kabinetts übernahm. Dieser ungarische Edelmann mit dem blassen, ausdrucksvollen Gesicht, dem üppigen, dunklen Lockenhaar war kein Diplomat der alten Schule, sondern hatte als Staatsmann etwas dem Bismarckschen Geiste Verwandtes, wie er denn auch zu den Bewunderern des genialen Begründers des Deutschen Reiches gehörte. Den Bemühungen dieser beiden Staatsmänner gelang es, die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche und ihre Herrscher durch das Band freundlicher Beziehungen fest miteinander zu verknüpfen. Fürst Bismarck äußerte über den Verkehr mit dem österreichischen Genossen später im Reichstage: „Ich stehe persönlich mit dem Grafen Andrassy zu meiner Freude und zu meiner Ehre in demjenigen freundschaftlichen Verhältnis, welches ihm die Möglichkeit giebt, mir jede Frage, die er für notwendig hält im Interesse Österreichs offen zu stellen, und er hat die Überzeugung, daß ich ihm die Wahrheit antworte, und ich habe die Überzeugung, daß er mir die Wahrheit über Österreichs Absichten sagt. Ein solches Verhältnis ist ein sehr günstiges, wenn man sich gegenüber einen Minister hat, bei dem man von der Wahrheit dessen, was er auf sein Wort versichert, vollständig überzeugt ist. In der angenehmen Lage befinden wir uns mit Österreich. In

Graf Julius Andrássy.

Nach einer photographischen Aufnahme von Prof. Koller in Budapest.

früheren Zeiten .. war das anders. Da habe ich österreichische Kollegen im Bunde mir gegenüber gehabt, denen habe ich gesagt: ‚Es ist mir gleichgiltig, ob Sie reden oder ob der Wind durch den Schornstein geht. Ich glaube kein Wort von dem, was Sie sagen.‘ Der Graf Andrassy glaubt mir, und ich glaube ihm, was er mir sagt.“

Im Interesse des Völkerfriedens hielt es der deutsche Reichskanzler für wichtig, auch die dritte europäische Kaisermacht mit in das Freundschaftsverhältnis einzuschließen. Er vermochte die seit den Zeiten des Fürsten Schwarzenberg zwischen den Kabinetten von Wien und St. Petersburg bestehende Spannung auszugleichen. Einer der schönsten Erfolge Bismarckscher Friedenspolitik war die Begegnung der drei europäischen Kaiser, welche im September 1872 zu Berlin stattfand. Über die Bedeutung dieser Zusammenkunft sprach sich der Fürst zu einer Abordnung der städtischen Behörden von Berlin, welche ihm den Ehrenbürgerbrief der Reichshauptstadt überbrachte, also aus: „Nach allem Großen, was wir erlebt haben, würde ich nichts dagegen haben, wenn die Weltgeschichte eine Weile stehen zu bleiben schiene. Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht hat die Zusammenkunft hervorgerufen. Die freundschaftliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unsern Freunden die Zuversicht in Erhaltung des Friedens stärken, unsern Feinden aber die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.“

Die letzteren Worte des Reichskanzlers waren besonders gegen Frankreich gerichtet, wo Volk und Regierung nur von dem einen Gedanken beherrscht zu werden schienen, an Deutschland Vergeltung zu üben und durch gewaltige Rüstungen sich auf den kommenden Rachekrieg vorzubereiten. Die in Berlin stattgehabte Dreikaiserbegegnung wirkte in hohem Maße abkühlend auf den heißen Durst der Franzosen nach Revanche um so mehr, als der Fürst Bismarck von Zeit zu Zeit einen kalten Wasserstrahl über die westliche Grenze richtete. Im Januar 1874 sagte er in einer Weisung an die auswärtigen Vertreter Deutschlands: „Wir sind zwar von dem Wunsche durchdrungen, mit Frankreich in Frieden zu leben; wenn jedoch außer allen Zweifel gestellt würde, daß

ein Zusammenstoß unvermeidlich sei, dann würde die deutsche Regierung es nicht vor ihrem Gewissen und vor der Nation verantworten können, den Zeitpunkt abzuwarten, der für Frankreich der passendste wäre."

Eine eigene Wirkung übte der Zusammenschluß der drei nordischen Großmächte auf Italien aus. Die Regierung dieses Landes erntete jetzt die Früchte ihrer zweifelhaften Haltung im Jahre 1870 Deutschland gegenüber. Sie hatte damals die deutsche Freundschaft verscherzt und sah sich jetzt von Frankreich, wo sich in gewissen Kreisen die starke Neigung zeigte, den Papst in seine weltlichen Rechte wiedereinzusetzen, nicht unbedenklich bedroht. Man bot daher alles auf, die Sympathie Deutschlands wieder zu gewinnen. Der König Viktor Emanuel that den entscheidenden Schritt und unternahm, begleitet von seinen ersten Staatsmännern, im September 1873 eine Reise nach Berlin. Es gelang den Italienern, die Scharte von 1870 auszuwetzen.

Gestützt auf die gewaltige Macht des Reiches, war die deutsche Staatsleitung im stande, die Ehre des Vaterlandes überall, wo derselben Kränkung widerfuhr, erfolgreich in Schutz zu nehmen. Dies geschah Frankreich gegenüber, als die Geschworenen von Melun und von Paris zwei Franzosen, welche je einen deutschen Soldaten ermordet hatten, freisprachen und der Schwurgerichtspräsident sogar das Gefühl des Hasses, von dem der Angeklagte sprach, ausdrücklich billigte und sagte: „Wir alle hassen die Preußen und erwarten mit Sehnsucht die Stunde der Vergeltung." Strenge Rechenschaft forderte die deutsche Regierung auch von dem spanischen Präsidenten Don Carlos, der einen preußischen Hauptmann a. D. hatte gefangen nehmen und widerrechtlich erschießen lassen, sowie von der türkischen Regierung, welche gegen die Schuldigen, die in Saloniki den deutschen Konsul ermordet hatten, nicht mit der nötigen Strenge verfahren wollte und die Zahlung der für die Witwe des Ermordeten geforderten Entschädigungssumme von 300 000 Franks verweigerte. Im Meerbusen von Biscaya und im Hafen von Saloniki erschienen deutsche Kriegsschiffe, welche den Forderungen der Regierung den nötigen Nachdruck verliehen. Auch an der liberischen Küste, wo Wilde deutsche Schiffbrüchige mißhandelt und das Wrack geplündert hatten, zog ein Kriegsschiff die Schuldigen zur Verantwortung.

Ganz Deutschland empfand eine stolze Genugthuung, daß die Reichsregierung mit Kraft und Entschiedenheit die Würde und die Ehre des deutschen Namens zu wahren verstand. Unter dem Schutze der starken Macht des Reiches wuchs das Ansehen des deutschen Volkes im Auslande außerordentlich; Handel, Gewerbe und Industrie blühten in erfreulichster Weise auf. Der mächtige Aufschwung, den das Volksleben nahm, zeigte sich an keinem Orte deutlicher als in der jungen Reichshauptstadt, die in ungeahnt schneller Entwicklung mehr und mehr den Charakter einer Weltstadt annahm. Fremde Fürsten und Staatsmänner pflegten auf Reisen ihren Weg mit Vorliebe über Berlin zu nehmen und dem Kaiserhofe ihren Besuch abzustatten. Gewöhnlich fuhren diese Herren auch am Reichskanzlerpalast in der Wilhelmstraße vor, um die Meinung des Fürsten Bismarck über gerade schwebende politische Fragen zu erforschen. War man doch in diplomatischen Kreisen schon daran gewöhnt, die Stimme des gewaltigen Staatsmannes in Berlin als die maßgebende im Rate der Völker zu betrachten. Davon wurde dem Fürsten ein Beweis gegeben, als im Juni des Jahres 1878 die Staatsmänner der europäischen Großmächte in den Mauern Berlins sich zu einem Kongreß versammelten, den der deutsche Reichskanzler zur Lösung der orientalischen Wirren in Anregung gebracht hatte. Die Notwendigkeit einer solchen allgemeinen europäischen Völkerberatung lag in folgenden Ursachen: Im Jahre 1876 unternahm Rußland den Krieg gegen die Türkei, den die Slavenpartei des Zarenreiches zur Erfüllung ihres alten Traums von der Eroberung Konstantinopels und der Aufrichtung eines alle slavischen Völkerschaften umfassenden Staates schon lange betrieben hatte. Die europäische Weltlage schien für das Unternehmen so günstig wie nie zuvor. Man hoffte die freundschaftliche Unterstützung Deutschlands, das der russischen Staatsleitung wegen ihrer Haltung in den Kriegen von 1866 und 1870—71 zu Dank verpflichtet war, werde gegen etwaige Einsprüche mitbeteiligter Mächte ausschlaggebend bei den Verhandlungen ins Gewicht fallen. Nach wechselndem Kriegsglücke überstieg das russische Heer, nachdem es die Türken bei Plewna vollständig geschlagen, bei den Schipkapässen den Balkan und drang weiter nach

Süden vor, um ungehindert über Adrianopel nach Konstantinopel zu marschieren. Dem Siegeszuge bis zur Hauptstadt des osmanischen Reiches aber gebot der Einspruch Englands Einhalt, das seine Flotte durch die Dardanellen in das Marmara-Meer einlaufen und vor Konstantinopel Anker werfen ließ. Da schlossen die Russen mit dem gänzlich niedergeworfenen Gegner eiligst den Frieden von San Stefano, welcher dem Sultan den Verzicht auf alle seine europäischen Besitzungen mit Ausnahme Konstantinopels und einiger kleiner Gebiete auferlegte. Die Panslavisten glaubten ihr Ziel nahezu erreicht zu haben. Der Friedensschluß aber rief eine heftige Erregung hervor. England, Frankreich und Österreich drohten wegen ihrer Interessen am Mittelmeer und in Asien einen allgemeinen Völkerbrand zu entzünden. Es wäre vielleicht auch dazu gekommen, wenn Deutschland seinen mächtigen Einfluß als Friedensvermittler nicht geltend gemacht hätte.

Fürst Bismarck hatte sich in dieser Frage zuerst „kühl bis ans Herz hinan" verhalten und erklärt, um derselben willen, solange keine deutschen Interessen mit auf dem Spiele ständen, „nicht die Knochen eines pommerschen Musketiers einzusetzen". Nach dem Frieden von San Stefano aber hielt er es für geboten, zur Erhaltung des europäischen Friedens ein Wort in dieser Frage mitzureden. Galt es doch, das befreundete Österreich in der Wahrung seiner Rechte in den unteren Donaugebieten zu unterstützen, und war doch auch die Errichtung des von den Panslavisten geplanten Weltreiches eine Gefahr für Deutschland. Im Einverständnis mit dem österreich-ungarischen Minister Grafen Andrassy machte er den Vorschlag, die entstandenen Wirren durch einen europäischen Kongreß zu lösen. Die Haltung, welche er auf demselben anzunehmen gedachte, kennzeichnete er auf eine Anfrage im Reichstage also: „Die Vermittlung des Friedens denke ich mir nicht so, daß wir nun bei auseinandergehenden Ansichten den Schiedsrichter spielen und sagen: so soll es sein, und dahinter steht die Macht des Deutschen Reiches, sondern ich denke sie mir bescheidener, mehr als die eines ehrlichen Maklers, der das Geschäft wirklich zustande bringen will. Ich erinnere an die Friedensstiftung Napoleons gleich nach der Schlacht von Sadowa. Es wäre vielleicht für die französischen

Interessen nützlicher gewesen, Frankreich hätte sich damals nicht zum Friedensstifter aufgeworfen. Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, auch die volle Überzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt: nur einen solchen Krieg bin ich bereit, dem Kaiser anzuraten. — Ich bin nicht der Meinung, daß wir den Napoleonischen Weg zu gehen hätten, um, wenn nicht der Schiedsrichter, auch nur der Schulmeister sein zu wollen."

Es war eine glänzende Versammlung von Staatsmännern, welche am 13. Juni 1878 im Palais des deutschen Reichskanzlers in Berlin eröffnet wurde. Seit dem Wiener Kongreß im Geburtsjahre des Fürsten Bismarck hatte Europa ein ähnliches Schauspiel nicht erlebt. Österreich-Ungarn war durch den Grafen Andrassy und den Baron Haymerle amtlich vertreten, Großbritannien hatte seinen Ministerpräsidenten Lord Beaconsfield und den Minister des Äußeren Lord Salisbury, Frankreich seinen Minister Waddington und Italien den Grafen Corti entsandt. Der eigentliche Bevollmächtigte Rußlands war der russische Botschafter in London, Graf Peter Schuwaloff, während die Sendung des altersschwachen Reichskanzlers Fürsten Gortschakoff vom Zaren mehr aus persönlicher Rücksicht gegen den etwas eitlen Greis als aus politischen Gründen erfolgt war. Unter den übrigen Mitgliedern des Kongresses zogen charakteristische Persönlichkeiten wie Mehemed Ali Pascha, Lord Odo Russel, von Bülow, Graf Herbert Bismarck, Lothar Bucher, Baron Oubril, Fürst Hohenlohe, Graf Caroly besondere Aufmerksamkeit auf sich. Auf allgemeinen Wunsch und einstimmigen Beschluß übernahm Fürst Bismarck den Vorsitz. Die Verhandlungen boten außerordentliche Schwierigkeiten, und nur dem Geschick und der Macht des persönlichen Einflusses des großen deutschen Staatsmannes war es zuzuschreiben, daß dieselben in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vier Wochen zu einer friedlichen Lösung der verwickelten Fragen führten. Es gelang, die Vertreter Rußlands zu bestimmen, die in dem Friedensvertrage von San Stefano gestellten Bedingungen bedeutend einzuschränken. Fürst Gortschakoff, der hart-

näckige Vertreter des Panslavismus, der kurz zuvor, angeblich infolge des Genusses von Erdbeeren, erkrankte, erschien zu der entscheidenden Sitzung am 13. Juli nicht, wodurch der endgiltige Abschluß des Friedensvertrages wesentlich erleichtert wurde. In demselben wurde folgendes festgestellt: Die bisherigen Vasallenstaaten der Pforte, Serbien und Rumänien werden zu unabhängigen Staaten erklärt, die Unabhängigkeit des Fürstentums Montenegro wird anerkannt, das Fürstentum Bulgarien, um die Hälfte seines ihm zugewiesenen Gebiets verkleinert, bleibt Vasallenstaat der Pforte, doch wird die verfassungsmäßige Ordnung desselben durch beide kriegführende Mächte vereinbart. Rußland erhält eine ansehnliche Gebietserweiterung in Asien mit der wichtigen Grenzfestung Kars und der nicht minder bedeutenden Hafenstadt Batum. Österreich besetzt Bosnien und die Herzegowina, die dem Namen nach unter Oberhoheit der Türkei bleiben. Der deutsche Reichskanzler hatte seine Rolle als ehrlicher Makler meisterhaft durchgeführt. Das Ergebnis des Berliner Vertrages, wodurch der europäische Frieden gesichert erschien, rief allgemeine Befriedigung hervor. Freilich allen hatte es der Fürst Bismarck doch nicht recht machen können. Die panslavistische Partei in Rußland sah sich in ihren Erwartungen bitter getäuscht und maß die Schuld daran dem deutschen Reichskanzler zu. Man nannte den Vertrag „eine freche Beschimpfung dessen, was Rußland gewollt, ein verblüffendes Unding, eine Ohrfeige für Rußland". Neben dem Fürsten Bismarck mußte auch der russische Reichskanzler wegen seines diplomatischen Unwohlseins heftige Vorwürfe vernehmen. Das gute Gewissen des deutschen Staatsmannes ließ sich durch die Angriffe der enttäuschten Slavenpartei in Rußland nicht beunruhigen. Er vermochte sich in jener Zeit um dergleichen Dinge im Auslande nicht viel zu kümmern, da große vaterländische Aufgaben seine ganze Kraft in Anspruch nahmen.

Dem jungen Deutschen Reiche war im Innern ein neuer Feind erstanden, der drohend sein Haupt erhob. Die anfangs so winzige Partei der Sozialdemokraten hatte im Laufe eines Jahrzehnts eine nach vielen Tausenden zählende Anhängerschaft gewonnen, welche den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung und die Errichtung eines

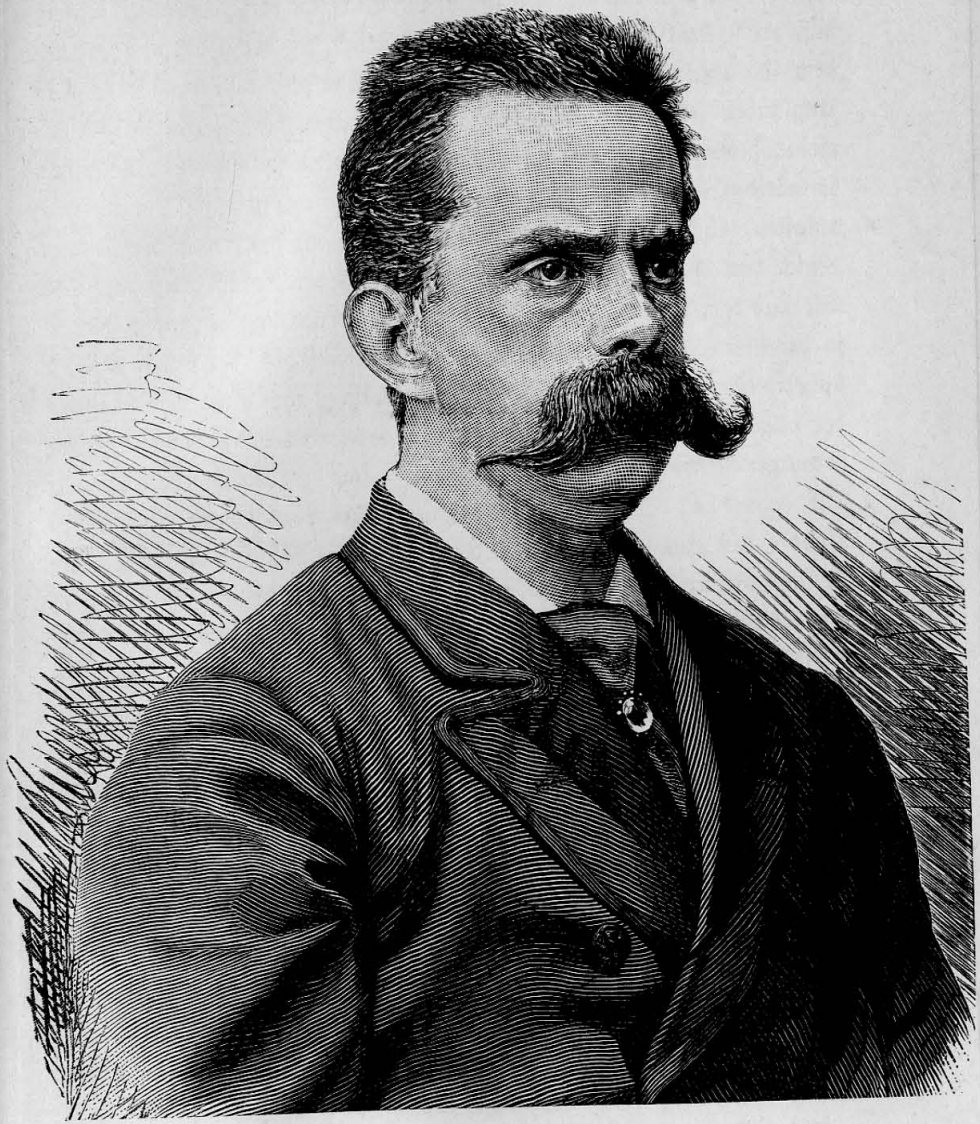
Baron Haymerle. Graf Launay. Waddington.
Graf Caroly. Fürst Gortschakoff. Lord Beaconsfield.
Fürst Hohenlohe. Graf Corti. Graf Mouy. Lothar Bucher. v. Holstein. Dr. Busch. Sadullah Bey. Lord Odo Russel. Lord Salisbury.
Graf St. Vallier. Desprez. Graf H. Bismarck. Karatheodori Pascha.
v. Radowitz. Baron Oubril. Graf Andrassy. Fürst Bismarck. Graf Schuwaloff. von Bülow. Mehemed Ali Pascha.

Der Berliner Kongreß 1878. Von Anton v. Werner.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

neuen Staates auf dem Boden vollkommener Gleichheit aller seiner Angehörigen erstrebte. Die Lehren der sozialdemokratischen Parteiführer erhitzten die Gemüter der ungebildeten Masse in hohem Grade. Die verderblichen Folgen zeigten sich bald. Kurz vor der Zeit, da die Vertreter der europäischen Staaten sich zum Berliner Kongreß versammelten, wurden auf den greisen Kaiser Wilhelm zwei Mordanschläge unternommen, von denen der zweite, am 2. Juni 1878 durch einen gewissen Nobiling ausgeführt, dem ehrwürdigen, milden Herrscher fast das Leben kostete. Der verruchte Mordgeselle schoß von dem Hause Unter den Linden Nr. 18 aus eine Ladung Rehposten auf den vorüberfahrenden Kaiser und verwundete ihn im Gesicht und an der zum Gruß erhobenen rechten Hand in lebensgefährlicher Weise. Nobiling sowohl, als sein Genosse, der Klempnergeselle Hödel, welcher den ersten Mordversuch auf den Kaiser ausgeführt hatte, gehörten der sozialdemokratischen Partei an. Die deutsche Regierung mußte auf Mittel bedacht sein, den Umtrieben der Sozialdemokratie Einhalt zu gebieten. Gleich nach dem Hödelschen Angriff auf den Kaiser sandte Fürst Bismark von Varzin aus an seinen Stellvertreter in Berlin den Entwurf zu einem Ausnahmegesetz, das die Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen in der Presse und in Volksversammlungen zum Zweck hatte. Der Reichstag aber lehnte am 24. Mai die Vorlage mit 251 gegen 57 Stimmen ab. Er wurde an demselben Tage geschlossen und wenige Tage nach dem zweiten Mordanschlag auf den Kaiser aufgelöst. Der aus den Neuwahlen hervorgegangenen Volksvertretung wurde der Entwurf eines neuen Sozialistengesetzes vorgelegt. In den Verhandlungen darüber sagte der Fürst Bismarck in der Sitzung am 1. Oktober in Bezug auf die Umtriebe der Sozialdemokratenführer: „Wenn dieselben den Leuten, die zwar lesen, aber nicht das Gelesene beurteilen können, glänzende Versprechungen machen, dabei in Hohn und Spott, in Bild und Wort alles, was ihnen bisher heilig gewesen ist, als einen Zopf, eine Lüge darstellen, ihnen den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, den Glauben an die Familienverhältnisse, an den Besitz, an die Vererbung dessen, was sie für ihre Kinder erworben, ihnen alles das nehmen, so ist es doch nicht allzu-

ſchwer, einen Menſchen von geringem Bildungsgrad dahin zu führen, daß er ſchließlich mit Fauſt ſpricht: ‚Fluch ſei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld!‘ — Wenn ich zu dem Unglauben gekommen wäre, der dieſen Leuten beigebracht iſt, — ja, meine Herren, ich lebe in einer reichen Thätigkeit, in einer wohlhabenden Situation; aber alles das könnte mich doch nicht zu dem Wunſche veranlaſſen, einen Tag länger zu leben, wenn ich das, was der Dichter nennt: ‚an Gott und eine beſſere Zukunft glauben‘, nicht hätte. Rauben Sie das dem Armen, dem Sie gar keine Entſchädigung gewähren können, ſo bereiten Sie ihn eben zu dem Lebensüberdruß vor, der ſich in Thaten äußert, die wir erlebt haben.“ Der Reichstag, noch unter dem Eindruck der allgemeinen, durch die Angriffe auf das Leben des geliebten Kaiſers hervorgerufenen Volkserregung ſtehend, nahm in ſeiner Mehrheit mit 221 gegen 149 Stimmen das Geſetz an. Die Gegner desſelben machten geltend, daß eine Bewegung wie die ſozialiſtiſche nicht mit Gewaltmitteln zu unterdrücken ſei. Irrtümliche Ideen könnten nur im freien Kampf der Geiſter widerlegt und in rechte Bahnen geleitet werden. Fürſt Bismarck aber war der Meinung, daß die ungebildeten Maſſen des Volkes, welche den Führern der Sozialdemokraten hauptſächlich das Feld aufreizender Thätigkeit böten, noch nicht reif ſeien, in einen ſolchen geiſtigen Kampf mit hineingezogen zu werden, daß dieſelben zunächſt vor dem Gift der ſozialiſtiſchen Lehren geſchützt werden müßten, wie es das Ausnahmegeſetz bezweckte. Aber daß dieſe Abwehrmaßregel allein die Gefahr der mit ſo furchtbarer Gewalt auftretenden Bewegung nicht zu bannen im ſtande ſei, davon war der einſichtsvolle Staatsmann ebenſo feſt überzeugt. Bismarck ſah dieſelbe als eine umſichgreifende Krankheit an, gegen welche nicht bloß die Abſperrung, ſondern auch wirkſame Heilmittel angewendet werden müßten, wenn das Übel gehoben werden ſollte. Er hatte in früheren Jahren nicht umſonſt einen vertraulichen Umgang mit einem der Urheber der ſozialiſtiſchen Bewegung in Deutſchland, mit Ferdinand Laſſalle, gepflegt. Von dieſem geiſtvollen und von idealer Begeiſterung getriebenen Apoſtel des ſozialiſtiſchen Evangeliums hatte er die Überzeugung gewonnen, daß in demſelben manches Berechtigte und für eine gedeihliche Umgeſtaltung der Geſell-

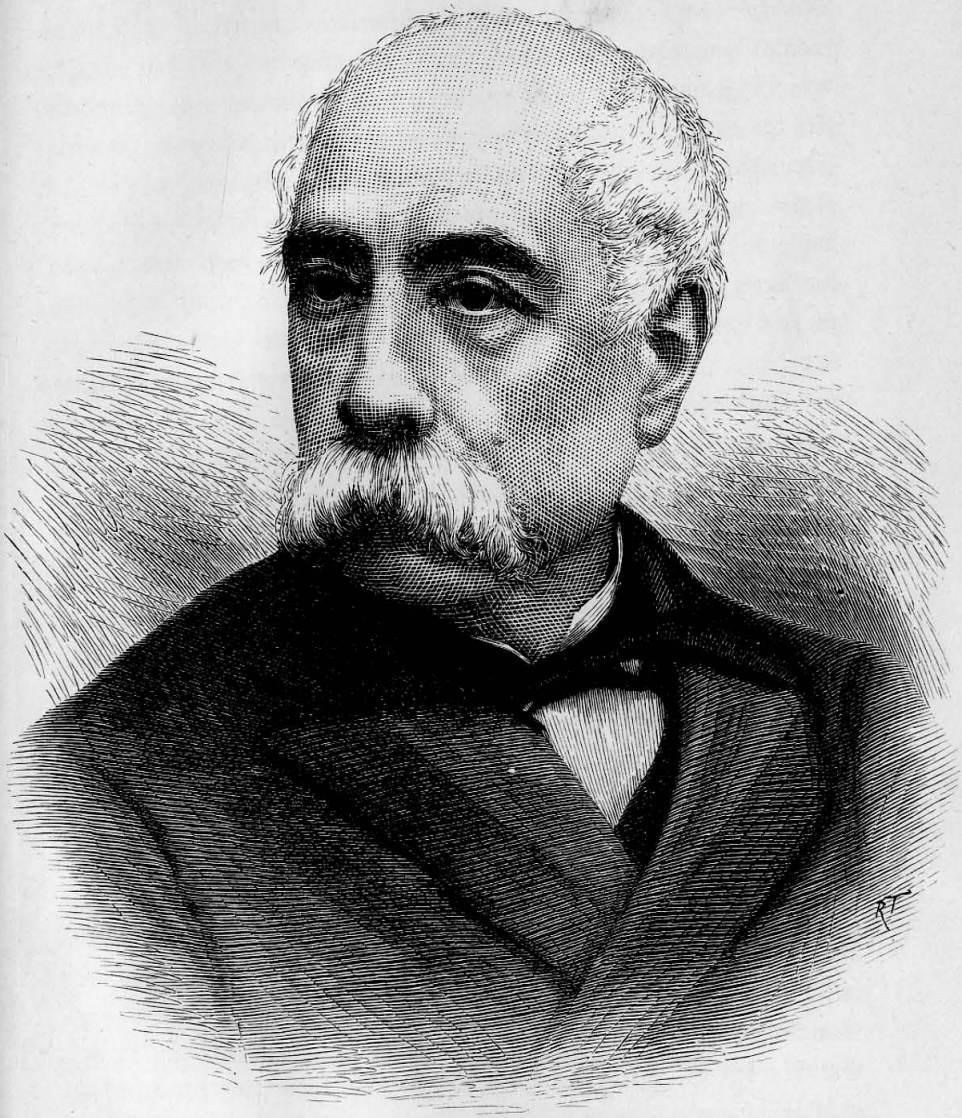


Humbert I., König von Italien.

schaftsverhältnisse Brauchbare vorhanden sei, und er hielt es für eine Pflicht der Staatsleitung, den gesunden Kern jener Lehren auf dem Wege der Reform zur Durchführung zu bringen und so den sozialistischen Umtrieben den Boden zu entziehen. Die Lage der unteren Klassen der Bevölkerung war vielfach eine so drückende, daß hier Abhilfe dringend geboten war. In dem schnellen Aufschwunge des Handels und der Gewerbe und bei dem herrschenden System des Freihandels und der unumschränkten Macht des Kapitals im industriellen Wettbewerb war der Abstand zwischen den oberen und unteren Gesellschaftsklassen, zwischen den Besitzenden und Besitzlosen zu einer gefahrdrohenden Kluft geworden, die soviel als möglich zu überbrücken, Menschenpflicht und Staatsweisheit geboten.

Das biedere deutsche Handwerk, der Kleinbetrieb ganzer Gewerbe standen in Gefahr, von der Großindustrie und dem Fabrikbetriebe erdrückt zu werden; die Arbeit war der willkürlichen Ausbeutung durch das Kapital preisgegeben; der vaterländische Handel und Gewerbefleiß wurde durch den Wettbewerb des Auslandes schwer beeinträchtigt. Die Steuerlast, welche das Reich, das gegen äußere und innere Feinde allzeit sich noch stark gerüstet halten mußte, seinen Bürgern auferlegt, war schwer drückend und vielfach ungerecht verteilt. In allen diesen Dingen Abhilfe und Besserung zu schaffen, war Pflicht der Regierung; sie stellte aber den deutschen Staatsmännern Aufgaben, welche nur mit Anstrengung und dem einheitlichen Zusammenwirken aller gesunden und wohlgesinnten Kräfte im Volke zu lösen waren. Es war ein Riesenwerk, das zu thun bevorstand. Der deutsche Reichskanzler, der bisher mehr als eins solcher Werke glücklich vollbracht hatte, stand nicht an, dasselbe in Angriff zu nehmen und mit der ihm eigenen Kraft und Entschiedenheit weiter zu fördern. Er war bereit, die berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie von Staatswegen zu übernehmen. In seinem Geiste entstand das System einer sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Gesetzgebung im großen Stile, deren Hauptgesichtspunkte sich darauf richteten, dem darbenden Arbeiter Verdienst zu schaffen, die heimische Arbeit gegen den Wettbewerb mit dem Auslande zu schützen und durch eine Umgestaltung des Steuerwesens eine gerechte Verteilung

der Staatslaſten herbeizuführen. Er warf ſich zum „Anwalt des kleinen Mannes“ auf, indem er das Recht desſelben auf Arbeit und auf den Schutz ſeiner Arbeit durch den Staat zur allgemeinen Anerkennung zu bringen ſuchte. Der geſamte vaterländiſche Gewerbefleiß, ſowohl die Früchte der induſtriellen Arbeit als auch die Erzeugniſſe der Land- und Forſtwirtſchaft ſollten durch ein verändertes Zollſyſtem in Form erhöhter Zolltarife gegen den Druck der ausländiſchen Einfuhr geſchützt und auf eine wahrhaft nationale Grundlage geſtellt werden. Um das Los der unteren Klaſſen zu verbeſſern, entſtanden in ſeinem Geiſte die Pläne zu den Geſetzentwürfen, welche die Einführung der ſtaatlichen Unfall-, Kranken-, Invaliditätsverſicherung und der Altersverſorgung für die Arbeiter zum Zweck hatten. Den unbemittelten Staatsbürgern die notwendige Steuerlaſt weniger empfindlich zu machen, hatte er ſchon früher den Weg der indirekten Beſteuerung gewiſſer mehr entbehrlicher Verbrauchsmittel, wie Tabak, Branntwein, Bier, Petroleum u. dergl. vorgeſchlagen. Er ſagte in Bezug hierauf gelegentlich der Verhandlung über die Vorlage behufs Erhöhung der Brauſteuer im Reichstage: „Man ſpricht mit einem gewiſſen Mitleid von der Pfeife des armen Mannes und von dem Licht des armen Mannes; aber man beſteuert demſelben armen Manne ſeine Lebensluft, ſeinen Atem; denn die direkte Steuer muß er zahlen, ſo lange er atmet; wenn er ſtirbt, iſt er frei. Bei direkter Steuer wird nicht danach gefragt: kannſt du deinen Trunk Bier unter Umſtänden entbehren? kannſt du weniger rauchen, kannſt du die Beleuchtung des Abends einſchränken? ſondern er muß ſie zahlen, er mag Geld haben oder nicht; er mag verſchuldet ſein oder nicht. Und was das Schlimmſte iſt, es folgt die Exekution, und nichts wirkt auf die Gemüter mehr als das Beitreiben von Steuern wegen weniger Groſchen, die für den, der ſie zahlen ſoll, unerſchwinglich ſind. Der Groſchen iſt eine Million für den, der ihn im Augenblick der Fälligkeit nicht erſchwingen kann.“ Der Reichskanzler wußte, daß er zur Durchführung ſeiner geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Reformen einem harten Kampf mit gewiſſen Parteien in der Volksvertretung entgegengehe. Beſonders auf einen harten Widerſtand gegen die Einführung des Schutzzolls und der indirekten Steuern mußte er von ſeiten der



Francesco Crispi.
Italienischer Ministerpräsident.

Fortschrittspartei und eines großen Teiles der Nationalliberalen gefaßt sein. Doch er scheute vor dergleichen Schwierigkeiten nicht zurück, wenn es galt, das von ihm zum Wohle des Reiches für notwendig Erkannte durchzuführen. Er war es ja seit Beginn seiner Laufbahn als Minister gewohnt, jeden Schritt vorwärts kampfweise zu thun. Er wußte auch, daß es ihm gelingen werde, in diesem Kampfe, wie noch bisher stets, Bundesgenossen zu finden. Und wie er bei einem Festmahl, das er einer auserlesenen Schar von Reichstagsmitgliedern in seinem Hause am 15. Februar 1879 gab, sich äußerte, war er gesonnen, „zur Durchführung der von ihm geplanten wirtschaftlichen Reform seine Bundesgenossen da zu nehmen, wo er sie fände".

Es kam dem deutschen Staatsmann für seine großen Pläne gut zu statten, daß bereits ein Jahr vorher eine Wendung in der Sache des Kulturkampfes eingetreten war. Papst Pius IX. war am 7. Februar 1878 gestorben. Dem Unversöhnlichen folgte als ein milder gesinntes Oberhaupt der katholischen Kirche Leo XIII., dessen erste Handlung es war, dem deutschen Kaiser durch die Vermittelung des Königs von Bayern in einem sehr versöhnlichen Schreiben seine Besteigung des päpstlichen Stuhles anzuzeigen und sein Bedauern über die Fortdauer des leidigen Kirchenstreites auszusprechen. Die deutsche Staatsleitung ergriff die also dargebotene Friedenshand des Papstes willig. Kaiser Wilhelm antwortete in gleich mild versöhnlichem Sinne, und es wurden nach diesen Schritten auf der Bahn der Aussöhnung mit Rom und der deutschen Zentrumspartei bald weitere gethan. Bismarck zeigte sich auch jetzt wieder als der dem Gesamtbedürfnis und den Forderungen des Friedens und des Gedeihens seines Vaterlandes gegenüber sich disziplinierender und unterordnender Staatsmann. Er sah die Zeit kommen, in welcher es möglich sein werde, dem ihm innerlich verhaßten Kulturkampf ein Ende zu machen, und er ergriff, wie er es beim Ausbruch desselben vorhergesagt hatte, die Gelegenheit dazu, selbst auf die Gefahr hin, daß er von seinen Gegnern den Vorwurf werde hinnehmen müssen, nun doch den Weg nach Canossa angetreten zu haben. Sein Bewußtsein aber, sich und der Würde des Reiches nichts zu vergeben, wenn er den Friedensvorschlag Roms annähme und den Weg

des Ausgleiches suchte, ließ ihn den Verdruß über den Spott seiner Gegner, welche die wahre Lage der Sache böswillig verkannten und seine Absichten verdächtigten, verschmerzen. Sein stolzer Ausspruch vom 14. Mai 1872 hat durch die Einlenkung in die Friedensbahn keine Einbuße erlitten. Nach Canossa ist Bismarck nicht gegangen; der erste Schritt zum Ziele der Beendigung des Kulturkampfes ist nicht von ihm gethan worden. Zu einer Zeit, da die wichtigsten Lebensfragen für das Reich auf dem Spiele standen, hartnäckig auf dem Kriegsfuß zu verharren, wäre ein Frevel an seinem Vaterlande gewesen.

Es war am 31. März 1879, als der Führer der Zentrumspartei, der kleingestaltige Abgeordnete für Meppen auf der Schwelle des Reichskanzlerpalastes in der Wilhelmstraße erschien und von dem Fürsten Bismarck mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen wurde. Herr Dr. Windthorst hatte in seiner vorherigen Anfrage als Grund seines Besuches die Besprechung einer Angelegenheit der verwitweten Königin Marie von Hannover bezeichnet; es war von ihm der 31. März als die ihm freigestellte Besuchszeit gewählt; den folgenden Tag hatte er wohl vermieden, um nicht etwa in den Verdacht zu kommen, gar als Geburtstagsgratulant bei seinem gewaltigen Gegner zu erscheinen. Was außer der genannten Angelegenheit bei dieser Begegnung der beiden Männer noch weiter von ihnen verhandelt worden ist, hat die Öffentlichkeit nicht erfahren. Thatsache aber ist, daß wenige Wochen darauf der Abgeordnete für Meppen in der parlamentarischen Abendgesellschaft erschien, welche der Reichskanzler am Tage nach Einbringung der Vorlage des neuen Zolltarifs im Reichstage in seinem Hause gab. Und der Zentrumsführer muß sich dort außerordentlich behaglich gefühlt haben, da unter den Rittern der gemütlichen Tafelrunde, welche um die mitternächtige Stunde noch beim schäumenden Franziskanerbräu beisammensaßen, auch er sich befand. Thatsache ist ferner, daß am 12. Juli desselben Jahres der neue Zolltarif vom Reichstage mit 217 gegen 117 Stimmen genehmigt wurde. Dafür stimmten die Konservativen, die Zentrumsfraktion und ein Teil der Nationalliberalen. Seinen Widersachern gegenüber hatte der Reichskanzler die Vorlage in der Generaldebatte mutig verteidigt und unter anderem gesagt: „Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich

vollständig kalt; ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben. Ich sehe, daß die Länder, die sich schützen, gedeihen, Länder, die offen sind, zurückgehen, und das große mächtige England, der starke Kämpfer, nachdem er seine Muskeln gestärkt hatte, auf den Markt hinaustrat und sagte: ‚wer will mit mir kämpfen?‘ auch dieses geht zum Schutzzoll allmählich zurück und wird in wenigen Jahren bei ihm angekommen sein. Nach meinem Gefühl sind wir, seitdem wir unsere Tarife herabgesetzt haben, in einem Verblutungsprozeß begriffen. Deshalb möchte ich bitten, jede persönliche Empfindlichkeit bei diesen Fragen aus dem Spiel zu lassen und ebenso die politische. Die Frage, die vorliegt, ist eine rein wirtschaftliche; wir wollen sehen, wie wir dem deutschen Körper wieder Blut, wie wir ihm die Kraft der regelmäßigen Zirkulation des Blutes wieder zuführen können.“

Der Pakt, den Bismarck mit der Zentrumsfraktion zu schließen genötigt war, ist ihm gewiß nicht leicht geworden. Aber nachdem der Versuch, die Partei der Nationalliberalen für seine Politik dadurch zu gewinnen, daß er deren Führer Bennigsen in das preußische Ministerium zu berufen sich erbot, gescheitert war, blieb kein anderer Ausweg. Gegen die Zusicherung der milderen Anwendung der Kirchengesetze, vielleicht auch Abänderung derselben, erlangte er das Versprechen der Zentrumsmänner, seine wirtschaftlichen Pläne zu unterstützen. Da die konservativen Elemente der Volksvertretung infolge ihrer Haltung in den wirtschaftlichen Fragen eine bedeutende Verstärkung erhielten, so gelang es im Reichstage, eine Mehrheit für die neuen Aufgaben der inneren Politik zu gewinnen. Mit Hilfe der Konservativen, des Zentrums und eines Teiles der Nationalliberalen setzte er die Genehmigung der betreffenden Gesetzesvorlagen durch. In Begründung seiner Politik zum Schutze der wirtschaftlich Unterdrückten sagte er am 2. April 1881 bei Beratung des Unfallversicherungsgesetzes im Reichstage: „Ein Staat, der seiner großen Mehrzahl nach aus aufrichtigen Bekennern des christlichen Glaubens besteht, der sollte dem Armen, Schwachen und Alten auch in einem noch weiteren Maße, als es hier gefordert ist, helfen, in dem Maße, wie ich hoffe, im nächsten Jahre von Ihnen fordern zu können; das sollte ein Staat, der praktisches Christentum treiben will, sich nicht versagen und dem armen Manne nicht.“

Die Kaiserliche Botschaft, welche der Fürst am 17. November 1881 im Reichstage verlas, legte der Volksvertretung mit eindringlichen Worten die Förderung dieser Bestrebungen der Reichsregierung ans Herz. Fast ein volles Jahrzehnt beschäftigte diese von dem Gedanken: „Liebet die Brüder!“ getragene Gesetzgebung die deutsche Staatsleitung. Im Mai 1889 wurde dem großen menschenfreundlichen und vaterländischen Werke durch die Annahme des Invaliditäts- und Altersversorgungsgesetzes seitens des Reichstages der Schlußstein eingefügt. Gleichen Schritt mit demselben hielten die Arbeiten, welche die Durchführung der Bestrebungen auf dem Gebiete der Wirtschafts-, Handels- und Kolonialpolitik erforderten.

Der Weg zu diesen Zielen führte wiederum durch das Kampffeld. Bismarck mußte im Widerstreit mit den Vertretern der Fortschrittspartei oder den Deutschfreisinnigen, welchen Namen sich dieselben später beilegten, den Sozialdemokraten, sowie vielfach auch mit den Nationalliberalen jeden Schritt vorwärts förmlich erringen. Es ist begreiflich, daß bei Fragen, welche so tief in das Volksleben eingriffen, sehr verschiedene Ansichten sich geltend machten. Hier standen sich Prinzipien wie Freihandel und Schutzzoll, Manchestertum, d. h. unumschränkte Konkurrenz im Gewerbsleben, und Staatshilfe gegenüber. Auch in den Kreisen dieser Gegner war Bismarck bald wieder der bestgehaßte Mann wie zu den Zeiten des Verfassungsstreites und des Kulturkampfes. „Fort mit Bismarck!“ wurde zur Parole in ihren Reihen. Im Parlament, in Volksversammlungen und in der Presse wurde der Staatsmann auf das heftigste angegriffen, nicht selten mit recht unedlen Waffen. Selbst der Pfuiruf blieb dem Manne nicht erspart, der dem deutschen Volke das Reich neu auferbaut, der seit Jahrzehnten im Dienste des Vaterlandes seine Kräfte aufrieb, wie er dies in einem Wahrspruch: „Patriae inserviendo consumor“ zum Ausdruck brachte. Als preußischer Minister des Auswärtigen und des Handels, als Reichskanzler, welche drei verantwortungsreichen und mühevollen Staatsämter er um jene Zeit in einer Person vereinigte, arbeitete er tagein, tagaus mit unerhörter Anstrengung, ja oft auch Nächte hindurch, „bis die Sonne seine Lampe auslöschte“. Trotz alledem vermochte seine innere Politik

eine allgemeine Anerkennung nicht zu erlangen. Das war auch wohl kaum möglich; denn in diesem Kampf mit den Parteien konnte das gute Schwert des Heeres, wie in der äußeren Politik, nicht schließlich den Ausschlag geben und der Feder zu einem vollen Siege verhelfen. Das Verdienst des Fürsten Bismarck auch in diesen innerpolitischen Fragen ist darum doch kein geringes. Der Kopenhagener Max Bewer sagt in seinen „Gedanken über Bismarck“: „Die meisten Menschen schneiden sich Bismarck in zwei Stücke, in einen äußeren und einen inneren. Mit dem äußeren sind sie sehr zufrieden, den inneren setzen sie dagegen um so mehr herunter. Ich glaube hingegen, daß Bismarcks innere Leistungen weit größer sind als seine äußeren. Denn das Volumen geistiger Kraft, das Bismarck für die innere Politik aufgebraucht hat, ist doppelt und dreifach so groß, als das auf die reindiplomatische Arbeit verwandte. Es genügt zu wissen, auf welcher Seite die größere Kraft verbraucht wurde, um zugleich zu erkennen, wo die größere Leistung liegt. Man kann Bismarck nicht in zwei Wesen auseinanderzerren; denn er ist eine durch und durch konzentrische und in sich unteilbare Natur, in deren Brust niemals ‚zwei Seelen‘, eine kluge und eine dumme, gewohnt haben.“ Den Parteien welche unter der Losung: „Fort mit Bismarck!“ kämpften, stellte sich eine andere, die bismarcktreue, die Bismarckpartei sans phrase, gegenüber; dieselben befehdeten sich einander auf das heftigste, so daß oft die wichtigsten Interessen des Reiches durch diesen Parteihader beeinträchtigt wurden. Selten ist ein Staatsmann von den Wogen der Parteigunst und des Parteihasses so umbrandet gewesen wie Bismarck. Er fürchtete oft, daß das Reichsschiff in dieser Brandung des Parteikampfes zerschellen und zu Grunde gehen würde. Er sagte im Reichstage: „Es liegt eine eigentümliche prophetische Voraussicht in unserm alten nationalen Mythus, daß sich, so oft es den Deutschen gut geht, wenn ein neuer Völkerfrühling wieder anbricht, daß dann stets der Loki nicht fehlt, der seinen Hödur findet, einen blöden, dämlichen Menschen, den er mit Geschick veranlaßt, den deutschen Völkerfrühling zu erschlagen, respektive niederzustimmen. Unser Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor. Dann kam, was ich unter

dem Begriff Loki verstand: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader. Der Parteigeist überwuchert uns; und der Parteigeist, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde." Er hatte sich gegen die böswilligsten und kleinlichsten Schmähungen und Verdächtigungen zu verteidigen und mußte an sich die Wahrheit des Wortes erfahren, welches einst ein Abgeordneter des Parlaments in der Frankfurter Paulskirche sprach:

„Wem vom Kanonenmund
Ein schnelles Ende blitzt,
Der stirbt den Heldentod
Im raschen Lauf der Stunden;
Doch auf wem Liliput
Mit tausend Nadeln sitzt,
Der stirbt millionenmal
An Millionen Wunden."

Es kamen Stunden für den vielgequälten Staatsmann, in welchen er, des Kampfes müde, seinen Posten verlassen wollte. „Ich bin müde todmüde, und namentlich, wenn ich erwäge, gegen was für Hindernisse ich kämpfen muß!" rief er aus. „Ich bin nicht mehr jung, ich habe gelebt und geliebt — gefochten auch. Das einzige, was mich in meiner Stellung hält, ist der Wille des Kaisers, den ich in seinem hohen Alter gegen seinen Willen nicht habe verlassen können; versucht habe ich es mehrmals." Sein kaiserlicher Herr schrieb auf den Rand eines der Abschiedsgesuche, welche Bismarck in Anwandlungen gänzlicher Entmutigung einigemale einreichte, das entscheidende Wort: „Niemals!"

„Du warst mir mehr als nur ein Rat,
Warst bei dem großen Werke
Mein treuergebner Kamerad,
Erprobt durch Mut und Stärke;
Und dienstlich sei es dir gesagt:
Ob du auch noch so sehr geplagt,
Du bleibst auf deinem Posten,
Lässest das Schwert nicht rosten,
Niemals!"

Die unverbrüchliche Treue, die der Kaiser seinem Staatsmanne hielt, hielt der Staatsmann seinem Kaiser. Der Kanzler vertrat die Rechte und Pflichten des Herrscheramtes in einer Weise, daß seine Gegner anfingen, vorwurfsweise von einer Regierung Bismarck, von einer Dynastie Bismarck zu sprechen, ihn den Hausmeier des Kaisers zu nennen. Dem gegenüber erklärte er im Reichstage: „Meine Herren, ich habe nie etwas anderes verlangt, als der Diener meines Herrn zu sein. Ich bin der Diener des vorigen Königs gewesen, ich bin der Diener meines jetzigen Herrn, und es giebt keinen Dienst, den er nicht von mir verlangen könnte; das bezeugt die Thatsache, daß ich trotz meines körperlichen Elends noch hier bin und ihm diene, so lange meine Knochen zusammenhalten. Aber von einer Regierung des vorigen Königs und des Fürsten Bismarck sprechen, — welche Beleidigung für Seine Majestät den Kaiser liegt darin, welche Beleidigung für meine Ehrlichkeit, für meine Treue, mit der ich diesem Herrn diene als Vasall, als Beamter und als Diener in jeder Beziehung.“ — „Ein braves Pferd stirbt in den Sielen,“ sagte er ferner denen, die ihn durch ihre Angriffe zur Fahnenflucht treiben wollten. „Nachdem ich die Herren schärfer ins Auge gefaßt habe, die meinen Rücktritt wollen, da habe ich mir gesagt: ich muß dem Vaterlande doch noch zu etwas nütze sein, wenn ich bleibe, und ich habe mich entschlossen, so lange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen.“

Es gehörte freilich mehr als eine Eisennatur dazu, solche Anstrengungen unter den ewigen Kämpfen und Aufregungen auf die Dauer zu ertragen. Die Kraft Bismarcks war einmal auch nahe daran, solcher Last zu erliegen. Es gab eine Zeit, in welcher seine Nerven ihren Dienst fast gänzlich zu versagen drohten. Er war in einer Weise erregt und gereizt, daß man in ihm die Kraft und Großmut der Löwennatur früherer Jahre kaum noch wiedererkannte. Dies zeigte sich in einer fast kleinlichen Verfolgung seiner Gegner, wie sie vor allen der Graf Arnim erfahren mußte. Wenn im Parlament der Abgeordnete Eugen Richter, der hartnäckigste unter seinen Widersachern, sich zum Worte meldete, überfiel ihn ein nervöses Zittern, so daß er den Saal

verließ und fern blieb, so lange jener sprach. Er litt unter den Nervenschmerzen, die ihn Tag und Nacht quälten, auf das entsetzlichste, bis es einem jungen Münchener Arzte, Dr. Schwenninger, gelang, ihn von diesem seinem körperlichen Elend durch eine glückliche Kur zu erlösen. Mit voller Kraft konnte er sich nun wieder seinen hohen Aufgaben widmen, und manchen schönen Erfolg hatte seine Staatskunst noch zu verzeichnen. Mit stets sieghafter Hand lenkte er das Reichsschiff durch alle Klippen und Gefahren auf der bewegten See der äußeren Politik. Seine Erfolge auf diesem Gebiete gaben ihm den Grad einer Meisterschaft, vor welcher sich auch seine heftigsten Gegner willig beugten; sie mußte selbst ein Eugen Richter anerkennen, dem es der Reichskanzler sonst in keiner Sache recht machen konnte.

Nach dem Berliner Kongreß hatten die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Rußland einen harten Stoß erlitten. Die Umtriebe der Slavenpartei gegen Deutschland fanden in weitesten Kreisen des russischen Volkes günstigen Boden. In verstärktem Maße geschah dies nach dem Tode des mit dem Kaiser Wilhelm so engbefreundeten Zaren Alexander II., der am 13. März 1881 das Opfer eines schändlichen Mordanschlages wurde, welchen die Umsturzpartei in Rußland, die Nihilisten, verursacht hatten. Der Nachfolger des ermordeten Kaisers, Alexander III., hegte die warmen Sympathien für das deutsche Kaiserhaus und für Deutschland nicht. Die Slavenpartei, augenscheinlich von ihm begünstigt, erhob nun ihr Haupt stärker denn je; dieselbe arbeitete offen auf einen Krieg gegen Deutschland und Österreich hin. Russische Generäle gaben sich zur Vermittlung eines Freundschaftsbündnisses mit dem revanchelüsternen Frankreich her, das solchen Bestrebungen freudig entgegenkam. Dem gegenüber war die deutsche Staatskunst nicht müßig. Sie hatte schon vorher das Band mit Österreich fester geknüpft und im Jahre 1879 ein Schutz- und Trutzbündnis zum Abschluß gebracht. Dieses Bündnis, welches der letzte Staatsakt des Grafen Andrassy gewesen war, wurde im Jahre 1884 erneuert, nachdem sich auch ein Jahr zuvor Italien demselben angeschlossen hatte und der Zweibund nun zum Dreibund erweitert worden war. In der Förderung dieser Friedenspolitik stand dem Fürsten Bismarck der Graf

Kaiser Alexander III. von Rußland.

Kalnoky, der um jene Zeit die österreichische Staatskunst leitete, treu zur Seite. Durch die Vereinigung der drei mitteleuropäischen Großmächte ward ein Bollwerk des Friedens geschaffen, das jedem Angriff von Osten oder Westen her Trotz zu bieten vermochte. Unter solchen Umständen hielten es die feindlichen Nachbarn doch für geraten, die Streitaxt noch einstweilen beiseite zu legen. Ja, der Kaiser von Rußland war sichtlich bemüht, die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland und Österreich wiederherzustellen, worin er von Herrn von Giers, der nach der Abdankung Gortschakoffs zum Leiter des russischen Kabinetts berufen worden, unterstützt wurde. Die Zusammenkunft der drei Kaiser in Skierniewice im Jahre 1884 war das Ergebnis dieser Bemühungen, durch welche zwar ein Anschluß Rußlands an den Dreibund nicht erfolgte, aber doch die zwischen den Nachbarmächten herrschende Spannung ausgeglichen wurde.

Der Völkerfrieden war auf Jahre hinaus gesichert, als der deutsche Reichskanzler am 1. April 1885 bei vollem Wohlsein und gewiß in dem wohlthuenden Bewußtsein, hervorragend an dem schönen Werke mitgewirkt zu haben, seinen 70. Geburtstag feierte. Er hatte an diesem Tage die hohe Befriedigung, daß ihm das deutsche Volk mit seltener Übereinstimmung dankbare Huldigung darbrachte. Glückwünsche und Gaben aller Art und in fast unzählbarer Menge wurden ihm aus allen Gegenden des Vaterlandes und aus aller Welt, wo nur immer Deutsche wohnen, dargebracht. Seine „Getreuen in Jever“ im Friesenlande sandten ihm mit den gewohnten 101 Kibitzeiern folgenden plattdeutschen Glückwunsch:

„Säbentig Jahr lewt,
Ümmer dütsch strewt,
Ümmer dütsch dahn:
Lat' wieder so gahn!“

Eine besonders hohe Freude wurde dem greisen Fürsten dadurch bereitet, daß ihm als ein Geschenk des Volkes das frühere zu seinem Stammsitz gehörende, im Jahre 1835 an die Gärtnersche Familie übergegangene eigentliche Hauptgut Schönhausen wieder übermittelt wurde. Kurze Zeit darauf machte er in Schönhausen einen Besuch. „Bismarck gehört zu den Männern,“ sagt Bewer, „die niemals aus Schwäche, wohl aber

aus Zorn oder Freude weinen können.“ Augenzeugen berichten, daß dem Fürsten die Thränen über die Wangen gestürzt seien, als er den ersten Rundgang durch sein wiedergewonnenes Schönhausen antrat, und er nun wieder das ungeteilte Erbe seiner Väter sein eigen nennen durfte. Und welch eine erhebende Symbolik lag in diesem Nationalgeschenk! Er hatte nach unsäglichen Mühen seinen Mitbürgern die deutsche Erde, das alte kaiserliche Vaterland zurückgegeben, und dankbar gaben ihm die deutschen Bürger dafür die verlorene Stammscholle zurück. Konnte es für den Mann, der so unendlich tief mit der deutschen Erde und allem heimatlichen Wesen verwachsen ist, einen schöneren Tag, eine reinere Seelenfreude geben? Freilich fehlte es damals in der allgemeinen Begeisterung für den Nationalhelden an solchen nicht, die wie die losen Leute bei Sauls Königswahl scheelsüchtig abseits standen, die da sagten: „Er hätte das Geschenk nicht annehmen sollen; er hätte sich Schönhausen selber kaufen können; Geld hat er ja genug dazu.“ — „Hätte Bismarck,“ fügt Bewer hinzu, „den niedrigsten Angriffen zuvorkommen wollen, so hätte er das Stammgut seiner Väter in Arbeiterwohnungen parzellieren und seine Söhne ein Handwerk lernen lassen müssen.“

Von seinem kaiserlichen Herrn wurde der Fürst Bismarck an seinem 70. Geburtstage durch das Geschenk eines großartigen Gemäldes von Anton von Werner, die Verkündigung des Kaiserreichs zu Versailles darstellend, erfreut. In dem die Gabe begleitenden Glückwunschschreiben hieß es: „Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird. Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späteren Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben! Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen, als über das Grab hinausdauernd Ihr dankbarer treuergebener Kaiser und König Wilhelm.“

Solche Stunden und Tage entschädigten den großen deutschen Staatsmann für seine Mühen und Kämpfe und stärkten ihn zu neuen

Thaten. Neben seinen Gegnern hat es im Vaterlande zu allen Zeiten als größere Mehrzahl auch Dankbare und Getreue gegeben, die nie vergessen, was Bismarck dem deutschen Volke geleistet hat, und dies offen zum Ausdruck gebracht haben. Die alte Rheinstadt Köln war es, die dem großen Baumeister des Deutschen Reiches das erste Standbild auf deutscher Erde errichtete. Am 1. April 1879 wurde daselbst das von dem Berliner Künstler Fritz Schaper geformte und von Gladenbeck in Erz ausgeführte Denkmal, das den Eisernen Kanzler in Lebensgröße darstellt, feierlich enthüllt.

Wenige Monate nach seinem 70. Geburtstage, am 4. Juni 1885, beging Fürst Bismarck die fünfzigjährige Jubelfeier seines Eintritts in den Staatsdienst. Um diese Zeit war es, da der Fürst einen entscheidenden Schritt zur Beilegung des Kirchenstreites that und so sein Wort, welches er den Führern des Zentrums, das ihm in den Kämpfen der inneren Politik treu zur Seite gestanden, gegeben hatte, einlöste. Eine diplomatische Verwicklung mit der spanischen Regierung wegen der Besetzung der im Großen Ozean gelegenen Karolineninseln benutzte der Reichskanzler, um dem mildgesinnten Papst Leo XIII. einen Beweis seiner versöhnlichen Gesinnung zu geben, indem er ihn als Schiedsrichter in dieser Streitsache anrief. Der Spruch des Friedensvermittlers fiel, wie Bismarck bei ungenügender Begründung der deutschen Ansprüche vorausgesehen hatte, zu gunsten Spaniens aus. Die deutsche Regierung erklärte sich bereit, sich der Entscheidung zu fügen. Leo XIII., durch die ihm übertragene Ehre geschmeichelt, dankte dem Manne, den sein Vorgänger verflucht hatte, durch Verleihung seines höchsten Ehrenzeichens, des Christusordens mit Brillanten. Gleichzeitig erließ der Papst aufs neue Weisungen an die deutschen Bischöfe, sich den Staatsgesetzen unterzuordnen, wogegen der Reichskanzler die Milderung der Maigesetze in den preußischen Kammern beantragte und erlangte. Es ist leicht erklärlich, daß auch diese Schritte des Fürsten Bismarck je nach dem Parteistandpunkte verschieden beurteilt wurden.

Mit dem Gefühl stolzer Freude aber mußte es jeden Deutschen erfüllen, wenn er auf die hohe Stellung blickte, die sein Vaterland zu jener Zeit schon im Rate der Völker einnahm. Wie in keiner Zeit zuvor

war der deutsche Name in der Welt zu Ehren und Ansehen gekommen. Stolze Kriegsschiffe, auf deren Masten die schwarz-weiß-rote Flagge wehte, durchfurchten die Fluten der Weltmeere, deren Bestimmung aber jetzt einzig auf den Schutz des deutschen Handels sich richtete, der unter der Macht des Reiches zu hoher Blüte gelangt war und umfassende Ansiedelungen in fremden überseeischen Gebieten gegründet hatte. „Das Kaiserreich ist der Friede!“ Dies Wort, durch Napoleon in Bezug auf Frankreich einst zum Spott geworden, war jetzt, auf Deutschland angewendet, durch die Bestrebungen deutscher Staatskunst zu einem Wahrspruch von hoher Bedeutung geworden. Welches Ansehen unser Vaterland durch seine Friedensbestrebungen unter den Völkern gewonnen, bezeugt der Ruf, den ein englisches Blatt an den Minister Gladstone richtete: „Sine Germania nulla salus!“ Ohne Deutschland kein Heil!

Unvergleichlich hehr und mächtig,
Hort des Friedens, stehst du da:
Stolzes Glück, dein Sohn zu heißen,
Herrliche Germania!

Es schien, als sollte das prophetische Dichterwort nun in Erfüllung gehen:

„Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.“

Um jedoch dem Reiche diese Weltstellung zu erhalten, mußte die deutsche Staatskunst das Schwert allezeit stark und schneidig bereit halten, um es gegen die Störer des Völkerfriedens, die im Osten und Westen, neidvoll auf Deutschland blickend, fortdauernd zum Streite rüsteten, im entscheidenden Augenblick in die Wagschale werfen zu können. Da die deutschfeindlichen Elemente in Rußland fort und fort wuchsen und mit Erfolg zum Kriege gegen Deutschland trieben, so war die Gefahr eines Angriffs seitens der mit den Russen förmlich verbündeten Franzosen immer drohender geworden, und die Reichsregierung legte im Jahre 1886 dem Reichstage einen Gesetzentwurf vor, der die bedeutende Verstärkung des Heeres zum Zweck hatte. Als aber die Annahme dieser Vorlage an dem Widerspruch des Zentrums, der

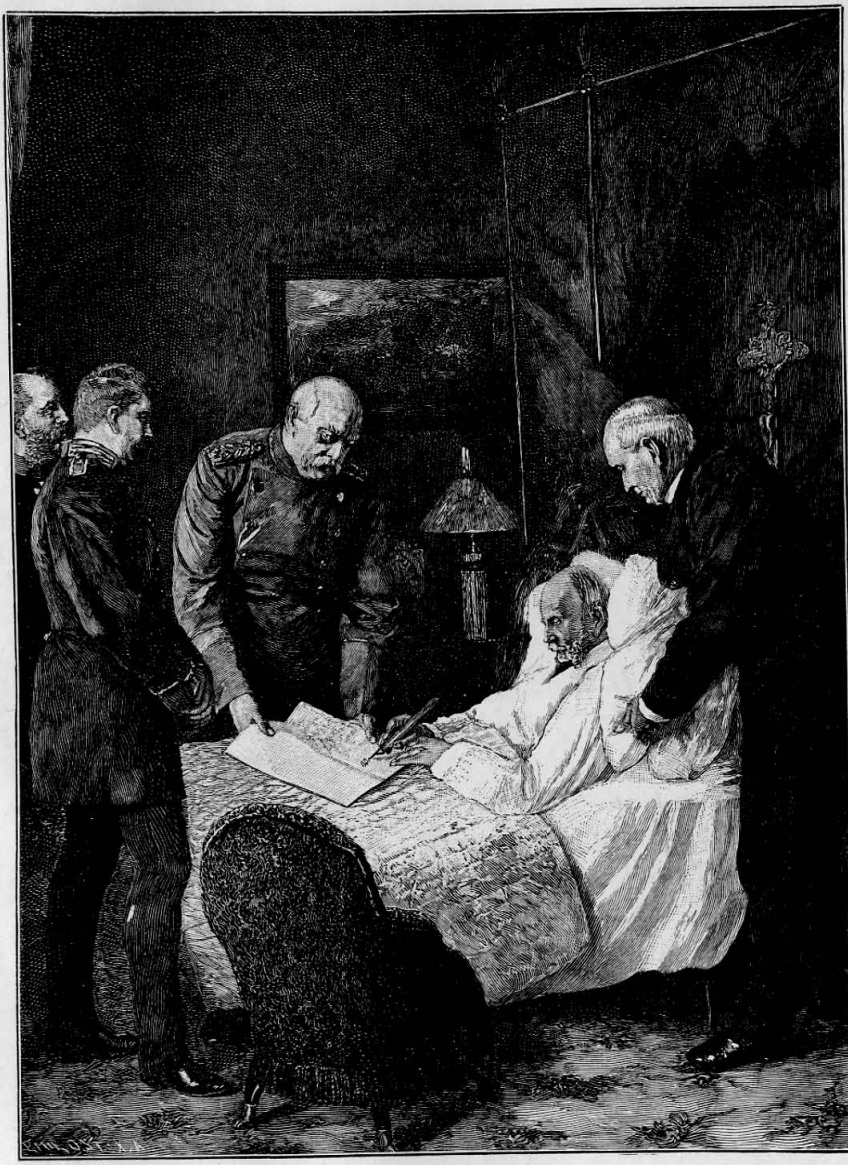
Sozialdemokraten und der Deutschfreisinnigen scheiterte, so wurde der Reichstag aufgelöst. Die aus den Neuwahlen hervorgegangene Volksvertretung hatte zu Anfang des Jahres 1888 abermals über diese Heeresvorlage zu beraten. Nun trat Bismarck mit seiner vollen Kraft für das Gesetz ein. Am 6. Februar war es, als er im Reichstage jene denkwürdige Rede hielt, welche die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllte, und nach welcher ihm die Herzen seines Volkes in freudiger Begeisterung entgegenschlugen. Der Fürst bezeichnet den Zweck des Gesetzes als den „der vollen Herstellung der Verwendbarkeit jener gewaltigen Kraft, die Gott in die deutsche Nation gelegt hat, für den Fall, daß wir sie brauchen". In der starken Heeresmacht des deutschen Reiches liegt, so führt der gewaltige Redner weiter aus, die sicherste Bürgschaft für die Aufrechterhaltung des Friedens, den Deutschland niemals brechen wird, das sich aber auch durch keine Drohung schrecken lassen wolle. Denn schnöde herausgefordert, wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren, und es wird kein Feind wagen, mit dem furchtbaren Kampfesmut der Deutschen, diesem furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt, es aufzunehmen. „Wir Deutsche", so schließt der Fürst seine Rede, „fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußens unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!"

„Die unvergeßliche Weltrede," so urteilt Bewer, „welche Fürst Bismarck am 6. Februar 1888 im Reichstage hielt, entwickelt sich rhetorisch ganz nach dem Schema der preußischen Kriegstaktik. Zuerst sucht der Fürst mit dem Vorredner, wie durch ‚eine vorausgeschickte Spitze', Fühlung zu gewinnen; sobald er dann auf den feindlichen

Gedanken, daß ein europäischer Krieg im Anzuge sei, gestoßen ist und Gegenstellung genommen hat, richtet er von den Höhen der Geschichte auf den Feind zunächst eine stundenlange, mörderische Kanonade. Jedes Argument aus der preußischen, der polnischen, der russischen, der österreichischen und französischen Geschichte schlägt krachend als ein Beweis dafür ein, daß Deutschland weder selbst jemals mit Krieg gedroht hat, noch jetzt drohen wird. Dann, als die Stellung des Feindes durch dies Bombardement aus der historischen Ferne erschüttert ist, schickt der Fürst erst die preußischen Bataillone zum Sturmangriff vor, alle übrigen deutschen Armeekorps drängen in imposanter Fülle nach, und unter einem wahren ‚furor teutonicus' wird nun die feindliche Position in ihrer ganzen Breite genommen. Ja, in diesem prächtigen Schlachtenbilde fehlt auch der Marketender nicht ganz, der — Humor. Die schwarzen Kriegsgedanken fliegen in wilder Flucht von dannen, unter dem herrlichen Schlachtruf ‚Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt' errichtet Bismarck auf dem gewonnenen Terrain vor den Augen aller Nationen ein deutsches Weltfriedenszeichen zur Beruhigung der Völker. Da jubelten Millionen deutsche Herzen ihm zu, Könige und Fürsten dankten ihm für seine wundervollen Worte, aus allen Erdteilen stürzten Telegramme in sein Haus, zum Beweis dafür, daß seine deutschen Friedensworte in allen Winkeln der Erde ein tiefbewegtes Echo gefunden habe."

Eine wunderbare Erhebung durchzog die deutschen Herzen nach dieser gewaltigen That des großen Staatmannes, ein stärkender Trost in jener trüben Zeit, da Deutschland um seinen allgeliebten Kaisersohn, Unsern Fritz, der, an einem Krebsleiden zum Tode krank, fern in San Remo weilte, Thränen weinte und bald darauf auch um das Leben des verehrten neunzigjährigen Kaisers Wilhelm bangen mußte.

Am 8. März stand Fürst Bismarck am letzten Krankenlager seines kaiserlichen Herrn und unterbreitete ihm die Verfügung des Reichstagsschlusses zur Unterschrift, seiner letzten, welche der scheidende Kaiser wenige Stunden vor seinem Heimgange mit schon erkaltender Hand vollzog. Tags darauf, in der Mittagsstunde des 9. März 1888, erschien der treue Paladin, vom Totenbette seines Kaisers kommend, im Reichstage



Fürst Bismarck empfängt die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms I., den 8. März 1888.

Von P. Beckert.

Mit Genehmigung der Kunstverlags-Anstalt von Otto Troitzsch in Berlin.

und erbat sich zu einer Botschaft das Wort, welche nach amtlichem Bericht also lautete:

„Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits thatsächlich wissen werden, daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute vormittag um $^1/_2$9 Uhr zu seinen Vätern entschlafen ist. Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Se. Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird. Ich hatte (Fürst Bismarck wischt sich die Thränen von den Augen) von dem hochseligen Herrn in seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor mir liegt und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, d. h. also heute oder morgen, zu schließen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur mit dem Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen, Se. Majestät hatten mir darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen noch schreiben zu können; infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück Sr. Majestät des Kaisers noch vollständig unterzeichnet vor mir. Nach den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den Wünschen der Mitglieder des Reichstags ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinandergeht, sondern zusammenbleibt bis nach dem Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers. Ich mache deshalb von dieser Allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Bestimmungen und Überzeugungen des Reichstags entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen. Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Abscheiden, das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unserer Mitte.

Es ist dazu kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen — die leben in dem Herzen eines jeden Deutschen! Aber eines glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen, nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen, daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war diejenige, daß die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, in der ganzen Welt, nicht bloß in Deutschland, sondern über alle Weltteile hinaus große Teilnahme hervorgerufen haben. Es ist dies ein Erbteil, kann ich wohl sagen, was des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Die zweite Richtung, in der Se. Majestät Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war diejenige, daß der Kaiser auf die Entwickelung seiner Lebensaufgabe, der Herstellung und Befestigung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hat, daß der Kaiser auf die Entwickelung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, die den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Meine Herren! Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert war — mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! (Fürst Bismarck macht, von hörbarem Schluchzen unterbrochen, wiederholt und besonders am Schlusse seiner Rede oft sekundenlange Pausen.) Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von uns allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue treu bewahrt wird!" Tiefes Schweigen, lange Pause; der Reichskanzler, die Hand vor das Gesicht haltend, lehnt sich in seinen Sessel zurück. Nachdem der Präsident die Sitzung geschlossen hatte, schritt der Reichskanzler in den Raum des Saales hinab; Graf Moltke trat auf ihn zu, und die beiden greisen Paladine standen sich eine Weile Hand in Hand und Auge in Auge gegenüber. Die Thränen, welche ihnen

die Wangen herabliefen, sprachen beredt von dem, was ihre Herzen in diesem Augenblicke fühlten. Der Händedruck der beiden war die Besiegelung eines Gelöbnisses. Fürst Bismarck faßte es in die Worte: „Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält uns im Gleise."

Am 16. März geleitete Fürst Bismarck seinen alten Kaiser zur letzten Ruhestätte in dem stillen Grabtempel des Schloßgartens zu Charlottenburg. Das Band der Treue, welches die beiden größten Männer ihrer Zeit so fest miteinander verknüpft hatte, vermochte der Tod nicht zu zerreißen; es dauerte, wie es Kaiser Wilhelm einst ausgesprochen, über das Grab hinaus. Ein Verhältnis, wie es zwischen Kaiser Wilhelm I. und seinen großen Ratgebern bestanden hat, steht wohl beispiellos in der Geschichte da. Der Kaiser ist ein Genie des Charakters genannt worden. Darin liegt seine Größe. Er war zu groß, um die Größe anderer zu beneiden. Fürst Bismarck bewies seine Treue durch die That, indem er seine Kraft nun dem Sohne des heimgegangenen Herrschers widmete.

Kaiser Friedrich III. war am 11. März aus Italien heimgekehrt. Auf dem Bahnhofe in Leipzig hatte der Reichskanzler seinen neuen kaiserlichen Herrn begrüßt und ihn von dort in das zunächst zu seiner Residenz gewählte Charlottenburger Schloß geleitet. Mit Spannung hatte man im deutschen Volke auf diesen Augenblick gesehen. Wie wird sich der neue Kaiser zu dem Fürsten Bismarck stellen? Wird die Hoffnung, welche die Gegner des Reichskanzlers auf den Thronwechsel gesetzt haben, sich erfüllen? Kaiser Friedrich bestieg als ein dem sicheren, nahen Tode Verfallener den Hohenzollernthron; er bedurfte eines treubewährten Ratgebers mehr als jeder andere Fürst. Er hatte trotz mancher Meinungsverschiedenheiten, die ihn oft von dem Leiter der preußischen und deutschen Staatskunst getrennt haben mochten, nicht vergessen, was derselbe seinem Hause und dem Vaterlande geleistet. Er wollte deshalb seiner Kraft nicht entraten. Die Hoffnung der Bismarckgegner sank tief herab, als der Kaiser in einem im herzlichsten Tone gehaltenen Schreiben an den Fürsten Reichskanzler seinen Entschluß zugleich mit seinen Regierungsgrundsätzen kundgab. Das kaiserliche Schreiben an den Reichskanzler lautete:

„Mein lieber Fürst!

Bei dem Antritt meiner Regierung ist es mir ein Bedürfnis, mich an Sie, den langjährigen, vielbewährten ersten Diener meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und mutvolle Ratgeber gewesen, der den Zielen seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat. Ihnen bin ich und bleibt mein Haus zu warmem Danke verpflichtet. Sie haben ein Recht, vor allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung meiner Regierung maßgebend sind. —

Zur Verwirklichung dieser meiner Absichten rechne ich auf Ihre so oft bewiesene Hingabe und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung. Ihr wohlgeneigter Friedrich."

Die dem Erlasse beigefügten Regierungsgrundsätze zeigten, daß der Kurs des Reichsschiffes unter der Führung des neuen Kapitäns fast unverändert der alte bleiben sollte. „Einig mit den Anschauungen meines kaiserlichen Herrn Vaters," hieß es darin, „werde ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne doch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staates allen Übeln der Gesellschaft ein Ende zu machen."

Nur 99 Tage währte die Regierung Kaiser Friedrichs, des edlen Dulders auf dem Throne. So kurz die Zeit war, hat sie doch wohl nicht zu der leichtesten im Leben des Fürsten Bismarck gehört. Galt es doch, fest und wachsam auf der Kommandobrücke zu stehen, damit der Kurs des Fahrzeuges derselbe bleibe! Das Getriebe gewisser oben bezeichneter Parteien im Volke wie anderer in den Hofkreisen suchte die Stellung des Kanzlers zu erschüttern und die Staatskunst in ein anderes Fahrwasser zu leiten. Dies geschah besonders in der sogenannten „bulgarischen Frage", die damals in der äußeren Politik wiederum auftauchte. Schon mehrmals zuvor hatte der Reichskanzler erklärt, daß Deutschland um des entlegenen Fürstentums Bulgarien willen sich nicht in verhängnisvolle Verwickelungen bringen dürfe. Zu gunsten verwandt-

Friedrich III., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Nach einer Originalaufnahme von Reichard & Lindner in Berlin.

schaftlicher Verhältnisse zwischen dem deutschen und dem englischen Hofe sollte dieser Grundsatz jetzt aufgegeben werden. Fürst Bismarck aber setzte sich dem entschieden entgegen, indem er erklärte, daß „das Gewicht der Dynastie des Kaisers jederzeit auf seiten der nationalen Interessen und niemals auf seiten der fürstlichen Verwandtschaft in die Wagschale geworfen würde." Aus demselben Grunde widerriet er den jetzt abermals hervortretenden Plan der Verbindung einer preußischen Prinzessin mit dem ehemaligen Fürsten von Bulgarien, dem Prinzen Alexander von Battenberg, bezüglich dessen der verstorbene Kaiser Wilhelm gesagt hatte, „eine Prinzessin seines Hauses sei zu schade für das bulgarische Abenteuer". Alle Angriffe auf die Stellung des Reichskanzlers scheiterten an dem festen Vertrauen des Kaisers Friedrich zu seinem bewährten Ratgeber, dem wiederholt rührende Beweise kaiserlicher Huld und Zuneigung in jenen trauervollen Tagen zu teil wurden. Die Vorträge des Kanzlers bei seinem kranken Herrn wurden in hohem Grade dadurch erschwert, daß derselbe, durch sein Leiden bereits der Sprache beraubt, seine Antworten nur schriftlich, gewöhnlich mit Bleistift auf einem Blatt Papier, gab. Als der edle Kaiser eines Tages bemerkte, daß sein Kanzler, der Vortrag haltend vor ihm saß, infolge seines alten Nervenübels von heftigen Schmerzen gepeinigt wurde, stand er auf, holte einen zweiten Sessel herbei, legte die Füße des Kanzlers darauf und umhüllte sie mit einer warmen Decke. Der älteste Sohn des Fürsten, Graf Herbert Bismarck, welcher in seiner diplomatischen Laufbahn bis zum Amte eines Unterstaatssekretärs im Auswärtigen Ministerium aufgerückt war, wurde in jenen 99 Tagen der Regierung Kaiser Friedrichs, am 22. April 1888, zum Staatsminister ernannt; der erste Fall in der preußischen Geschichte, daß Vater und Sohn zugleich Mitglieder des Staatsministeriums waren. Mit treffenden, begeisterten Worten bezeichnete kurz zuvor der Kronprinz Wilhelm, der in jener Zeit durch den Grafen Herbert Bismarck in die Geschäfte des Auswärtigen Ministeriums eingeführt wurde, die Stellung des Kanzler zu seinem Kaiser und zum Vaterlande. Am 73. Geburstage des Fürsten brachte der Kronprinz beim Festmahle im Hause desselben folgenden Trinkspruch aus: „Euere Durchlaucht! Unter den 40 Jahren, welche Sie soeben

erwähnten, ist wohl keines so ernst und schwerwiegend gewesen, als das jetzige: Der Kaiser Wilhelm ist heimgegangen, dem Sie 27 Jahre lang treu gedient! Mit Begeisterung jubelt das Volk unserem jetzigen hohen Herrn zu, der Mitbegründer der Größe des jetzigen Vaterlandes ist. Ew. Durchlaucht werden ihm wie wir alle mit derselben altdeutschen Mannestreue dienen wie dem Dahingeschiedenen. Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an, wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando reitet, obwohl schwer getroffen, noch kühn voran. Da richten sich die Blicke auf die Fahne, die der Träger hoch emporschwenkt. So halten Ew. Durchlaucht das Reichspanier empor. Möge es, das ist unser innigster Herzenswunsch, Ihnen noch lange vergönnt sein, in Gemeinschaft mit unserem geliebten und verehrten Kaiser das Reichsbanner hochzuhalten! Gott segne und schütze denselben und Ew. Durchlaucht!"

Im Schlosse Friedrichs-Kron bei Potsdam verlebte Kaiser Friedrich seine letzten leidensvollen Tage. Am 14. Juni weilte der Fürst Bismarck an seinem Sterbebette und empfing den letzten Händedruck und den letzten Dankesblick aus seinen milden Augen. Tags darauf, am 15. Juni 1888, trug der elektrische Draht die Trauerkunde durch die Welt, daß der edle Dulder durch einen sanften Tod von seinen unsäglichen Leiden erlöst worden sei. An demselben Tage hatte der Fürst Bismarck eine längere Unterredung mit dem neuen Herrn des Reiches, Kaiser Wilhelm II., dem er nun als dritten Herrscher aus dem Hohenzollernhause auf kurze Zeit seine Kräfte widmen sollte, um dann aber aus seiner gewaltigen, weltbewegenden Wirksamkeit zu scheiden.

Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen.

Nach einer Photographie.

XIX.

Feierabend!

„Nachdem Fürst Bismarck Deutschland politisch aufgerichtet, im Innern möbliert, nach außen durch Verträge festgeankert hat, scheinen nun aus seinem Lebensbuche die letzten Seiten herausgerissen, auf welchen der Kampf gegen den Sozialismus aufgezeichnet sein sollte. Er hätte diesen Kampf als Kanzler und als Mensch geführt; denn seine innerste Natur ist nicht erschöpft. Er hat als Diplomat fast immer nur Zeit gehabt, politisch konkret zu denken, als Staatsmann in erster Linie nur volkswirtschaftlich. Er hätte nun auch in dem Kampf gegen den Sozialismus volle Gelegenheit gehabt, seine lebensphilosophischen Anschauungen, die menschlichen Erfahrungen seines überreichen Daseins aus der Tiefe seines Wesens zu erschließen. Die Geschichte ist um diese gewaltig schöne Schlacht ärmer, vielleicht sogar um einen geistig gewaltigen Sieg. — — Als Bismarck seinen Abschied nahm, ging vor den Augen der ganzen Welt ein glühendes Gestirn unter. —“

Max Bewer.

„Die Welt erfuhr,“ sagt Heinrich von Treitschke in Bezug auf die erste Regierungsthätigkeit Wilhelms II., „daß der Deutsche Kaiser nicht stirbt, wer immer seine Krone tragen mag.“ Mit Bangen hatte das deutsche Volk der Zeit entgegengesehen, da die großen Männer, durch deren Thaten das Reich erbaut und so herrlich ausgestaltet worden ist, einst scheiden würden. Die beiden Herrscher, die an diesem Werke in so hohem Maße mitgearbeitet, waren nun dahin. Ein junger Kaiser

bestieg den Thron. Welchen Schicksalen wird das Vaterland unter seiner Regierung entgegengehen? Das war die sorgenvolle Frage, die auf aller Lippen schwebte. Man fürchtete allgemein, daß der jugendliche Herrscher, der jene große, thatenreiche Zeit nur als Knabe gesehen, von dem Gedanken erfüllt sei, besonders in Erwerbung glänzenden Kriegsruhmes seinen hohen Vorgängern nachzueifern. Doch bald sahen alle, die solche Meinung gehegt hatten, sich in ihren Erwartungen freudig getäuscht. Schon die ersten Kundgebungen des Kaisers waren Botschaften des Friedens. In der Thronrede, womit Kaiser Wilhelm II. am 25. Juni 1888 in Gegenwart aller einmütig um seinen Thron versammelten deutschen Fürsten den Reichstag eröffnete, betonte er, daß er ein Schirmherr und Förderer des Völkerfriedens sein wolle und sich insbesondere die Aufgabe gestellt habe, die durch die kaiserliche Botschaft seines hochseligen Großvaters vom 17 November 1881 zuerst angekündigte staatliche Fürsorge für die ärmeren und arbeitenden Volksklassen und damit zugleich die Wohlfahrt des Vaterlandes auf den Grundlagen eines sittlichen und christlichen Volkslebens zu fördern.

Der Fürst-Reichskanzler von Bismarck stand dem Throne des Kaisers zunächst, als die glänzende Versammlung von Fürsten, Würdenträgern und Volksvertretern die Worte der Thronrede mit freudiger Zustimmung vernahmen; er trat am Schlusse derselben hinzu, um das Aktenstück aus den Händen des Kaisers zurückzuempfangen. Der junge Beherrscher benutzte diesen Augenblick, um unter dem lauten Beifall aller Anwesenden die Rechte seines Kanzlers zu ergreifen und in echt deutscher Weise kräftig zu schütteln. Dieser Händedruck wurde in gleichaufrichtiger Herzlichkeit erwidert. Zwischen dem jugendlichen Herrscher und dem greisen Kanzler bestand das Band inniger Zuneigung und des vollen Einverständnisses. War doch der Kaiser unter den Augen des gefeierten Staatsmannes herangewachsen und sein Herz von feuriger Begeisterung für die großen Thaten desselben erfüllt! Hatte er doch unter seiner Leitung die Vorbereitungszeit für seinen Herrscherberuf vollendet, betrachtete er sich doch als Jünger des bewährten Meisters! Ein besonders inniges Verhältnis bestand zwischen dem Sohn des Kanzlers, Grafen Herbert von Bismarck, und dem Kaiser. Durch zahl-

Graf Herbert von Bismarck.

Nach einer Photographie.

reiche Beweise gab der Kaiser dem Vater wie dem Sohne die Dauer seines vollen Vertrauens und seiner Huld im Laufe der nächsten Zeit zu erkennen. Als er im Juli desselben Jahres seine Friedensfahrt an die nördlichen Höfe beendet hatte, stattete er auf der Rückreise nach Berlin seinem Kanzler in Friedrichsruh einen Besuch ab, um ihm von den Erlebnissen und den Erfolgen seiner Reise zu erzählen und mit ihm, unter den Bäumen des alten Sachsenwaldes vertraulich lustwandelnd, weitere Schritte zur Wohlfahrt des Reiches zu beraten. Graf Herbert begleitete den Kaiser auf seinen Reisen und war Zeuge des jubelnden Empfanges in Süddeutschland, in Österreich und Italien, in welchen Ländern der deutsche Herrscher das durch die Staatskunst des Fürsten Bismarck geschaffene Freundschaftsband aufs neue befestigte. In erhebender Weise wurde dies durch den italienischen Ministerpräsidenten Crispi während der jubelvollen römischen Kaisertage in einem Telegramm an den Fürsten Bismarck, dem Begründer des Dreibundes, zum Ausdruck gebracht. Der Gruß lautete: „Inmitten der Begeisterung, mit welchem Ihr erhabener Herrscher, der Freund unseres Königs und das Haupt der unserem Lande verbündeten großen Nation, in der Hauptstadt Italiens empfangen worden ist, und welcher ihn umgiebt, wenden sich meine Gedanken bewegt an Ew. Durchlaucht. Ich wünschte, daß das Echo des Jubels, wovon Rom wiederhallt, bis zu Ihnen gelange, um Ihnen zu sagen, wie sehr das italienische Volk Deutschland liebt und die Freundschaft dieses Landes hochschätzt, welches durch die Ratschläge Ew. Durchlaucht zu solchem Ruhme und zu solcher Größe gelangte. Möge unser Bündnis stets ein so herzliches und intimes bleiben zum Ruhm der beiden Völker, zum besten des Friedens von Europa!“

Von seinem stillen Landsitze Friedrichsruh aus antwortete der Fürst: „Ich danke Ew. Excellenz aus vollem Herzen, daß Sie in dem Augenblicke, wo Sie der Begegnung unserer Herrscher beiwohnten, welche der feierliche Ausdruck der herzlichen Freundschaft der beiden Nationen ist, an mich gedacht haben. Das Bewußtsein, gemeinsam an der Befestigung dieser gegenseitigen Freundschaft unserer Herrscher und unserer Länder gearbeitet zu haben, und unser fester Wille, diese Freundschaft aufrecht zu erhalten, und sie immer intimer zu gestalten, bilden eine meinem

Herzen teure Verbindung inmitten der glänzenden Feste, welche in Rom gefeiert werden wie in dem einsamen Walde, den Ew. Exzellenz vor zwei Monaten mit mir zu durchwandern die Freundlichkeit hatten."

Am Schlusse des verhängnisvollen Jahres 1888 beehrte der Kaiser seinen Kanzler mit nachfolgendem Glückwunschschreiben:

„Lieber Fürst!

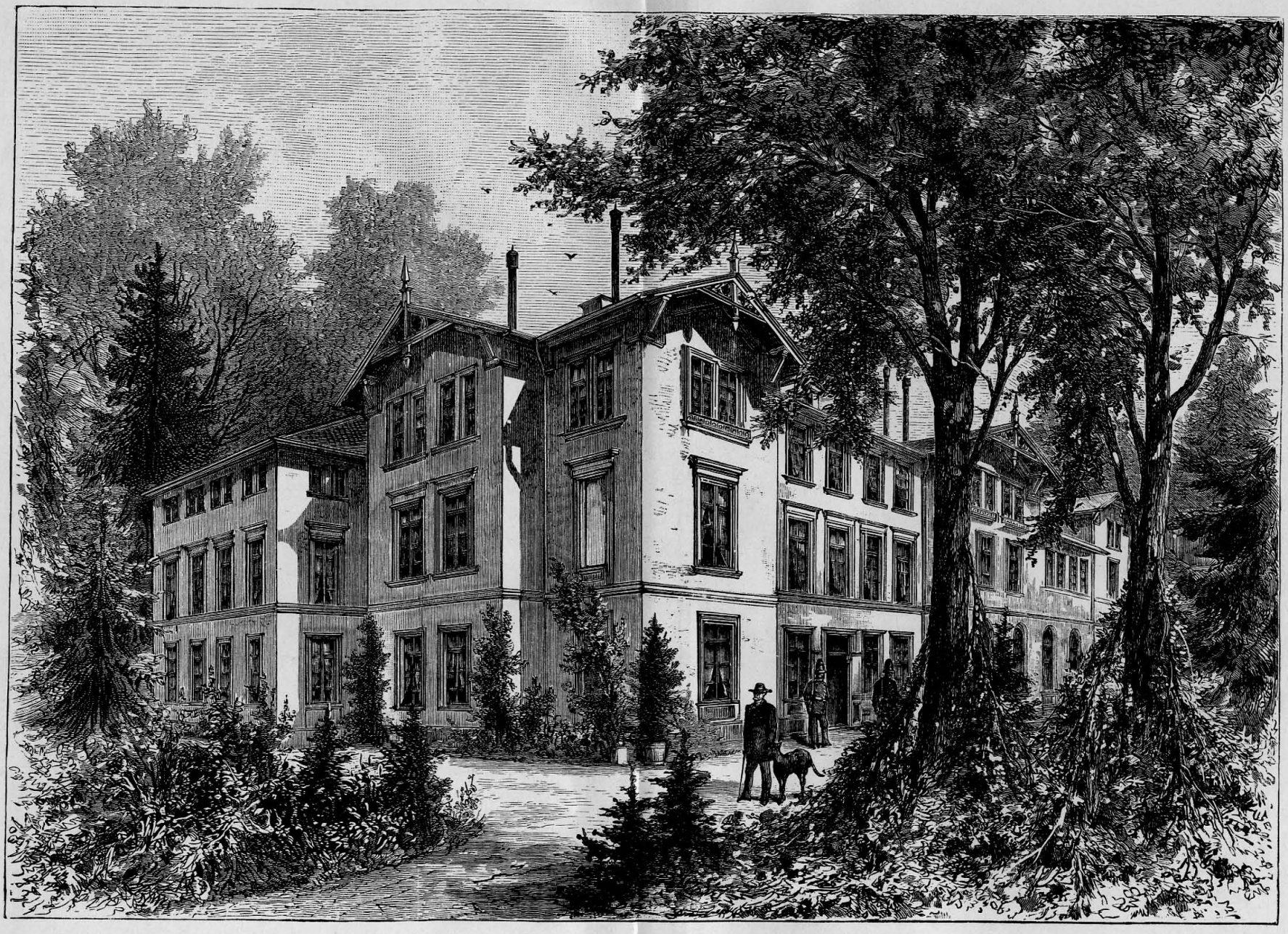
Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken.

Berlin, den 31. Dezember 1888.

Wilhelm, I. R."

Neben solchen Vorgängen erhebender Genugthuung für unsern Helden fehlte es auch nicht an solchen, die ihm die Bürde seiner Würde so recht fühlbar machten. Seine alten Feinde erhoben auch jetzt wieder das Haupt und erneuerten ihren Sturm gegen seine Stellung. Einen vernichtenden Schlag glaubte der Hamburger Dr. Geffken, welcher früher in vertraulichem Verkehr mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm gestanden, durch die Veröffentlichung des Tagebuchs Kaiser Friedrichs, wovon derselbe sich widerrechtlich eine Abschrift angeeignet hatte, gegen den Reichskanzler auszuführen. Es waren in dem Schriftstücke bisher geheimgebliebene Vorgänge vor der Kaiserproklamation in Versailles geschildert und neben der Bloßstellung mehrerer deutschen Fürsten auch das Verhalten Bismarcks in der Kaiserfrage in ein nicht günstiges Licht gestellt. Die Sache machte ein peinliches Aufsehen und wurde gegen den Fürsten in der gegnerischen Presse auf das gehässigste ausgebeutet.

Der Angegriffene fühlte sich veranlaßt, gegen den Urheber dieses Skandals einzuschreiten und seine Bestrafung zu beantragen, die nach richterlichem Erkenntnis darauf auch erfolgte. Einige Mißerfolge der



Schloß Friedrichsruh, Ruhesitz des Fürsten Bismark.

Nach der Natur gezeichnet von Robert Geißler.

deutschen Regierung in Sachen eines Streites mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas wegen des Besitzrechtes auf den Samoainseln und mit der Regierung der Schweizer Eidgenossenschaft um untergeordnete Händel wegen taktloser Maßnahmen des deutschen Polizeibeamten Wohlgemuth gaben seinen Feinden Anlaß, die Politik Bismarcks auf das heftigste anzuklagen. Unter der Parole: „Es gelingt nichts mehr!", welche die ultramontane Zeitung „Germania" ausgab, wurde der Federkrieg gegen den Reichskanzler aufs neue eröffnet. „Bismarck wird alt", „dem Löwen fallen die Zähne aus". So klang es bald spöttisch, bald gehässig aus den Reihen der Feinde. Der Löwe zeigte jedoch, daß seine Zähne noch scharf, seine Pranken noch kraftvoll genug seien, um sich der Kläffer zu erwehren. Dies zeigte er besonders in den Reichstagsverhandlungen über die staatliche Unterstützung der Kolonien, besonders der in Afrika. Hier kämpfte er für die Bestrebungen der Regierung mit so schneidigen Waffen wie einst in dem Verfassungsstreit. Gegen die Vorwürfe der freisinnigen Volksvertreter und ihrer Presse, die in den auswärtigen Händeln eifrig die Partei des Auslandes nahmen, verwahrte er sich und parierte die gegen ihn geführten Streiche, indem er ihnen zurief: „Wo man irgend etwas ausfindig machen kann, einen Stein, den man in den Garten des Reiches werfen kann, wo man irgend einen fremden Intriganten oder Reichsfeind bemerkt, den man unterstützen kann, so greift man mit beiden Händen zu und ist begeistert, wenn man einen Vorwurf findet, dem eigenen Vaterlande irgendwie Unannehmlichkeiten und Verlegenheiten zu bereiten." Dem Abgeordneten Bamberger, der als Gegner der deutschen Kolonialbestrebungen um kleiner Ungelegenheiten willen, in welche die Regierung bei Wahrung der Rechte deutscher Ansiedler den Umtrieben der Engländer gegenüber geriet, eine Rückkehr auf diesem Gebiete forderte, trat er also entgegen:

„Er hat außerdem in Aussicht gestellt, daß unsere ganzen kolonialen Unternehmungen überhaupt so gut wie mißlungen wären, daß wir das Fiasko gemacht hätten, das er vorausgesagt hätte. Ja, meine Herren, so leicht einzuschüchtern ist, Gott sei Dank, der deutsche Nationalcharakter im ganzen nicht, daß er durch einzelne Mißgriffe, Irrungen, Opfer in den einmal begonnenen Kolonialbestrebungen sich

abschrecken läßt. Aber es ist doch nicht nützlich, den Engländern einzureden, daß wir so leicht abzuschrecken wären, und daß wir nun ermüdet und abgeschreckt wären durch das, was wir seit vier Jahren überhaupt unternommen haben. Ich halte es nicht für nützlich, das in der Öffentlichkeit und namentlich England gegenüber zu behaupten.

„Denken Sie doch an die Geschichte der holländischen Kolonien. Wie groß sind die gewesen! Welche upsand downs*) haben die gehabt! Sie haben Ostindien gehabt, sie haben Brasilien gehabt und haben es verloren; sie haben auch heute noch eine Kolonialmacht, die viel schwerer wiegt an Einwohnerzahl und an Ausdehnung als das ganze Königreich der Niederlande. Da sehen Sie, daß germanische Zähigkeit schließlich doch zum richtigen Ziele kommt, auch wenn sie inzwischen Ceylon, Ostindien und Brasilien und die Kapstadt verloren hat; mancher ehrliche Holländer ist dabei erschossen und erschlagen worden von den Wilden sowie von den ausländischen Feinden, mit denen sie zu kämpfen hatten."

Und weiter sagte er: „Ich bin weit entfernt, meine persönliche Ansicht, meine Neigung, unter Umständen an den Degen zu greifen, als eine Aufforderung für das Reich und die Gesamtheit zu betrachten; ich ordne mich der Mehrheit meiner Nation und deren berechtigten Vertretern absolut unter in diesen Fragen, so lange ich nicht die Angst und das Gefühl habe, daß sie auf einem abschüssigen Wege ihrem Schaden entgegeneilt; dann würde mein Widerstand nur mit meinem Leben endigen: hier aber liegen Fragen derart ja nicht vor. Hat der Reichstag das Gefühl, daß die Interessen des Deutschen Reiches, seine Ehre — ich mag kaum so hoch greifen, wie dieser Ausdruck trägt, — seine Flagge, will ich sagen —, hierbei uninteressiert sind, und dispensiert er mich von der weiteren Verfolgung, so ist das ja für mich eine außerordentliche Erleichterung meiner Geschäfte, unter deren Last ich beinahe erliege."

Die Zeit war nicht fern, da der Wunsch des Reichskanzlers nach Ruhe in Erfüllung gehen sollte. Aber nicht seinen Gegnern im Parlament

*) Mißerfolge.

sollte es gelingen, den gehaßten und gefürchteten Leiter der deutschen Staatskunst zum Rücktritt von seinem Posten zu bewegen. Es mußte eine gewaltigere Hand kommen, welche den Steuermann des Reichsfahrzeuges von seinem Platze wies. Er war noch mit tausend Fäden an diesen Platz gefesselt. Das Ziel, welches er sich als Reichssteuermann gesetzt hatte, war noch bei weitem nicht erreicht. Es galt, das Schiff noch durch gefahrvolle Klippen hindurch zu lenken. Hohe Aufgaben waren noch zu lösen. Vor allem war es die soziale Frage, welche immer gefahrdrohender wurde und die volle Kraft der Staatsleitung in Anspruch nahm.

Es nahte die Zeit, in welcher das Sozialistengesetz außer Kraft treten sollte. An die deutsche Regierung trat die Frage heran: Soll dasselbe wieder erneuert werden oder nicht? Verschiedene Meinungen machten sich geltend. Die eine ging dahin, daß der Druck, den das Gesetz auf die Kreise der Sozialdemokraten ausübe, die Sache derselben befördere; nur eine Bekämpfung im freien Meinungsaustausche sei von Erfolg; die andere forderte die Erneuerung des Ausnahmegesetzes, das notwendig sei, um die Volksmassen gegen die staatsfeindlichen Lehren der sozialistischen Führer zu schützen. Für die erste Ansicht entschied sich der Kaiser gegen den Kanzler. Dies wurde, soweit es heute nach eigenen Äußerungen des Fürsten Bismarck bekannt geworden ist, zur Ursache eines Meinungsstreites zwischen dem Kaiser und seinem Ratgeber. Auch noch andere Fragen, wie die der Einberufung eines europäischen Kongresses zur Lösung der Arbeiterwirren kamen in Betracht. Um die Mitte des Märzmonats 1890 tauchten die Gerüchte auf, daß eine ernste Kanzlerkrisis ausgebrochen und die Abdankung des Fürsten Bismarck bevorstehe. Die Nachricht bestätigte sich.

Am 20. März 1890 brachte der Reichsanzeiger die Kunde, daß der Fürst Bismarck seinen Abschied genommen habe und von allen seinen Staatsämtern zurückgetreten sei. Gleichzeitig schieden seine Söhne, die Grafen Herbert und Wilhelm von Bismarck, aus dem Staatsdienst.

So war es denn geschehen! Nur der Tod Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrichs III. hat in neuerer Zeit solche Erregung in der ganzen Welt hervorgerufen wie der Rücktritt des Fürsten Bismarck.

Mit tiefer Trauer vernahm der größere Teil des deutschen Volkes diese Kunde. Seine Gegner konnten, trotzdem sie dem großen Staatsmanne nicht alle Verdienste absprechen mochten, ihren Triumph nicht laut genug in die Welt hinausposaunen. Mancher Esel hob den Huf, um dem früher so gefürchteten Löwen jetzt den Schlag zu versetzen. Das Ausland sah mit Staunen auf dieses Schauspiel, das sich leider in Deutschland nicht zum erstenmal ereignete.

Was dem großen Staatsmanne Freiherrn vom Stein nach seinem Rücktritt vom Amte widerfuhr, darüber berichtet der berühmte Historiker Pertz folgendes: „Die nächsten Tage, welche der Entfernung eines großen Ministers aus seinem Wirkungskreis folgen, sind für ihn und für seine bisherigen Untergebenen und amtlichen Freunde eine Zeit der Prüfung. Der Geist, welcher bisher alles bewegte, dessen Rat und Entscheidung jeder zu suchen beflissen war, findet sich in einen Zustand ungewohnter Unthätigkeit und Vereinsamung versetzt, dessen Druck nur durch das Greifen zu einer andern würdigen Thätigkeit gehoben werden kann. Er sieht sich von den meisten seiner täglichen Genossen verlassen, die ihre amtliche Thätigkeit und Aufmerksamkeit seinem Nachfolger, wer er auch sei, zuwenden; es ist ungewöhnlich, wenn von dem eisernen Inventar der Gewalt sich viele durch ihre eigene Gesinnung frei genug über die Rücksicht auf Vorteil und Gunst erhalten, um des alten Führers Wert vor seinem Nachfolger nicht zu verleugnen; und die schlechtesten unter denen, welche der Macht am nächsten stehen, suchen sich dieser durch absichtliche Kälte gegen alles und jeden, der der niedergehenden Sonne angehört, zu empfehlen und sich damit für frühere Hingebung und Rücksicht, welche ihnen jetzt als ebensoviel verlorene Mühe erscheint, zu entschädigen. Ja, das Geschmeiß befällt den totgeglaubten Löwen. Aber in solchen Augenblicken springt auch die Hülle von den Herzen besserer Männer, welche durch den Abstand ihrer Stellung bisher keine Gelegenheit, sich auszusprechen, oder die sich in würdiger Selbständigkeit von dem Mittelpunkte des Einflusses und des Genusses fern gehalten hatten; sie treten ungerufen hervor, und ihr Händedruck, die Thräne in ihrem Auge oder der ungestüme Strom ihres Gefühls sagen dem edlen Manne, daß er verstanden ist, daß Herzen für ihn schlagen,

wo er es nie geahnt; sie geben ihm die Zuversicht, daß er nicht für lauter Undankbare oder Unwürdige gearbeitet hat. Auch Stein waren Auftritte dieser Art vorbehalten, sein Abgang schied die Gemüter noch schärfer als bisher; mehr als einer von denen, welche sich bisher seine Anhänger genannt, kehrten jetzt ihre wahre Natur hervor; man war um die Wette bemüht, wer zuerst vor seinem Falle Nutzen ziehen könne, und ein widriges Schauspiel von Ränken, Leerheit, Doppelzüngigkeit und Böswilligkeit bot das Getreibe der höheren Hof- und Regierungsbeamten, wie es Scheffner in seinem Leben zu schildern scheint. Aber Stein war auch die reinste Belohnung beschieden, die allgemeine Trauer des Landes um ihn und die Liebe der Besten. Er spricht sich darüber gegen die Prinzessin Wilhelm aus, deren Teilnahme während des schweren Oktobers und Novembers ihn für immer zur innigsten Dankbarkeit verbunden hatte.

Ganz so wie im Jahre 1809 war es im Jahre 1890. Ein widerwärtiger Anblick war es, als jetzt die ehemaligen Freunde und Parteigenossen aus der Sturm- und Drangzeit Deutschlands, die Ritter der „Kreuzzeitung", die dem Adlerfluge Bismarcks stets mit Neid oder Mißtrauen gefolgt sind und sich nur notgedrungen zuweilen von seinem Fittich haben tragen lassen, sich jetzt am eifrigsten hervordrängten, um den Gefallenen zu schmähen. Just so wie bei dem edlen Freiherrn vom Stein. Aber auch der erhebende Gegensatz blieb nicht aus. Alle wahrhaft vaterländisch fühlenden Herzen des deutschen Volkes blieben dem scheidenden Erbauer des Reiches ihren Dank nicht schuldig. Unter ihnen war es der Kaiser, welcher zuerst dem großen Staatsmanne die wohlverdiente Ehre und Anerkennung zollte. Der Herrscher brachte dies in dem folgenden Allerhöchsten Schreiben zum öffentlichen Ausdruck:

„Mein lieber Fürst!

„Mit tiefer Bewegung habe ich aus Ihrem Gesuche vom 18. d. M. ersehen, daß Sie entschlossen sind, von den Ämtern zurückzutreten, welche Sie seit langen Jahren mit unvergleichlichem Erfolge geführt haben. Ich hatte gehofft, dem Gedanken, mich von Ihnen zu trennen, bei unseren Lebzeiten nicht näher treten zu müssen. Wenn ich gleichwohl im vollen Bewußtsein der folgenschweren Tragweite Ihres Rück-

tritts jetzt genötigt bin, mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, so thue ich dies zwar betrübten Herzens, aber in der festen Zuversicht, daß die Gewährung Ihres Gesuchs dazu beitragen werde, Ihr für das Vaterland unersetzliches Leben und Ihre Kräfte so lange wie möglich zu schonen und zu erhalten.

„Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben. Ich entspreche daher Ihrem Wunsche, indem ich Ihnen hierneben den erbetenen Abschied aus Ihren Ämtern als Reichskanzler, Präsident meines Staatsministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und in der Zuversicht erteile, daß Ihr Rat und Ihre Thatkraft, Ihre Treue und Hingebung auch in Zukunft mir und dem Vaterlande nicht fehlen werden.

„Ich habe es als eine der gnädigsten Fügungen in meinem Leben betrachtet, daß ich Sie bei meinem Regierungsantritt als meinen ersten Berater zur Seite hatte. Was Sie für Preußen und Deutschland gewirkt und erreicht haben, was Sie meinem Hause, meinen Vorfahren und mir gewesen sind, wird mir und dem deutschen Volke in dankbarer, unvergänglicher Erinnerung bleiben. Aber auch im Auslande wird Ihrer weisen und thatkräftigen Friedenspolitik, die ich auch künftig aus voller Überzeugung zur Richtschnur meines Handelns zu machen entschlossen bin, allezeit mit ruhmvoller Anerkennung gedacht werden. Ihre Verdienste vollwertig zu belohnen, steht nicht in meiner Macht. Ich muß mir daran genügen lassen, Sie meines und des Vaterlandes unauslöschlichen Dankes zu versichern. Als ein Zeichen dieses Dankes verleihe ich Ihnen die Würde eines Herzogs von Lauenburg. Auch werde ich Ihnen mein lebensgroßes Bildnis zugehen lassen.

„Gott segne Sie, mein lieber Fürst, und schenke Ihnen noch viele Jahre eines ungetrübten und durch das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht verklärten Alters.

„In diesen Gesinnungen bleibe ich Ihr Ihnen auch in Zukunft treu verbundener, dankbarer Kaiser und König.

Berlin, den 20. März 1890. Wilhelm, I. R.

An den Fürsten von Bismarck."

In einem zweiten Schreiben von demselben Tage ernannte der Kaiser den Fürsten Bismarck zum General-Obersten der Kavallerie mit dem Range eines General-Feldmarschalls.

Die erledigte Stelle eines deutschen Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten übernahm nach kaiserlicher Ernennung der General der Infanterie Georg Leo von Caprivi.

Am 26. März verabschiedete sich der Fürst von seinem kaiserlichen Herrn, und am 28. März fuhr er nach Charlottenburg hinaus, um von seinem alten heimgegangenen Kaiser Wilhelm Abschied zu nehmen. Welche Gedanken und Gefühle mögen den Geist des Fürsten durchwogt haben, als er am Sarkophage seines einstigen Herrn und Genossen in der stillen Fürstengruft stand! Welch eine Bahn von der Stunde an, da er im Park von Babelsberg dem Könige, der bereits seine Abdankungserklärung verfaßt hatte, seinen Entschluß, die Führung des umbrandeten Staatsschiffes zu übernehmen, mitteilte, hatte der gewaltige Mann bis zu diesem Augenblicke durchmessen!

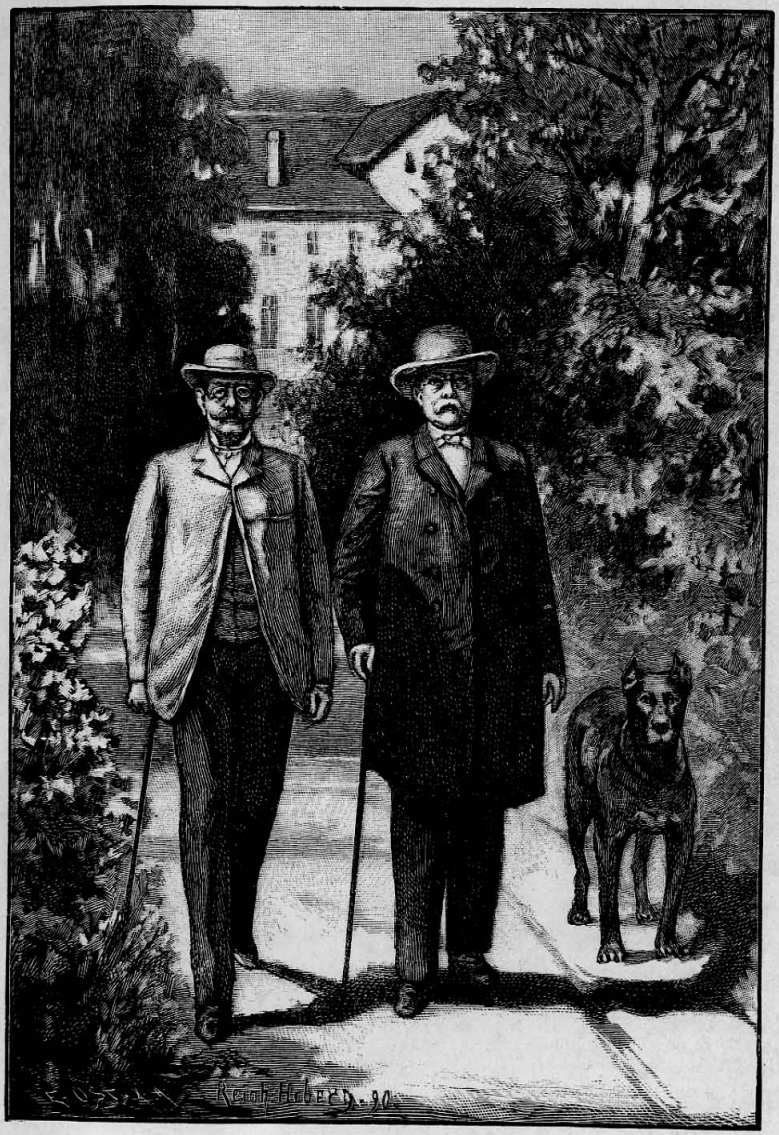
„Wenn Bismarck wirklich Memoiren schreiben will," sagt Bewer, „so brauchte er nur das aufzuschreiben, was ihm in jenen einsamen zehn Minuten durch Kopf und Herz gegangen ist, die er, bevor er Berlin verließ, am Sarge seines kaiserlichen Freundes in ernster Einkehr zubrachte."

Am folgenden Tage verließ der Fürst mit seiner Familie Berlin, um sich nach seinem Landsitze Friedrichsruh zu begeben. Die Berliner, mit denen der Scheidende nicht immer im friedlichsten Verhältnisse gestanden hat, bereiteten ihm auf der Fahrt zur und von der Abschiedsaudienz beim Kaiser sowie auf der Fahrt zum Bahnhofe Huldigungen, wie sie großartiger, herzlicher und packender kaum gedacht werden können. Letztere gestalteten sich nach Berichten von Augenzeugen also: Schon am Morgen des Abschiedstages war das Reichskanzlerpalais in der Wilhelmstraße von einer dichten Menschenmenge umlagert, welche den Scheidenden noch ein letztes Mal sehen, ihm einen letzten Abschiedsgruß zuwinken wollte. Am Nachmittage wuchs die Menge so bedeutend an, daß der Wagenverkehr in der Wilhelmstraße unterbrochen werden mußte. Gegen 5 Uhr nachmittags erschien Fürst Bismarck mit seiner Familie, um die Wagen

zu besteigen, welche ihn und die Seinen nach dem Bahnhof fahren sollten. Ein brausendes, sich immer wieder erneuerndes Hoch erschütterte die Luft und von allen Seiten wurden dem scheidenden Kanzler Blumengaben dargereicht. Die Fahrt nach dem Lehrter Bahnhof wurde zu einem wahren Triumphzuge. Alle Straßen, durch welche der Fürst seinen Weg nahm, waren von dichten Menschenmassen besetzt, so daß der Wagen nur langsam vorwärts kommen konnte. Berlins Bürgerschaft war ausgezogen, um dem getreuen Eckart, der allezeit auf der Wacht gestanden für Deutschlands Ehre und Preußens Ruhm, die Ehren zu erweisen, die des neuerstandenen Reiches erstem Kanzler gebühren. Alle Stände waren vertreten, keiner war zurückgeblieben; heute war jeder Unterschied gefallen, heute einte alle ein gemeinsames Gefühl, der Schmerz um des Kanzlers Scheiden aus Berlin. Und so golden klar, so siegesgewiß und wonnespendend die Sonne vom Himmel herniederschaute auf das Menschengetümmel, heute wollte das Herz sich nicht der Freude des wieder erwachten Lenzes hingeben. Nur stumme Trauer und stilles Weh lag in den Augen all der Tausende, die in den Straßen und auf den Plätzen harrten. Jetzt dröhnt's dumpf aus der Ferne an das gespannt lauschende Ohr. Immer mächtiger, immer voller dringt der Ton heran. Jetzt braust's empor zum Himmel, rollendem Donner gleich. Unaufhaltsam stürmt und flutet und wogt und brandet die Menschenwoge um den Wagen des Fürsten. Da giebt's kein Halten, kein Stillestehen. Nur vorwärts drängen die Massen, die Schutzmannsketten sind im Nu hinweggeschwemmt. Tücher wehen, der Wagen füllt sich mit Blumen, wie Sturmesbrausen hallt der Zuruf des Volkes und sagt's dem Fürsten, daß in des Volkes Herzen sein Andenken nimmer erlöschen wird. Langsam nur kommt der Wagen des Kanzlers vorwärts. Jetzt biegt er über die Moltke-Brücke zum Lehrter Bahnhof ein. Nun ballt sich der tausendstimmige Abschiedsgruß des Volkes zu einem einzigen gewaltigen „Lebewohl" zusammen. In des Fürsten Augen schimmert's feucht auf. Der kühlen Mutes auch in den schlimmsten Wettern stand, heute wird das Herz weich, und tiefe Erregung ergreift die Brust. An dem Eingang zu den kaiserlichen Zimmern fährt der Wagen vor. Mit Aufbietung der letzten Kraft ermöglichen es die Bahnbeamten und Schutz-

leute dem Fürsten, auszusteigen und die Vorhalle zu betreten. Noch einmal wendet er sich zurück. Die mächtigen Glieder recken sich. Kerzengrade, das Haupt erhoben, so steht der Fürst da, die Linke ruht auf dem Pallasch der Seydlitz-Kürassiere, deren Uniform er heute trägt, die Rechte winkt noch einmal allen Erschienenen den Dank zu. So hat er Jahrzehnte lang das Steuer geführt, ob die See glatt lag in friedlicher Stille oder, bis in die tiefsten Tiefen aufgewühlt, die Planken in wildem Toben bestürmte. Der Ferge führte das Schiff sicher hindurch zum wirtlichen Hafen. Nicht die Jahre, nicht der Kampf haben ihn niedergezwungen. Und wie so oft ihn unsere Augen geschaut, einem Heros gleich, so scheidet er von uns. Was nun geschah auf dem Bahnhof, wer will's getreu schildern! das muß erlebt sein. — Wie aus Stein gemeißelt stehen die beiden Garde-Kürassiere rechts und links vom Eingang zum Bahnhof, und wie aus Stein gemeißelt die Ehrenschwadron auf dem rechten Bahnsteig, von dem der Fürst Berlin verlassen will. Ueber den weichen Teppich, der bis zum Wagen des Fürsten hinabführt, gleitet sein Schritt. Die Botschafter mit ihren Damen, Preußens Minister und General von Caprivi, Deutschlands neuer Kanzler, der Kommandant des Gardekorps, Freiherr von Meerscheidt-Hüllessem, Graf Lehndorf mit Gemahlin, Generalleutnant von Hahnke, der Chef des Militärkabinetts des Kaisers: wer zählt sie alle, die hier des Fürsten warten, um noch einmal ihm „Lebewohl" zu sagen und die edle Gestalt noch einmal zu schauen, ihr Bild fest dem Herzen einzuprägen. Blumen und Blumen in entzückender Pracht, in fast überreicher Fülle reichen ihm zarte Hände. Die Männer, mit denen er viele Jahre für des Vaterlandes Wohl gesorgt, drücken ihm noch einmal die eiserne Rechte. Wie der Fürst die Treppe herabschreitet zum Perron, geht ein junges Mädchen ihm voran, mit Blumen seinen Weg bestreuend. Jetzt schmettern die Trompeten den Präsentiermarsch durch die weite Halle. Regungslos stehen die Kürassiere, als der Fürst die Front abschreitet. Da klirrt's und jubelt's und jauchzt's in den Bahnhof hinein. Die Fenster der Wartesäle öffnen sich. In Scharen schwingen die Menschen sich heraus. Da hilft kein Halten, kein Befehl. Sie wollen ihren Kanzler nicht verlassen, bis der Wagen ihn von

dannen führt. Jetzt kehrt er um und wendet sich zu den Offizieren des Regiments, die auf dem rechten Flügel stehen. Freudiger Stolz strahlt in ihrem Antlitz, daß es ihnen vergönnt ist, dem Kanzler das Ehrengeleit zu geben. Er sagt ihnen allen Lebewohl. Die Rechte schließt sich um die Rechte. Und wieder flüstern ihm Blumen die Grüße des Volkes zu. Im Salonwagen des Fürsten ist kein Platz fast mehr für sie. Aus all der Pracht aber und dem Reichtum edler Formen und zierlicher Gebinde ragen zwei Gaben hervor, die unwillkürlich jedes Auge fesseln: es ist ein Kissen mit Veilchen bedeckt, die einen Lorbeerkranz umgeben, während an den vier Ecken Theerosen ihr mattes Gelb von dem dunklen Grund der Veilchen abheben. Schwarz-weiß-rote Bänder halten den Lorbeerkranz zusammen. Der Kaiser hat diese Blumenspende seinem Kanzler gesandt. Von der Kaiserin kam jener mit duftendem Flieder gefüllte Korb, dessen Henkel mit den schönsten Rosen verziert ist. Und noch immer tragen die Diener Blumen in den Wagen. Doch der Augenblick der Abfahrt ist gekommen; als wollte ihn das Volk nicht scheiden lassen, so umdrängt es den Kanzler und stürmt ihm nach bis zum Wagen. Da ertönt plötzlich der Ruf: „Wiederkommen!“ und in hundertfachem Echo pflanzt sich dieser Ruf fort, bis die ganze Bahnhalle von ihm wiederhallt. Den Fürsten scheint dieser Ruf nicht angenehm zu berühren; er legt den Zeigefinger an den Mund und zieht sich für einen Augenblick ein wenig vom Fenster zurück, aber gleich darauf erscheint wieder sein gewaltiger Kopf in dem Rahmen des Fensters und verschwindet auch nicht mehr, als der Ruf „Wiederkommen!“ einmal über das andere Mal wiederholt wird. Dann wird von schöner, kräftiger Männerstimme „Die Wacht am Rhein“ angestimmt, alles fällt ein und im tausendfachen Chor ertönt die mächtige Melodie. Die Bewegung des Fürsten steigert sich ersichtlich, und es zuckt wieder gewaltig um seinen ausdrucksvollen Mund. Nach der „Wacht am Rhein“ ertönt auch das „Heil dir im Siegerkranz“, und dann, genau um 5 Uhr 40 Minuten, wird das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Kommandorufe ertönen, das Musikkorps der Kürassiere spielt einen Marsch, es wird präsentiert, und unter nicht endenwollenden Hochrufen bewegt sich aus der Bahnhalle



Fürſt Bismarck und Graf Herbert Bismarck im Park zu Friedrichsruh.

Nach dem Leben gezeichnet von Reinh. Hoberg.

der Zug, der den scheidenden Staatsmann und seine Familie, mit Ausnahme des Grafen Herbert, der noch in Berlin geblieben ist, seinem Heim im Sachsenwalde zuführt.

Ehrenvolle Huldigungen wie beim Abschiede von Berlin wurden dem Fürsten bei seiner Ankunft in Friedrichsruh zu teil. Eine Ehrenkompanie, die auf Befehl des Kaisers das Hamburger erste Bataillon entsandt hatte, empfing ihn auf dem Bahnhofe, während er durch den Kommandierenden General des 9. Armeekorps, Herrn Leszinski, in feierlicher Weise begrüßt wurde. „Ich bin überrascht," sagte der Fürst, „durch die Ehre, die mir der Kaiser angethan hat; denn ich habe ja alle Ehrenämter niedergelegt, bin ja nur ein General außer Diensten." Der Bahnhof war glänzend erleuchtet; die Feuerwehrmannschaften der umliegenden Ortschaften geleiteten den Ankommenden mit Fackeln durch die ihn mit brausenden Hochrufen begrüßende Volksmenge, welche aus Hamburg und der Umgegend herbeigeströmt war, bis zu seinem Heim. Am Abend des 31. März brachten Hamburger Bürger dem Fürsten einen Fackelzug, an dem 3500 Personen teilnahmen. In Erwiderung einer Ansprache sagte der Fürst: „Wer 28 Jahre Minister war, pflegt viele Feinde zurückzulassen; daß ich aber auch viele Freunde besitze, beweisen die Kundgebungen in Berlin und die in Friedrichsruh. Ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen. Ich werde mit Hamburg gute Nachbarschaft halten. So viele Hurra hörte Friedrichsruh noch nie. Ich hoffe auf ein Wiedersehen, wenn nicht in dieser, so in der anderen Welt."

Diese Huldigung war gleichzeitig die Vorfeier des 75. Geburtstages des Kanzlers. Über 6000 Telegramme und Glückwunschschreiben unter anderen Ehrengaben aller Art bekundeten an diesem Tage, daß im deutschen Volke die alte Treue und Dankbarkeit noch nicht erloschen ist. Der vaterländische Dichter Ernst von Wildenbruch widmete dem Fürsten auf den Bändern eines Lorbeerkranzes folgenden Abschiedsgruß:

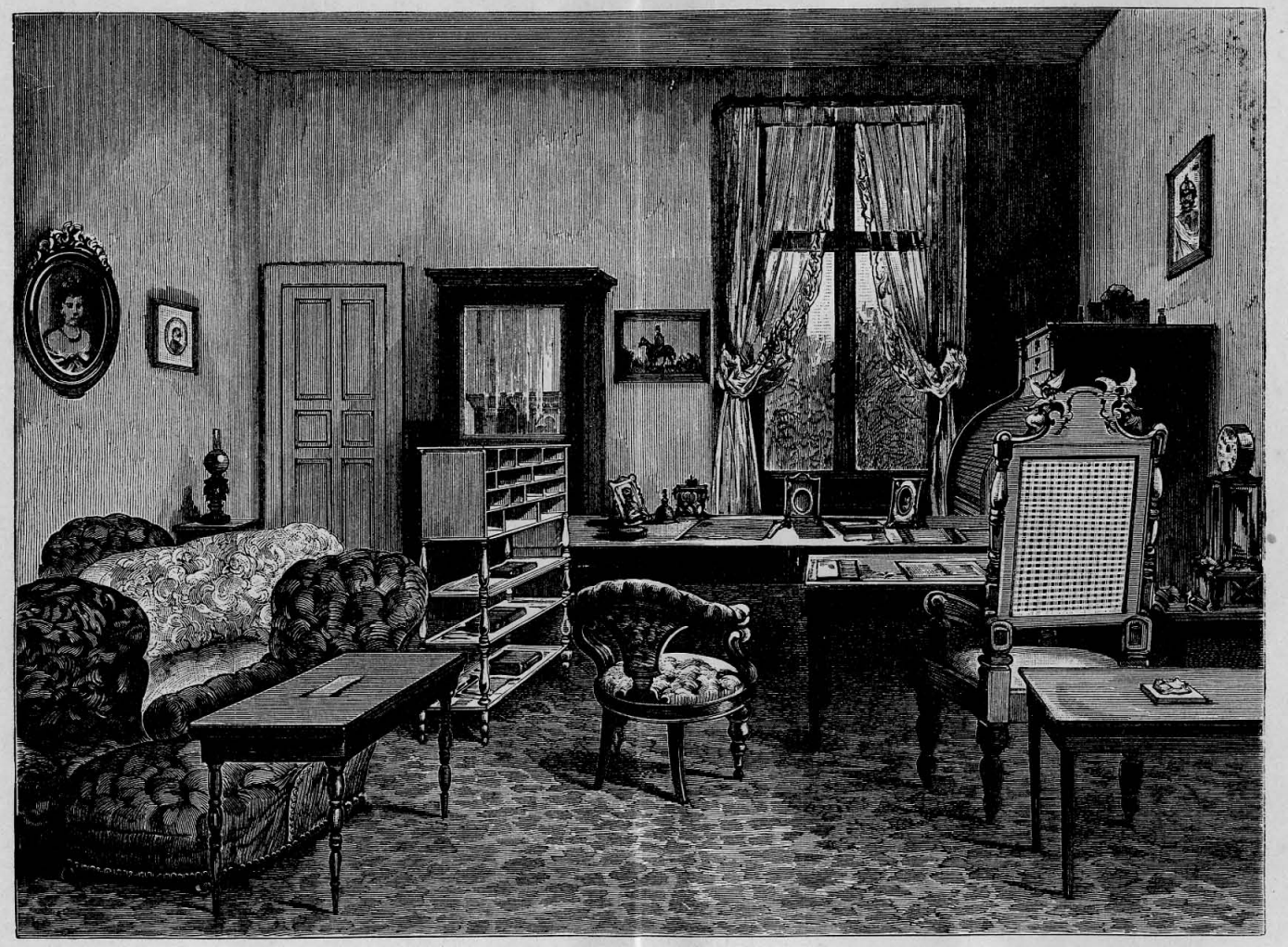
„Du gehst von deinem Werke,
Dein Werk geht nicht von dir,
Denn wo du bist, ist Deutschland,
Du warst, drum wurden wir.

Was wir durch dich geworden,
Wir wissen's und die Welt,
Was ohne dich wir bleiben,
Gott sei's anheimgestellt."

Das Heim, welches den geschiedenen Staatsmann in seine traulichen Räume aufnahm, ist ein Ehrengeschenk seines heimgegangenen Kaisers Wilhelm, welcher ihm dasselbe am 24. Juni 1871 durch folgenden Erlaß verlieh:

„Ich habe mich veranlaßt gefunden, den zu dem Domanium des Herzogtums Lauenburg gehörigen Grundbesitz im Amte Schwarzenbeck, welcher mir zum freien und unbeschränkten Eigentum durch den mit der Ritter- und Landschaft des Herzogtums unter dem 19. d. M. abgeschlossenen, von mir am 21. d. M. genehmigten Rezeß überlassen worden ist, mit allen daraus resultierenden Privatrechten und Verbindlichkeiten dem Kanzler des Deutschen Reiches Fürsten Bismarck in Anerkennung seiner Verdienste als eine Dotation zum Eigentum zu übereignen. Wilhelm."

Das von den Baumriesen des alten Sachsenwaldes umrauschte Besitztum, das, von der Berlin-Hamburger Eisenbahn durchschnitten, eine Meile von Hamburg entfernt an der Elbe gelegen, 8000 Hektare umfaßt, hat die Fürsorge des Reichskanzlers zu einem der anmutigsten Stückchen Erde im deutschen Vaterlande umgeschaffen, so daß er es schon vor einer Reihe von Jahren zu seinem Lieblingsheim erwählte. Seinen Namen trägt dasselbe nach einem früheren Eigentümer, dem Grafen Friedrich zur Lippe, Sternberg und Schmalenberg, der einem im Jahre 1767 von ihm erbauten Jagdhause diese Bezeichnung gab. Als der Fürst Bismarck am 1. Januar 1872 den Besitz der Herrschaft Friedrichsruh übernahm, sah es in derselben recht wüst und öde aus. Weite Sumpfflächen durchzogen den urwüchsigen Wald. Ein herrschaftliches Wohnhaus war nicht vorhanden. Das gebietende Wort des Kanzlers aber schuf bald Wandel. „Wenn ich das nächste Mal wiederkomme," sagte er zu den Wirtschafts- und Forstbeamten bei seinem ersten Besuch in Friedrichsruh, „dann will ich hier klares Wasser und festen Boden sehen". Und das kaum Glaubliche geschah. Nach wenigen Jahren schon waren die Moräste trocken gelegt und hübsche Inseln

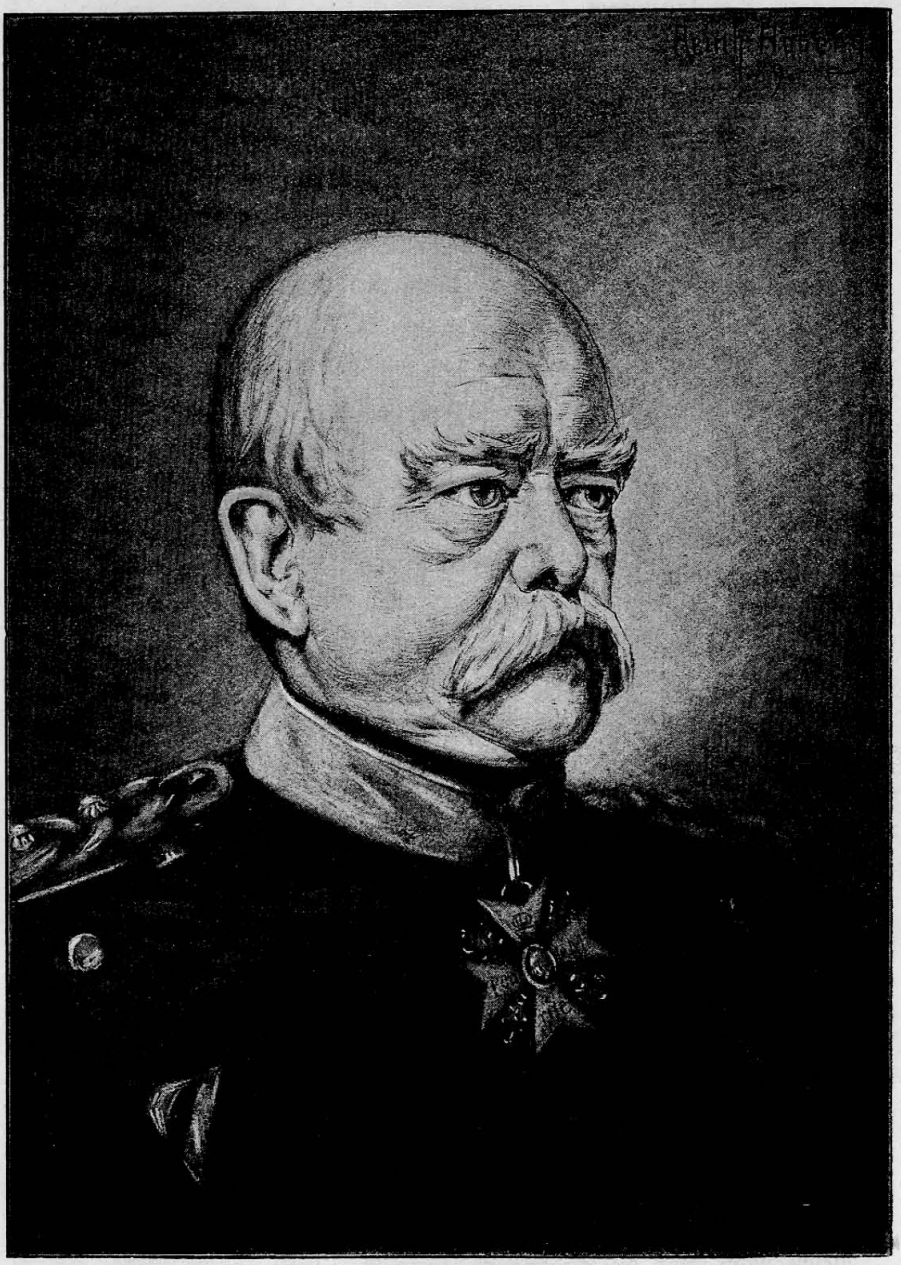


Das Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.
Nach der Natur gezeichnet von Robert Geißler.

gewonnen. Das klare Wasser lieferte der Billbach, von welchem man zahlreiche Wasserläufe durch den Park leitete. Es wurden Anpflanzungen in großem Maßstabe nach außen hin vorgenommen und gegen die herrschende Windrichtung abgeschlossen, so daß der Spaziergänger ansehnliche Strecken im Parke lustwandeln kann, ohne einem rauhen Lüftchen ausgesetzt zu sein. Außer unserer deutschen Fichte kamen die schönsten ausländischen Nadelhölzer zur Anpflanzung, insbesondere die kaukasische Edeltanne, die Douglas-Fichte, die amerikanische Cypresse und eine japanische Lärchenart. Künstliche Wasserfälle wurden zur Belebung der Scenerie geschaffen und dem Schutz der Singvögel eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; über fünfhundert Nistkästen sind heute in den fürstlichen Forsten zu finden. Aus einem Gasthause für Hamburger Ausflügler, das der Fürst käuflich erwarb, wurde ein Wohnhaus hergestellt. Der auf das Einfache und Zweckmäßige gerichtete Sinn des Käufers begnügte sich mit der vorhandenen Bauart und ließ das Gebäude nur erweitern. Es trägt deshalb in seiner jetzigen Gestalt trotz seiner 60 Zimmer, und obwohl es das Heim eines Fürsten ist, die Bezeichnung „Schloß" mit wenig Berechtigung. Der Stil desselben ist ein schwierig zu bezeichnender; es ist teils zwei-, teils dreistöckig und macht einen sehr bescheidenen Eindruck. Wer aber in den geräumigen Bau eintritt, dessen Bedenken gegen die äußerliche Bescheidenheit desselben werden bald überwunden von der Behaglichkeit, mit welcher das Innere anmutet. Nicht als ob in den Gemächern ein besonderer Luxus entfaltet sei, im Gegenteil ist jede Überladung in der Ausschmückung sorglich vermieden, und die kleinen, nicht gerade hohen Zimmer machen durchweg den Eindruck, daß sie für den täglichen Gebrauch bestimmt sind. Für Prunkzimmer hat das Wohnhaus des Fürsten Bismarck keinen Raum, aber eine behagliche Pracht, ein geläuterter Geschmack walten in allen Gemächern vor. Im Erdgeschoß liegen die Wohnzimmer der fürstlichen Familie, das Arbeitszimmer des Fürsten und die Empfangsräume, während die oberen Stockwerke als Fremdenzimmer und Wohnungen für die Umgebung des Fürsten bestimmt sind. Aus allen Fenstern ist ein schöner Überblick über den Park gewährt, auf die weiten Wasserflächen, die Riesen des herrlichen Baumstandes und die

jungen Anpflanzungen, ein Bild, das für das Auge wahrhaft erquickend wirkt.

Die Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit aus allen Teilen der Welt, welche dem Fürsten Bismarck während seiner Amtsführung zu teil wurden, sind in Friedrichsruh gesammelt und schmücken, mit großem Geschick verteilt, die Gemächer. Kostbare Uhren und Vasen, Bilder und Gobelins, von fremden Fürsten dem Kanzler zugeeignet, ein große Zahl der kostbaren Geschenke, mit welcher Wilhelm I. seinen treuesten Freund und Diener auszeichnete, sind hier aufgestellt; die Geschenke der verschiedensten Personen und Vereinigungen aber nehmen den breitesten Raum in dieser Sammlung ein, die ein wahres Bismarck-Museum zu nennen ist. Da hängen Jagdtrophäen aus aller Herren Ländern; neben dem Porträt des Fürsten von Lenbachs Meisterhand die Ahnengalerie des Fürsten, Bilder von Crispi, Beaconsfield und den anderen großen Zeitgenossen des ersten Reichskanzlers schmücken die Wände des fürstlichen Arbeitszimmers. Ein alter Kartentisch fesselt die Aufmerksamkeit; sein grünes Tuch ist arg zerschlissen, aber auf diesem Tischchen sind die Präliminarien des Friedensvertrages zu Versailles unterzeichnet worden; eine große bildliche Darstellung der Feier auf dem Niederwalde und darunter die Worte Kaiser Wilhelms I.: „Die Krönung Ihres Gebäudes, der Sie leider verhindert waren durch im aufreibenden Dienste für das Vaterland heraufbeschworene Krankheit beizuwohnen" — an allen Ecken und Enden begegnen wir diesen Spenden der Verehrung. Ein Stück des Flensburger Löwen hat „ein treuer Verehrer dem Mann der That" zum Zweck eines Briefbeschwerers gewidmet, die deutschen Papierfabrikanten haben einen Schrank mit Papier und Briefumschlägen in allen Formen und Farben gestiftet, eine überreiche Schenkung, die der Kanzler allerdings niemals aufbrauchen wird, aus welcher noch seine Kinder ihren Papierbedarf vollständig decken können. Im Schlafgemach des Fürsten steht das riesige, aus Buchenholz gefertigte Bett, eine Ruhestätte, nur für Leiber bestimmt, deren Maß schier über das Menschliche hinausgeht. Das Schlafsofa hält das gleiche Maß, auch die Badewanne, deren Eichenholz ein Waldriese des fürstlichen Forstes für seinen Besitzer liefern mußte.



Fürſt Bismark.

Originalzeichnung von Reinh. Hoberg.

Der Frühling ist mit dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh eingezogen. Bäume und Büsche knospen, grünen und blühen; der Gesang der Vögel begrüßt ihn, wenn er seinen Spaziergang durch das lauschige Revier des weiten Sachsenwaldes antritt. Überall duftet ihm der schöpferische Lenzesodem, der frische, fruchtbare Erdgeruch entgegen. Alles scheint sich im Wetteifer zu regen, dem Naturfreunde seinen Aufenthalt zu verschönen und zu verklären. Wie oft hat sich der Vielbeschäftigte nach einem solchen stillen Landleben, wie er es jetzt so ungestört zu genießen vermag, gesehnt! Er wollte einst am liebsten dort verweilen, wo der Specht allein ist, im Wald und Feld als Jägersmann herumschweifen oder ruhig im Grase liegen und die Kirschen reifen sehen. — Und doch, welch wunderbares, beängstigendes Gefühl ergreift jetzt oft seine Seele, wenn er des Morgens erwacht — und „nichts zu thun hat, als seine Uhr aufzuziehen!“ Von dem, was in der Welt vorgeht, erfährt er, der Gewaltige, der bisher auf den Gang der Weltuhr maßgebend gewirkt hat, erst durch die Zeitungen! All den Freuden, die ihm früher als Ideal vor Augen geschwebt haben, die er leidenschaftlich gesucht, vermag er jetzt kaum einen Geschmack abzugewinnen. „Mit den Leidenschaften,“ sagte er zu seinem Jugendfreunde Kayserling, „verhält es sich, wie mit meinen Forellen im Teich: eine frißt die andere auf, bis nur noch eine einzige dicke übrig bleibt. Bei mir hat im Laufe der Zeit die Leidenschaft zur Politik alle anderen Leidenschaften aufgefressen. — Die Jagd! Ich glaube nicht, daß ich noch ein Gewehr in die Hand nehmen werde; es thäte mir leid, auf Wild zu schießen.“ Und die Leidenschaft, die seine ganze Seele füllt, die Staatskunst? — „O. es ist vorbei!“ ruft er einem Besucher zu, der an seiner völligen Unthätigkeit als Staatsmann zweifelte. „Es ist gänzlich vorbei, mehr als Sie glauben, mehr als Sie jemals vermuten könnten!“ Seinen Abschied von Berlin mit all den begeisterten Huldigungen nennt er ein feierliches — Begräbnis, wenn auch eins erster Klasse. Unthätig sein, wenn im vaterländischen Leben noch so riesengroße Aufgaben zu lösen sind! Welche Tragik für den Mann, der durch fast drei Jahrzehnte die Geschicke seines Volkes allein in seiner starken Hand gehalten!

Die Leidenschaft zur Staatskunst hat ihm einmal die Harmonie seines inneren Menschen zerstört. „Wie ein Rasender kämpfte er seitdem, um eine Harmonie in den äußeren weltlichen Dingen herzustellen und auf diese Weise im historischen und ethischen Sinne das zurückzugewinnen, was er in seiner persönlichen Lebensführung verloren hat. In der politischen Einigung und der wirtschaftlichen Kräftigung Deutschlands hat seine Willenskraft die Peripherie dieser harmonischen Rundung, nach der seine geistige Natur immerfort zurückdrängt, tiefbefriedigt erreicht. In Sachen des Weltfriedens, in der Sozialpolitik und manchen anderen kleineren Dingen ist er noch nicht zu einer vollen Sättigung seines innersten Wesens gelangt.“ Mit förmlich krankhaftem Begehren ergreift der mitten aus seiner Bahn gerissene Staatsmann nun die Gelegenheit, seine Gedanken und Ideen, die ihn Tag und Nacht bewegen, zum Ausdruck zu bringen. Selbst die Zeitungsschreiber, die er früher seine ganze Verachtung hat fühlen lassen, sind ihm jetzt willkommene Boten, um das, was er fühlt und denkt, der Welt zu übermitteln. Könnten sich doch diejenigen, welche sich zu Beurteilern der Handlungen des zur Ruhe gesetzten Staatsmannes, dem die Arbeit, der Kampf das Lebenselement geworden, aufwerfen, in die Lage desselben versetzen! Kaiser Wilhelm I. ging mit 73, Moltke mit 70 Jahren in den Französischen Krieg. — — Wer wollte den Gewaltigen mit dem Maßstabe gewöhnlicher Sterblichen messen?

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der Unermüdliche seine Kraft zum Wohle des Vaterlandes noch in einer seiner ganz würdigen Weise bethätigen wird; er findet dann wohl auch die Ruhe seiner Seele wieder, und ihn erfüllt jene Stimmung, die Schiller in seinem Gedicht „Die Ideale“ malt:

„Von all' dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürde liebend teilest,
Die, die ich frühe sucht und fand.

Und du, die gern mit ihr sich gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört:
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur auf Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Freundschaft, Liebe, Verehrung — werden sie dem großen Wohlthäter seines Vaterlandes nicht dauernd in reichem Maße entgegengebracht? Hunderte treuer deutscher Herzen kommen täglich aus allen Teilen des Vaterlandes, um den Geschiedenen noch einmal zu sehen, ihn auf seinen Spaziergängen zu grüßen. Es war am 21. Juli 1890, als der Fürst Bismarck seinen Wald verließ und den Bahnhof betrat, um sogleich jubelnd von einer Menschenmenge empfangen zu werden. „Ein Gruß aus Nassau!" — „Ein Gruß aus Würzburg!" — „Ein Gruß aus Posen!" so tönte es ihm entgegen. „Nun, dann ist wohl ganz Deutschland hier versammelt!" erwiderte der Fürst lächelnd.

„Denn wo du bist, ist Deutschland."

Treue Herzen schlagen dem Fürsten allerorts, oft da, wo er es kaum ahnt. Es war um dieselbe Zeit, da sich jene Scene in Friedrichsruh abspielte, als der König Oskar von Schweden zu dem Berichterstatter einer deutschen Zeitung äußerte: „Es ist mir wahrhaft leid, nicht einmal einen halben Tag beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh verleben zu können. Menschen, die ich so hoch schätze und verehre wie Bismarck, kommen meinem Herzen doppelt nahe, wenn sie für den großen Teil der übrigen Welt bei Seite treten."

Mit welcher Freude und Genugthuung vermag der greise Fürst auf den Kreis seiner Familie zu blicken, vor allem auf die edle Gattin, die zu ihrer höchsten Ehre in allen Wandlungen des Lebens an der Seite des genialsten Mannes trotz Gräfin, trotz Fürstin und trotz Herzogin doch immer nur die stille sorgsame Hausfrau blieb! Welch ein Glück für den Mann, daß ihm diese liebevolle Gefährtin seines Lebens an seiner Seite erhalten blieb! In ihrer Nähe und in dem Kranze der Söhne, Töchter und Enkelkinder wird dem Unruhvollen die

Ruhe wiederkehren und einst ein milder, goldener Abendfrieden lachen wenn das Wort des Dichters volle Anwendung gefunden hat:

„Magst erinnernd, Held, dich freuen
Deiner Thaten, thatenlos!
Sieh, der Dankbarsten, Getreuen
Zahl, wie bleibt sie allzeit groß!
Einst dein Morgenrot verscheuchte
Nebeldunst, der auf uns lag.
Klaren Abendschein geb' lang uns
Deutschlands heller Bismarcktag!"

Was auch die Zukunft noch von unserm Helden bringen möge, die Summe seiner Thaten, die er bisher vollbracht, reicht aus, daß die Nachwelt einst mit dem Shakespeareworte über ihn urteilt:

„Es war ein Mann; nehmt alles nur in allem,
Ihr werdet nimmer seines gleichen finden!"

111/135

Druck von Fr. Richter in Leipzig